# System und Geschichte

## der Kultur.

Von

Dr. Georg Grupp,
Fürstl. Öttingen-Wallersteinscher Bibliothekar.

II.

Geschichte der menschlichen Lebensformen und Lebensinhalte.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1892.
Zweigniederlassungen in Münster, Osnabrück und Mainz.

# Geschichte

## der menschlichen

# Lebensformen und Lebensinhalte.

Von

**Dr. Georg Grupp,**

Fürstl. Öttingen-Wallersteinscher Bibliothekar.

**Mit 33 Text-Abbildungen.**

**Paderborn.**

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1892.

Zweigniederlassungen in **Münster, Osnabrück** und **Mainz.**

# Vorwort.

Im ersten Teil wurde die Geschichte der Menschheit unter dem Gesichtspunkte allgemein herrschender Gesetze und der ihnen zu Grunde liegenden Kulturideen behandelt, es wurde nachgewiesen, daß Natur- und organische Gesetze, anthropologische und theologische Gesetze in mehr inhaltreicher Weise, ein Substanz- und Kausalgesetz (S. 150 ff.) in mehr formeller Weise das geschichtliche Leben beherrschen. Unter dem Gesichtspunkte dieser Gesetze erschien die Geschichte als das Leben des Menschen im großen, als das Leben der Menschheit, die von einem Ursprung ausgegangen ist und zu einem bestimmten Ziele gelangen wird (S. 164 ff.).

Nunmehr handelt es sich darum, dem Leben der Menschheit näher zu treten, das alltägliche und gewöhnliche Leben des Volkes im einzelnen, in seinen einfachen Formen und Zügen zu beobachten und in das innere Fühlen und Denken bestimmter Zeiten und Menschengruppen einzudringen. Und zwar sollen zuerst die das Leben sichernden, schützenden und erhaltenden und regelnden Bedingungen, „die menschlichen Lebensformen", zur Sprache kommen, und soll erst dann dem Lebensinhalte näher getreten werden. Alle wichtigen Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen sollen hier zur Darstellung kommen und aus der gesamten Weltlitteratur das kulturhistorische Mark ausgehoben werden. Gewiß allein schon eine ungeheuere und eine Einzelkraft übersteigende Aufgabe!

Wenn daher zünftige Geschichtsforscher schon an sich Bücher mit Mißtrauen aufnehmen, welche sich als Kulturgeschichten ausgeben, so wird dies doppelt bei einem Werke der Fall sein, welches gleich alle menschlichen Lebensformen und Lebensinhalte in den Kreis seiner Betrachtung zieht.

Die heutige Forschung pflegt sich auf weniger zu beschränken und mit enger begrenzten Fragen und Zeiträumen sich abzugeben. Die gesamte Weltgeschichte scheint ihr zu ausgedehnt. Und doch kann es auch die neueste Zeit nicht lassen, Weltgeschichte in zusammenfassender Darstellung zu fordern, und immer dringender erhebt sich der Ruf, das wissenschaftliche Spezialistentum durch umfassendere Gesichtspunkte und allgemeinere Betrachtungen zu überwinden oder wenigstens zu ergänzen. Solche zusammenfassende Gesichtspunkte und Ideen sollen nun in dem vorliegenden Bande dem Leser gegeben werden, er soll die Geschichte menschlicher Kultur in ihren Grundzügen und hervorstechendsten Linien schauen. Schon in dieser Formulierung der Aufgabe liegt etwas, was dem zünftigen Forscher gegenüber wieder Vertrauen gibt. Es soll nicht alles Beliebige aus dem Leben der Völker zur Anschauung kommen, sondern nur das Wesentliche und Notwendige. Ohne die Treue im einzelnen zu verletzen, will der Verfasser vor allem die charakteristischen Züge der Geschichtsperioden und Kulturvölker zeichnen. Die *charakteristischen Züge* von Zeiten und Menschen sind aber weder jene ganz *individuellen und zufälligen Vorkommnisse*, welche mehr als Ausnahmen denn als Regel zu betrachten sind, noch jene *allgemeinen Triebe*, welche alle Menschen in gleicher Weise bewegen (s. I, 39 ff.), sondern *unterscheidende Merkmale* von Perioden und Völkern, die jedoch innerhalb dieses Rahmens *allgemein* gelten und nicht Ausnahmen sind. Daher wurde bei den Ägyptern, Indiern und Persern z. B. nur das besprochen, was je das eine und andere dieser Völker im Unterschied zu andern charakterisiert, oder für die Renaissance- und Aufklärungszeit nur diejenigen Momente zusammengestellt, welche ihre spezifischen Merkmale ausmachen. Dadurch war eine große Stoffverminderung gegeben.

Noch weiter ging der Stoff zusammen durch Ausscheidung alles dessen, was rein politischer, kirchen-, kunst- und litteraturgeschichtlicher Natur ist. Daher wurden weder die peloponnesischen noch die punischen Kriege, weder der Friede von Utrecht noch von Hubertsburg erwähnt. Ebensowenig konnte man sich mit den Handschriften des Nibelungenliedes,

mit der Entstehung von Goethes Faust u. a. befassen. Das Inhaltliche, der Lebensgehalt und die Idee war allein maßgebend.

Endlich wurde auch mit dem rein Gedanklichen und Ideellen in diesem Bande insofern Maß gehalten, als es gegenüber dem rein natürlichen und alltäglichen Volksleben in den Hintergrund treten mußte. Zu zeigen, wie das einfache Volk lebte und dachte, war Hauptbestreben und man war dabei natürlich auf die Litteratur des Volkes angewiesen. Daher erscheint das Volksleben womöglich immer im Spiegel seiner Litteratur, nicht in demjenigen des Verfassers. Der ganze diesbezügliche Abschnitt ist überschrieben „Geschichte der Lebensauffassung und Lebensideale“. Mit Absicht ist der zweideutige Ausdruck Lebensauffassung gewählt, weil er ebenso gut theoretische als praktische Bedeutung haben kann. Die Litteratur soll nicht nur zeigen, wie das Volk das Leben praktisch auffaßte und gestaltete, sondern auch wie es dasselbe theoretisch auffaßte, d. h. darstellte und dichterisch ausprägte. Beides gehört notwendig zusammen, wie Form und Inhalt, und erscheint auch gewöhnlich verbunden, wiewohl es Völker und Zeiten gab, bei welchen das Hauptgewicht entweder auf der Form (griechisches Altertum, Renaissance) oder auf dem Inhalt lag (Mittelalter, s. I, 122; II, 225).

Die Litteraturen der Völker sind nun freilich unerschöpflich und für einen einzelnen unübersehbar. Es mag daher wohl sein, daß in dieser Arbeit manches übersehen wurde, was zur Gesamtcharakteristik wirklich wichtiger gewesen wäre, als was Aufnahme fand. Doch ist wohl weniger eine Klage über Mangelndes als eine Klage über das Allzuviel, das Allzubunte und Mannigfaltige zu befürchten. Der große Stoffreichtum springt um so mehr in die Augen, je knapper an manchen Orten die Ausdrücke sind und je gedrängter die Sprache ist. Es liest sich nicht alles wie ein Roman. Um jedoch Ermüdung zu verhindern, wurde ein verschiedener Druck angewandt und alles so durchsichtig und übersichtlich gestaltet, daß es einem leicht möglich ist, zu überschlagen, was ihm zu ausführlich scheint.

Eine besondere Sorgfalt hat der Verfasser auf die Rechts- und Staatsgeschichte (S. 73 ff.) verwendet, und im Unterschied von den gewöhnlichen Darstellungen nur die leitenden Ideen betont. Desgleichen ging sein Bestreben darauf, die wichtigsten Philosophieen allgemein verständlich in ihren Grundzügen darzustellen.

Es muß auch für diesen Band der Meinung gewehrt werden, als hätte es der Verfasser inmitten von zahllosen Bücherschätzen gar leicht gehabt, diese Arbeit zu vollenden. Mußte er doch so wesentliche Werke, wie z. B. die hierhergehörigen Schriften von Arnold, H. Bender, Buckle, Burckhardt, Blümner, Curtius, Döllinger, Draper, Falke, Goltz, Hardegg, Hehn, Hübner, Jähns, Karajan, Koner, Lassen, Lecky, Lenormant, Max Müller, Murner, Öhler, Pastor, Post, Ribbeck, Roscher, Scherer, Scherr, Schmid (Geschichte der Pädagogik), Jul. Schmidt, Schrader, Spiegel, Lor. Stein, Taine, Thierry, Ticknor, Tylor, B. Weiß, Wuttke, Zschokke von auswärts kommen lassen und hat daher die Bibliotheken in München, Stuttgart und Würzburg vielfach beanspruchen müssen. Besonderer Dank ist deshalb Herrn Direktor v. Laubmann und P. Odilo Rottmanner auszusprechen.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß durch veränderte Anordnung und knappere Zusammenfassung eines umfangreicheren Manuskriptes einige Rückweise des I. Teiles auf den II. Teil abzuändern sind und es I, S. 124, Anm. 2 heißen muß II. Teil, S. 45 ff.; I, S. 130, Zeile 3 von unten und S. 147, Anm. 1 sollte es heißen II. Teil, S. 277 ff.

Maihingen, im Oktober 1891.

**Der Verfasser.**

# Inhaltsangabe.

## Einleitung.

## Zweiter Abschnitt.

## Geschichte der Lebensregelung (S. 37—114).

### Erstes Kapitel.

### Die Sitte (S. 37—73).



### Zweites Kapitel.

### Geschichte des Rechtes und Staates (S. 73—130).



### Drittes Kapitel.

### Geschichte der Moral (S. 110).

## Dritter Abschnitt.

## Geschichte der Lebensauffassung und Lebensideale (S. 115—502).

### Erstes Kapitel.

### Die polytheistische Religion des Altertums (S. 115).

### Zweites Kapitel.

### Die orientalische Geistesart und Lebensanschauung (S. 118—144).



### Drittes Kapitel.

### Das Leben der Griechen (S. 145—175).



### Viertes Kapitel.

### Das Leben der Römer (S. 176—195).

Fünftes Kapitel.

## Christus und das Christentum (S. 196—230).



Sechstes Kapitel.

## Wandlungen des Geisteslebens im Mittelalter (S. 231—320).

# Verzeichnis der Abbildungen.

# Zusätze und Berichtigungen.

S. 16 Z. 17 v. o. Der phönikische Ursprung der europäischen Alphabete wird in neuester Zeit bestritten (s. Stimmen aus M.-Laach 26, 244).

S. 29 Z. 21 v. o. In neuester Zeit unterscheidet man nur noch die Stein- und Metallzeit.

S. 41 Z. 13 v. u. Statt Parc. II, 1290 zu lesen 1275.

S. 48 Z. 7 v. u. Diese Bemerkung verdanke ich Herrn Direktor Dr. Lehrs in Dresden.

S. 54 Z. 13 v. u. Lies: „der gemeinsame Teppich die Stühle für einzelne.“

„ „ Z. 2 v. u. scheint doch bloß Sage zu sein.

S. 63 Z. 14 v. o. Statt S. 64 zu setzen S. 46.

S. 67 Z. 18 v. o. Dieses fast unglaubliche Verhältnis 0: 10 000 stützt sich auf Platz, der Mensch S. 494.

S. 231 Z. 4 v. u. Der byzantinische Ursprung der Miniaturmalerei ist zweifelhaft.

S. 247 Z. 15 v. o Statt 1600 muß es wie Z. 18 v. o. heißen 16 000.

S. 277 Z. 4 v. u. ist zu trennen le bere von.

S. 283 Z. 10 v. u. Statt Roman de Rose zu lesen de Roue.

S. 290 Z. 8 v. u. Statt Raphael ist zu setzen Titian, dem der „Triumph Christi“ aus dem 15. Jahrhundert zugeschrieben wird (eine Abbildung siehe bei Lacroix, vie militaire et religieuse au moyen age p. 297).

S. 331 Z. 12 v. o. beizufügen: Trithemius (Janssen I, 95).

S. 340. Mit Absicht hat der Verfasser das sog. Materialkriterium des Protestantismus die Solafideslehre, gegen die Vereinfachung und Rationalisierung des Dogmas zurücktreten lassen und kann sich hierfür auf Bezolds Geschichte der Reformation berufen. Als der Verfasser den Satz S. 341 Z. 5 v. o. niederschrieb, dachte er u. a. an den Grafen Ludwig XV. v. Öttingen und an den merkwürdigen Ausspruch Hoffbauers bei Guglia, Religiöses Leben in Wien, Allg. Ztg. 1891 Beil. 128. Als theologisches Jahrhundert bezeichnet auch Sdralek in seiner Rektoratsrede „Die Stellung der Geschichte zur Philosophie und Naturwissenschaft“ das 16. Jahrhundert.

S. 371 Z. 1 v. u. Statt Hauser zu setzen Lauser.

S. 424 Z. 16 v. u. „ war „ ward.

S. 501 Z. 8 v u. Eine Ursache, die sich dem Verfasser speziell nahelegt, ist der Mangel an kaufenden Klöstern.

# Einleitung.

## Die Urzeit des Menschengeschlechtes.

Bezüglich der Urzeit des menschlichen Geschlechtes stehen sich heute zwei Ansichten schroff gegenüber: die traditionell christliche und die modern anthropologische. In der Mitte steht eine dritte, die sich auf die Sprachforschung stützt. Wenn jeder dieser Ansichten ihre einseitige Spitze abgebrochen wird, ergänzen sie sich zu einem ungefähren Bilde der Urzeit.

### I. Die traditionell christliche Ansicht.

Im Lichte des Glaubens ging der Mensch gerecht und edel, ausgestattet mit den schönsten Fähigkeiten, mit großem Wissen und reinem Fühlen aus der Hand des Schöpfers hervor. Sein Aufenthalt war der Garten der Wonne, wo eine üppige Natur in allen Reizen der Farben und Formen prangte und eine Fülle prächtiger Tiergestalten die weiten Räume bevölkerte.

Die Aufgabe des Menschen war es hier „den Garten zu bebauen und zu bewahren" (1. Mos. 2, 15). Das Bebauen ist selbstverständlich nicht im Sinne des eigentlichen Ackerbaues zu verstehen, es ist vielmehr an ein ideales Auf- und Umbauen, ein künstlerisches Spiel und eine vernünftige Einwirkung auf die Natur zu denken. Schon so frühe eine künstlerische Gestaltung der Natur anzunehmen, widerspricht selbst der exaktesten Wissenschaft nicht. Regt sich ja bei Kindern schon sehr frühe dieser künstlerische Trieb und sind auch die ältesten Ausgrabungen reich an einfachen Kunstversuchen.

Noch einer anderen Thätigkeit des Menschen im Paradies ist zu gedenken, nämlich der Nennung der Tiere (2, 20). Gott selbst führte

die Tiere vor und leitete den Menschen zum Sprechen an. Wie eine Mutter dem lallenden Munde des Kindes die Worte entlockt und die verworrenen Töne zusammen zu schließen und zu bestimmten Gebilden zu formen lehrt, so mag auch Gott aus dem Menschen die Worte ans Licht und an die Luft gezogen haben. Dennoch erscheint die Sprache als ein eigenes Produkt des Menschen, nicht ein Produkt seiner Erfindung oder Absicht, sondern als ein zwar freies, aber unwillkürliches Produkt einer Reflexthätigkeit. Das Anschauungsbild erregte durch einfache Reflexwirkung die Ohr- und Sprachnerven zur Reaktion. Eine gewisse Einsicht und Erkenntnis der zu benennenden Dinge ist dadurch natürlich nicht ausgeschlossen, sondern sogar gefordert, wenn anders die Anschauung deutlich und klar war. Die Ursprache hatte gewiß mehr musikalische Elemente, mehr Klanggehalt als unsere abgeschliffenen Sprachen, selbst als das klangvolle Sanskrit. Denn sie war ganz Empfindung und Leben. In kindlichem Munde bilden sich viel leichter Vokale als Konsonanten und das von lebendiger Körpergebärde begleitete Singen ist früher, als ruhiges Sprechen (s. I, S. 28).

Nach der hl. Schrift waren die ersten Worte Nomina nicht Verba. Freilich führen die meisten Sprachforscher den gesamten Sprachstoff auf Thätigkeitsbezeichnungen zurück, doch ist wohl die andere Ansicht richtiger wornach die Wurzeln in der Indifferenz zwischen Nomen und Verbum stehen. sar-ta, kriechen-da, ist Kriechendes (Schlange).[1]

Der Mensch blieb nicht lange im paradiesischen Zustand. Er fühlte sich zu hoch und frei und wollte Gott gleich sein. So fiel er und verlor sein übernatürlichen Leben, damit aber auch die natürliche Grundlage seines Lebens. Denn seine Bildung war nicht sein, sondern Gottes Werk gewesen und mit Gottes Gnade verlor er auch seine Kultur; daher erscheint er nach dem Falle als kulturlos und muß von vorne anfangen. Zwar war ihm ja aus seinem glücklichen Dasein nicht nur die Sprache, sondern auch eine ideale Welt, die Erinnerung an Gott, an ein schöneres Land, an selige Zustände geblieben, er empfand die sittliche Schuld, welche den Verlust verursachte und den Wiedererwerb ihm als Pflicht auflud. Allein mehr oder weniger mußte er alles das, was er so ererbt und herübergenommen hatte, erhalten, wieder erwerben und erringen widerstreitenden Kräften gegenüber.

Auch auf biblischem Standpunkt ist es für die wissenschaftliche

[1] Siehe hierüber Grupp, „die Anfangsentwicklung der geistigen Kultur des Menschen“ im Phil. Jahrb. v. Gutberlet u. Pohle I, 301; abgedruckt im Magazin für Pädagogik 1890, S. 194.

Erkenntnis sehr wichtig, daß wir bei den ersten Menschen, Adam und seiner Familie, die bald sehr zahlreich wurde, von der verwickelten Kultur abstrahieren, welche uns umgibt und durchdringt. Es geht das zwar schwer, aber es ist notwendig, um Schritt für Schritt der Entwicklung folgen zu können. Wir müssen aus der Phantasie jene bequemen Bilder entfernen, in welchen Adam und Eva vollständig kostumiert, jener mit Hacke, Pflug und anderen Werkzeugen, diese mit Rocken und Spindel sich präsentiert. Sie hatten nichts als die Felle, die ihnen Gott gegeben, und mußten auf dem harten rauhen Boden sehen, wie sie sich gegen Hunger und Durst, Kälte und Sturm und gegen die wilden Tiere schützten. Es fehlte dem Menschen die ausreichende Kenntnis, in all den verschiedenen Gebieten der Erde sich Nahrung zu verschaffen. Werkzeuge und Gefäße sich zu bilden, hatte er kaum erst angefangen. Noch bot ihm kein Haus und Herd gastlichen Schutz; die Kleidung war noch ganz primitiv und roh.

In allen diesen Dingen war nun zwar der Mensch vorzüglich aber gewiß nicht ganz allein auf *seine eigene Kraft* und sein Erfindungsvermögen angewiesen. *Gott* überließ zwar den Menschen seiner eigenen Gedankenarbeit und Erfindsamkeit, zumal seitdem er sich selbst seiner natürlichen Leitung entwunden hatte. Und es hieße der christlichen Wissenschaft einen schlechten Dienst erweisen, wollten wir dem Menschen von Gott gleichsam einen ausführlichen Kursus über Lebensökonomie geben lassen. Man geht hier vielfach zu weit, wenn man Gott den Menschen Ackerbau, Viehzucht, Feuergebrauch, Bekleidungsart, den Häuserbau u. s. w. lehren läßt. Allein nichts desto weniger steht der göttliche Einfluß auf die Erhaltung des menschlichen Daseins nicht nur im Paradies unzweifelhaft fest, wir dürfen ihn nur nicht zu äußerlich und unmittelbar fassen. Gott konnte den Menschen nicht auf den Wegen der tierischen Lebenserhaltung wandeln lassen. Der Mensch mußte von Anfang an auf eine seiner würdige Weise sein Dasein zu fristen suchen. Hätte er die Wege des Tieres wandeln müssen, dann hätte er sich nie erhoben. Der tierische Instikt, welcher das ihm Gemäße findet und die Vorstellung eines höheren idealen Daseins, welches den Menschen von Anfang an erfüllen mußte, liegt zu weit auseinander, als daß eine durchaus natürliche Vermittelung denkbar wäre.

Unter Gottes verborgen wirkender Leitung begann der Mensch eine Auswahl unter den für ihn brauchbaren Pflanzen und Tieren, er wußte sie zu pflegen, fortzupflanzen und Früchte zu ziehen (4, 2). Unter den Tieren sind es Schafe, unter den Pflanzen vielleicht schon eine Cerealienart, die er heranzieht, wiewohl erst allmählich die Cerealien im Feldbau ihre hervorragende Stellung gewinnen. Sein Werkzeug war wohl ein gerader oder gekrümmter Baumast, halb Hacke, halb Pflug, womit er die Erde auflockerte. Durch Reibung zweier morscher

Hölzer bereitete er sich Feuer. Denn daß ihm dieses nicht ganz unbekannt war, sehen wir aus 1 Mos. 4, 4. Bald lernte er Häuser aus Holz, Gesträuch und Steinwerk in einfacher Form bauen (4, 17; 6, 14). Auch Metall, das leicht zugänglich und bearbeitbar schien, z. B. Meteoreisen (= benipi Stein des Himmels, σίδηρος von sidus), fing er allerdings erst ein Jahrtausend nach Adam an, im Feuer zu schmieden (4, 22). Daraus dürfen wir schließen, daß er auch Thon zu allerlei Formen zu bilden und an der Sonne oder im Feuer zu härten verstand. Jedenfalls verstanden das die Erbauer des babylonischen Turmes. Wenn Jubal als Erfinder von Musikinstrumenten genannt ist, so darf man hier wohl nur an einfache Saiten denken. Die Klangkraft der Saite lernte man vielleicht an der schwirrenden Bogensehne kennen.

## II. Die Ansicht der modernen Anthropologie.

Der Ansicht des Glaubens tritt die moderne Wissenschaft gegenüber. Die Menschen waren nach ihr kräftige, entwicklungsfähige und strebsame Tiere.

Paar- oder herdenweise lebten sie, mit haariger Haut überzogen, in den Urwäldern und nährten sich von Beeren, Wurzeln und Blättern. Dazu kam frühe allerlei Fleisch von Tieren, von Insekten und Mollusken, Würmern, Raupen, Schlangen, Spinnen, Käfern und Heuschrecken, um so mehr, als das alles auch heute von verschiedenen Völkern gegessen wird (cf. 3. Mos. 11, 20). Manche Anthropologen sind der Ansicht, die Fleischnahrung sei die ursprüngliche, da dies eher der vorausgesetzten Raubtiernatur des Menschen entspricht. Wie die übrigen Karnivoren, denen der Mensch beizuzählen sei, habe er schon von Anfang an auf andere Tiere Jagd gemacht, wobei er sich des Holzes und der Steine zum Werfen und Schlagen bediente. Dem anatomischen Bau des Menschen entspricht jedoch bekanntlich die gemischte Nahrung, und diese findet sich mehr oder weniger überall, sei es auch nur, daß es wie in Polynesien (Maoris) bei dem Mangel entsprechender Fauna der eigene Geschlechtsgenosse, der Mensch selbst ist, dessen Speisung die einförmige Pflanzennahrung unterbricht. Daß alles anfänglich roh verzehrt wurde, sowohl Fleisch als Früchte, ist selbstverständlich, da nach der Theorie das Feuer erst spät erfunden wurde. Denn man will Spuren feuerloser Völker entdeckt haben, Völker, welche bei dem Anblick des Feuers von Europäern wie wilde Tiere davonrennen (Lippert).

Nach einem Privateigentum und einer Ehe dürfen wir bei den Pithekoiden nicht suchen. Zu eigen gehörte jedem das, was er erbeutete, und an Objekten fehlte es nicht. Wo eine Horde in ihrem Jagdreviere auf eine fremde stieß, die ihr den Besitz streitig machen wollte, entspann sich ein mörderischer Kampf, der nicht mit friedlichem Vertrag, sondern nur mit der Ausrottung des Besiegten endete. Die Geschlechter vermischten sich ohne Wahl und Sonderung. Denn es bestand Geschlechts- wie Gütergemeinschaft und die Sorge für die Jungen lag den Müttern ob,

während die meistens unbekannten Väter keine rechtliche Beziehung zu denselben hatten. Die Ursprache bestand in unförmlichen Naturlauten, welche nur eine freudige und schmerzliche, anderen feindliche oder freundliche Stimmung verrieten, vielleicht auch frühe schon als Signale, wie bei Tieren, eine bedeutsame Verwendung fanden. Die anfängliche Religion war nichts anderes, als was der Respekt des Hundes vor dem überlegenen Menschen ist. Den Menschen beherrschte eine dumpfe Furcht vor gewaltigen Naturerscheinungen und Tieren, denen er später göttliche Verehrung zuteil werden ließ.

Es ist hier nicht der Ort alle die Gründe aufzuführen, welche vom anthropologischen Standpunkt aus gegen diese Theorie erhoben werden können. Nur daran sei erinnert: wenn man den niedrigst stehenden Menschen (z. B. Botokuden) und den höchststehenden Affen (z. B. Orang-Utang) mit einander vergleicht, stechen die Unterschiede in leiblicher und geistiger Hinsicht so hervor, daß man sie absichtlich ignorieren muß, um von einem allmählichen Übergang sprechen zu können. Wohl tragen die Wilden Züge tierischen Stumpfsinns, aber das ist eine Folge eines gesunkenen Geisteslebens. Auch in Mitte der Kultur schließt sich der körperliche Ausdruck an das Geistesleben an und verrät die Leidenschaft, Hohlheit oder Gedankenlosigkeit der Seele. Geknechtete Menschen bekommen die Unempfindlichkeit und Schwerfälligkeit eines Lasttieres. Man spricht von Menschen, deren Glieder wie aus Eisen geformt seien. Sie sind so abgehärtet, daß sie Schläge ertragen, unter denen der Europäer erliegen würde. Aber was man sonst als typisch entdeckt haben will, prognathe Schädelformen, enges Becken und Kletterfüße, sind mehr Anomalieen. Der Mensch hat überall ein haarlose Haut und aufrechte Stellung, in deren Richtung der ganze übrige Bau vom tierischen abweicht. Beides ist aber Voraussetzung einer höheren Kultur. Denn durch die frei gewordenen Arme ist dem Menschen die Arbeit, der Gebrauch von Waffen und Werkzeugen ermöglicht. Er kann die Hände zum Schutze und Schmucke des Leibes, wie zur Veränderung der Natur verwenden. Auch die Entwicklung des Gehirns ist durch seine Stellung bedingt. Daß der Mensch sich selbst aufgerichtet und enthaart haben soll, setzt eine solch weitausschauende Intelligenz voraus, daß Darwin zu der Hypothese einer rapiden Entwicklung greifen muß, der selbst wieder ein rascher Rückgang folgte.

Auch in geistiger Hinsicht weichen die Naturvölker nicht wesentlich von den kultivierten Menschen ab. Wenn auch häufig verkümmert besitzt der Wilde dieselben logischen, ästhetischen, ethischen und metaphysischen Grundbegriffe wie der Europäer: man möge hierüber die ausführlichen Werke von W. Schneider, Platz, E. L. Fischer, Güttler, Pesch, Schanz u. s. w. nachlesen. Schwerwiegender als die der vergleichenden Anatomie und Psychologie entnommenen Gründe sind die Beweise, welche man auf Grund der Ausgrabungen gegen die Bibel ins Feld führt.

Die Ausgrabungen lehren allerdings, daß es eine lange Zeit in der menschlichen Geschichte gab, in welcher der Mensch **weder von der Metallverarbeitung** noch von dem Ackerbau etwas wußte. Er lebte im sog. ältern Steinzeitalter zusammen mit den Höhlenlöwen, Höhlenbären und Höhlenhyänen, mit Mammuts und Nashorn, Tieren, welche später alle ausgestorben sind, und benutzte Holz, Knochen und Steine zu seiner Verteidigung und Arbeit.

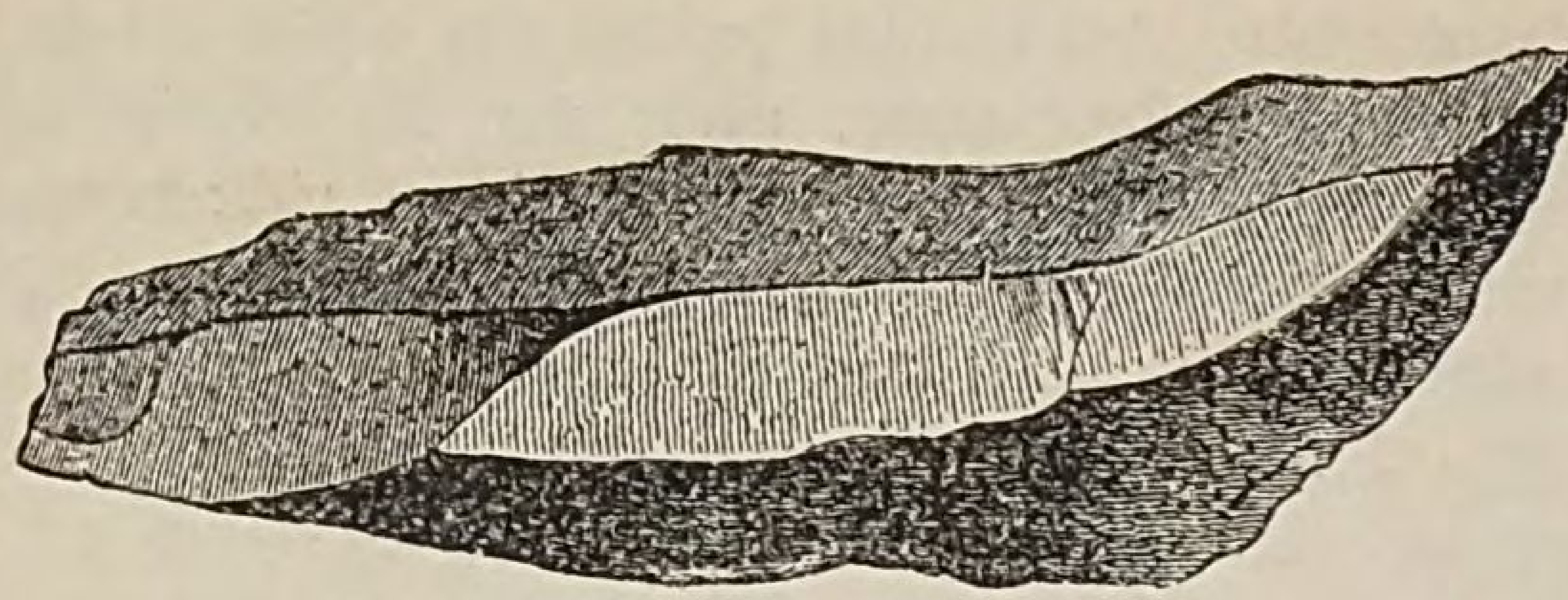


Fig. 1. Messer aus Feuerstein.

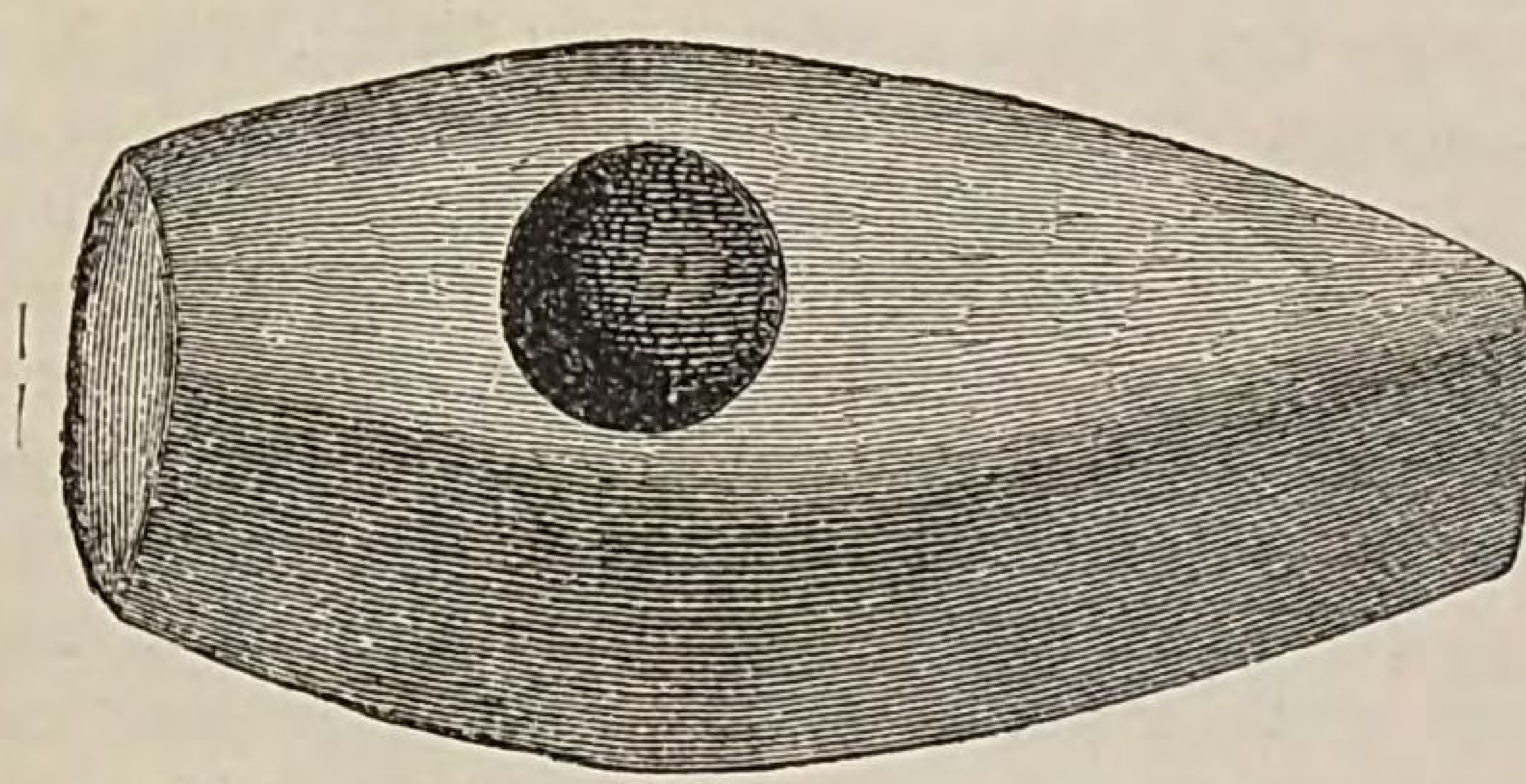


Fig. 2. Geschliffene Steinaxt aus Troja. (Jüngere Steinzeit.)*

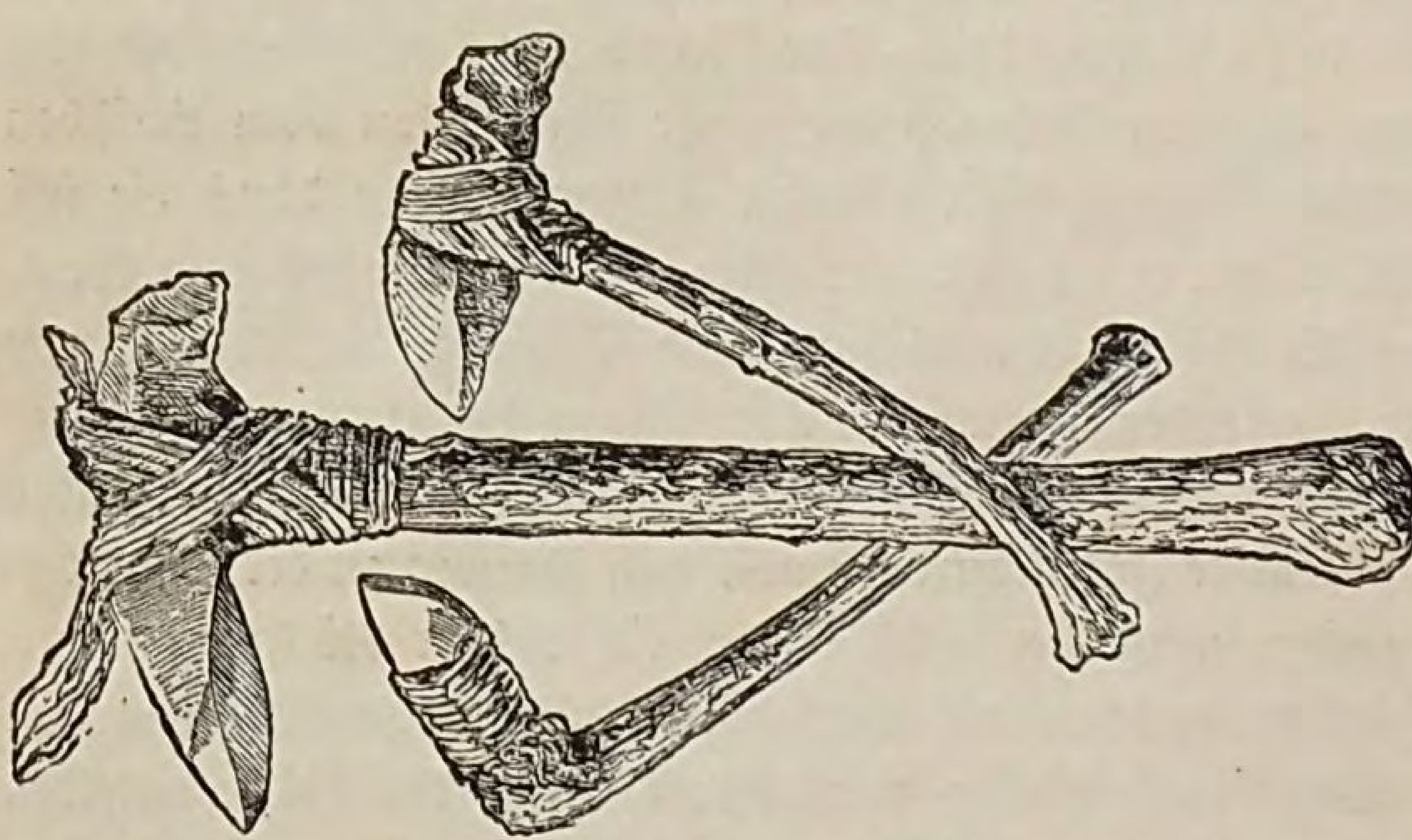


Fig. 3. Mit Bast am Stiel befestigte Steinäxte.

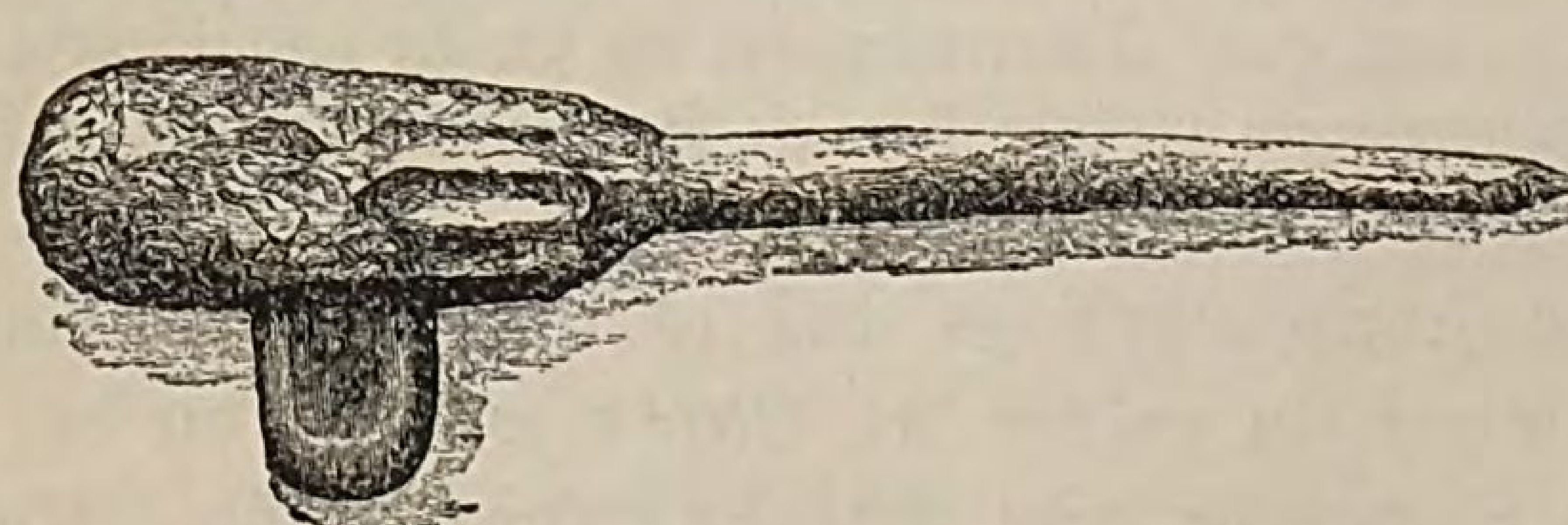


Fig. 4. Steinaxt, in einen keulenförmig zulaufenden Schaft eingetrieben.

Nach Eintritt der Eiszeit wurde das Klima kälter, jene gewaltigen Tiere zogen sich zurück und die Jagd des Menschen erstreckte sich hauptsächlich auf Wildschweine, Renntiere und anderes Wild, das noch heute zur Jagd gehört. Die Steinwerkzeuge dieser sog. jüngeren Steinzeit sind schon vollkommener. Es sind vornehmlich Keile und Meißel, die in einen Holzstiel eingeklemmt, durch Bast oder Sehnen festgebunden als Beile, Äxte und Hauen dienten, kleine Steinspitzen, die zu Angelhaken, Lanzen und Pfeilspitzen dienten, und beinerne Nadeln mit Öhr. Dazu kommen verschiedene Thongefäße, Töpfe, Schüsseln u. Vasen.

* Ein ganz ähnliches Stück aus (Maihinger ?) Basalt wird in den Maihinger Sammlungen aufbewahrt.

Die Metallbearbeitung (Kupfer, Bronze, Eisen) gehört einer spätern Zeit an, welche schon stark in die geschichtliche hereinragt, und zwar wurde zuerst die Bronze und dann das Eisen geschmiedet.

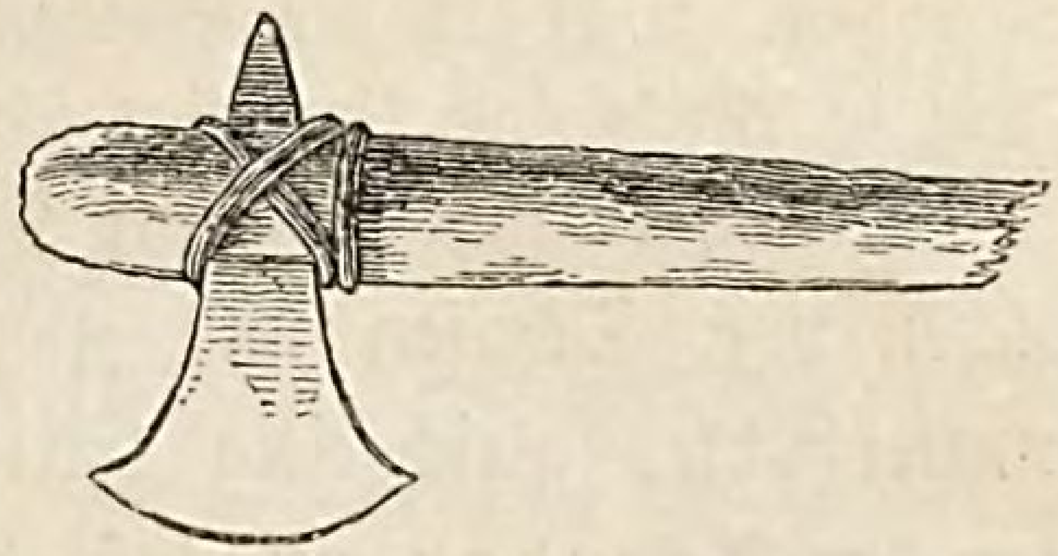


Fig. 5. Bronzebeil mit Handgriff.

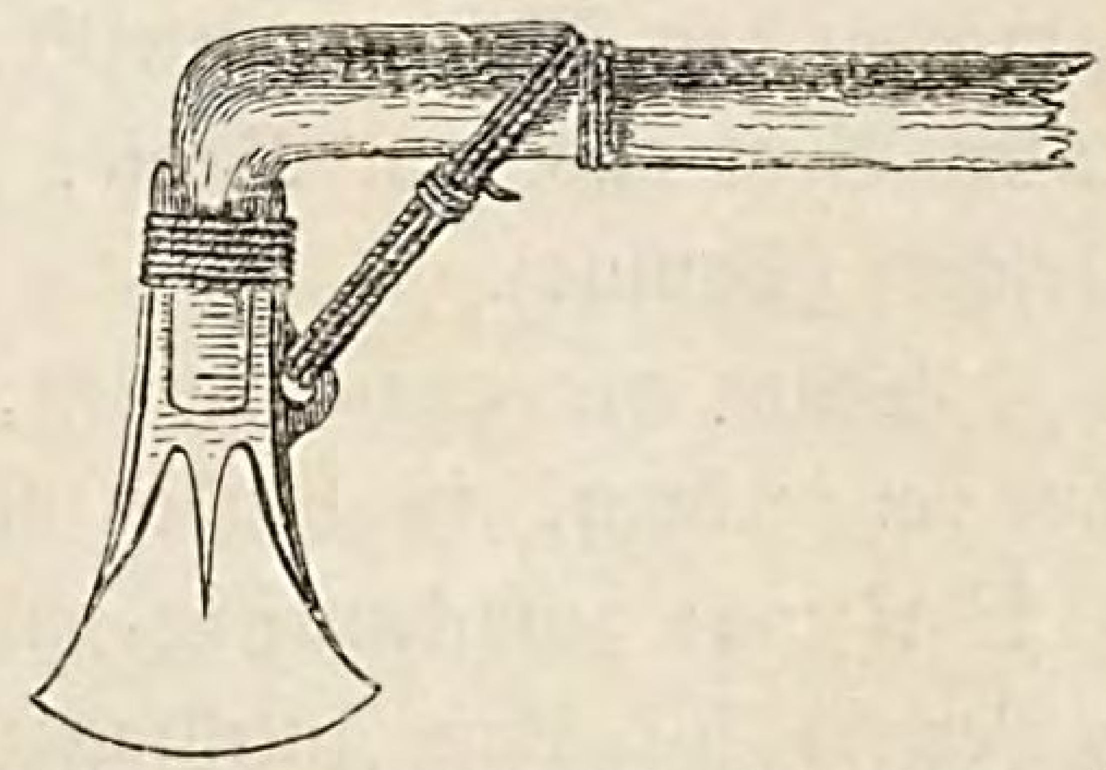


Fig. 6. Bronzekelt (mit einer Dille, Öse u. Henkeln versehenes Beil), durch Schnüre an den Schaft gebunden.

Aus diesen Thatsachen entwirft nun die Wissenschaft ein ausführliches Gemälde der Urzeit und weist ihr ein Alter an, das weit hinaus liegt über den Rahmen der biblischen Geschichte. Auch gewährt sie der biblischen Erzählung von der Sündflut keinen Raum in ihrem Gemälde. Diese Annahme könnte nun allerdings dem Glauben gefährlich werden, wenn sie durchaus so sicher begründet wäre, wie es nach der Darstellung mancher moderner Anthropologen aussieht und wenn andererseits die viertausend Jahre und die allgemeine Sündflut der Bibel dogmatisch bindend wären. Allein weder das eine noch das andere ist der Fall.

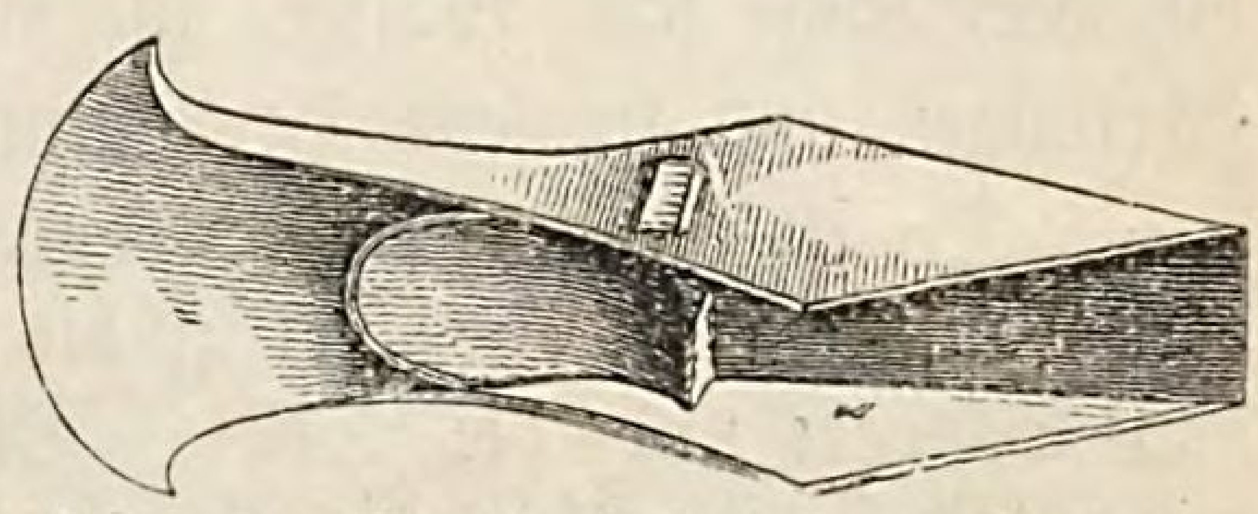


Fig. 7. Paalstab (mit umgebogenen Schaftlappen versehenes Beil).

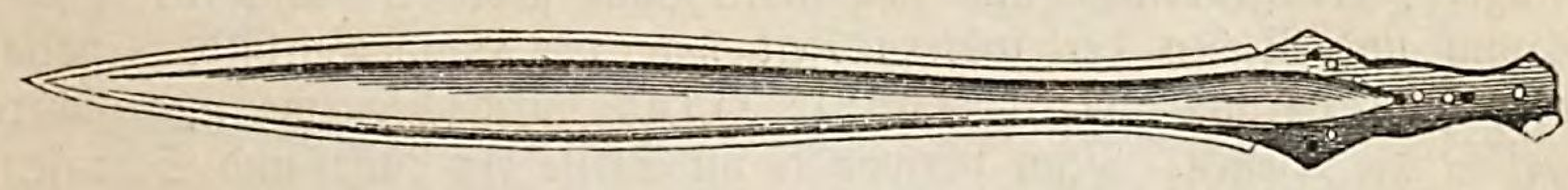


Fig. 8. Bronzeschwert (Irland).

Die Menschen mögen wohl schon über viertausend Jahre die Erde bewohnen, und die Sündflut erstreckte sich vielleicht nur auf den der hl. Schrift geläufigen Gesichtskreis. Was aber dir Anthropologie betrifft, so ist 1. die Schätzung des Alters der Menschheit aus dem Zusammenwohnen mit gewissen ausgestorbenen Tieren und aus der Dicke der die vorgeschichtlichen Fundstücke überdeckenden Schichten (aus Tropfsteinen, Küchenabfällen, Schutt, Schlamm, Torf) sehr unsicher. Die Bildung von Stalagmiten kann so rasch vor sich gehen, daß sie in 1000 Jahren 6 Meter hoch werden (Dawkins). Daher glaubt Schaafhausen, daß die Stalagmitendecke der Höhlenbärknochen (1—4 Meter) gut in 2000 Jahren entstanden sein kann. Pfaff und Fraas sprechen sich dahin aus, daß der Mensch erst nach der Eiszeit aufgetreten sei. Jedenfalls aber ist er nicht tertiär, sondern erst quaternär. 2. Die Einteilung einer Stein-, Bonze- und Eisenzeit unterliegt manchen Bedenken. Die Grenzen sind sehr schwankend und noch in historischer Zeit finden sich zahlreiche Steinwerkzeuge und

Steinwaffen, z. B. in der Schlacht bei Alesia und bei Hastings (1066). Vielen Völkern in Afrika und Nordasien fehlte die Bronzeperiode gänzlich.

Die Viehzucht beginnt sicherlich schon in der jüngeren Steinzeit. Spuren von Schafen und Ziegen finden sich schon in einer belgischen Renntierhöhle, gleichzeitig tritt auch der Hund auf. — Daß sich bald daran der Ackerbau anschloß, beweisen die verkohlten Äpfel und Gerstenkörner, das gebratene Brot der Pfahlbauten. Die Pfahlbaubewohner „zerrieben den Weizen mittellst Kornquetscher auf den Mahlsteinen und backten Brot aus dem Mehle; aus dem Lein drehten sie Schnüre und Stricke“ (Paulus).

Wenn wir auch zugeben, daß die Menschen des Steinzeitalters sehr roh waren, so bleiben sie doch immer Menschen. Schon daß sie Werkzeuge zweckmäßig zu bearbeiten und zu verwenden wußten, ist Beweis für ihre Intelligenz. Man hat schon darin einen charakteristischen Unterschied des Menschen vom Tier erblickt, daß er sich künstliche Organe schafft. Wir sagen absichtlich künstliche Organe. Denn die Werkzeuge und Waffen sind nichts anderes als Nachbildungen, Verstärkungen und spezielle Herrichtungen seiner körperlichen Organe.

So ist die Keule und der Hammer eine härtere und ausdauerndere Faust, das Messer ersetzt die Zähne, aus dem Messer aber erwuchs das Schwert und die Säge. Die spitzigen Instrumente, der Spaten, der Stachel, die Ahle, die Nadel, die Pfeilspitze und der Meißel, an den sich das Beil anschließt, hat sich nach der Analogie des einbohrenden Fingers, der grabenden und schabenden Hand gebildet. Auch für Zange, Kamm und Rechen der spätern Zeit war die Hand Vorbild. Endlich ging man darauf aus, die hohle Hand durch bequeme und sichere Gefäße zu ersetzen. Man verwandte an Stelle der Löffel und Schaufeln Muscheln und Fruchtschalen, bereitete später aus Leder, Flechtwerk und Thon Taschen und Gefäße. So schuf sich der Mensch für die wichtigsten Glieder einen künstlichen Ersatz, der ihm kräftigere Einwirkungen auf die Natur und umfassendere Leistungen ermöglichte. Sie waren die ersten Maschinen, und alles, was später vermittelst des Rades, der Feder und des Hebels geleistet wurde, ist nur eine Fortsetzung dessen, was schon in der Urzeit grundgelegt wurde.

## III. Die Ansicht der vergleichenden Sprach- und Mythenforschung.

Ein anderes Bild von der Urzeit als die Anthropologie bietet die Philologie. Zunächst bemerkte man, daß die indogermanischen Sprachen (indisch, griechisch, römisch, keltisch, deutsch, slavisch) eine Reihe von Wörtern, die auf die täglichen Bedürfnisse und Kulturgüter gehen,

gemeinsam haben, und schloß daraus, daß die bezeichneten Gegenstände dem indogermanischen Urvolk bekannt waren, ehe es sich trennte und verschiedene Gebiete aufsuchte. Ebenso erkannte man aus der Gleichheit volkstümlicher Sagen, daß die Urzeit an Poesie und höheren Lebensanschauungen reich war. Später wurden auch die turanischen und semitischen Sprachen und Litteraturen herangezogen. Das Ergebnis dieser Forschung ist folgendes.

### 1. Die materielle Kultur.

a) Die Turanier, d. h. die sog. altaischen und dravidischen Völker, Mongolen, Finnen, Hunnen u. s. w. (s. I, 46) kannten das Schaf und den Hund, die Gerste und Rübe. Ihre Kleider bestanden aus Fellen, Nesseltuch und Filz. Die Wohnungen waren Erdhöhlen (sauna) oder runde Hütten (kota). Das Hauptverdienst der Turanier war, daß sie das Pferd bändigten und das Eisen schmiedeten. Nach Lenormant ist der biblische Bericht von Tubalkain auf die metallberühmten turanischen Tibarener und Chalyber zu beziehen.

b) Die Indogermanen hatten gleiche Ausdrücke

1. für die Herde, das Herdengebiet und das Ackerfeld, 2. für die wichtigsten Herdentiere: Schaf und Ziege, Rind, Roß, Gans und Schwein, für die Gemüse: Hirse, Rübe, Bohne, für Gerste und Weizen, Lein und Hanf, nicht aber für Roggen und Hafer, 3. für melken, ackern, säen, mahlen, kochen, das Salz und den Brotlaib. In das Gebiet des Handwerks hinein reichen 4. die Bezeichnungen für bauen, flechten, weben, nähen von Leder (suere) und Leinwand. Unter den Werkzeugen gibt es ein Wort, welches sowohl für Hacke, Pflug und Räder verwendet wird (aritram, ἐρετμός, aratrum, remus). Die Krümmung des Holzes vermittelt zwischen der einen und anderen Bedeutung.

Allerdings beweist nun diese Wortgemeinschaft noch nicht, daß alle diese bezeichneten Gegenstände und Thätigkeiten im Sinne der Kultur geläufig waren. Die den Indogermanen der Urzeit bekannte Gans, das Pferd oder Schwein kann auch wild gewesen sein, das Wort für Weizen (sveta, hveit, σῖτος) bedeutet zunächst nur weißes Korn im Unterschied von einem schwarzen. Der Ausdruck für säen ist gleich streuen, der für mahlen (kurnu, granum, quairnus) bedeutet, soviel wie drehen oder reiben. Das Weben war ein Flechten (vieo, ὑφαίνω), das Nähen ein Knüpfen (necto, nahan) und das Bauen (δέμω, domus) ein Gestalten.

Sodann kann manches Wort wie der betreffende Gegenstand durch Wanderung von einem Volk zum andern gekommen sein, so wahrscheinlich Hahn, Pfau, Hanf und Wein. Doch bleibt immerhin des Gemeinsamen genug, um keine ungünstige Vorstellung über die indogermanische Urzeit aufkommen zu lassen.

c) Die Semiten kannten vor ihrer Wanderung den Hund, Esel und das Kamel, unbekannt war ihnen das Huhn, die Ente, die Katze und längere Zeit das ihnen durch die Indogermanen vermittelte Pferd. Von den Feldfrüchten waren ihnen die meisten bekannt, sie brachten den Abendländern den Wein (jain, *οἶνος*), die Palme, die Feige, den Öl- und Granatbaum.

Die Einfuhr dieser und anderer Gewächse (Cypresse, Lorbeer, Pinien ꝛc.) gab, wie Hehn bemerkt, Südeuropa, das früher so buchen- und eichenreich war wie Deutschland, ein anderes Ansehen. Das Sommerlaub und die schwellenden Umrisse der nordischen Pflanzenwelt wichen der starren Zeichnung einer plastisch regungslosen immergrünen dunkel gefärbten Vegetation.

## 2. Die soziale Kultur.

Wie die wirtschaftlichen, so waren auch die gesellschaftlichen Verhältnisse wenigstens bei den Indogermanen geordnete. Es gibt nicht nur gemeinsame Bezeichnungen für Vater, Mutter, Bruder und Schwester u. s. w., sondern auch für entferntere Verwandte, wie Schwiegervater, Schwiegersohn, Schwager, für Enkel, Vetter und Onkel. Der jüngere Bruder ist der Spielgenosse der Frau (devar, *δαήρ*) und bleibt im Hause.

Dem Prinzip nach ist die Ehe monogamisch, wie die gemeinsamen Volkssagen beweisen. Die Braut wird durch Kauf oder einen Wettkampf, so Draupadi, Brunhilde und Hippodamia (Penelope) gewonnen. An den Eheabschluß knüpfen sich heilige Gebräuche: Opfer, Zusammenlegen der Hände, Umwandeln des Herdes und Überschreiten eines reinigenden Feuers. Der Mann war Herr im Hause (pati, *πόσις* cf. potens) und der König Herr des Volkes (vispati) nach einer andern Bezeichnung Führer der Herden (gopa) oder Vater (ganaka von gan, zeugen, chuning).

## 3. Die Geisteskultur. Der primitive Anschauungskreis und die Anfänge der Litteratur.

Das Sinnen und Denken des Menschen war

1. auf die gesamte ihn umgebende Natur gerichtet. Er benannte nach der hl. Schrift zuerst die Tiere. Die Pflanzen und Bäume, die

Flüsse und Berge erregten seine Aufmerksamkeit, und voll Verwunderung blickte er zur Sonne und den Gestirnen empor. Dabei ist es merkwürdig, wie er frühe eigenes Fühlen und Wollen den fernen Erscheinungen unterschiebt und die Natur im Spiegel seines eigenen Lebens betrachtet. Er kennt wohl den Schöpfer, den Himmelsvater, der hinter all der bunten Erscheinungsfülle thront und alles leitet und lenkt. Aber in der Zeit, in der wir den Menschen auf dem Boden der Philologie zuerst antreffen, treten bereits die Naturgottheiten in den Vordergrund.[1]

Die Sonne galt als Auge des Himmelsgottes, als Feuerrad an einem Wagen, mit welchem der Sonnenheld durch den Tierkreis lief. Die Sternbilder ergänzte die Phantasie zu Tier- und Menschenleibern, man sah dort Löwen und Bären, Stiere und Ziegen, Ochsentreiber und Jäger.

Wo man freundliche oder feindliche Beziehungen zu entdecken glaubte, schien das auf Liebe oder Haß zu deuten, und man erklärte den Bund oder die Anziehung der Elemente als väterliches, geschwisterliches oder bräutliches Verhältnis, Zwietracht und Streit aber deutete man auf Kampf oder Jagd. So war der Himmelsgott Mann der Erdgöttin und Vater des Sonnengottes. Sonne und Mond waren Geschwister und die Finsternis war der große Feind des Lichtes. Der erquickende Regen galt als Schatz, den der böse Hitzegott geraubt hatte.

Im Gewitter kämpft ein lichter Held gegen den Drachen der Finsternis. Der aufscheuchende Wind ist sein Bote oder Jagdhund und der Blitz ist seine Waffe, die funkelnde Lanze oder der hammerartige Donnerkeil. Ihm steht die Wetterwolke entgegen als Drache, Stier, Bock oder Ziege (Chimära, Python, Hydra), die den Blitz aus feurigen Nüstern schnaubt, in anderer Fassung werden die Wolken als Milch gebende Kühe oder als Pferde angesehen, sie erscheinen wie die Wogen und Brunnen eines jenseitigen Meeres oder als Schiffe, die darauf hintreiben. Den Blitz stellte man sich vielfach als eine Schlange oder als einen Vogel, einen Schwan oder Adler dar und dachte sich seine Entstehung ähnlich wie man durch quirlende Bewegung das Feuer aus Holz oder die Butter aus der Milch gewann. So wurde dort oben der Göttertrank Soma bereitet und Licht und Leben erzeugt. Die Vorstellung des Ursprungs des menschlichen Lebens mischte

[1] S. hierüber mehr unter der Aufschrift „Henotheismus“ im Phil. Jahrbuch II, 153 ff.

sich ein und der erste Feuererzeuger galt auch als Menschenbildner (Prometheus — Pramantha). Den Eindruck, welchen die Sonnen- und Gewittererscheinungen machten, gaben die Urmenschen nicht nur in gelegentlichen Bildern wieder, sondern sie gestalteten eine ganze Geschichte daraus.

Wir haben diesen Gegenstand ausführlicher im Phil. Jahrb. v. Gutberlet-Pohle behandelt und zur Vergleichung den semitischen Anschauungskreis herangezogen. Im Auszug sei hier einiges mitgeteilt.

a) Beim Aufgang der Sonne rollt nach der uralt arischen Vorstellung, wie sie in den Veden sich offenbart, der Sonnengott Savitri, d. h. der Beleber, das Auge Varunas und Mitras, das Dunkel auf wie eine Decke; er läßt Himmel und Erde jeden Tag erscheinen und bringt sie in gewisser Weise hervor. Indem er den Pfad Ritas geht, „die festgesetzten Grenzen nicht verletzt", wird er Beherrscher und Regent der Welt. Als Sohn der Aditi (des Unendlichen) und des Dyaus, als Auge Varunas ist der Sonnengott diesen umfassenderen Gottheiten untergeordnet und aus ihnen erwachsen. „Der Sonne, heißt es in einer Stelle, machte Varuna die Pfade —: den Tagen schuf er ihre weiten Bahnen und lenkt sie wie ein Renner seine Stuten." Die Sonne wird dann selbst der Renner, der hurtige Wettläufer oder wie Helios Wagenlenker. Der Sonnengott steht auf goldenem Wagen und hat goldenes Haar und goldene Arme und eilt auf staublosem Pfade dahin. Seine Rosse sind die Charitas, die Grazien. Diese verwandeln sich später in die Begleiterinnen des Helios. Der Sonne voraus gehen die Asvinen, wie zwei Fackeln, die ersten Strahlen. Es sind zwei Reiter, die beiden Dioskuren. Die Morgensonne wird als Eros-Arusha, der Sohn des Chaos nach einer alten Sage, welche bei Hesiod, Plato und Aristophanes durchscheint, für eine der ältesten, ja die älteste Gottheit erklärt; Sappho läßt ihn von Uranus und Gäa abstammen.

Besonders das Verhältnis des Sonnengottes zur Morgenröte, die als eine eigene Erscheinung abgetrennt wurde, und zum Taue gab Stoff zu mythischer Dichtung. Aus der Morgenröte entspringt der Sonnengott, sie ist seine Mutter; von einem andern Gesichtspunkt aus glaubte man, der Sonnenheld eile der Morgenröte nach und erhasche sie. Der Widerstreit dieser beiden Anschauungen zeigt sich in folgendem Liede:

„Voran den Füße wandelnden geht fußlos die eine —. Ihr Mutterschoß bringt seine Bürde (die Sonne), sie fördert Gerechtigkeit und kämpft das Unrecht nieder. Wir schauen wie der Buhle (die Sonne) naht der Jungfrau (der Morgenröte). Doch nimmer ruhet er an ihrer Seite. In weite ungeteilte Räume schlüpft er in Varunas und Mitras liebe Himmel." Der Sinn ist, Helios, von der Eos geboren, wird ihr Buhle, aber verläßt sie bald und tritt in den weiten Himmelsraum.

Nach einer andern Fassung verhaucht die Morgenröte, da sie von der Sonne geliebt wird — Daphne vor Apollo. „Die Morgenröte nähert sich ihm — sie verhaucht, sobald er zu hauchen beginnt" (Rv.). Da Orpheus (Sonne) zurückblickt, verschwindet Eurydike (Morgenröte), die er aus der Nacht heraufgeholt hat.

Der Tau, nach semitischer Anschauung aus dem Leib der Morgenröte geboren, ist in der griechischen Sage als Prokris Geliebte des Kephalos (des Renners, der

Sonne). Ihretwillen wird dieser der Eos, der Morgenröte treulos, aber Prokris ist eifersüchtig und reizt den Kephalos so, das er sie tötet, d. h. die Sonne saugt den Tau auf.

Auf die untergehende Sonne bezieht sich die Sage von Herakles, der in dem Nessushemd seiner Gattin verglüht, und von Endymion (δύω), welchen Selene-Artemis in den Schlaf versenkt. Wenn ferner die Sonnenhelden Karna, Perseus und Siegfried als Kinder in einem Kasten oder Binsenkorbe dem Meere übergeben werden, so ist dabei zunächst an den auf dem Meer schwimmenden Helios zu denken.

b) Im Gewitter fährt der Sonnen- oder Gewittergott auf einem glänzenden Wagen dahin, und durch das Drehen des Rades entsteht der leuchtende Blitz. Mit dem Donnerkeil öffnet der Gott die Tiefe der Berge, daß Quellen hervorsprudeln. Der Wind ist sein Bote (Sarama-Hermes) oder der Hund, der die geraubten Wolkenkühe aufjagt, und der Blitz seine Waffe (Agni). Die Geschichte von dem Kampfe Apollos mit dem Python, des Herakles mit der Hydra, des Bellerophontes mit der Chimära, des Jason mit dem das goldene Vließ bewachenden Drachen, des Perseus mit der Gorgo sind alle hierher zu beziehen.

Zur Vergleichung mögen die lebhaften Schilderungen der Sonnen- und Gewittererscheinungen dienen, wie sie in der hl. Schrift sich finden. Wie im arischen Gesichtskreis werden auch im semitischen diese Erscheinungen personifiziert und mit lebendigem Gefühle erfüllt. Nur besteht der bedeutsame Unterschied, daß hier, wenigstens bei den israelitischen Semiten, alles dem einen Gotte untergeordnet ist, während dort die Erscheinungen selbständig werden. Die Sonne, der Blitz und Donner ist hier Diener und Bote Gottes, Wind und Wolke sein Wagen und Gewand, während der Arier sie zu eigenen Göttern macht.

Die Sonne erscheint in den Psalmen als ein Held, der aus seinem Brautgemach sich erhebt, zu laufen seine Bahn (Ps. 19, 6) und sich wieder hinabsenkt in seine Wohnung (Hab. 3, 11), die Sonne eilt mit Sehnsucht in ihre Wohnung, um von dort wieder hervorzustrahlen (Pred. 1, 5). Der Morgenstern ist ein Sohn der Dämmerung. Diese hat ihren eigenen Palast (Hiob 38, 19). Die Morgenröte ist ein Held, der die Missethäter auseinander treibt, den Räubern ihren Schutz, die Decke des Dunkels nimmt, allen Dingen Gestalt gibt und wie mit neu aufgeprägten Siegeln sie verwandelt (Hiob 38, 12). Aus dem Leib der Morgenröte wird der Tau geboren, ein zahlreiches Herr glänzender Kinder (Ps. 110, 3 hebr. Text). Die Morgenröte hat Flügel, mit denen sich der Psalmist an das Meer versetzen möchte, wo die Sonne auf- und niedergeht (Ps. 138).

Der Sturmwind, die Wolken und der Blitz stehen im Dienste Gottes. Den Wind holt er aus seiner Kammer (Jer. 10, 12) und er fährt auf seinen Fittigen. Die Wolken sind seine Wagen oder die Räder seines Wagens. Das Himmelsgewölbe umgibt Gott mit einem Trauergewand (Jes. 50, 3). Das Firmament ist die Decke, das Gezelt des Weltbaues, die Berge die Säulen des Gebäudes. Mit Wasser ist es oben überwölbt. Dort zieht Gott Furchen, Kanäle, wenn es regnet. Gott hat sich in Licht gehüllt, Licht ist sein Gewand. Wenn die dunkeln Gewitterwolken, in denen er einherfährt, sich öffnen, dann zeigt der Blitz seine Herrlichkeit. Feuer geht aus seiner Nase und sein Mund spricht im Donner. Oder der Blitz spricht. Es ist sein Wort, das Felsen zerschmilzt. Den Wolkenzügen gibt Gott Sinn und den Lufterscheinungen Verstand (Hiob. 38, 36).

Die Natur betrachtet der Urmensch im Spiegel des eigenen Lebens. Er sieht in den Erscheinungen die nämlichen Leidenschaften wirksam, welche seine eigene Brust erfüllen: Liebe und Haß bewegt die Naturgeister, sie erfreuen sich an der Jagd und am Kampfe, reiche Herden sind auch am Himmel zu gewinnen und der bittere Tod senkt auch dort die Helden und Frauen ins Grab.

2. Die eigene Lebensgeschichte ist nicht allein der Natur untergeordnet, sie spielt auch abgelöst von dem breiten Schauplatz und Hintergrund der Natur eine selbständige Rolle im Denken und Reden des Menschen. Was einer erstrebte und erlebte, that und erlitt, erfuhr und genoß, das liebt er in der Erinnerung durchzugehen und andern in müßigen Stunden mitzuteilen. Es sind zunächst freilich harte und rauhe, oder schlichte und unwichtige Ereignisse, welche die Unterhaltung des einfachen Mannes bilden. Sein Gesichtskreis ist beschränkt. Wie die Jagd gelang, wie die Herden stehen und die Feldfrucht gedeiht, ist gewöhnliches Gespräch. Stolz gedenkt der Wilde seines Mutes, seiner Kraft und List, die er im Kampfe gezeigt, er rühmt die Tapferkeit des Häuptlings, preist den Gewinn des verheerenden Zuges und singt Siegeslieder. Am Grab des Toten zählt er seine Heldenthaten auf, bejammert den Verlust und tröstet sich mit jenseitiger Zukunft.

Nicht bloß der Vergangenheit, auch der Zukunft ist Sinnen und Denken des Menschen zugewandt. Er freut sich auf den Genuß, den der Augenblick ihm bringt, er hofft Befriedigung und Sättigung von der Liebe, der er nachhängt, und stählt seine Seele für die Lasten und Leiden des Krieges durch lockende Aussicht auf Sieg und Beute. Wenn ihn Beleidigung traf, steigt der Gedanke der Rache empor und erhebt das gedrückte Bewußtsein.

Das älteste Lied, das uns die hl. Schrift überliefert, ist ein Rachelied: „Ihr Weiber Lamechs, höret meine Stimme, merket auf meine Rede; denn ich habe einen Mann erschlagen für eine Wunde, einen jungen Mann für eine Beule. Wenn Kain siebenmal gerochen wird, so Lamech siebenzigmal siebenmal." Selbst noch in den Davidischen Psalmen nehmen die Rachelieder einen großen Raum ein.

So gedenkt der Mensch mit Wonne und Schmerz der Vergangenheit und hofft und fürchtet von der Zukunft. Dagegen vermag ihn die Gegenwart, wie wir schon I, S. 29 ausführten, nicht festzuhalten. Wenn er den Augenblick genießen will, dann freut er sich vergangenen Sieges oder froher Aussicht in die Zukunft. Das Kampflied ist nach vorwärts und der Siegesgesang nach rückwärts gewendet, wie das Geburts- und

Brautlied aufs Kommende vorbereitet und die Totenklage den Hingegangenen schmückt. — Im Gebete wendet sich der Mensch wohl an den gegenwärtigen Gott, aber er preist ihn in vergangenen Wettern oder in kommenden Gnaden, er dankt oder bittet und sieht aus dem Dunkel das Licht hervorquellen, wie er es bisher immer erlebte.

Damit sich der einfache Bericht, der Dank oder Wunsch über gewöhnliche Prosa erhebe, ist zweierlei nötig, was sich gegenseitig bedingt: 1. festliche Stimmung und 2. freundlicher Wiederhall oder begleitende Einstimmung befreundeter Seelen. Das gehobene Gefühl bedarf nicht bloß der Worte, sondern der Bewegung des ganzen Körpers, der Arme und Hände, um sich zu äußern und die Herzen der Genossen im Tempo oder Marsche mitzureißen. Der Zusammenklang der Worte und Gebärden, der Beifall und die Mitwirkung der Freunde trägt und hebt den Erzähler und Sänger und verstärkt seine Stimmung. Aller Seelen und Gemüt wird Eins, aller Gefühl verschmilzt sich zu einer Gesamtstimmung und es ist nicht das Einzel-, sondern das Gesamtbewußtsein, nicht der Einzel-, sondern der Volksgeist, dem die Dichtung entströmt. Daher ist die älteste Dichtung, sei es epischer oder lyrischer Art, kein Kunstprodukt, nicht absichtliche Erfindung des einzelnen, sondern Volkserzeugnis und Volkseigentum. Dem Volke gehört das Märchen und die Heldensage, das Schlachtlied und die Götterhymne.

3. Nicht bloß das, was einer selbst erlebt, sondern auch was er von andern erzählen gehört, was andere erfahren, gethan und gelitten, geht ein in den Anschauungskreis und erfüllt das Gedächtnis.[1] Besonders an dem, was weitgereiste und erfahrene Männer (πολύτροπος ἀνήρ Od. I, 1) sahen und zu erzählen wußten, erfreut sich der neugierige, hörlustige Sinn. Neugier und Wißbegier sind wohlthätige und nützliche Triebe des Menschen, sie treiben ihn zu höheren als materiellen Genüssen und ohne sie würde die Litteratur in der Geschichte fehlen.

Von einer Litteratur im eigentlichen Sinne kann erst da die Rede sein, wo geschrieben wird. Dies führt uns auf die Schrift.

Die älteste Art der Schrift ist die Bilderschrift. Was erzählt werden soll, wird gemalt. So gering die Fertigkeit ist, kann doch Bedeutendes erreicht werden. Was uns die Keilschriften und Hieroglyphen aus ältester Zeit mit ermüdender Breite zu erzählen wissen: Kämpfe, Siege, Darbringung von Tribut, Empörungen, Bauten, Hungersnot und Überfluß, das vermögen wir viel einfacher und anschaulicher auf den kunstlosen Bildern zu lesen, welche die Grabmale und andere Baudenkmale

[1] Diese Bemerkung mag ergänzen, was I, S. 29 über die Entstehung der Litteratur gesagt wurde.

schmücken. Freilich schon die Namen können nur dann durch bloße Bilder ausgedrückt werden, wenn sie Bedeutungen haben (wie Sonne, Sterne). Der nächste Schritt ist die Wortbezeichnung durch Bilder z. B. „Berg" durch drei Spitzen, „Verwundungen" durch perpendikuläre Striche, „Macht" durch eine Linie vom Kopf zum Herzen, „Gehorsam" durch eine Linie vom Ohr zum Herzen. Auf diese Weise drücken auch Taubstumme Worte aus, indem sie ihre Bedeutung in der Gebärde nachmachen und unanschauliche Worte künstlich bezeichnen. Die Schrift fand bald ein einfacheres Mittel, um solch' unanschauliche Worte, z. B. Pronomina, Präpositionen, Partikeln, Media, abstrakte Beziehungen wie Geist, Seele, Tugend darzustellen. Man schritt zur Silbenschrift, wie sie uns das Hebräische bietet. An der Silbe selbst wird vor allem der Konsonant aufgefaßt. Die Vokale sind schwer faßbar. Sie nuancieren die Konsonanten, welche den Stamm des Wortes repräsentieren. Wie bezeichnete man nun die Konsonanten? Es ist dies nicht mehr immer zu erkennen, doch ist soviel sicher, daß das Zeichen eines Konsonanten einem bedeutsamen Worte entnommen wird, welches mit ihm anfing, z. B. w wurde durch einen Haken (ו) bezeichnet, da waw Haken heißt, d durch ein thürähnliches Zeichen (daleth = Thüre) ꝛc. Aus dem phönikischen Alphabet stammen die Alphabete fast aller Kulturvölker. Durch Aufnahme der Vokale ist die Lautschrift entstanden.

Niedergeschrieben wurde vor allem, was für das Leben bedeutungsvoll und wertvoll war. Zunächst wohl nicht Dinge idealerer Art, Gedichte und Erzählungen, sondern solche, welche für das praktische Leben eine Bedeutung hatten, Verträge, Gesetze, Zeitbestimmungen,[1] sodann bald auch Heldenthaten, die man der Nachwelt überliefern wollte, endlich Opferrituale, Gesänge zu Ehren der Gottheit u. s. w.

4. Die Litteratur mündet zuletzt in die Wissenschaft ein. Die poetische Litteratur faßt die Natur und die Lebensereignisse im Spiegel des empfindenden Gemütes auf, der subjektive Anteil ist hier sehr stark. In der Wissenschaft tritt er nun zwar zurück, aber er schleicht sich in anderer Form doch heran. Die Wissenschaft geht von deduktiven Prinzipien, von Ideen aus. Es sind 1. die subjektiven Bedürfnisse, das unendliche Streben des Menschen nach dem Wahren, Guten und Schönen mit der harten Wirklichkeit und Endlichkeit zu vermitteln. Die Ideeen sind theoretisch und praktisch, in Weltanschauung und Kulturarbeit mit der Sinneswelt auszugleichen. Sodann sucht 2. der Geist den Denkgesetzen entsprechend nach Wesen und Grund der Welt zu fragen, „in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol", in der Mannigfaltigkeit der Naturgestalten und Ereignisse die regelmäßige Form des Gesetzes zu finden.

[1] Siehe die Kauf- und Mietverträge bei Kaulen, Assyrien und Babylonien S. 179 ff. 3. Aufl. 1885. Der älteste Papyrus Prisse enthält moralische Vorschriften. Hieroglyphen und Keilschrift dienen meistens dazu, den Kriegsruhm der Herrscher zu verkünden, sodann zum Schmuck der Tempel und Preis der Gottheit. Die ältesten Schriften der Inder und Perser enthalten nebst religiös rechtlichen Bestimmungen Opferrituale, Hymnen und Gebete.

## Die Kulturperioden.

Die gesamte Geschichte zerfällt in zwei große Perioden, die vor- und die nachchristliche, mit je zwei Unterabteilungen: das orientalische Altertum und die griechisch-römische Zeit, das Mittelalter und die Neuzeit.

Die Kulturbewegung innerhalb dieser Perioden ist auf der einen Seite gleich, auf der andern Seite ungleich. Sowohl im vor- als im nachchristlichen Altertum beginnen die Völker aus barbarischen Zuständen sich zu erheben und, gestützt auf mehr oder weniger Kulturkapital, eine eigenartige Bildung und Gesittung zu begründen. Kein Volk fing ganz roh und vollständig entblößt von allen Kulturmitteln sich zu bilden und zu entwickeln an. Das vorchristliche Altertum hatte paradiesische Traditionen, das goldene Zeitalter zum Untergrund und das nachchristliche fast den ganzen materiellen und geistigen Erwerb der Griechen und Römer. Dennoch müssen wir uns hüten, die Anfänge namentlich der Kultur überhaupt zu ideal zu denken. Die Völker selbst stellen dicht neben die Vorstellung eines goldenen ein steinernes und ehernes Zeitalter (Hesiod, Lucretius, Ovid).

Mit einem tierähnlichen Leben lassen z. B. die Ägypter, Chinesen und Babylonier ihre Geschichte beginnen. In Griechenland[1] erzählt uns die älteste Sage fast nur von Raub (Menschenraub, Seeräubern) und mörderischem Kampf gegen eine rohe Natur. In Rom bewahrt das Recht und die Sage viele Erinnerungen an die primitive Roheit des Lebens auf; leitet sich ja die Geschichte mit Raub und Totschlag ein. Die Zustände der alten Germanen endlich werden von Guizot[2] in ausführlicher Parallele mit denjenigen indianischer Stämme verglichen.

Wenn auch diese Vorstellungen zu einem großen Teil auf die mythenbildende Phantasie, welche bald verklärt, bald verdunkelt, zurückgeführt werden müssen, so versteckt sich hinter ihnen doch ein unzweifelhaft historischer Kern. Die wahre Geschichte versteht sowohl die Sage vom goldenen, als auch von einem steinernen und ehernen Zeitalter zu würdigen, sie kennt den Fall, welcher das Menschengeschlecht mit allen Übeln strafte und in Not und Entbehrung stürzte.

Wie die großen Perioden gleichen sich auch die Unterabteilungen. Die Griechen und Römer erbauen auf Grund und mit Hilfe orientalischer Kulturelemente das nationale Gebäude geistig gesellschaftlicher Ordnung. Die Neuzeit mußte das, was sie ererbt hat, wirklicher und

[1] S. I, S. 115.
[2] Guizot, Histoire de la civilisation en France I[11], p. 216.

drohender Barbarei abringen und neu erwerben. Infolge der Wirren und Kämpfe der Reformationszeit verrohte Gesittung, Kunst und Litteratur, der Unglaube hatte schon mächtig sein Haupt erhoben, doch gelang es auf Grund der mittelalterlichen und antiken Tradition zuerst in den romanischen Ländern eine moderne geistige Kultur zu begründen.

Die Kulturperioden haben je ihren eigenen Wert und Gehalt, dienen aber zugleich einem umfassenden Zwecke, nämlich dem Christentum. Die gesamte vorchristliche Kultur bietet ihm die Grundlage und die Hilfsmittel und bereitet die Wege.

Im Mittelalter ringt die geistliche und weltliche Macht um den Vorrang, die Neuzeit sucht beide Gebiete zu scheiden, allerdings zum Nachteil der Menschheit. Doch mag man auch hier auf eine einstige Versöhnung hoffen.

# Erster Abschnitt.

## Geschichte der Lebenssicherung und Lebenserhaltung.

---

### Erstes Kapitel.

### Das Kriegswesen.

Des Menschen Leben und Lebensgüter müssen vor allem gegen äußere und innere Angriffe, gegen Angriffe von äußern und innern Feinden der Ordnung geschützt werden. Beiden Zwecken dient zuerst das gleiche Amt und die gleiche Einrichtung. Der oberste Heerführer hat als Richter zugleich gegen innere Angriffe zu schützen, umgekehrt pflegt der Richter (Schoffet, Suffet) zugleich Anführer im Kriege zu sein. Die „Wächter" des Staates (φύλακες) schützen nach außen und innen den Frieden. Unter den Begriff „Frieden" faßten die Deutschen die Sicherung der äußern und innern Ordnung (Recht) zusammen.

1. Wie notwendig die Verteidigung und der Angriff der Menschheit war, sehen wir daran, daß die Waffen die ältesten paläontologisch verfolgbaren Spuren menschlichen Daseins sind.

Die Keile, Meißel, Messer, Lanzen und Pfeilspitzen sind die ältesten Reste der vordiluvialen Menschheit (s. Fig. 1—4) und ihnen gegenüber verschwinden die Werkzeuge des Friedens, der erhaltenden Naturpflege und des Schmuckes.

Neben die ersten Spuren der Offensivwaffen traten bald Versuche von Schutzvorrichtungen, Bekleidungen aus Häuten und Leder, hölzerne überflochtene Schilde, einfache Helme und Beinschienen.

Jagdvölker handhaben mit Vorliebe die Waffen des Fernkampfes, Schleuder und Pfeil; Ackerbauvölker aber, gewohnt ihr Objekt unmittelbar mit Haue und Beil zu bearbeiten, treten in den Nahkampf ein und fechten mit Lanze, Wurfbeil und Schwert. Dieser Unterschied macht sich

auch in historischer Zeit noch geltend und kultivierte Völker, wie die Perser und Römer bezogen ihre Bogenschützen und Schleuderer gerne von Jagdvölkern.

Die älteste Gefechtsart ist der Einzelkampf, wie ihn Homer mit unvergleichlicher Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit schildert. Wie bei Homer kämpfen die Helden der Mahabharata und die Krieger Ägyptens und Babylons. Auf ihren rossebespannten Kriegswagen fahren die Helden auf einander los. Doch finden sich auch schon in jener frühen Urzeit Spuren einer einfachen Taktik, besonders für das Fußvolk.

In Keil- oder ausgebogener Halbkreisstellung suchen sich die Heere zu durchbrechen oder im eingebogenen Halbkreis mit schwächerer Mitte zu umzingeln. Beide Stellungsweisen kannten die Orientalen und auf dieser Kunde beruht die Überlegenheit der orientalischen Reiche.

Allein die kriegerische Entscheidung hängt nicht allein von der Taktik, sondern oft noch mehr von rascher oder nachhaltiger Naturkraft ab. Nur wenn beides, stürmische Kraft und berechnende Ordnung sich verbindet, ist ein Mann und Heer unüberwindlich. Meistens aber sorgte die steigende Kultur, daß die Naturkraft erlahmte, und dann kam über das Kulturvolk ein unverdorbenes Naturvolk und warf es nieder. So sind die Babylonier von den Medern, diese von den Persern, die Perser wiederum von den Griechen und diese von den Römern besiegt worden. Die Römer bewahrten am längsten ihr Blut gesund und ihre Nerven stark und es erlagen ihnen alle Völker in der Runde, da sie auch taktisch hoch standen. Zuletzt aber erlagen auch sie den Germanen, und ein großer Teil der letztern den Franken.

Die persischen Heere zeichneten sich nach Xenophon durch eine geschickte Verbindung und Verteilung verschiedener Waffengattungen aus. Schon damals bediente man sich der Schleuderer und Schützen, sowie der Reiterei zur Einleitung des Gefechtes und zur Deckung der Flanken.

Ihre Siege gegen die Perser verdankten die Griechen dem feurigen Ansturm und der geschlossenen Phalanx. Ausgerüstet mit langen Sarissen, wie später die Landsknechte mit Piken, erwies sich diese Phalanx als unwiderstehlich im Angriff wie in der Verteidigung.

Alexander bildete den Gedanken der Reserve aus und darauf beruhte auch die Stärke der spätern römischen dreigliederigen Schlachtordnung. Die Römer gebrauchten anstatt des metallbeschlagenen Rundschildes (ἀσπίς) der Griechen den großen thürähnlichen Lederschild

(scutum, θύρεος), und kämpften mit dem Wurfspeer, später mit dem kurzen Schwert zu Hieb und Stoß, worin sie eine erstaunliche Fertigkeit erlangten und den Germanen lange widerstanden.

Unter den Deutschen haben die Franken durch ihren zweischneidigen Streitmeißel zum Hieb (francisca) und den an der Spitze mit Widerhaken versehenen Wurfspeer oder Ger ein militärisches Übergewicht erlangt. Der von den Römern entlehnte Gebrauch der Schwerter erhielt nie eine Bedeutung, wie bei diesen, statt dessen bedienten sich die Reiterheere mit Vorliebe der Lanze. Die weiten Kriegszüge des frühen Mittelalters gegen die verschiedenen Reitervölker, die Avaren, Ungarn, Saracenen, mußten von Ritterheeren ausgeführt werden. Doch wurde das ausschließliche Rittertum durch Fußkämpfer mit Streitkeule, Streitaxt und Hellebarde, durch Bogner und Armbrustschützen unterstützt und später mehr und mehr verdrängt.



Fig. 9. Julius Cäsar.
Cäsar trägt eine Tunica, darüber den Panzer mit wehenden Riemen (πτέρυγες) und auf der l. Schulter mit fibula geknüpft den Feldherrnmantel (paludamentum); vgl. die Abbildung eines Ritters in Fig. 21, Landsknechte in Fig. 27.

An Stelle der Lieblingswaffe des Volkes, der Hellebarde, trat im Ausgang des Mittelalters die lange Lanze oder Pike, mit der die Schweizer und nach ihrem Vorbilde die Landsknechte ihre Siege erfochten. Die dichtgedrängten Landsknechthaufen umkleidete man mit Schützen, deren Waffe allmählich die Muskete wurde.

Nichts weist eine so regelmäßige Entwicklung auf als die Ausbildung des Schießgewehres; die Feuererzeugung hat sich successive von der Lunte zur Reibung des Rad- und zum Schlage des Steinschlosses erhoben und endlich wurde im Ausgang des 17. Jahrhunderts das Bajonettgewehr erfunden, welches das Kriegswesen von Grund aus umgestaltete. Das Gewehr, bisher immer nur die Waffe eines Bruchteiles des Heeres, wurde jetzt allgemeine Waffe. Der neueste Fortschritt auf dem Gebiete der Feuerwaffe ist die Erfindung eines rauchfreien Pulvers. Die Flugweite der Geschosse wird so groß, daß man schon davon spricht, jeden Soldaten mit einem Feldstecher zu versehen.

Infolge der wirksameren Geschosse fielen die alten Schutzrüstungen weg, aus einem Nah- wurde ein Fernkampf, wenn auch die Entscheidung immer noch im Bajonettangriff liegt. Die Tiefe der Schlachtlinie wurde immer mehr verringert, die Front vergrößert und man sucht dabei über den eigenen Angriffspunkt zu täuschen.

Die Lineartaktik des vorigen Jahrhunderts kann sich nur auf ebenem Terrain entwickeln, der Kampf wird hier wie ein Duell behandelt, wo man sich frei gegenüberstellt, während in neuester Zeit das Heer sich möglichst zu decken sucht und in zerstreuter Ordnung (liegend) das Feldgefecht eröffnet.

Früher wurden bei Befestigungen die Mauern und die Belagerungsschirme möglichst hoch angelegt, um die Wirkung der Wurfgeschosse zu vermeiden, bei dem Feuer der neuen Geschosse aber, dem keine Mauer zu stark ist, gräbt man sich möglich tief in den Boden ein und verkleidet die Bodeneinschnitte und Erdwälle mit Schanzkörben, Faschinen und Mauerwerk. Dabei werden mehrere Reihen von Gräben und Wällen hintereinander angelegt und viele starke Bollwerke aufgeführt, deren Bau und Verteilung viel Kunst und Berechnung erfordert.

## Zweites Kapitel.

# Das Sicherheitswesen.

Die Sicherheit der Personen und des Eigentums ist nach außen durch das Heer, im Innern durch Gericht und Polizei bedingt.

Doch kennt die ältere Zeit diese Trennung der Gebiete nicht. Hier gibt es nicht nur kein eigenes Polizeiwesen, sondern auch das Heer- und Gerichtswesen ist noch nicht sorgfältig geschieden und auch nach ihrer Sonderung leistet beides Aufgaben, welche später der Sicherheitspolizei zufallen. Das Gericht erscheint in älterer Zeit vielfach als ein Streit, der sich neben Worten und eidhelfender Streitfolge auch der Waffen bedient. In andern Fällen ist es wirklich ein Gericht, aber der Richter stützt seine entscheidende Stellung auf seine Macht und sein Gefolge, das dem Urteil Nachdruck und Vollzug sichert. Wie den Feind die Furcht vor kriegerischer Rache von unbesonnenem und offenem Angriffe auf Land und Leuten abhält, so drängt die Aussicht auf Gericht und Strafe den begehrlichen rechtswidrigen Sinn zurück und verhindert offene Gewaltthat. Freilich ist ein regelmäßiges Gericht nicht ausreichend gegen jede Gefahr. Es ist für Abwehr rascher Gewaltthat und Störung, stets drohender Räubereien und Einfälle zu langsam und entlegen. Daher muß es eine militärische Wache geben, sei es daß sie dem Heer-, oder dem Gerichtswesen zugeteilt ist.

Diese Wache ist im Altertum an verschiedene Personen verteilt. Die Sophronisten und Astynomen, die Censoren und Ädilen, vor allem aber die triumviri capitales, die cohortes vigilum, die Liktoren, wenn ich so sagen darf, die Fronboten der Prätoren[1] und die militärischen

---

[1] Bei Petron (sat. 14) führt der Liktor des Prätors das Fremdenregister in den codices publici. — Folgende Stelle von Horaz mag gleichfalls hierhergezogen werden:

. . . . . . . Sulcius acer
Ambulat et Caprius, rauci male, cumque libellis
Magnus uterque timor latronibus (I. sat. 4, 65).

Posten auf den Straßen des Staates (stationes), haben sich mit der Sicherheit zu befassen.

Am besten entsprechen die triumviri capitales unsern Sicherheitsdienern, den Gensdarmen und Schutzmännern, daneben waren sie zugleich Nachtwächter und hatten ein jurisdiktionelles Recht in geringem Umfang.

Beim Beginn des Mittelalters begegnen uns in den von den Germanen besetzten römischen Gebieten als Sicherheitsdiener die Sajonen; ursprünglich bloße Fronboten, ähnlich den römischen apparitores, executores etc., wurden sie von den germanischen Königen als Sauvegarden auf Bitten der Grundbesitzer in deren Landgüter gelegt, da Raub und Gewaltthat überhand genommen hatten.

Die schon an und für sich bestehende Neigung der Germanen zur Selbstrache und Selbsthilfe wurde noch gesteigert durch die territoriale Zersplitterung des Staates und die Ausstattung der Ritter mit dem Fehderecht. Infolgedessen mußten die Landleute, wie schon im vorchristlichen Altertum, ihre Dörfer und Häuser stadtähnlich anlegen. Sie hatten im Orient und Occident feste Zufluchtshäuser, Burgen und Citadellen (pur, ἀκρόπολις, kreml); häufig dienten die Kirchen und Kirchhöfe dazu, oder die ganze Ansiedlung lag hoch und war bewehrt. Daher legte man die Orte mit fortifikatorischen Rücksichten an, in Frankreich bis in die Zeit Richelieus. Fast das ganze Mittelalter hindurch konnte der Bauer nur bewaffnet arbeiten und jeden Warenzug begleiteten bewaffnete Geleitsmänner, die der Landesherr stellte.

Im Anfang des 11. Jahrhunderts beginnen Maßregeln zu einem allgemeinen Rechtsschutz. Cluny, von wo alle wahrhaft christlich-reformatorischen Gedanken ausgingen, legte den Gedanken des allgemeinen Landfriedens in die Seele der Kaiser, und zuerst hat Heinrich III. auf der Synode zu Konstanz (1043) damit durchzudringen gesucht. Die Kaiser Friedrich I. und II. haben allgemeine Reichsgesetze erlassen, welche freilich, wie auch die spätern Versuche, ziemlich erfolglos blieben. Am wirksamsten waren noch die gegenseitigen Landfriedensbündnisse verschiedener kleiner Fürsten, Städte und Herren (in Spanien der heiligen Hermandad 1295).

Auch innerhalb der Landesherrschaften, die sich immer mehr konsolidierten, bestand ein leiblicher Schutz, durch Geleitsleute, Gerichtsboten, (Büttel, Fronboten) und Vögte gewährleistet.

Beim Ausgang des Mittelalters häufen sich Polizeimaßregeln aller Art, so wurde auch eine Landgensdarmerie eingeführt. In Bayern hat zuerst Albrecht IV. Reisige auf der Landstraße streifen lassen (Riezler). Um dieselbe Zeit tritt in Frankreich die Marechaussee auf und verbreitete sich über das Land[1]. Gerade das Institut der Marechaussee (jurisdictio mareschallorum) zeigt, wie eng verbunden die Sicherheitspolizei mit dem Gerichtswesen bis in die neueste Zeit war; denn diese ist ursprünglich nichts anderes als eine niedere Gerichtsbarkeit über Diebe und Vagabunden. In Paris hatten inspecteurs die Aufsicht über Gast- und Spielhäuser, Kaffés und öffentliche Plätze. Die neueste Einrichtung und Ausdehnung der Polizei ist bekannt.

[1] Es gibt in Frankreich, sagt Mercier 1782, mehr als 10000 Räuber und Vagabunden, aber die maréchaussée, bestehend aus 3756 Männern, führt einen fortwährenden Krieg gegen diese Übelthäter, welche die großen Straßen beunruhigen. Unter der Regentschaft war es noch viel schlimmer, hier raubte und plünderte man am hellen Tage (Lacroix XVIII^me. Siècle. I. p. 318).

## Drittes Kapitel.

# Das Wirtschaftsleben.

### I. Die Wirtschaftsstufen.

Im Wirtschaftsleben tritt der Mensch der Natur zwar in rohem Zustand, zerstörend, zusammenraffend und erobernd gegenüber, aber bald beginnt er eine geordnete Naturpflege. Er bearbeitet Naturstoffe, Holz, Stein und Metall zu Waffen und Werkzeugen in spitzer und schneidiger Form, pflegt Tiere und Pflanzen. Der Übergang zur Naturpflege ist ein großer Fortschritt und es begründet einen großen Charakterunterschied, ob man bloß jagt und sammelt, oder erhält, schützt und fortpflanzt.

Die erhaltende, pflegende und gestaltende Thätigkeit entwickelt sich zuerst in der Bearbeitung der Naturstoffe zu Waffen und Werkzeugen und geht von hier zu besonders nützlich scheinenden Tieren und Pflanzen über, unter denen besonders frühe das Kleinvieh (Schafe und Ziegen) und die Cerealien erscheinen, während das Rind, namentlich aber das Pferd und die Baumfrüchte später auftreten.

Die auf die Natur gewandte Thätigkeit ist bedingt durch die Naturgegenstände, aber nur zum Teil, denn so wenig als die Tiere ausschließlich zur Jagd reizen, so wenig nötigt die nutzbare Pflanze sogleich zum Feldbau. Der Brotbaum südlicher Gegenden bietet das Brot als Frucht, aber auch in nördlichen Gegenden gibt es Wurzeln und Früchte, Beeren, Brotkorn oder wildes Reis, die man roh oder nach geringer Vorbereitung genießt.

1. Der Charakter der Jägervölker zeigt ein unbeständiges Schwanken zwischen trägem Hinbrüten und angespannter Aufmerksamkeit, zwischen hinterlistiger Geduld und leidenschaftlicher Wut. Die Horden schweifen ohne soziale Gliederung, selbst ohne Sklaven auf ihren weiten Jagdländern umher und der beständige Wechsel läßt sie nicht zur Sammlung und zu einer regelmäßigen Lebensführung gelangen. Durchaus abhängig von der Natur fühlen sie den Druck finsterer Naturgewalten.

2. Das Hirtenleben nötigt zu einer Reihenfolge einander ablösender und auf einander berechneter Geschäfte. Man lernt die Tiere nach allen möglichen Richtungen hin ausnützen und es entsteht das Gefühl einer gewissen Anhänglichkeit an die Naturwesen, ganz verschieden von dem

feindlichen Sinne, den der Jäger ihnen entgegenbringt. Der Schauplatz des Hirten ist viel beständiger und seine Züge regelmäßiger, als die Gänge des Jägers. Eine Verbindung beider Lebensarten stellen jene Nomadenvölker dar, welche Asien und Europa raubend und verheerend durchzogen. Solche Völker waren die Turanier, Hycksos, Mongolen, Hunnen u. s. w.

3. Schon der Hirte steht der Natur freier gegenüber als der Jäger, gerade weil er der Natur seine Pflege zuwendet, aber noch mehr ist es der Fall beim Ackerbau. Der Ackerbau ist dem Wesen nach die älteste Beschäftigung des Menschen und so gering wir auch seinen Anfang zu schätzen berechtigt sind, hat er sich doch selbst im rohen Jäger- und Hirtenleben nie ganz verloren, in das der Mensch versank. Nebenher trieben die Jäger und Hirten meistens ein wenig Ackerbau, wie wir dies am Jäger- und Fischervolk der Pfahlzeit und den Patriarchen Israels sehen können.

## II. Geschichte des Ackerbaues, der Industrie und des Handels.

### 1. Der Ackerbau und die Nahrung.

Der primitive Ackerbau bewahrt seinen Zusammenhang mit den vorausgehenden Lebensarten, indem er in ausgedehntester Wechselwirtschaft besteht. Man säet hier äußerst dünn auf den neugebrochenen Boden, die abgesengte Steppe, gerodetes oder schlammiges Land, ohne sich viel mit Pflügen und Dünger zu plagen. Ist der Boden erschöpft, so geht man zu neuem über. So machten es nach Tacitus die alten Deutschen und noch heute kommt diese Wirtschaftsart in Rußland, Nordasien, Amerika (hier oft als Brennwirtschaft) vor.

Die zunehmende Landnot führte zu intensiver Wirtschaft. Man bebaute mehr Land und blieb ansässig. Allmählich lernte der Ackerbauer auch verschiedene Früchte (Winter- und Sommerfrüchte) kennen, hob die ewige Weide und die regelmäßige Brache auf und baute Futterkräuter. Melioriationen verschiedener Art, Dünger, Berieselung, Mergelung, häufiges Pflügen fanden Eingang. In der Neuzeit geht die Landwirtschaft zu dem rationellen Fruchtwechselsystem über, welches für jede Pflanze den geeigneten Boden sucht und regelmäßig Hackfrüchte auf Halmfrüchte folgen läßt. Damit verbindet sich eine sorgfältige Wahl der Samen und ein nach chemischen Gesetzen sich vollziehender Ersatz der erschöpften Bodenkräfte.

Die fortschreitende Bodenkultur verwandelt nicht nur wilde in fruchtbare Gegenden, sondern veredelt auch die Pflanzen und Früchte. Wenn man aus der Urzeit berichtet, die Menschen hätten wilde Beeren,

Schlehen, Eicheln, Nüsse, Äpfel gegessen, so kennt auch eine spätere Zeit zur Nahrung dienende Nüsse, aber es sind griechische und pontische oder Mandeln und Walnüsse, man kennt Äpfel, aber es sind persische, armenische und medische oder Pfirsiche, Aprikosen und Citronen, man ißt Beeren und Schlehen, aber das sind jetzt Maulbeeren, Pflaumen (prunum), Kirschen ꝛc. So wurden auch die Futterkräuter und Getreidearten veredelt.

Die Nahrungsmittel richteten sich nach den Stufen der Wirtschaft und umfaßten einen verschiedenen Kreis, erstreckten sich auf Würmer und Insekten oder beschränkten sich, wie bei den alten Deutschen, auf Wildbret, Milch und Käse (Cäsar) oder, wie bei den homerischen Helden, auf Fleisch, Brot und Wein mit Zwiebel. Überall kannte man das Feuer und es gab keine Rohesser (âma-ad, ὠμηστής) im strengen Sinne.

Die Getreidekörner wurden in älterer Zeit geröstet oder zu Brei gekocht, später buk man das Mehl an der Sonne, an der Asche (ἄρτος σποδίτης, panis subcinericius) oder auf glühend gemachten Steinen (Herd). Von den Ägyptern erhielten die Römer und von diesen die Deutschen den Backofen. — Die Entfernung der Hülse des Kornes, die Verwendung der Wein-, Bierhefe und des Sauerteiges, das Aufgehenlassen des Teiges kam erst allmählich auf. Wie die Alten überhaupt Verschiedenartiges, z. B. Gemüse mit Milch und Käse vermischten, so gaben sie dem Teig oft einen Honig-, Öl- oder Käsezusatz.

Zur Speisebereitung verwendete man im Altertum anstatt der Butter und des Schmalzes das Öl, anstatt des Steinsalzes Seesalz, anstatt des Zuckers bis in die Neuzeit Honig.

Das Verhältnis der Mehl- zu den Fleischpreisen richtet sich nach der Höhe des Cerealienbaues. Je stärker die Stufe der Jagd und Herdenwirtschaft noch in den bestehenden Zustand hereinragt, desto ausgedehnter und wohlfeiler ist der Fleischgenuß. Je mehr aber der Getreidebau zunimmt, desto mehr sinkt der Mehl- und desto mehr steigt der Fleischpreis. Diese Preisbewegung läßt sich zum Teil noch in England verfolgen. In der Zeit von 1125—1463 hob sich der Preis eines Mastochsen von 1 Schill. bis 20 Schill., ein Quarter Weizen fiel dagegen von 20 auf $1\frac{2}{3}$ Schill. Unter Heinrich VIII. waren Kalb-, Rind-, Hammel- und Schweinefleisch Nahrung der Armen, und kosteten durchschnittlich $\frac{1}{2}$ Penny pro Pfund, während das Getreide 7 bis 8 Schill. pro Quarter galt. Selbst noch unter Karl I. war

Fleisch viel wohlfeiler als Korn. So galten auch im 13. Jahrhundert 3 Pfd. Fleisch in Deutschland soviel als 1 Pfd. Brot, in derselben Zeit dagegen war in dem weiter vorangeschrittenen Italien der Fleischpreis fast so hoch wie heute.

Das Getränke der Alten bestand in Wein, der jenachdem mit Honig und Mohn oder mit Essig und Wasser stark vermischt war.

Im Mittelalter verbreitete sich der Biergenuß, nachdem von den Klöstern die Vermischung des Gerstensaftes mit Hopfen ausgegangen war (Montalembert).

## 2. Die Industrie.

Der Beginn der Industrie liegt in der Hauswirtschaft. Jedes Haus für sich verfertigte den unentbehrlich notwendigen Bedarf an industriellen Lebensmitteln. Schon in der Hirtenzeit spielt das Schmiede- und Webehandwerk eine große Rolle und erhielt bei den Hirtenvölkern des Orientes im Altertum die reichste Blüte. Noch heute haben die orientalischen Metall- und Edelsteinarbeiten und Gewebe einen hohen Klang.

1. Der Mensch bearbeitete in ältester Zeit Horn, Knochen, Holz und Steine in roher Weise. Die jüngere Zeit der Steinwerkzeuge kennt schon eine feinere Technik (s. Fig. 2). Das erste Metall, das ausgedehntere Bearbeitung fand, war Kupfer, und zwar mit Zinn gemischt, also Bronze (s. Fig. 5—8). Diese Mischung tritt sehr frühe auf und man fragt sich billig, wie die Menschen darauf kamen. Wir können diese Erfindung nur unter der Voraussetzung erklären, daß vielfach Metalle gemischt wurden und daß man so auf den Gedanken kam, weichere Metalle (wie Kupfer, Silber, Gold ꝛc.) durch Verbindung mit härteren dauerhafter und fester zu machen. Unter dieser Voraussetzung mag wohl die Erfindung der Bronze von da ausgegangen sein, wo Kupfer und Zinn nahe bei einander lag. Die Bronze konnte zu allen möglichen Formen und Gestalten verarbeitet werden. Man konnte jetzt vor allem, was vorher nicht möglich war, lange Schwerter (s. Fig. 8) und haltbare Gefäße herstellen. Neben die oft kunstvollen Gefäße, Vasen, Töpfe und Urnen aus Thon treten Kessel und Krüge aus Bronze, an Stelle des einfachen Schmuckes aus Steinnadeln, aneinandergereihten Zähnen u. s. w. kamen Arm-, Hals- und Fußringe, Spangen, Nadeln ꝛc. auf (s. I, S. 71 f.).

Die Messer waren selbst im Mittelalter noch groß und von Dolchen kaum zu unterscheiden, die auch häufig ihre Stelle vertraten. Kleine

Messer und Gabeln kamen erst allmählich im Mittelalter in Verwendung. In dieser Zeit vervollkommneten sich auch die Schlösser (Mahlschlösser), die Lampen und Gußwaren (Glocken). Endlich gehört die Erfindung des Bleches und Drahtes dieser verschrieenen Zeit an.

2. Außer den Metallerzeugnissen bilden die Gewebe, Thon- und Holzwaren von altersher einen Hauptgegenstand der Industrie. Die ältesten Gewebe wurden aus Tierwolle hergestellt, später benutzte man auch Flachs, Hanf, Baumwolle und Seide. Zum Weben diente ein einfaches Gestell, und das Webeschiffchen war eine primitive Nadel. Die Weberei (bes. von Wollstoffen, Teppichen, auch Seide) erhielt im Mittelalter durch die Mönche große Förderung; berühmt waren die italienischen, deutschen und flandrischen Gewebe. Ebenso nahm die Filzindustrie einen Aufschwung.

Die ältesten Thongefäße wurden mit der Hand geformt, doch findet sich schon in Ägypten die Töpferscheibe, auch verstand man dort bereits eine Art Glasur, obwohl sie erst im Mittelalter in größerer Ausdehnung angewendet wurde. In diese Zeit fällt auch der Anfang der Majolika- und Fayenceindustrie, während das Wedgewood und Porzellan erst vor der Mitte des 18. Jahrhunderts sich verbreitete. — Das Glas wurde im Mittelalter schon in großen Massen verarbeitet, in der künstlichen Färbung des Glases erreicht diese Zeit sogar eine Höhe, die man heute kaum mehr erreicht. Besonders berühmt war das venetianische, sodann das deutsche (grünliche) und endlich das böhmische Glas.

Die Verarbeitung des Holzes ist älter als die Verwendung von Steinwerkzeugen, und wenn der Hobel, der Bohrer, die Säge und der Leim auch erst in historischer Zeit auftritt, so verstand man doch schon lange vorher (mit Steinwerkzeugen) das Holz glatt zu schaben, zu zerschneiden, zu zersägen, zu durchlöchern und zu verbinden.

In feiner Schreinerarbeit hat das Altertum Hohes erreicht und noch mehr leistete das Mittelalter. Auch gab erst dieses dem Wagner-, Drechsler- und Küferhandwerk größeren Aufschwung. Beim Beginn der Neuzeit verbreitete sich die bequemere, in Riemen hängende Kutsche (1546 in Spanien, 1580 in England). Im allgemeinen zog man freilich das Reiten vor, da das Fahren bei den schlechten Wegen mit großen Gefahren verbunden war (siehe den Bericht einer Reise von Gmünd nach Ellwangen in Schwaben 1721 bei Scherr, Geschichte deutscher Kultur S. 297).

3. Trotz seiner „weltabgewendeten“ Richtung hat das Mittelalter

nicht nur, wie wir sehen, einschneidende materielle[1], sondern auch formelle Verbesserungen auf wirtschaftlichem Gebiete gebracht. Das Altertum hatte einen Überfluß an Arbeitskräften und wußte diese nicht zu schätzen und nicht zu schonen. Wenn man den meisten Transport in Rom durch Menschenhände besorgen, die Sklaven mühsam die Mühlen treiben und Wasser in großen Massen schöpfen ließ, wenn man sogar durch sie den Dienst der Uhren versehen ließ, so war es auf andern Gebieten nicht anders. Erst das Mittelalter hat die menschliche Arbeit durch Anwendung von Maschinen zu erleichtern gesucht und in je höherem Grade es ihm gelang, desto freier wurden die Arbeitskräfte, und der antike Sklave verwandelte sich in den Knecht und Taglöhner der neueren Zeit. Durch Anwendung der Hebelkraft in Winden, Haspeln, Räderverbindungen, Flaschenzügen wurde der Aufwand an menschlicher Arbeit gemindert. Obwohl schon das Altertum auf Spann- und Hebelkräfte in seinen Ballisten und Katapulten intensive Fernwirkung gegründet hatte, gelangte erst im Mittelalter dieses Prinzip zur vollen Entwicklung. Die Wirkung der Triböcke und Bliden war eine erstaunliche, und was hier dem Kriege diente, das kam auch dem friedlichen Schaffen zu gute. Mühlen, aus ineinandergreifenden Rädern gebildet, trieben die schwersten Stampf- und Walzwerke, zu ihrem Betrieb wurden Naturkräfte, Tiere, vor allem aber das Wasser und der Wind in reichlicherem Grade herangezogen, als es je geschehen war. Säg- und Zwirnmühlen, Walk-, Poch- und Windmühlen, Papier- und Drahtmühlen treten auf. An die Konstruktion der Mühlen schließen sich die Uhrwerke an. Die neu erfundene Orgel beruht auf einer Verbindung eines Blaswerkes mit Hebelorganen.

Im Übergang zur Neuzeit entstanden unter anderem die Bandmühlen, die Tuchpressen und die Farbdrucke, die Tropf- und Gradierwerke und das Spitzenklöppeln.

Im Anschluß an die mittelalterlichen Anfänge hat die Neuzeit das Maschinengewerbe entwickelt. Das Prinzip war längst entdeckt und entwickelt, und die großen Erfolge der Neuzeit beruhen mehr auf der Zuführung einer unerschöpflichen Naturkraft, gegen welche alle bisherigen Kräfte zurückbleiben, nämlich des Dampfes, als auf der

[1] Es waren die Deutschen des Mittelalters, denen man nach Beckmann die Erfindung oder Verbesserung der Feuergewehre, der Taschenuhren, der Mühlwerke, des Kompasses, der Glas- und Ölmalerei, der Kupferstecherei, des Prägstocks, der Diamantenschleiferei, der Orgel u. s. w. verdankt.

Anwendung neuer Prinzipien. Die moderne Maschine arbeitet viel schneller, sicherer und erfolgreicher als die Menschenhand, bleibt aber an Feinheit und Solidität der Ausführung entschieden zurück. Die gegenwärtige Massenproduktion wählt schon viel schlechtere Stoffe.

So hat z. B. das Papier seit dem mittelalterlichen Pergament sich allmählig mehr und mehr verschlechtert, an Stelle der künstlichen bestäubten Tapeten aus Leinwand traten die gedruckten auf Papier. Die Spiegel waren früher silbern, jetzt aber gläsern, die Vergoldungen haben sich zu einem leichten Goldfirnis verdünnt. Die Kunst des Gießens, Schmelzens und Drahtziehens übte man früher an edlen Metallen, zuletzt an Kupfer und Zinn (Roscher).

### 3. Der Handel.

Der Handel glich anfangs dem landwirtschaftlichen Raubbau (S. 26), er beruhte mehr auf Raub und das ganze Altertum hindurch vielfach auf List, Betrug und Wucher. Der Handel wurde im Orient vornehmlich von Nomaden getrieben und als Hauptträger des Verkehrs erschienen die Semiten. Sie haben sowohl zu Land als zur See weite Reisen unternommen (Edomiter, Midianiter, Araber, Phöniker, Punier).

Dem Handel fehlt bis in seine hohe Entwicklung hinein jene Regelmäßigkeit und Zuverlässigkeit, die ihn ehrlich und fruchtbar sein läßt. So lange kein einheitlicher sicherer Preismaßstab vorhanden ist, die Wege schlecht und unsicher sind und der Verkehr von mehr oder weniger willkürlichen Zügen großer Schiffs- und Landkarawanen oder kleinen Hausierern abhängt, schwanken die Werte unberechenbar und es kann sich keine zusammengreifende Kette von Produktion und Güterzirkulation bilden.

1. Dem primitiven Tauschverkehr dient notdürftig eine bestimmte Werteinheit, bei Jägern ein Tierfell, bei Hirten und Bauern ein Rind. Doch kann erst dann, wenn ein leicht übertragbarer, dauerhafter Gegenstand, wie das Metall, dem Tausche zu Grund gelegt und ein wirklicher Kauf begonnen wird, Angebot und Nachfrage auf einander rechnen.

2. Die Wege sind zuerst Naturwege; was die Menschen zu ihrer Besserung beitragen, geht zunächst nur aus einzelnen Notwerken hervor. Man bahnt sich einen Weg mit Hilfe von Tieren oder indem man, wie in Griechenland, Stein an Stein legt (Hermen).

Im übrigen pflegt der Verkehr sich zunächst am Meeres- und von da am Stromufer zu bewegen. An natürliche Straßen schließen sich künstliche an, wie sie zuerst in weiter Ausdehnung von einzelnen Staaten und größeren Reichen angelegt wurden.

3. Endlich blieb der Handelsverkehr bis in die Neuzeit deshalb ein beschränkter, weil er an Zeiten und Orte gebunden war. Für die Marktzeiten waren im Altertum und Mittelalter gewöhnlich religiöse Feste maßgebend, z. B. die Feste in Jerusalem und Mekka, die Festspiele zu Olympia und Korinth. Noch erinnern die Namen Messe, Dult (Indult), Send, Loretomesse ꝛc. an diese Festmärkte.

Was die Marktorte und Handelsstraßen anbelangt, so war es zwar dem Altertum gelungen, beinahe den ganzen damals bekannten civilisierten Teil der Erde mit einem Netze des Verkehrs zu umspannen, aber im Vergleich zur Gegenwart waren die Maschen dieses Netzes immerhin noch weit, und das ganze Werk zerfiel. Ein Haupthindernis für freien Handelsverkehr, die Abhängigkeit von der Witterung und vielen andern Naturgewalten, konnte niemals ganz überwunden werden. Die Abhängigkeit des Handels erstreckte sich aber meistens noch weiter. Den Karawanenzügen des Orients war vom grauesten Altertum an eine feste Richtung durch Weideplätze, Oasen, Brunnen, Karawanseraien u. s. w. vorgeschrieben. Wegen der großen Unsicherheit konnte man nur in großen Zügen mit starker Bedeckung reisen; so war es noch im Mittelalter (Geleitsrecht). — Die Seefahrer hatten ihre Inseln zur Aufnahme von Wasser und Nahrung, ihre Häfen und Stapelplätze.

Im Mittelalter erhielt der Handel eine große Förderung durch Verleihung des Markt- und Stapelrechtes, durch Gründung von Kaufmannsgilden und Faktoreien.

a) Schon Pipin schrieb 744 für alle civitates einen regelmäßigen Jahrmarkt vor und die spätern Kaiser bewilligten einzelnen Städten noch ausdrücklich das Marktrecht. Das Marktrecht war mit großen Vorteilen verknüpft:

Die Verkäufe hatten Rechtskraft auch ohne die dafür vorgeschriebenen Förmlichkeiten, die Rechtssicherheit und die Ehrlichkeit im Verkehr wurde genauer überwacht und zur Verhinderung der Konkurrenz wurde verboten, daß innerhalb eines bestimmten Raumes ein zweiter Markt stattfinde. Den großen Märkten, den Messen kam das Stapelrecht zu gut. Die Jahrmärkte unterbrachen das städtische Bann- und Zunftprivilegium d. h. das den bestehenden Gewerben zugeschriebene Recht auf Alleinverkauf ihrer Ware innerhalb des Bannkreises und die Verpflichtung der Bewohner dieses Kreises, allein von dort die Ware zu beziehen.

b) Das einzelnen Städten (z. B. Köln, Mainz, Speier, Trier, Ingolstadt, Regensburg, Passau) verliehene Stapelrecht verpflichtete fremde Händler, in den bevorzugten Städten ihre Waren abzuladen

und eine Zeitlang zum Kaufe auszustellen oder auch von Schiffern und Fuhrleuten der betreffenden Städte weiter befördern zu lassen. Da die Stapelrechte gegen andere Städte eine Ungerechtigkeit enthielten, ließ man sie in der neuern Zeit fallen.

c) Die zu Gilden vereinten Kaufleute konnten nach außen besonders in wenig civilisierten Gegenden mehr erreichen, als in der Zersplitterung. Schon in Rom gab es solche societates mit affines (Kommanditisten), und in der Neuzeit erinnert noch die ostindische Kompagnie an die alte Organisation.

d) Hierher gehören endlich die Faktoreien d. h. bleibende Handelsniederlassungen in fremden Ländern. In der Regel gestatteten die fremden Landesherren derartige Gründungen gerne, wenn sich die Gesellschaften zur Leistung von Taxen verstanden. Schon im Altertum (z. B. in Naukratis in Ägypten) bestanden Faktoreien verschiedener Städte und Staaten, doch erhielten sie im Mittelalter eine noch erheblichere Bedeutung; berühmt waren die Faktoreien in Venedig, London und Konstantinopel.

In der Neuzeit traten an Stelle der Gilde die Handelsgesellschaft, an Stelle der Faktoreien die Konsuln und an Stelle des Stapelrechtes die Börse.

Mit ihren unermeßlich gesteigerten Verkehrsmitteln verwandelt die Neuzeit ganze Territorien und Erdteile in einen großen Markt. Dadurch wird die Differenz zwischen lokalem Überfluß und Mangel ausgeglichen, die Preise werden gleichmäßiger gestaltet und die Arbeit kann sich immer mehr gliedern.

## III. Die soziale Seite der Wirtschaftsgeschichte.

Der Charakter des gesamten Wirtschaftswesens trägt im Laufe der Zeit verschiedene Gestalten. Im Orient steht neben einer blühenden Luxusindustrie ein Leben voll Schmutz und Elend, und dieses Verhältnis entsprach ganz der sozialen Kluft, die zwischen reich und arm bestand. Dieser Gegensatz durchzieht in vermindertem Grade auch das griechisch-römische Altertum. Wenn die Anfänge auch gleichartigere Verhältnisse kannten, so drängte doch allmählich alles, das Kapitalsystem, die Sklaverei und die mangelnde Wirtschaftspolitik des Staates, auf den Großgrundbesitz, die Großindustrie und den Großhandel hin, welcher die Kleinen im Konkurrenzkampf erdrückte.

Im Ausgang des Römerreiches leitete sich von selbst eine Reaktion gegen die frühere Großwirtschaft ein. Der Sklave verwandelte sich zum großen Teil in den Kolonen, und den Großbetrieb verdrängte der Kleinbetrieb der Wirtschaftshöfe, wie sie uns in karolingischer Zeit entgegentreten[1]. Erst hier war jene Vervollkommnung der Industrie möglich, die dem Altertum fehlte. Dazu kam die zunehmende Erhebung der Leibeigenen zu freien Arbeitern. Ein selbständiger, wenn auch zinspflichtiger Arbeiter hat ganz andere Motive, seine Arbeit zu vervollkommnen und abzukürzen, als ein Sklave, und er erfand in der That die Maschine (S. 31).

Eine große Wohlthat war das früher so verschrieene Zinsverbot. Dieses war es, welches die Gesellschaft am Versinken in den Abgrund des Kapitalismus verhinderte. An Stelle des Darlehens trat die Leihe und die dingliche Leistung als Vergütung für die Nutzung[2]. Der Realkredit und die damit in Verbindung stehende Lehens-, Hof- und Zunfteinrichtung schuf und erhielt einen selbständigen Bauern- und Handwerkerstand. Die kapitalistische Spekulation, die Freiheit der Kapitalaufnahme und der Arbeit wäre von Verderben gewesen. Der Zunftzwang verhinderte eine Überproduktion und sicherte den Absatz. Freilich stellten sich, wie bei der Hörigkeit des Bauern, schreiende Mißbräuche ein. Die Gebundenheit des Handwerks und Ackerbaues wurde von einem privilegierten Stande (erblicher Adels- oder Handwerkerfamilien) ausgenützt und die freie Entwicklung des Ackerbaues und der Industrie verhindert. Infolgedessen fielen allmählich die alten Schranken. In Frankreich begannen schon die Valois, am meisten aber Heinrich IV. gegen sie aufzutreten, Colbert setzte das Werk fort und Turgot vollendete es.

Die Neuzeit hat zwar die materiellen Kulturgüter auch dem niedern Volke zugeführt und den ländlichen und industriellen Arbeiter befreit, allein die Kluft zwischen reich und arm ist nicht geringer geworden, im Gegenteil hat das Schwinden der freien Wohlthätigkeit, jenes wahrhaft christlich-kommunistischen Geistes, den die scholastische Eigentumslehre widerspiegelt, vor allem aber der Mangel christlicher Genügsamkeit

[1] Auf Grund dieser Thatsache und einiger Symptome der Gegenwart kommt H. Pesch in den „Stimmen aus Maria-Laach" 1890 S. 370 ff. zum Schlusse, daß auch in Zukunft an Stelle des Großbetriebes der Fabriken der Kleinbetrieb der „Werkmeisterzunft" treten werde, sobald es gelingt, die Werkzeuge von der Maschine zu lösen und zu vielen kleinen Spezialmaschinen umzugestalten, deren jede zur Ausführung eines bestimmten Arbeitsteilungsprozesses verwendet wird".

[2] Ratzinger, die Volkswirtschaft in ihren sittlichen Grundlagen S. 273.

und Mäßigkeit den Gegensatz zwischen reich und arm, wenn nicht thatsächlich, so doch im Gefühl und Bewußtsein erheblich verschärft. Die Neuzeit hat bei den Ärmern Bedürfnisse erweckt, die er nicht befriedigen kann und die ihn daher unglücklich machen. Die Arbeit ist mechanischer, abstumpfender und lähmender geworden, als sie je einmal war.

In der Wirtschaftsthätigkeit der Gegenwart läuft alles darauf hinaus, einesteils die Produkte und Güter, die den materiellen Bedürfnissen dienen, und andererseits die menschlichen Bedürfnisse selbst zu steigern und die Theorie der Volkswirtschaft, die Nationalökonomie dient nur dazu, das Bewußtsein hierüber zu klären und noch mehr zur Vermehrung der „Produktion", „Circulation" und „Konsumtion" anzureizen.

Die Theorie hat zwar direkt und ausgesprochenermaßen nur die Vermehrung des „Volksvermögens" im Auge, allein sie möge wohl beachten, daß das Volksvermögen in ihrem Sinn fortwährend in den Konsumtionskreis überströmt. Wirklichen Wert hat das Vermögen in potentia, nicht in actu und wahrhaft reich ist ein Volk nur, wenn ihm Natur, Kapital und Arbeit jederzeit und unter allen Umständen genügend vorhanden ist, vor allem die notwendigen Lebensbedürfnisse zu befriedigen, während die wirklichen Produktenmenge nichts entscheidet. Das wahrhaft Wertvolle ist das latente, potentielle „Vermögen", eine reiche Natur, tüchtige Vorarbeit (Kapital) und solide Arbeitskräfte. Eine ungemessene Steigerung des cirkulierenden Vermögens muß notwendig die Bedürfnisse maßlos erweitern und vermehren. Hier kann nur das christliche Prinzip der Entsagung und Mäßigkeit einen Damm bilden.

# Zweiter Abschnitt.

## Geschichte der Lebensregelung.

### Erstes Kapitel.

### Die Sitte.

Die Sitte wird bestimmt durch die Rücksicht auf die Gesellschaft. Diese Rücksicht wirkt a) auf die physische Bedürfnisbefriedigung zurück und gestaltet die Art der Kleidung, Wohnung und Nahrungsaufnahme in ihrem Sinne. Während die Arbeit allein durch die Natur des Stoffes, dem sie sich unterwirft, und den Stand der Technik bestimmt wird, gestalten und veredeln die Muße und den erlaubten Genuß des Lebens weitergehende menschliche Rücksichten, soziale Gefühle und humane Gedanken. b) Ebenso sucht die Sitte unter den Familiengliedern die gegenseitigen Verhältnisse nach bestimmten Richtungen zu regeln und endlich vermittelt sie unter der größern Genossenschaft allerlei Formen der Beziehung. Besonders wichtige Momente des menschlichen Lebens, die einen Reichtum von Gedanken und Gefühlen erwecken, Geburt, Hochzeit und Tod, vereinigt die Genossen. Die Sitte regelt ihr Benehmen und umgibt jene Momente mit symbolischen Formen.

#### I. Die Sitte und die materiellen Bedürfnisse.

Unter diesen Bedürfnissen stehen Kleidung, Wohnung und Nahrung allen andern voran. Zunächst sind dies Stücke des Wirtschaftslebens, aber die Sitte greift sogleich in dem eben bezeichneten Sinne in sie ein und verändert bei gleich bleibendem Zwecke und Inhalt den formellen Charakter dieser Lebenselemente oft in ganz charakteristischer Weise.

#### 1. Die Kleidung.

Zuerst kommt die Kleidung zur Sprache, nicht als ob sie gerade das dringlichste Bedürfnis befriedigte. Allein die Kleidung ist es, welche uns zuerst am Menschen auffällt, und sie ist auch das erste Kulturstück,

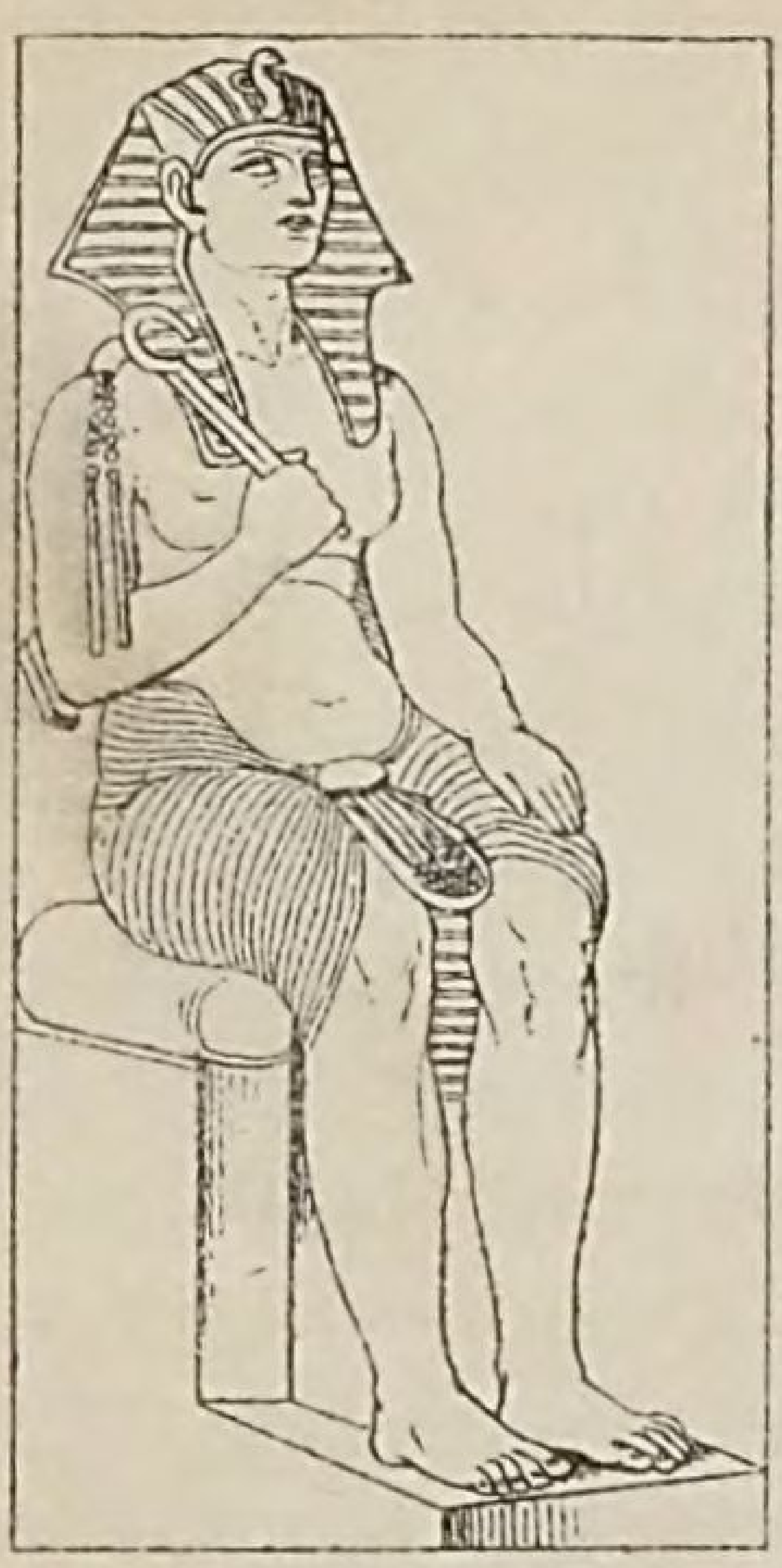


Fig. 10. Ägyptischer König Amenophis IV. aus der Zeit Mosis, trägt in der Rechten Geißel und Hirtenstab.

mit dem die hl. Schrift die Menschen ausstattet (Feigenschurz und Tierfell). Auch zeigt sich an ihr gleich am feinsten und anschaulichsten der Geist der Zeiten, die Absicht und die Macht der Sitte.

Die sittliche Bedeutung der Kleidung besteht darin, daß sie ein gewisses körperliches Gemeingefühl ausdrückt und weckt. Ihr gleichartig erhabener Wurf, ihre großartige Länge und Einfachheit stellt eine erhabene Gesinnung dar. Eine geschlossene Abrundung, ein edler Faltenzusammenklang bezeichnet den klassischen Schönheitssinn. Die spannende Kleidung des Kriegers hebt die Energie und weckt die Kraft. Weiche, fließende und durchsichtige Gewänder lassen die Weichlichkeit und den Sinnenreiz durchschimmern, während das schlichte Gewand des Arbeiters Fleiß und Mäßigkeit verrät. Die Arbeit drängt auf möglichste Knappheit der Kleidung. Eine faltenreiche Toga, in der man sich sehen und bewundern lassen kann, ist mit ernster Arbeit unverträglich.



Fig. 11. Assyrischer König. Das reichbesäumte Oberkleid wird durch einen Gürtel festgehalten, dessen Quaste sichtbar ist und worin ein Schwert und zwei Dolche befestigt sind. Um die linke Schulter hängt eine breite Schärpe und von der Mütze gehen zwei Binden aus. Die Arme sind mit mehreren Spangen und der Hals mit Ketten verziert.

Unsere moderne Gewandung ist ganz geschäftsmäßig nüchtern, und sofern sie ein Lebensgefühl ausdrücken soll, hat sie das Bestreben, die Körperformen voll hervortreten zu lassen, wird aber dadurch für die Malerei und Plastik unbrauchbar, welche entweder das Nackte oder faltenreiche Gewandung mit dem eigenen malerischen Reiz der Schatten wählt. Die moderne Kleidung stellt einen Kompromiß zwischen der weitverbreiteten Neigung zum Nackten und der alten Kleidung dar, die um so faltenreicher und gewichtiger erscheint, je weiter sie ins Altertum hinaufreicht. Zwischen der Einfachheit früherer Zeiten, ihrem Ernst und ihrer Würde, oft aber auch ihrer Einförmigkeit und Phantasielosigkeit und andererseits dem überladenen Schmucke, der allzu zierlichen Tracht der Entartung steht die antike und in ihrer Art die gotische Kleidung in der Mitte, sie verbindet Schmuck und Einfachheit, Würde und Freiheit harmonisch miteinander.

Insofern die Kleidung das Körpergefühl ausdrückt, wird sie für andere symbolisch. Die Sitte ist eigens noch bestrebt, abstrakte Verhältnisse, wie den Stand und Beruf, in

dem Gewande zum Ausdruck zu bringen. Besonders im Mittelalter waren die höheren Stände in ihren Unterschieden genau durch ihre Kleidung charakterisiert. Wie man noch heute in der Kirche den Minoristen, Diakon, Priester, Bischof u. s. w., im Heer die Hauptleute genau unterscheiden kann, so war es in der gesamten mittelalterlichen Ständeordnung. Der Kaiser und König, der Graf und Edelherr, der Arzt und Lehrer trug je sein besonderes Gewand. Innerhalb des Standes freilich und der Gruppe gab es keine individuellen Unterschiede. Die Gegenwart hat das Höchste erreicht in der Uniformierung der Kleidung, welche Stand und Stamm nicht mehr erkennen läßt, aber auch in der Individualisierung, welche jeden frei wählen läßt, und endlich in der Bequemlichkeit.

Die Kleidung besteht ursprünglich aus einem einfachen Lendenschurz, dem hagor der hl. Schrift, welchen sich die ersten Menschen aus Feigenblättern bereiteten. Sowohl bei Ägyptern als bei Arabern war er gewöhnliche Volkskleidung und die Sitte verlangte z. B., daß der Tempel in Mekka nur mit diesem altnationalen Gewande betreten werden durfte. Bei den Ägyptern gab man dem Lendenschurze wie dem Kopftuch eine künstliche Fältelung. (Fig. 10.)



Fig. 12. Cicero.

Zu dem Lendenschurze, der sich zum Untergewande (der Tunika) entwickelte und regelmäßig aus Leinwand verfertigt war, gesellte sich frühe ein Obergewand aus Wolle: schon bei der Vertreibung aus dem Paradiese erhielten unsere Stammeltern dieses Kleid (ketonet) in seiner Urform als Fell aus der Hand Gottes. Bei den Arabern ist dieses Obergewand lang herabwallend, bei den alten Assyrern teppichartig mit langen Borten

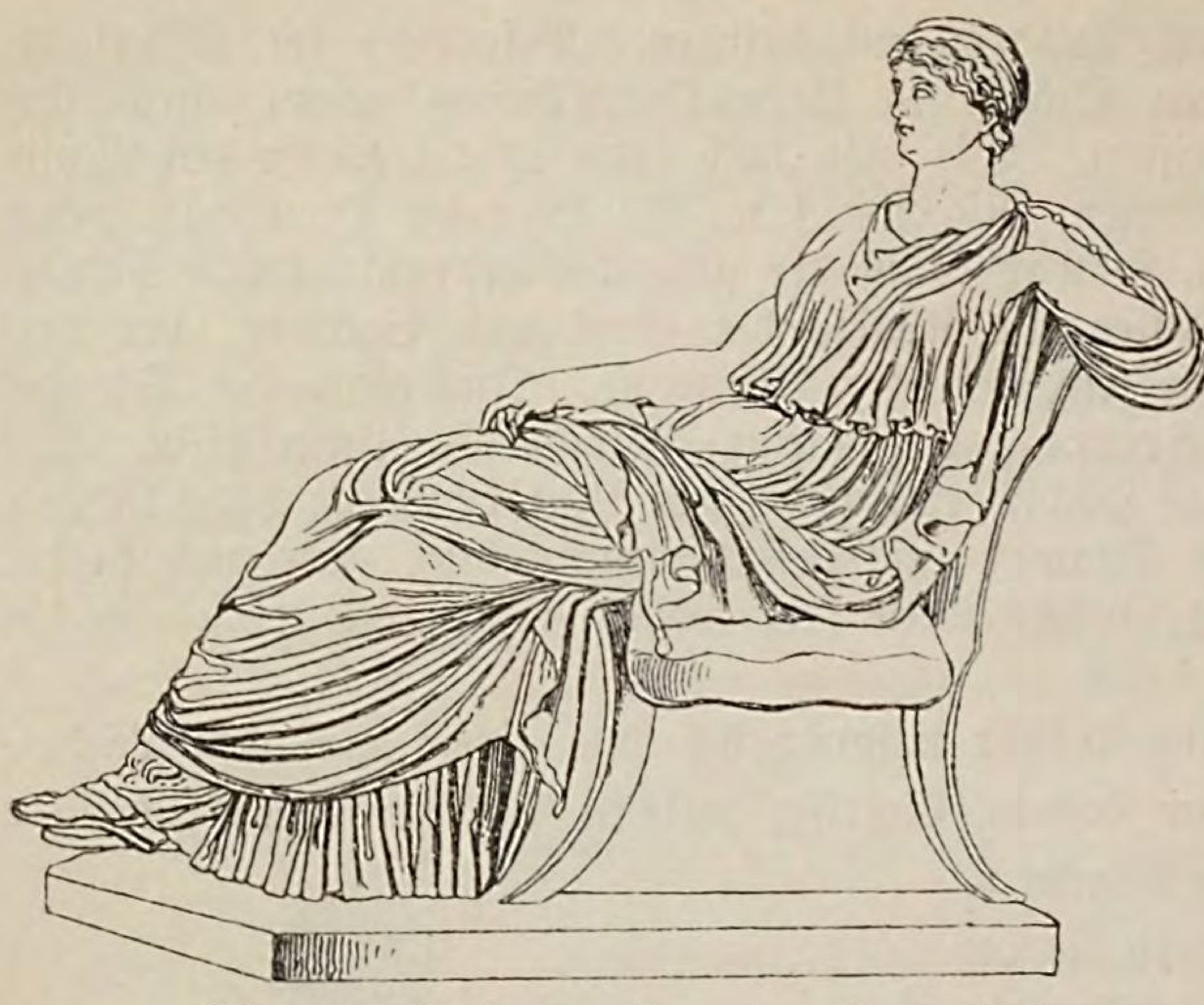


Fig. 13. Agrippina, Frau des Germanicus.

und Quasten (Fig. 11), bei den Persern ein langes Schleppkleid, das durch den Gürtel in zierliche Falten gelegt wurde (Fig. 18). Die Griechen gaben dem Obergewand eine ihrem feinen Geschmack entsprechende Form und Faltung. Sie haben zuerst die Falte künstlerisch verwendet und dem Kleide eine plastische Form gegeben, welche den Körperumriß wiedergibt, ohne eine naturalistische Kopie desselben zu sein, wie die moderne Kleidung (Fig. 19). — Das griechische Obergewand umschloß den ganzen Körper und wurde durch Spangen (Fibeln) oder künstliche Umschlingung des Armes festgehalten. Die letztere Art, das Gewand zu tragen, war besonders bei der männlichen römischen Toga gebräuchlich. Die Frauen unterschieden sich durch eine fließende, mit einem Gürtel unterbrochene lange Kleidung (Stola). Die römische Kleidung gleicht ganz der griechischen, nur ist sie pompöser und feierlicher (Fig. 12 u. 13).

Es ist merkwürdig, wie die Kleidung der Menschen mit ihrem Baustile zusammenhängt. Die Bauten erscheinen als die Umkleidung eines Innenraumes und ahmen in ihren teppichartigen Ornamenten, in ihren Säulen, Gurten und Decken die Stilformen der Kleider nach. Man findet deshalb der überreichen Architektur der Assyrer, den abgemessenen und geschlossenen Bauformen der Perser, Griechen und Römer ihre Kleidung ebenso entsprechend, wie die mittelalterliche dem romanischen und gotischen Stil. Schlank und sanft gewunden ist hier die Erscheinung und Haltung der Körper, wie die Bogen und Säulen sich sanft runden und schlank erheben. Zugleich wird die Kleidung malerisch, wie der ganze Charakter des Mittelalters ein malerisch farbenreicher war (I, S. 75).

Toga und Tunika wurde im Felde verkürzt und bequemer gemacht, der Feldherrn- und Soldatenmantel (paludamentum, sagum) ist eine

kleine Toga, welche eine Fibel auf der rechten Schulter knüpfte, die Tunika ein kurzer Leibrock (s. Fig. 9). In dieser Form trugen auch die germanischen Krieger des frühen Mittelalters die römische Kleidung, wie vornehme Laien die Toga[1].



Fig. 14. Kaiser Lothar I.

Als Prachtkleid erhielt der Mantel (toga) namentlich in byzantinischer Zeit reiche Goldverbrämung und wurde dann auf der Brust geknüpft (vgl. Fig. 15). Daraus entwickelte sich die Dalmatica und das Pluviale.

Das lange Ärmelkleid (tunica) treffen wir als gewöhnliche Kleidung bei Klerikern (tunica talaris), bei Frauen (tunique, tonaca, Unterrock) und später auch allgemein bei den Männern, nur ist es hier bald kürzer, bald länger, mit und ohne Gürtel (Fig. 23). Häufig erscheinen zwei Tuniken über einander (Unter- und Oberrock, bei den Geistlichen als talaris und alba) und darüber liegt der Mantel, ein Schleier oder ein glockenförmiges Schultertuch (ähnlich der Kasel) (Fig. 22).

Beim Ritter erscheint das lange Obergewand dieser Zeit als Waffenrock über einem enganliegenden Kettenhemd. Dem Vater des Parcival vertrat einmal die lange Tunika der Herzeloide (Parc. II. 1290) im Turniere die Stelle des Waffenrockes. Der Waffenrock kürzte sich später zum Lendner (Wams) (Fig. 21).

Der Bauer trug das Wams oder den bis an die Kniee reichenden Leibrock (Fig. 23) mit darüber geschlungenem Gürtel und die Schenkelbinden (fasciae), die altnationale Tracht der Deutschen. Karl der Große trug diese Kleidung gewöhnlich über linnenen Unterkleidern (Hemd und Hosen, vgl. die Unterkleider der Alten). Den Fuß schützten Ledersohlen, welche mit den Hosenstrümpfen verknüpft waren.

Von der nationalen Kleidung ging ein Streben nach Verengung und Verkürzung der Gewänder aus und erreichte auch bei der bessern Tracht allmählich ihr Ziel, obwohl die Kleiderordnungen für die alte schlichte lange Tracht eintraten.

---

[1] So unterscheidet das benedictionale XI. saec. in Maihingen beide Stände (s. Fig. 20).

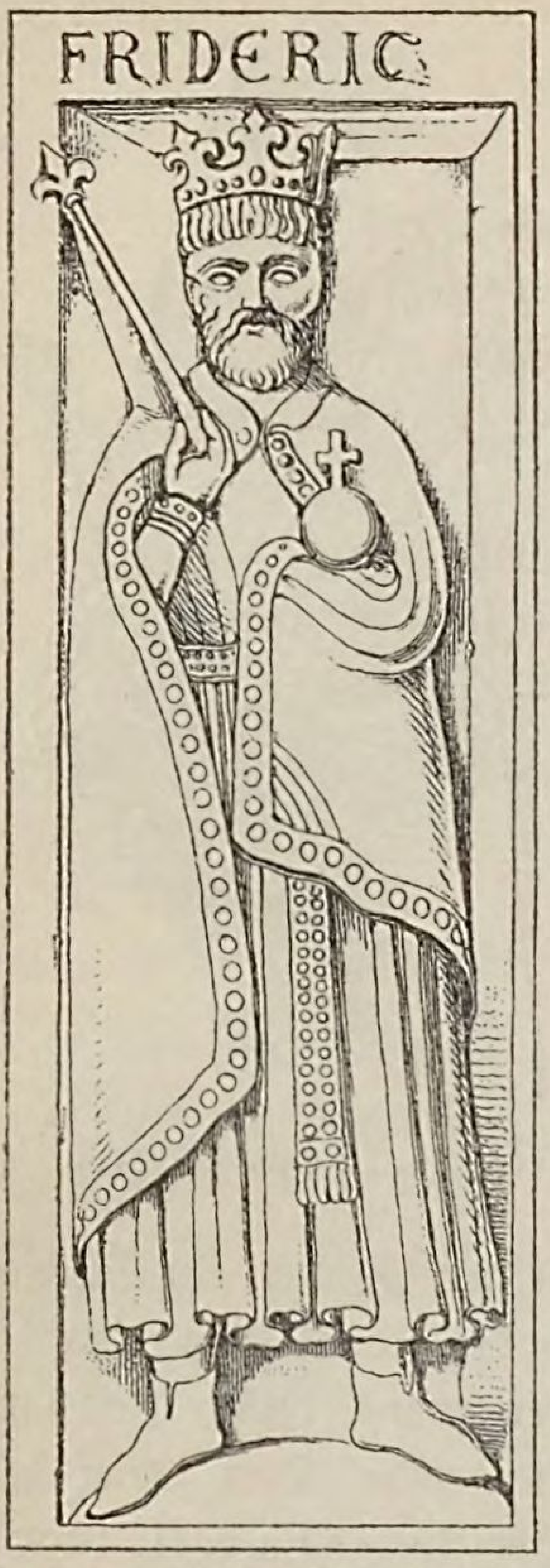



Fig 15. Kaiser Friedrich I. mit gegürtetem Untergewand (tunica) u. bordiertem Mantel, der nicht in röm. Weise mit fibula auf der Schulter, sondern durch eine unsichtbare Hafte zusammengefaßt wird, in d. L. hält er den Reichsapfel, in d. R. das Scepter.

An Stelle der Schenkelbinden traten tricotartige, aber getrennte Hosen (daher der Ausdruck „ein Paar Hosen"), bei den Armen einfache Pumphosen. Der Schultermantel erhielt eine Kapuze, während eine eigene Kopfbedeckung (Pelzmütze, Strohhut) erst langsam aufkam. Der Bundschuh war verschiedenfarbig.

Allmählich wurde die Kleidung, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, gotisiert. Man erinnert sich an die Gewinde, Krappen und Fialen der Gebäude, wenn man die aufgeschlitzten Röcke, die gepufften oder weiten Hängeärmel, die ausgezaddelten Mäntel (Tapperte), die Gugeln mit ihrem Lappenwerk und die langen Schnabelschuhe mit Krappen bemerkt. Die Kleidung der Frauen wurde gegen das 16. Jahrhundert zu am Oberleibe enge, knapp und am Halse offen, dagegen reichte der hochgegürtete Rock bis auf den Boden (Fig. 24). Den Kopf bedeckte bei Vornehmen der kegelförmige Burgunderhut, bei Bürgerinnen die Haube oder ein großes weißes Tuch in einer Form, wie sie noch z. T. bei Nonnen zu sehen ist (Fig. 22 u. 26). Ausgelassene Männer liebten die Schellentracht und gaben dem Latze eine unanständige Form.

In die Renaissancezeit gehören das flotte Barett, häufig mit Federbusch geschmückt, die an den Ärmeln, Brust und Rücken gepufften, geschlitzten und mit verschiedenfarbigem Tuch unterlegten Röcke und kurzen Hosen.

Zur Zeit der spanisch-habsburgischen Weltmonarchie wurde die steifere spanische Tracht allgemein Mode (Fig. 29 u. 30). Diese liebt große Halskrausen bei Männern und Frauen; kostbare Spitzen legen sich um die Krause und ziehen sich als Borten und Streifen die Röcke entlang. Die Landsknechte bringen die „pludrige Teufelshose" auf und stoppen ihre Jacke mit Schulter- und Brustwülsten (Gänsebauch) (Fig. 27).

Im dreißigjährigen Krieg sind das gelbe Lederkoller, der breitkrempige Hut und die Stulpstiefel gewöhnliche Tracht (Fig. 31).

Infolge französischen Einflusses tragen die Männer später große Perücken, glockenweite Röcke mit reicher Verzierung, Schuhe mit Seidenlaschen und Spannschnallen (Fig. 32), die Frauen Schleppen und Brustlätze. Der Haarpuder, die Schminke und die Schönpflästerchen stammen aus Frankreich. Wir stehen in der Zeit des Rokoko, welche bald durch die Zopfzeit abgelöst wird.

Die Frauen tragen im 18. Jahrhundert Haartürme, und um sie noch größer erscheinen zu lassen, wurde der Sammtschuh durch Stelzchen erhöht. Ein zierlicher goldgestickter Frack, das bauschige Halstuch, der Dreispitz und der Galanteriedegen mußte den Männern ein zärtlich zierliches, das enge, die Brust herauszwängende Korsett mit einem mächtigen Reifrock den Frauen ein fein gewichtiges Ansehen geben. Das Verhältnis der Geschlechter wird unnatürlich verkehrt -- wovon unten noch Belege folgen.

Die Revolution hat eine natürlichere Entwicklung eingeleitet. Sie ließ Haare und Bart wachsen und ersetzte die kurzen Kniehosen (culottes) durch die langen Hosen (pantalons) — daher man die Revolutionsmänner sansculottes nannte.

---

Es gehört hierher auch das Kapitel der „persönlichen Reinheit“. Die Kleidung selbst ist ein Stück, welches die Reinlichkeit bedingt und die Reinlichkeit fördert.

Zwar zeigt die Sitte auch auf Stufen der Kultur ein erhebliches Schwanken und gestattet mit sonderbarer Laune manches, was eine frühere Zeit verabscheut hätte. Der römische Tafelluxus verführte zu großer Völlerei und künstlichem Erbrechen der Speisen, ja sogar zu schamloser Unzucht. An das Rauchen und Schnupfen sind wir so gewohnt, daß wir dessen Unanständigkeit nicht mehr beachten. Indessen zeichnet sich eine rohere Sitte immer durch größere Unreinlichkeit aus. Ursachen hiervon sind nicht nur Mangel an natürlichem Zartsinn, an Anstand und ästhetischem Gefühl, sondern auch große Bequemlichkeit, Trägheit und Stumpfsinn oder häufig zu viel Arbeit, namentlich schmutziger Art, wie sie z. B. vielen Fischer- und Jägervölkern obliegt. Mit höherer Kultur und höherer Strebsamkeit verknüpft sich immer ein verstärktes Bedürfnis nach anständiger und schöner Erscheinung.

Bei den Hottentotten und Buschmännern ist die natürliche Hautfarbe nur unter den Augen sichtbar, wo die von vielem Rauch erzeugten Thränen die Unratskruste, die den ganzen Körper deckt, weggewaschen haben. Freilich herrscht bei manchen südlichen Völkern, die mehr Gelegenheit dazu haben und nicht zu faul sind, eine große Badelust. Um so größer ist die Unreinlichkeit nordischer Völker, die schon den klassischen Alten auffiel. Die Mongolen waschen den Körper fast niemals, Gesicht und Hände äußerst selten. Ihre Kleider wimmeln von Ungeziefer. Ihre Theekessel werden nur bisweilen mit trockenem Pferdemist ausgerieben. Die Polarvölker vermeiden in ihren Hütten jede Lichtung und beschmieren sich wegen ihrer Lederkleidung häufig mit Fett.

Die Pflicht der Reinlichkeit pflegt zuerst die Religion einzuschärfen. Die religiösen Reinigungsbegriffe knüpfen sich allerdings zunächst nur an die Zeugung, die Geburt und den Tod an, allein von da aus ergreifen sie bald auch andere Gebiete, so zwar daß alle Sünde und alles Vergehen unter sie fallen. Daher sucht die Strafe in erster Linie Reinheit zu schaffen (luere, punire — punihi, castigare, aqua et igni interdicere).

Bei den Alten galt die Reinlichkeit sehr hoch, ein homo sordidus war verachtet und Badegewohnheiten waren allgemein verbreitet. Doch entsprach auch hier nicht alles unsern Begriffen. Über ihre Nastücher, Aborte[1] u. s. w. sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Die Straßen der Stadt Rom waren oft so unsauber, daß nach Juvenal die Füße hoch herauf mit Kot beschmutzt wurden, Schweine und Hunde rannten durch die Beine und bei Nacht schüttete man ohne Anstand schmutziges Waschwasser und anderes auf den Weg.

Nach Draper sind die häufigen Epidemieen, Ausschläge und ekelhaften Krankheiten in Rom vornehmlich auf die „persönliche Unreinheit“ zurückzuführen, welche besonders in den untern Klassen herrschte.

Im Mittelalter stand es in dieser Hinsicht nicht besser, aber wohl auch nicht schlechter als im Altertum. Man dachte hier nicht nur sehr naiv, — bildliche und litterarische Darstellungen sind Zeuge davon und es können hierher auch niederländische Bauernscenen und Shakespeare bezogen werden, — sondern es herrschte auch auf Straßen und in Häusern großer Schmutz. In den Straßen der Stadt tummelten sich Schweine- und Viehherden und überall lagen Misthaufen. Londons Straßen waren noch im Anfang des 15. Jahrhunderts so schlecht, daß Fußgänger und

[1] Bei Herodot findet sich von den Ägyptern die Notiz: *εὐμαρείῃ χρέονται ἐν τοῖσι οἴκοισι, ἐσθίουσι δὲ ἔξω ἐν τῇσι ὁδοῖσι*, wobei vorausgesetzt wird: die Griechen machen es gerade umgekehrt (vgl. indessen Aristoph. *ἐκκλ.* 808).

Reiter Gefahr liefen, sich zu verletzen (Anderson). Wie im Altertum gab es gemeinsame „Profeien“, auf dem Lande solch' primitive Einrichtungen, wie man sie noch da und dort sehen kann. In Paris mußte im 16. und 17., in Spanien[1] im 18. Jahrhundert die Einführung von Abtritten obrigkeitlich anbefohlen werden[2].

Übrigens unterscheiden sich wie die Natur- so die Kulturvölker in dem Grade der Reinlichkeit. Die Engländer haßten im Mittelalter die Dänen wegen ihres Schmutzes, umgekehrt aber erschienen die Engländer in der Zeit des Erasmus den Holländern als schmutzig, wie dieser berichtet. Im Ausgang des Mittelalters bemächtigte sich eine große Badelust des Volkes und nicht nur Städte, auch Dörfer bekamen Badestüblein. Die neueren Völker schreiten in dem Grade an Reinlichkeit voran, als sie die Seife bei sich einführen. Am meisten blieb Spanien zurück, doch wurde auch in England erst 1820 die erste Seifenfabrik errichtet.

Merkwürdigerweise verbindet sich auf einfachen Stufen mit der naivsten Duldung des Schmutzes ein äußerst oberflächliches Streben nach Schmuck und flitterhafter Erscheinung. Wir können das bei den homerischen Griechen, bei den Bewohnern des neuentdeckten Amerika, den heutigen Naturvölkern und Bauern beobachten. Ehe sich diese mit dem Notwendigen einrichteten, griffen sie nach allerlei Tand, nach glänzenden Spangen, Ringen, Glasperlen u. s. w. (s. I, S. 48). Selbst von der vornehmeren russischen Gesellschaft erzählt man, daß die Prunkstücke höchst unsolid, wenn auch äußerlich glänzend seien (Porzellan voll Blasen, schlecht brauchbare Messer 2c.). Wie der Bauer sich durch Farben blenden läßt, ist bekannt. In dieser Hinsicht bewahren sie noch die Tradition des farbenfreudigen Mittelalters, während die neue Zeit alle grellen Töne, besonders auch in der Kleidung, zu vermeiden sucht.

## 2. Die Wohnung.

Die primitive Wohnung ist eine Hütte aus Holzpfählen oder Blöcken, aus Reisern und Stroh mit Lehm verkleidet. Häufig dient auch ein Leinwand- oder Filzdach (Zelt) zum Schutze gegen die Witterung. Der Boden ist gestampfte Erde oder mit Brettern belegt, das Lager besteht aus Asche, Laub oder Stroh und zum Sitzen dienen Holzblöcke. Der Rauch zieht durch einfache Lucken, durch welche auch das Licht herein kommt. Diese Lucken entbehrten in Schottland und England noch im 16. Jahrhundert des Glasschutzes. Die Folge davon war, daß die Wohnungen schwarz (atrium), feucht und windig waren und eine gute Gesundheit voraussetzten.

[1] Home, Geschichte des Menschen 1774 I, 269.

[2] Beckmann, Gesch. der Erfindungen II, 358 u. Roscher, Ansichten d. V. I, 141.

Sobald jedoch irgendwo die Kultur Fuß gefaßt hat, erreichen die Wohnungsverhältnisse eine gewisse Vollkommenheit, so schon frühe im Orient. Den orientalischen Häuserbau kann am besten die heilige Schrift mit ihren zahlreichen Anspielungen auf Gegenstände des Hauses veranschaulichen.

Ein Holz- oder Steinbau zog sich hier um einen Hof, in welchem Gartenanlagen und Brunnen, auch zum Baden, sich befanden. Mit den auf- und niedergehenden Schöpfrädern des Brunnens vergleicht der Prediger die Bewegung des Atmens (12, 6). Über den Hof spannte man häufig Zelttücher, an die den Israeliten das Himmelszelt erinnerte.

Die Mauern des Hauses waren bereits mit Kalk (Sir. 22, 20., Apg. 23, 3.) oder mit strohgemischtem Lehm bestrichen. Das Werk der falschen Propheten vergleicht Ezechiel mit einer Lehmtünchung ohne Stroh, welche der Regen wegschwemmt. Die Zimmer hatten Fenster und durch sie brach der Dieb herein (Joel). Das Fenster war häufig vergittert (Hl. 2, 9) — der Spruchdichter sieht nachts durch das Gitter, wie die Buhlerin den Jüngling bestrickt (Spr. 7, 6). Die Ausstattung des Zimmers besteht aus einfachem Bett, Tisch, Stuhl und Leuchter — wo der Leuchter fehlte, herrschte Verheerung (Jer. 25. 10). Auf der Feuerstelle befanden sich Töpfe, Kessel und Pfannen. Das Kochen und Zerstückeln des Fleisches im Topfe bot das Bild für Zorn und Rache, und Ezechiel ersieht aus einer Pfanne das Schicksal der Stadt Jerusalem. Der Boden des Zimmers wurde mit Besen gereinigt (Mt. 12, 44). Die Thüre war mit einem Riegel verschlossen, den der Geliebte im Hohenliede von außen aufzumachen sucht (5, 4).

In dem römischen atrium (von ater schwarz) und dem griechischen *μέγαρον*, dem Hauptsaale des Hauses, erhielt sich die Erinnerung an die alte rauchgeschwärzte Holzhütte. Als man mit der orientalischen Bauart bekannt wurde, verlegte man den Hof hinter den Hauptsaal und umgab ihn mit Säulenhallen, die sich in den Kreuzgängen der mittelalterlichen Klöster noch erhalten haben. In der hintern Halle hielten sich in Griechenland die Frauen und Mägde auf, während sie in Rom gerade umgekehrt sich vorne befanden. Für jeden einzelnen Lebenszweck kamen besondere Räume auf, Speise- und Schlafzimmer, Rechnungs- und Studierzimmer, Bibliothekräume &c. und Dienergelasse. So frei, luftig und gefällig die antike Hauseinrichtung war, so fehlte ihr doch die Behaglichkeit und Bequemlichkeit der spätern Zeit.

Der Häuserbau des Mittelalters folgte teils germanischen, teils römischen Anregungen. Der deutsche Hausbau, ein Ständer-, nicht Blockbau war nach Stämmen verschieden. Im Haus des Alemannen lag Wohnung, Stall und Scheune hinter- oder nebeneinander, in Niederdeutschland aber lag dem Eingang des Hauses zunächst die Tenne mit

zwei Seitenschiffen für das Vieh, im Hintergrund Wohn- und Schlafgemach und in der Mitte der Herd, von dem aus die Hausfrau alles überschauen konnte; im Hof des Franken bildeten Wohnung und Stall die gegenüberliegenden Flügel eines Viereckes, dessen Hinterseite die Scheune und dessen Vorderseite der starke Zaun gegen die Straße abschloß. Noch heute unterscheiden sich in Süddeutschland die alemannischen von den fränkischen Niederlassungen durch verschiedenen Häuserbau und verschiedene Namensendungen (ingen = alem., heim = fränk.).

Die kriegerische unruhige Zeit der ersten Jahrhunderte nötigte zu burgartigen Anlagen, in denen man das römische Wachthaus nachahmte, und es lagen die Räume für die Diener, Krieger und Lehensleute, für den Herrn, und endlich für die Frauen oft fünfstöckig über einander. Um das Turmhaus reihten sich bald Wirtschaftsgebäude, man gab auch die vielen unbequemen Stöcke auf, behielt aber immer noch zwei Geschosse bei: das untere diente wie die alte Halle als Gesellschaftsraum, das obere, der Söller, für die sich allmählich sondernde Herrenstube (parlour), das Frauen- und Schlafzimmer. Doch mußte natürlich in Städten bei oft beschränktem Raume das Haus mehrstöckig angelegt werden, wenn es auch nicht notwendig war, Mietleute aufzunehmen; wie heute noch in England wohnte damals allgemein nur eine Familie in mehrstöckigen Häusern. Daneben finden wir aber namentlich in der Blütezeit deutscher Dichtkunst in Burgen und, wie Reste zeigen, auch in Städten die orientalisch-antike Unterscheidung zwischen dem Männer- und Frauensaal, dem P a l a s und der K e m e n a t e viel verbreitet; diese Teile lagen aber nicht nur hinter-, sondern meistens nebeneinander.

Innerhalb der Zimmer suchte man durch Teppiche auf dem Boden, den Bänken und an den Wänden, sowie durch Fensterverschluß und das stets glimmende Kaminfeuer den Aufenthalt behaglich zu machen.

Die Fenster verschloß man zuerst durch Horn, Pergament und Papier, später durch Glas. Der Kamin ersetzte den frühern Familienherd und in der Neuzeit trat allmählich der Ofen an seine Stelle.

Wie im Altertum dienten weniger Tische und Schränke als Truhen, wozu auch die Bänke verarbeitet waren, zur Aufbewahrung. Hervorragend waren der Herrenstuhl mit dem Thronhimmel und das Ehebett. Nicht bloß an den Wänden, sondern auch in den Fensternischen zogen sich Sitze hin.

Die Betten waren früher einfach und die Decke war wie bei Homer ein einfacher Mantel oder Teppich, doch behielten die Deutschen noch Tunika oder Hemd an. Später wurde das Bett wolle- und federnreicher, man legte sich aber „kleiderblos" ins Bett.

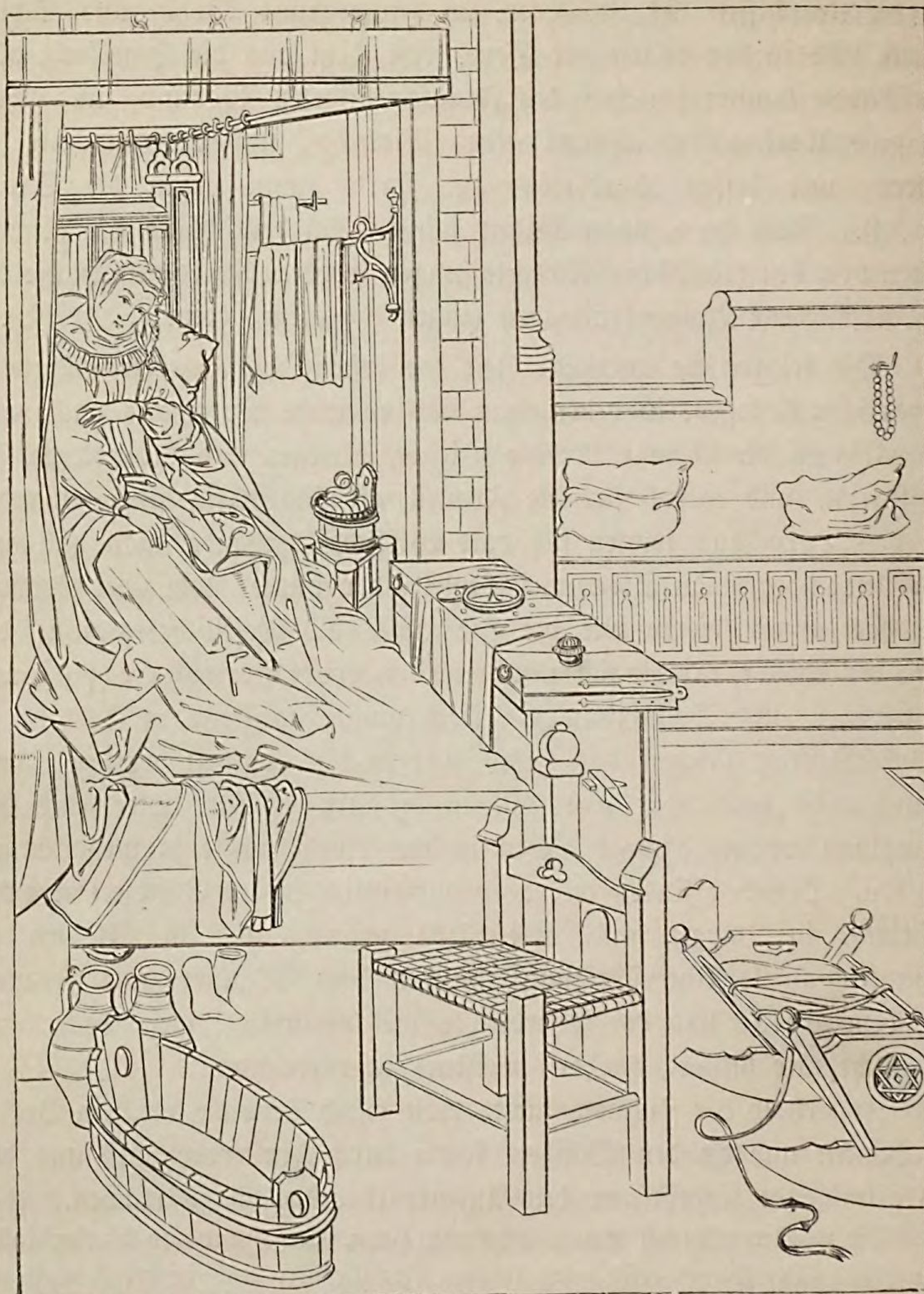


Fig. 16. Zimmerausstattung aus dem 15. Jahrhundert, nach einem Gemälde des ältern Holbein von Israel van Meckenen in Kupfer gestochen (Weiß, Kostümkunde).

In der Renaissancezeit fand der italienische Palastbau mit innerem Hof, umlaufenden Gallerieen, prächtiger Außenfaçade und Ecktürmchen große Verbreitung. Die innere Ausstattung wurde stilgemäß umgestaltet. Noch können wir an mächtigen Schränken, an Kästen, Thon- und Metallkrügen kleine Renaissancebauten bewundern. Am einschneidendsten wirkte

hier die Rokokozeit. Alle Meubles bekommen geschwungene und gewundene Linien. Besonders charakteristisch sind die weichen Sophas der Boudoirs und Alkoven und die Nippsachen aus Porzellan, die auf Kommoden oder Etageren standen. Parkettböden, reiche Stuccaturen und Vergoldungen weckten einen heitern, glänzenden Eindruck.

Einen ausgeprägten Sondercharakter trägt heute noch der englische Häuserbau. Während in den festländischen Stadtwohnungen das Privatleben nach dem Ausdrucke Falkes horizontal sich bewegt, geht es im englischen Hause mittelst der Stiege vertikal. Die in der Mitte durchgehende Stiege vermittelt eine leichte Verbindung zwischen den verschiedenen Zimmern; Küche und Dienerschaft ist von der Familie streng gesondert, und die Familie, nach außen abgeschlossen, hat unter sich den intimsten Verkehr.

Die praktisch nüchterne Zimmerausstattung der Gegenwart wird allmählich wieder mehr durch die Kunst veredelt. Freilich fehlt ein originelles Kunstgewerbe und man zehrt daher von der Renaissance oder putzt „altdeutsche" Rudera neu auf und gesellt japanesische Bizarrerieen hinzu.

### 3. Die Nahrung.

Die Sitte des Genusses zeigt mannigfachen Wechsel zwischen Roheit und Verfeinerung, zwischen Einfachheit und Luxus, zwischen Mäßigkeit und Unmäßigkeit. Die Entwicklung verläuft hier nicht einfach von der Roheit zur Bildung, sondern der Weg ist häufig gekrümmt, ja kreisförmig. Doch lassen sich folgende Stadien unterscheiden.

1. Auf einer rohen Wirtschaftsstufe, zur Zeit der Jagd- und Herdenkultur und lange noch in der Ackerbauperiode, überwiegt der Fleischgenuß (s. S. 28). Dieser Thatsache steht nun freilich gegenüber, daß schon im Orient und ebenso in Rom die Nahrung überwiegend vegetabilisch war und bei dem einfachen Volke zum großen Teil aus Zwiebeln, Lauch u. a. bestand. Doch wird auch hier eine frühere und spätere Periode zu unterscheiden sein und in jener wahrscheinlich, wie in der homerischen Zeit, die überreiche Tierwelt den Hauptanteil geliefert haben.

In der Art des Genusses herrscht auf dieser rohen Stufe noch etwas Kommunistisches, wovon unten mehr (s. S. 54).

2. Es ist weniger gebildeten Zeiten eigen, daß sie auf die Massenhaftigkeit ihrer Gerichte großes Gewicht legen. Gewaltige Bauten, zahllose Dienerscharen, Hekatomben von Schweinen, Rindern, Ziegen und gewaltige Fässer bilden den Stolz des vor- und nachchristlichen Alter-

tums.[1] Selbst wenn wir das 16. und 17. mit dem gegenwärtigen Jahrhundert vergleichen, fällt uns das Gewicht und der Umfang der damaligen Schüsseln und Humpen auf. Noch erinnert das studentische Horn (und der bayrische Maßkrug?) an jene Zeiten, sonst aber ist alles klein und zierlich geworden. Wir wahren wenigstens den Schein der Mäßigkeit, selbst wenn die Wahrheit widerspricht.

3. Eine noch nicht durchgebildete Kultur schlägt leicht in Hyperkultur über, und so finden wir im kaiserlichen Rom, an den Höfen und in den reichen Häusern des 17. und 18. Jahrhunderts die Verfeinerung der Genüsse bis auf die höchste Spitze getrieben. Man badete und salbte sich dort auf das Mahl, bekränzte das Haupt mit Rosen und lagerte sich in gemächlicher Ruhe auf den Polstern. Den eklen Geschmack reizten nur große Seltenheiten (Nachtigallenzungen, mit Menschenfleisch gefütterte Fische), und alle Speisen mußten in kostbaren Schüsseln prangen. Tragmaschinen oder singende Diener schafften die Speisen herbei und Flötenklang, lüsterne Tänze und Pantomimen begleiteten den Genuß. Alle Sinne, Geruch, Geschmack, Gefühl, Auge und Ohr wollten ergötzt sein. Zur Vervollständigung des Vergnügens bedurfte der Römer notwendig auch den Kitzel der Grausamkeit. Darum schaute man dem Todeskampf der kochenden Fische zu oder ließ Gladiatoren fechten und Hinrichtungen vollziehen.

Das Mittelalter ist frei von solchem Tafelluxus, doch liebte man es auch hier, die Tafel mit Blumen zu bestreuen und die Gäste zu bekränzen. Eine große Ehre legte man in reichen Besitz von allerlei Kannen, Pokalen und Bechern. Die Trinklust war groß und ein Schlaftrunk vor oder im Bette schloß geziemend das Tagewerk.

4. Die Zeit des Hauptmahles rückte allmählich vom Abend zum Mittage (Imbiß), wie es einer arbeitenden Gesellschaft entspricht. Man widmete sich abends lieber dem Tranke, wie der eben erwähnte Schlaftrunk andeutet, und in feinerer Gesellschaft drängt allmählich die abendliche Chokolade, Thee und Kaffee die großen Mahlzeiten dem Mittag zu. Diese neuen Genußmittel trugen überhaupt viel dazu bei, die frühere Massenhaftigkeit der Gerichte zu verringern und die Menschen arbeitsamer und mäßiger, aber auch nervöser zu machen.

Wie schon bemerkt, liebte noch das 17. und 18. Jahrhundert große Verschwendung bei der Tafel. Die Speisen wurden künstlich bereitet

---

[1] Roscher, Nationalökonomie I[5], 460. Bei einer Hochzeit ging bisweilen mehr auf, als die Aussteuer betrug.

und mit viel Fett (Saucen und Ragout) angerichtet, aber die Anordnung war wenig hygieinisch.[1]

Ludwig XV. von Frankreich kürzte die Zeit des Mahles ab. Die geistreiche Gesellschaft jener Zeit legte weniger Wert auf die kulinarischen Genüsse, als auf die Unterhaltung, und die Damen trieb die Furcht vor einem Embonpoint zur Mäßigkeit.

Was die Haltung beim Essen anbelangt, so schwankte die Sitte zwischen größerer Bequemlichkeit und Strenge, zwischen Energie und Apathie. In primitiven Zuständen hat man sich noch wenig von der Natur emanzipiert, man sitzt und liegt auf dem Boden. Beim Essen zu liegen zeigt an, daß es einseitig dem Genusse dienen soll, daß man sich im Genusse gehen und sich's wohl sein lassen will. „Das Ruhebett ist das Symbol der Apathie des Orientalen, der Stuhl das der Lebendigkeit und Rührigkeit des Abendlandes" (Ihering). Beim Essen und Trinken aber zu stehen, wie in Amerika, ist ein Zeichen der überspannten Arbeitsamkeit und Geschäftsmäßigkeit dieser Kultur. Man soll nirgends heimisch, nirgends anhänglich und froh werden.

## II. Die geselligen Verhältnisse.

Die geselligen Verhältnisse weisen in roher Zeit viel gewaltthätige und unehrliche Seiten auf. Doch gab es wohl nie eine Zeit, in welcher alle humanen Zeichen der Geselligkeit dem Verkehr fehlten, auch so weit er sich außerhalb des engeren Kreises der Familie bewegte, d. h. es gab immer Umgangsformen und Zeichen der Höflichkeit.

### 1. Die Umgangsformen.

Die alten Umgangsformen enthalten häufig eine Hindeutung auf eine ungesellige Zeit. Sie haben offenbar den Zweck, den Naturrechtsstandpunkt, der die Voraussetzung oder den Hintergrund des Lebens bildet, aufzuheben, haben also zunächst mehr negative als positive Bedeutung und nehmen erst allmählich den Gehalt der Ehrfurcht und des Wohlwollens, der Achtung und der Liebe auf. Die Orientalen kreuzen zum Gruße die Arme über der Brust und sprechen: „Friede sei mit euch!" (salem alek, im alten Testament schalom), die Abendländer reichen sich die Hand und grüßen: „Heil!" (*χαῖρε*, salve). In diesen Formeln machen sich die Hände wehrlos und verbinden sich zum Frieden. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese neutrale Stimmung in eine wohlwollende, „Heil und Frieden" wünschende Gesinnung sich umwandelt.

[1] Lacroix, le XVIII. siècle, I², 384, 392.

Indessen gibt es noch andere, allerdings mehr ausnahmsweise Formeln der Begrüßung, wo jener negative Zweck klarer hervortritt, z. B. wird Odyssee XIII, 229 ein Unbekannter angeredet: „Sei mir gegrüßt und nahe mir ja nicht feindlichen Herzens“. Zwischen Fremdlingen wurde gerne der Gott der Gastfreundschaft angerufen, aber auch die gewöhnliche Grußformel zeigte wenigstens im Orient und im christlichen Abendland religiöse Anklänge.

Übrigens waren die einzelnen Gebräuche beim Begrüßen verschieden. Es gibt Völker, wo man sich beim Begegnen gegenseitig die Nasen reibt, was sich nahe mit dem Kuß berührt. Der Kuß, auch bei den Hebräern gebräuchlich — „Gerechtigkeit und Friede (sind sich begegnet und) haben sich geküßt“ (Ps. 84) — verbreitete sich zur Zeit des Horaz in Rom so, daß es zur öffentlichen Plage wurde. Die Ägypter senken zum Gruße die Hand zum Knie herab (Her. II, 80), eine Ceremonie, die offenbar eine Abkürzung der Körperverbeugung ist. Daher heißt es im Papyrus Prisse: „Neige deine Arme, beuge deinen Rücken vor dem Gebieter“. Ziemlich allgemein ist der Gebrauch, sich vor dem Nächsten, besonders aber vor Höherstehenden, zu verneigen, zum Beweise innerer Verdemütigung und der Anerkennung fremder Ehre. Die ursprüngliche Form der Verneigung scheint das Niederwerfen auf den Boden zu sein, das besonders im Orient üblich war; hieraus erwuchs als Verkürzung das Knieen mit Fuß- oder Handkuß. Es ist aus dem alten Testament bekannt, wie häufig man sich niederwarf, sogar vor seinesgleichen, so Abraham vor den Hethiten (Mos. 23, 7); Jakob und seine Frauen vor Esau (33); aus der griechischen Geschichte wissen wir, welche Schwierigkeiten den Griechen die am Perserhofe gebräuchliche Huldigungsform (προςκυνεῖν) bereitete. Diese Sitte wurde auch von den Byzantinern eingeführt. Das Knieen schon in der antiken Zeit geübt, kam besonders im Mittelalter auf und wurde von den Vasallen dem Herrn gegenüber stets beobachtet. Dazu kam der häufige Handkuß, an den sich die Erinnerung noch im Gruß: „Ich küß' die Hand“ bewahrt hat.

Vornehme redete man in Pluralform an und erinnerte sie an ihre Herrenstellung (Herr, senior, signoria), und an die Wohl-, Hoch- oder Edelgeburt. Im Laufe der Zeit wurden die Formeln für Vornehme der Reihe nach auch auf Niedere übertragen, entsprechend der allmählichen Demokratisierung und Ausebnung der Gesellschaft, wodurch die Titel ihre Bedeutung verloren. Jedermann wurde wohlgeboren, Herr und Fräulein, was ursprünglich nur Adelige waren. Das gerade Gegenteil

dieser Titelübertragung, aber im Wesen ganz gleichwertig ist die völlige Reinigung und Entfernung von Titeln oder von schmückenden Beiwörtern (edel, bescheiden, gerecht, geehrt 2c.), wie sie (gegenüber der homerischen Zeit, wo allerdings auch der Sauhirt „göttlich" war) im spätern Griechenland und in Frankreich seit der Revolution durchgeführt ist.

### 2. Die Ehrlichkeit im Verkehr.

Es gab im Altertum in viel höherem Grade, als bei uns eine erlaubte List, wie eine erlaubte Gewalt. Das Gebiet der Selbsthilfe, heute durch die Polizei in die engsten Grenzen eingeschlossen, war sehr weit und das vim vi repellere im größten Umkreis erlaubt. Ebenso gab es einen dolus bonus, und auch wo dolus malus vorlag, bekümmerte sich das Recht nicht darum. — Bekannt sind die vielen Fälle von mehr oder weniger entschuldbarem Betrug im Leben der Patriarchen Abraham und Jakob. In Griechenland pries man die List eines Odysseus und erzog zu ihr, wie in Sparta. Wenn es als ehrenvoll galt, ein Seeräuber zu sein (Thuc. I, 3.), so war auch der Betrug nicht verpönt. Wie man sich aus den Liebesabenteuern der Götter wenig machte, so hielt man sich nicht darüber auf, daß sie sich gegenseitig und die Menschen häufig betrogen. Ähnliche Anschauungen beherrschten das germanische Altertum, so sehr man auf Treue und Manneswort hielt.

Bis in die christliche Zeit herein hielt man sich, wo ein guter Zweck vorlag, häufig berechtigt, Trug zu üben. Es gab eine fraus pia, geschäftig, Schriften und Urkunden zu finden, die guten und bösen Zwecken dienten; noch größer war der Gebrauch von List und Trug auf profanem Gebiet, und davon ist auch die Neuzeit nicht frei. Man stellt sich nicht bloß dem kriegerischen und diplomatischen Gegner gegenüber trotz aller neuern Ehrlichkeitsversuche auf den Naturrechtsstandpunkt, auch im friedlichen Verkehr, selbst die Wissenschaft nicht ausgenommen, herrscht mannigfache Täuschung und mancher trügerische Schein.

### 3. Der primitive Kommunismus.

In einer frühern Kultur ist jeder mehr ein beliebiges Exemplar der Gattung ohne individuelles Bewußtsein und ohne eigenartigen Charakter. In einem einheitlichen Stammesbewußtsein verschwindet des einzelnen Denken und individuelles Meinen. Eine Sitte bindet alle und im Besitze und Genusse herrscht ein weitgehender Kommunismus. Die Natur ist allen gemein und was man an Tieren, Pflanzen und Früchten braucht,

wird in vereinter Arbeit gewonnen. Auf der Ackerbaustufe besorgt lange Zeit die Gemeinde die Aussaat und Ernte, erst allmählich sondert sich die Arbeit, dann wird der Ackerboden und in späterer Zeit auch Weide- und Waldland aufgeteilt.

Wie der Besitz und Erwerb der Naturgüter ein gemeinsamer ist, so ist es auch ihr Genuß. Daher finden sich fast bei allen einfachen Völkern Syssitien, wenigstens bei besonders festlichen Anlässen. Es gab zu diesem Zwecke auf den Karolinen, auf Sumatra und bei den Indianern Südamerikas eigene Gemeindehäuser. Wenn die Bauern der niederländischen Geest sich zum Holting versammelten, so hielten sie auf gemeinsame Kosten ein Mahl. In Landorten vereinigte noch vor kurzer Zeit die Taufe, die Hochzeit, das Begräbnis und zum Teil auch das Kirchweihfest alle Genossen zu gemeinsamem Genusse.

Hierher gehört auch die gepriesene Gastfreundschaft einfacher Völker. Diese entspringt weniger dem Gefühle der Humanität und der werkthätigen Menschenliebe, als kommunistischen Anschauungen.

Auch in der Art und Form des Genusses zeigt sich der gemeinschaftliche Charakter. Noch bis in die Neuzeit herein sitzen in Bauernhäusern alle Glieder auf der gleichen Bank und benutzen das gleiche Trink- und Nahrungsgefäß, den gleichen Humpen, das gleiche Horn und dieselbe Schüssel. Mit einem langen Messer teilte man das Fleisch; das kleine Messer in der Hand des einzelnen, Gabel, Teller und Schale zum Gebrauche jedes Teilnehmers ist eine späte Einrichtung und war den Römern und teilweis auch dem Mittelalter unbekannt. Man benutzte die Hand wie noch heute im Orient; hier vertritt der Teppich oder Divan die Stühle. Der häufige und ausgedehnte Gebrauch der Löffel ist gleichfalls spätere Sitte, wiewohl der Löffel an sich schon bei den Ägyptern vorkommt.

Mit der Gütergemeinschaft hängt gerne ein oft abscheulicher Kommunismus im sexuellen Genusse zusammen, wovon unten noch die Rede sein soll (S. 56). Beide Arten von Kommunismus gehören zusammen wie Gut und Blut, commercium und connubium.

Noch eine andere Erscheinung gehört hierher, es ist dies eine merkwürdige I n d i f f e r e n z  d e r  G e s c h l e c h t e r. Diese prägt sich nicht nur körperlich, sondern auch geistig aus. Die Weiber der Wilden sind durchaus männlich, die Männer aber gleichen oft sogar physisch den Weibern und sollen Kinder zu stillen imstande sein (Couvade). Dies ist ein natürliches Ergebnis unnatürlicher Laster und unnatürlicher Berufs-

arbeit. Wo die Frauen die Arbeiten der Männer thun, den Nahrungserwerb besorgen müssen, während die Männer feiern, muß die Frau hart wie ein Mann, dieser aber weichlich werden. Das Christentum hat hier Wandel geschaffen, indem es dem Weibe das Haus und die Kindererziehung anwies. Hier kann sie allein die ihr eigenen Fähigkeiten entwickeln. Waren auch die Frauen des Mittelalters und der Reformationszeit, wie Riehl an den Bildern Cranachs u. a. entdeckt, männlicher, als später, so ist das nicht notwendig Zeichen roherer Kultur, denn der Fortschritt, der darüber hinaus gemacht wurde, machte in eben dem Maße, als er das Weib zarter und empfindlicher machte, die Männer weichlicher und weibischer (S. 43). Die natürliche Folge dieses unnatürlichen Verhältnisses ist die Emanzipation der Frau, das Mannwerden des Weibes, so daß der Unterschied der Geschlechter wieder verwischt wird.

### 4. Gesellige Zusammenkünfte.

Die einfacheren Bewohner wärmerer Gegenden pflegen sich im Freien zur geselligen Unterhaltung zu versammeln. Der Orientale sitzt an den Thoren der Stadt, mit Neugier Ein- und Ausgehende betrachtend. Die Griechen und Römer kommen auf dem Markt zusammen, dort sucht Sokrates seine Athener auf und Horaz pflegt, wie er selbst sagt, mit Vergnügen auf dem dämmernden Markte umherzuschlendern. Stundenlang schauen die müßigen Männer den Übungen der Palästra und des Marsfeldes zu, und den Tag beschließen gemeinsame Mahlzeiten in gastlichen Häusern (Syssitien und Symposien).

Der Norden ist mehr auf das Haus angewiesen; doch hat auch hier die Ritterzeit viel häufiger das Freie aufgesucht, als die Neuzeit.

Gasthäuser und Schenken als Unterhaltungsorte für niederes Volk hat schon die römische Kaiserzeit in größerer Ausdehnung besessen, aber erst in der Neuzeit finden sie jene Verbreitung, welche sie zu einem so wichtigen — leider oft unheilvollen — Kulturstücke machen. Neben das Bier- und Weinhaus tritt im Ausgang des 17. Jahrhunderts das Kaffeehaus und trägt viel zur Verbreitung jenes frivolen Geistes bei, welcher das 18. Jahrhundert beherrscht.

Dem Wirtshaus entschieden vorzuziehen wäre der „Salon", wenn seine Verbreitung nicht auf naheliegende Hindernisse stieße. Der Salon ist das Lebenselement der Franzosen: hier lernt und übt er seine leichte Art der Darstellung, den glänzenden Witz und die feine Lebensart.

Von hier schreibt sich die Gewohnheit der Franzosen her, mit immer frischer Lebendigkeit einen Gegenstand nach dem andern zu betrachten und „jedem Dinge die interessanteste Seite abzugewinnen, mit Ernst von dem Lächerlichen, lachend von dem Ernsthaften zu reden“ (W. v. Humboldt).

## III. Die Familienverhältnisse.

Auf dem Gebiete der Familie gibt es ganz merkwürdige Sitten, die uns bisweilen zu erklären schwer fällt.

1. Bei gewissen Völkern bildet die Mutter den Mittelpunkt einer polyandrischen oder monandrischen Familie, z. B. bei den Singhalesen, Tuaregs, Kaffern und vielen Indianerstämmen. Auch im Altertum gibt es Spuren solcher Verhältnisse bei den Medern, Etruskern, Kantabrern, Lykiern und Lokrern. Die Väter oder der Vater stehen außerhalb der Familie und haben innerhalb derselben nur eine untergeordnete, häufig sklavische Stellung. Dagegen besteht zwischen den Mutterbrüdern und Schwestersöhnen die engste Beziehung, diese üben für einander Blutrache und beerben sich. Es ist dies das sog. Mutter- oder kognatische Recht. Die Vaterschaft oder das agnatische Recht macht bei dieser Sitte einen künstlichen Eindruck und sie pflegt auch häufig auf künstlichem Wege vermittelt zu werden. Manche Völker nehmen an, daß erst die Säugung und Kinderpflege ein Verwandschaftsverhältnis begründe (Post). Auf Grund dieser Annahme müssen die Männer vielfach ein Kindbett durchmachen, nachdem die Frauen bereits aufgestanden sind und ihren Geschäften nachgehen. Der Vater nimmt das Kind zu sich und muß mehrere Wochen zu Bette bleiben, sich Fasten und Blutabzapfungen unterziehen u. s. w., um auf diese Weise eine engere Beziehung zum Kinde zu schaffen, zugleich aber auch die dem Kinde feindliche Gesinnung und Haltung der Dämonen durch Kasteiung zu überwinden. — In Rom entstand eine Beziehung zwischen Vater und Kind durch Aufheben des letztern vom Boden.

2. Eine noch abscheulichere Sitte ist die Gruppen- oder Reihenehe. Hier heiraten sich nicht Individuen, sondern Geschlechter oder Gruppen. Die Alten berichten, daß bei Äthiopiern, Troglodyten, Galaktophagen u. a. solche Gewohnheiten bestanden. Eine gewisse Beschränkung dieses Geschlechterkommunismus ist die Sitte, daß Brüder der einen und Schwestern der andern Familie sich promiscue ehlichen (bei den Todas und Kanaken) oder daß Onkel und Neffen ihre Frauen tauschen.

3. Bevor das Weib in die Ehe tritt, soll es bei einigen rohen Völkern eine Zeitlang das Stadium des Hetärismus durchmachen.[1] Ein später Rest hiervon wäre dann das sich häufig findende jus primae noctis der Häuptlinge, Krieger und Zauberpriester. Im Altertum, besonders bei den Semiten, erlaubten, ja geboten gewisse Festlichkeiten

[1] So erzählt schon W. Alexander, history of women, Lond. 1782 I³, 196.

(zu Ehren der Anaitis, Astarte, des Bacchus: Bacchanalien) auch den verheirateten Frauen solche häßliche Ausschweifungen. Diese Sitte, sowie die Stellung, welche die Hetäre z. B. in Griechenland einnimmt, soll an Zeiten erinnern, wo dieses Los ein allgemeines Frauenschicksal war (?).

4. Auf die selbst bei den Israeliten nicht verbotene Polygamie und die leichten Scheidungen in bestimmten Perioden (z. B. auch Roms), soll hier nur hingewiesen werden.

5. Verschieden sind die Anschauungen über Erlaubtheit oder Zweckmäßigkeit von Familien- und Stammesehen. Hier gelten die Verwandtschaftsgrade als verboten, dort gebietet der Zwang der Stammessitte Verwandtschaftsehen. Man nennt jenes System das der Ektogamie, dieses das der Entogamie.

Aus all diesen Erscheinungen hat nun die Kulturgeschichte der Neuzeit versucht, eine systematische Reihe der Entwicklung vom Tierischen zum Menschlichen, von dem Geschlechtskommunismus zu polyandrischen und polygamen Verhältnissen und von da zu der Monogamie der Kulturvölker herzustellen. Das älteste Stadium soll ein tierischer Kommunismus sein und die in Nr. 3 aufgeführten Erscheinungen wären Reste davon. Wenn es den Sozialdemokraten gelingt, die gegenwärtige Ordnung zu stürzen und den allgemeinen Kommunismus einzuführen, so würde allerdings das Ende der Kultur diesem vorausgesetzten Anfangszustand entsprechen. Allein der Mensch hätte nach dieser Annahme fast noch tiefer als Tiere gestanden. Denn hier gibt es doch gewisse Gruppen; die Mutter mit ihren Jungen bildet eine Familie. Mit Rücksicht darauf sind andere Kulturforscher geneigt, mit der Mutterfamilie zu beginnen. Nach diesen übernahm zuerst die Mutter ausschließlich die Last der Ernährung, während der Mann eine unnütze Drohne oder eine Jäger war. Keinem Mann stand daher ein ausschließliches Recht auf eine Frau zu. Die Familie war polyandrisch mit einem Übergewicht der Frauen, die wohl auch kriegerisch sich erwiesen wie die Amazonen. Daß hierbei das Mutterrecht gilt, ist natürlich. Den Übergang zu einer andern Sitte bildet die Couvade oder das oben beschriebene Scheinkindbett des Mannes. Mit steigendem Übergewicht des Mannes werden die Verbindungen polygame, wobei indessen doch immer eine Frau schon um rechtlicher Beziehungen willen den Vorrang besaß.

Mit derartigen rohen Zuständen hängt die Sitte des Frauenraubs zusammen. Wenn gewisse Formen bei den Heiratsgebräuchen fast aller Völker wirklich einen Rückschluß erlauben, so wäre der Frauenraub überall einer rechtlicheren und milderen Form vorausgegangen.

Nach Platz[1] herrscht bei den verschiedensten Völkern der Gebrauch, die Frau durch List oder Gewalt zu erwerben. „Die Männer des Stammes Benjamin entführten die zum Tanz versammelten Töchter Silos.[2] Die römische Sage vom Raube der Sabinerinnen ist allgemein bekannt. Obwohl bei den Spartanern die Ehen unter Einwilligung der beteiligten Familien geschlossen wurden, führten, wie Plutarch berichtet, die Freunde des Bräutigams eine Scene auf, die eine gewaltsame Entführung der Braut vorstellte. Derselbe Gebrauch herrschte noch vor einigen Generationen in

[1] Der Mensch, Würzburg 1887, S. 506.

[2] Richt. 21, 20; dieser Raub war indessen nur ein Ausnahmsfall.

Wales, wo die kriegerisch ausgerüsteten Freunde des Bräutigams die Braut entführten. In Irland wurden sogar Speere gegen die Angehörigen der Braut geschleudert. Dieselben Scenen werden bei den Tscherkessen, Albanesen, in manchen Teilen Bayerns und Ungarns aufgeführt. Frauenraub herrschte bei den Papuanen Neuguineas, auf den Fidschi-Inseln, bei den Aïnos, Feuerländern, bei den Ostjaken, Samojeden, Lappen und Kirgisen".

Die älteste Familienordnung trägt sowohl bei den indogermanischen als auch bei den semitischen Völkern einen ausgesprochen religiösen Charakter. Die Familie, in weiterer Hinsicht das Geschlecht bildet eine Kultusgenossenschaft, das Geschlecht hat einen gemeinsamen Stammheros, dessen Geist es häufig in Gestalt eines Tieres verleiblicht sieht.

So verehren die Turkvölker einen Wolf, Araberstämme den Löwen, den Panther, den Fuchs als Stammväter. Die Geschlechter pflegen auch im klassischen Altertum die Gräber ihrer Stammheroen und Ahnen.[1] Da diese sich häufig auf den Familiengütern befinden, wirken sie, wie ein Fideikommiß und bewahren die Güter dem Geschlechte, was die Gesetze noch ausdrücklich begünstigen. Als Kultusgenossenschaft hat die Familie gemeinsame Opfer. Um diese Opfer zu bringen, durchbrach ein Fabier 387 die Reihen der das Kapitol belagernden Gallier. Nur Männer können den Familienkult fortsetzen, und dieser Umstand begünstigt das ausschließlich männliche Erbrecht der alten Zeit, welches freilich noch durch andere Gründe bedingt ist. Wo keine Söhne vorhanden sind, erben die Agnaten als Träger des Geschlechtsnamens und Geschlechtskultus, ausnahmsweise erbt die Tochter, die sich aber mit einem Geschlechtsgenossen verheiraten muß, und in letzter Linie der Sklave.

Die Religion hat die Familie geschaffen und die wahre Religion ihr die richtige Gestalt gegeben. Daher nimmt sich die Familie der nachchristlichen Zeit anders aus, als die vorchristliche Familie. Doch fehlen auch hier nicht im geringeren Grade jene störenden Elemente, welche wir soeben kennen gelernt haben, und eine Sittengeschichte, welche vollständig sein will, muß notwendig auch für die nachchristliche Zeit die Stärke und Ausdehnung der Verhältnisse erforschen, welche das Familienleben zu trüben geeignet sind. Allerdings ist es ein unsicheres und unerquickliches Gebiet, auf dem diese Verhältnisse zu suchen sind. Besonders schwierig werden diese Fragen deshalb, weil uns genaue statistische Angaben fehlen. So lange aber diese fehlen, ist es schwer, ein allgemeines Bild zu entwerfen, und man weiß nicht, ob ein einzelnes unsittliches Ereignis als Ausnahme oder als charakteristische Regel zu nehmen ist. Nur da, wo

---

[1] Man erinnere sich an die römischen Laren und Penaten (avitus apto cum lare fundus; Hor.).

eine allgemeine Lebenserscheinung mit Unsittlichkeit verknüpft ist, ist ein allgemeinerer Schluß erlaubt. So war sicherlich die Minnedichtung und das Spiel der Liebeshöfe des 13. Jahrhunderts durchaus nicht so unschuldig, wie es häufig scheint, und die galante Sitte allgemein verbreitet. Ohne Zweifel deutet die Nacktmalerei der Renaissance, die Schäferpoesie und die Maitressenwirtschaft der Höfe des 17. und 18. Jahrhunderts auf ein allgemeines Verderbnis hin. Nichtsdestoweniger bleibt es fraglich, in welchem der angegebenen Zeitalter das Verderbnis größer war und ob es nicht dennoch reine Zeiten zwischen ausgelassenen Perioden gegeben hat.

Die Zeit des ausgehenden Römerreiches sah neben einer nicht geringen Zahl heiliglebender Christen die letzten Orgien entnervter Römer. Als das Christentum Staatsreligion wurde, konnte sich selbst die Kirche gegen das Eindringen der Verderbnis nicht wehren. Das Agapen- und das Syneisaktenwesen wurde durch Mißstände getrübt und infolge dessen verboten. Justinian heiratete eine buhlerische Schauspielerin. Clemens, Hieronymus, Ambrosius, besonders aber Salvian berichten uns von wenig erbaulichen Thatsachen. Wie im Heidentum war auch im 5. Jahrhundert das Schauspiel noch voll Unsittlichkeit. Salvian († 495) schreibt:

Im Cirkus und Theater „werden Dinge getrieben, an die man nicht einmal denken kann, ohne seine Seele zu beflecken. Kein einziger Sinn der menschlichen Natur, weder Auge noch Gehör, noch die Seele selbst bleiben dort ohne Befleckung, so schamlos geht alles zu; wer noch reinen Sinnes es sieht, kehrt vom Geiste der Unkeuschheit angesteckt nach Hause zurück. In den Schauspielen werden Laster und Verbrechen jeder Art verherrlicht. . . . Wir ziehen die Schauspielhäuser den Kirchen vor und verlassen Christum auf dem Altare, um an unzüchtigen Spielen eine Augenweide zu haben.“

Bei den Merovingern war Polygamie an der Tagesordnung und auch die Karolinger wußten sich nicht ganz davor zu bewahren. Nicht bloß der Hof Karls d. Gr., sondern auch der Ehehandel seines Enkels Lothar ist ein Beweis hierfür. In letzterem Falle zeigte das Papsttum in glänzender Weise, wie es allein imstande war, den Fürsten Zucht zu lehren. Das 10. dunkle Jahrhundert (saeculum obscurum) ist zwar durch die Theodoras und Marozias übel berüchtigt, und der Bischof Rather meldet Übles von Geistlichen, die auf die Jagd gingen und Schauspiele und Prunk liebten, allein dieses und die zwei folgenden Jahrhunderte waren vielleicht die lautersten von allen Zeiten. Die sächsischen Kaiser hatten lauter edle, weise und heiligmäßige Frauen (Mathildis, Editha, Adelheid, Agnes, Bertha, Theophano und Kunigunde). Nur von Theophano wird berichtet, daß sie zur Putzsucht verleitet habe, und Dietmar von Merseburg berichtet von unanständiger Kleidung. Die Nonne Roswitha schrieb ihre züchtigen Umbildungen terenzischer Stücke.

Das folgende Jahrhundert führte das Cölibatsgesetz durch und gab der Keuschheit neue Weihe. Die aufblühende Minnedichtung ist

zuerst sehr ideal, fällt aber leider bald vom Geist ins Fleisch. Schon Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Eilhart sind nicht frei von vereinzelten Unanständigkeiten, und noch mehr ist dies der Fall bei den folgenden Dichtern, wie Gottfried v. Straßburg, Ulrich von Lichtenstein u. a. Die Dichter ergehen sich in verführerischer Detailmalerei[1] und die Minne führt oft zu wirklichem Ehebruch. Sogar orientalische Haremssitten fanden da und dort Eingang in Europa (Raumer).

Es erinnert an eine antike Sitte, wenn der Gast im Bad von Mägden oder Burgfräulein bedient wird, wie Gawein im Parcival. Die beliebten Badstuben des spätern Mittelalters waren häufig Brutstätten der Unsittlichkeit. Dann und wann gab man sogar auf den Schaubühnen unsittliche Vorstellungen, so soll in England Adam und Eva, in Frankreich Barbara in ärgerlicher Weise gespielt worden sein. Von Frankreich stammt der Amadis, das Vorbild der Liebesromane.

In der Renaissancezeit herrschte große Liederlichkeit. Eine Schandlitteratur tauchte auf, welche das Altertum noch übertraf (Boccaccio, Laurentius Valla, Beccadelli, Pietro Aretino, Ulr. v. Hutten, Brantome). Die böse Lust am Nackten machte sich an Kleidern und in Tänzen bemerklich.

Die Ausschweifungen des 16. Jahrhunderts[2] wurden in den Religionskriegen schwer gebüßt, aber bald nachher begann der Tanz aufs neue. Frankreich wurde tonangebend und alles mußte à la mode (française) gehen, Kleidung und Gesellschaft, Kunst und Staat. Der französische Firnis war nur äußerlich, den Kern bildet der „Grobianismus," bodenlose Völlerei und Zotenhaftigkeit. Zwar wich diese Roheit der Aufklärung, aber nur um der Sinnlichkeit neuen Anreiz zu geben. Umsonst eiferten Geistliche gegen die schamlose Mode mit ihrem schamlosen Hintergrund. Endlich schaffte die Revolution einige Besinnung. Doch darf sich auch die neueste Zeit ihrer Sittlichkeit nicht allzusehr rühmen. Die Zahlen der Statistik über Zunahme der Prostituierten und unehelichen Geburten sind laut redende Zeugnisse, und ein Zola und Konsorten stehen hinter einem Aretino nicht zurück.

### 1. Die Stellung der Frauen in der Familie.

Die Frau gewinnt im Fortgang der Kultur eine steigende Bedeutung. Zuerst Sklavin oder Ware wird sie Hausherrin und Kindererzieherin, durch das Christentum kommen ihre eigentümlichen Vorzüge zur Geltung und es bildet sich das Frauenideal aus.

Die Frau ist Gebieterin und Herrscherin in polyandrischen Verbindungen, die der rohesten Kulturstufe angehören, und gelangt in

[1] Vgl. Alwin Schultz, Höfisches Leben I², 580 ff.

[2] Man wolle hierüber den 6. Band von Janssens Geschichte des dtsch. Volkes nachsehen.

diese Stellung nur wieder auf der äußersten Höhe der Kultur, zumal zur Zeit der Hyperkultur (s. S. 54 f. und 65). Sie hat den geringsten Wert und gilt nur als Arbeitskraft da, wo die Männer dem Jagd- und Kampfvergnügen obliegen und der Frau den Nahrungserwerb überlassen, sie ist ausschließlich Genußobjekt da, wo die Männer, wie bei den Semiten, bereits dem Erwerbe, halb auf räuberischen, halb auf händlerischen Wegen, nachgehen und den Reiz des Luxus und der Sinnlichkeit empfunden haben. Im Orient ist die Anschauung weit verbreitet, das Weib sei seelenlos.

Die verschiedene Stellung der Frau drückte sich am deutlichsten im Kaufverfahren aus, welches die Tochter einer Familie zur Gattin eines Mannes macht. Wo die Frau Arbeitskraft oder Genußobjekt ist, gilt sie als Ware, welche von ihrem Besitzer, dem Vater, abgekauft werden muß. So erwarb Jakob Lea und Rachel durch je siebenjährigen Dienst, einen Dienst, durch welchen sich sonst ein unfreier Israelite die Freiheit erwerben konnte. Bei Homer erinnern die *ἔδνα* an jene Zeit des Frauenkaufes. Später werden diese *ἔδνα*, wie die römische dos, der Frau vom Vater zur Mitgift und Aussteuer mitgegeben. Hier erscheint zwar die Frau als eine Last, die gegen eine Entschädigung zu übernehmen ist, doch wird sie dadurch viel selbständiger und unabhängiger gestellt, was sich namentlich bei der römischen mater familias oder matrona bemerklich macht. Bei den alten Deutschen gab weder der Bräutigam dem Vater einen Kaufpreis noch stattete der Vater die Braut mit einer Mitgift aus, sondern der Bräutigam gab der Braut die Morgengabe (dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert. Tac.). Darin liegt ein deutlicher Ausdruck der den Germanen eigenen Frauenachtung.

Wenn wir überhaupt beobachten können, daß Gesetze und Einrichtungen für den frei wechselnden persönlichen Geist bald zu eng, bald zu weit werden, so gilt das auch für die Ehe. Wo Polygamie zu Recht besteht und thatsächlich in weiterem oder engerem Umfang vorkommt, können viele Verhältnisse infolge persönlicher Eigenschaften der Monogamie sich nähern, umgekehrt verhindert die Monogamie in alter und neuer Zeit nicht immer ausschweifende Verbindungen und regellose Wechselbeziehungen. Auch wo die Frau Sklavin ist, kann sie sich durch treffliche Eigenschaften einen würdigen Platz erringen, und wo sie frei ist, wie im kaiserlichen Rom, schmachtet sie doch thatsächlich in sklavischen Fesseln.

In Griechenland und Rom nahm die Frau eine achtungswürdigere Stellung ein, als im Orient. Merkwürdigerweise sind jedoch die Frauencharaktere bei Homer viel edler, als die der spätern Zeit. Penelope,

Andromache sind Muster weiblicher Treue, und über Nausikaa ist ein Duft frischer Jungfräulichkeit ausgegossen. Iphigenie schwingt sich bei Euripides zu einem heldenhaften Mute auf:

„Warum sollt' auch über alles mir mein Leben teuer sein? Allen Griechen gebarst, o Mutter, du dein Kind, nicht dir allein. Auf zu mir blickt jetzt das ganze mächtige Hellenenland und an mir hängt seiner Schiffe Fahrt und Trojas Untergang; sterben will ich".

Nicht weniger heldenhaft und opferwillig ist Antigone bei Sophokles. Allein zur Vollendung bringt es keine dieser Gestalten und jeder klebt eine Schwäche an. Die jungfräuliche Reinheit und eheliche Treue war noch nicht durch christliche Gedanken verklärt und geweiht, und nur soweit diese Eigenschaften einem Naturtrieb entsprachen, waren sie im Altertum möglich. Die Reinheit und Treue war ein Ergebnis des natürlichen Scham- und Anhänglichkeitgefühles. Daher hatten die Griechen noch kein Verständnis für die Tiefe des Familiensinnes, der Gatten- und Kindesliebe, und eine so erhabene Gestalt, wie Antigone, spricht den ärmlichen Satz aus:

Nimmer würd' ich für ein Kind, das ich gebar,
Noch für den Gatten, welcher tot vermoderte,
Mich solchem Wagnis unterzieh'n zum Trotz dem Staat.
Beim Tod des Gatten fänd' ich einen anderen
Und auch ein Kind von and'rem, meines Manns beraubt.

Je mehr die griechische Bildung zunahm, je deutlicher die Ideen des Schönen und Wahren hervortraten und den Gesichtskreis füllten, desto mehr sank die weibliche Ehre und Tugend. Nicht die Frau,[1] sondern der Knabe, Jüngling und Mann oder vielleicht die Hetäre war das Ideal des schönheitstrunkenen Griechen. Der Begriff der Vollkommenheit und Tugend schloß die weibliche Schwäche vollständig aus und nicht im Gefühl, sondern im Denken und Wollen schien des Lebens Kern zu liegen. Die Frauen waren von jedem Anteil an dem gesellschaftlichen, politischen und geistigen Leben der Stadt vollständig ausgeschlossen. Ihr Leben lang standen sie unter Vormundschaft und hatten bei dem wichtigsten Schritt ihres Lebens, bei der Heirat, nichts dreinzureden. Daher beklagen sich die Jungfrauen bei Sophokles:

[1] Wenn die Plastik Frauenschönheit darstellt, so ist diese Schönheit entweder eine männlich geistige, wie bei Pallas oder eine sinnlich wollüstige, wie bei Aphrodite. Auch Artemis stellt nicht das christliche Ideal der Keuschheit dar, sondern nur die spröde Kälte natürlicher Abneigung. Am nächsten kommt unserm Ideal die Juno Ludovisi, die nach dem Ausdrucke Schillers Würde mit Anmut, himmlische Selbstgenügsamkeit mit holdseligem Liebreiz verbindet, ohne daß sie sich irgend eine Blöße gäbe.

„Sind fröhlich wir herangewachsen, werden wir hinausgestoßen und verhandelt, fern von den väterlichen Göttern und den Eltern, und dies muß man noch loben, wenn das Band geknüpft ist, und sich wohl zu fühlen scheinen“.

Der Gesichtskreis der Frauen war durch die Wände des abgelegenen Frauengemaches begrenzt und ihre Gedanken beschränkten sich auf Toilette und weibliche Handarbeit. Nur der Hetäre war der Zugang zur Bildung und Gesellschaft geöffnet. Die Folge dieses Abschließungssystems war eine große Verkümmerung des weiblichen Geistes. Ihr Denken war kleinlich und nach allgemeinem Urteil galten sie als geneigt zum Neide, zur Täuschung, zu übler Nachrede und zur Trunksucht.

Bedeutend besser war die Stellung der römischen Frauen. Zwar waren sie gesetzlich nicht weniger beschränkt wie in Griechenland, standen ebenfalls unter Vormundschaft, aber sie galten im Hause und außer dem Hause viel mehr. Sie waren nicht abgesperrt wie dort (S. 64) und hatten die Leitung des Hauswesens zum großen Teil in ihrer Hand. Die Titel virgo und matrona hatten einen hohen Klang, die Römer sahen, wie die Deutschen, etwas Ehrwürdiges in einer edlen Frau, und die Plastik suchte den Gedanken in den würdevollen Gestalten auszudrücken, die auf uns gekommen sind (s. Fig. 13).

Allein gerade die größere Freiheit, deren sich die Frauen in Rom erfreuten, diente zu ihrem Verderben, sie sanken zum großen Teil tiefer als ihre griechischen Genossinnen, der bessere Teil aber fühlte bald heraus, daß das Christentum eine Errettungs- und Erneuerungsquelle für sie sei, und wandte sich ihm zu. Das Christentum hat zuerst der Frau die Stellung gegeben, die ihr gebührt, es hat sie zuerst moralisch und dann auch sozial gehoben. Das Christentum ist nicht eine Religion für Starke und Mächtige, sondern für Schwache, es ist nicht eine Religion des Tugendstolzes, sondern des Sündengefühles, und die frauenhaften Tugenden, Sanftmut, Barmherzigkeit und Gefühlswärme, sind ihm besonders angemessen. Von Anfang an fand in ihm das Frauenideal eine hervorragende Stelle; in Maria, der Mutter Jesu, vereinigte sich alles, was an einer Frau anziehend und erhaben, ehr- und liebenswürdig ist. Aus den wenigen Andeutungen der heiligen Schrift gestaltete sich der Glaube, ein herrliches und anschauliches Gemälde höchster Vollendung. Die Gnadenvolle, welche als Jungfrau Jesus gebar, verklärte sich zur Mutter Gottes und zur Braut des hl. Geistes,[1] alle Augen blickten

[1] Vgl. Lehner, die Marienverehrung in den ersten drei Jahrhunderten.

auf sie und alle Herzen schlugen ihr entgegen. Neben Maria treten andere hl. Frauen im Leben Jesu bedeutsam hervor. Die eine lauscht heilsbegierig zu den Füßen des Herrn und die andere dient ihm, diese salbt ihn mit köstlicher Salbe, jene begegnen ihm auf dem Kreuzwege, und unter dem Kreuze stehen mit Ausnahme Johannes, keine Apostel, sondern nur Frauen. So fiel ein Abglanz vom Leben Jesu auf das vom Altertum verkannte und verachtete Geschlecht.

Die Frauen suchten zu vergelten, was ihnen das Christentum gab, sie waren die eifrigsten Werber für den Glauben. Einen interessanten Beleg dafür bietet die Geschichte des Kaisers Julian. In Gegenwart des Kaisers klagt Libanius, „folgen ihm die Männer, und kommen zu den Altären der Götter, wenn sie aber nach Hause zurückgekehrt sind, so werden sie über Nacht durch die Frauen und ihre Thränen anderen Sinnes und werden von den Altären abgezogen“. Derselbe Libanius rief, als ihm ein christlicher Jüngling erzählte, wie ihn seine Mutter nach dem Tode seines Vaters sorgsam erzog, aus: „Was für Frauen haben doch die Christen!“ Diesen Jüngling wünschte sich Libanius als Nachfolger auf dem Lehrstuhle; aus ihm wurde später der so berühmte Johannes Chrysostomus.

Keiner hat denn auch besser als Chrysostomus das Wesen und die Bedeutung der Frauen in der christlichen Familie gewürdigt:

Der Mann, welcher auf dem Markte des Lebens und in den Gerichten sich umhertreibt, sagt er, wird von den Wellen des äußerlichen unruhigen Lebens stets hin- und hergeworfen; die Frau aber, welche fern von diesen, in ihrem Gemüte gesammelt, den Frieden in der Stille des Hauses genießt, kann den in seiner Seele vielfach beunruhigten Mann bei sich aufnehmen, ihn bilden, die wilden Auswüchse seiner Seele beschneiden, und ihn so wieder in die Welt hinaussenden, gereinigt von dem Schlechten, das er von dem Forum mitgebracht, und mit sich hinausnehmend das Gute, das er in dem Schoße der Familie empfangen; denn nichts vermag mehr als eine fromme, verständige Frau den Mann zu bilden und seine Seele, wie sie will, zu regeln.

Diese von Chrysostomus gerühmten Eigenschaften haben der Frau im Mittelalter ein ungeheures, ja sogar übertriebenes Ansehen gegeben. Sie wurde der beliebteste Gegenstand der Poesie, schon zur Zeit der Kirchenväter,[1] besonders aber in der Blütezeit des Mittelalters. Es

[1] Das Frauenideal des christlichen Altertums zeichnet uns Epiphanius Monachus in der sel. Jungfrau Maria: „Die schönste der Frauen, war Maria durchaus wohlgestaltet und weder zu kurz noch zu lang. Ihr Leib war weiß wie Weizen und fehllos, ihr Haar lang, weich und goldfarben. Unter einer wohlgebildeten Stirne und schmalen, braunen Brauen leuchteten ihre mäßig großen Augen hervor, mit einem Lichte, wie

war vorzüglich der Umstand, daß die Frau nicht wie der Mann von der Unruhe des Lebens bewegt und in die Einseitigkeit eines Geschäftes verstrickt wird, daß sie stets die Harmonie des Gemütes, die Reinheit der Natur und den Sinn für Einfalt und Natürlichkeit bewahrt, welcher anziehend und begeisternd wirkte. An dieser Begeisterung entzündete sich die Poesie aufs neue, nachdem sie sich in epischen Stoffen erschöpft hatte. Die Minne, das Gedenken und Sinnen über ein liebes Bild wurde der Mittelpunkt der Poesie. Von der Zeit der Minnedichtung an gibt es keine Lyrik, kein Epos und kein Drama mehr, ohne daß die Liebe mittelbar oder unmittelbar hereinspielte. Der frauenhafte Typus drang auch in Skulptur und Malerei ein, so zwar, daß die schlanken Gestalten der Männer mit ihren ovalen Gesichtern und ihren langen Gewändern auf den ersten Blick von Frauen nicht unterscheidbar sind.[1] Umgekehrt haben dann freilich wieder die Gesichtszüge dieser im Vergleich zur Neuzeit meistens etwas Männliches, wie schon oben angedeutet wurde.

Nicht bloß Kunst und Dichtung, sondern auch historische Darstellungen geben Zeugnis von der sanften, beruhigenden und tröstenden Wirksamkeit der Frauen. Die Frauen sind „frei von der Leidenschaftlichkeit und Gewaltsamkeit des Kriegsmannes und von der handwerksmäßigen Plumpheit des Bürgers“ (Schnaase).

Zur sozialen Höherstellung der Frauen trug viel der Umstand bei, daß die mittelalterliche Gesellschaft einen ritterlichen Charakter trägt, denn wie Lasaulx mit Bezug auf die homerische „Ritterzeit“ sagt, „höhere Sitten und größere Achtung der Frauen gingen größtenteils von dem Adel aus“ — ferner der Umstand, daß dieser das Land und nicht die Stadt zum Sitze hatte. Es war ein isoliertes Leben, um einzelne Punkte gelagert, und hier vermochte die Frau, gleichwie der Sklave oder Leib-

---

das des Saphirs. Das Weiße darin aber war milchfarben und glänzend wie Glas. Die gerade und regelrecht gestaltete Nase, sowie der Mund mit den schöngeschnittenen und rosenfarbenen Lippen war lieblich anzusehen. . . . Jedes ihrer Wänglein war wie eine Lilie, auf welcher ein Rosenblatt liegt. . . . Ihre weißen Hände zeigten lange und schmale Finger. Schön war ihr Gang, anmutig ihr Mienenspiel, züchtig all ihr Gebaren (cf. Niceph. h. c. 2, 23). — Scherr bemerkt, daß das blonde Haar, die blauen Augen und die weiße Haut an die germanische Schönheit erinnert.

[1] Das Frauenideal der Minnedichtung ist eine schlanke Erscheinung mit weichen Haaren, kleinem roten Mund und kleinen Ohren — „eine tauschimmernde Rose.“ Walther sagt: „Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen“ — „züchtig ist der deutsche Mann, deutsche Frauen sind engelschön und rein“. Die Renaissancezeit zog, wie bei dem Humanisten Bebel zu lesen ist, die südliche brünette Schönheit vor.

eigene, eine erhöhte Bedeutung zu gewinnen. Ein großartiges öffentliches Leben fehlte, und so wurde das Haus der Mittelpunkt des innersten und wärmsten Lebens.

Wert und Bestimmung der Frauen zeigt sich am besten in der Erziehungsweise, die man dem Mädchen angedeihen ließ. Hier herrscht eine viel größere Verschiedenheit, als bei der des männlichen Geschlechts, die eher durch den Beruf bestimmt ist. Das Mittelalter legte den größten Wert auf die wahre Herzensbildung, auf Zucht und Anmut und ein gefälliges Benehmen. Die Frauen sind eben so weit entfernt von ungesunder Empfindsamkeit und üppigem Reiz, als von Roheit und Starrheit. In andern Zeiten und ändern Ländern ist die äußerliche Grazie und körperliche Fülle das Hauptziel der Erziehung, und so muß auch die Frau, namentlich im Orient, dem vorübergehenden Genusse dienen.

Der Ausgang des Mittelalters und der Anfang der Neuzeit begünstigte einseitig die geistige Bildung. Die gebildeten Frauen lernten Latein und Griechisch, verloren aber darüber die Herzen der Männer. Ein köstliches Denkmal hat Moliere in seinen „Kostbaren" (filles précieuses ridicules) dieser verkehrten Erziehung gesetzt.

In der Verwilderung des beginnenden 17. Jahrhunderts hatten die Frauen viel unter der Roheit der Männer, ihren unflätigen Späßen und ihrer Trunksucht zu leiden. Der Hexenwahn lieferte sie, und vielleicht gerade die tiefsinnigeren und tiefer fühlenden, zu Hunderten auf den Richtplatz. Freilich schlug die Stimmung bald wieder in das Gegenteil um. Es beginnt die Periode der Schäfergedichte, des galanten Franzosentums und der schöngeistigen Salons.

Die Frauen bestimmen im 18. Jahrhundert den Geschmack und geben für Kunst und Litteratur den Ton an. Wir stehen nach dem Ausdrucke Riehls in der Zeit der „Überweiblichkeit", die sich als das andere Extrem mit jenem rohen Zustande berührt, wo die Frauen wie Männer herrschten und dem Erwerb oblagen. In der That erinnern verschiedene Sitten in Großstädten an polyandrische Zustände (Cicisbeat, Pariser Salons). In der neuesten Zeit drängen sich Frauen zu männlichen Berufen und entfernen sich von ihrem eigentlichen häuslichen Kreise.

Übrigens verhinderten die freien Anschauungen des vorigen Jahrhunderts nicht den konventionellen Zwang der Sitte. Eine Frau des höheren Standes konnte nur mit männlicher Begleitung im Theater und auf Spaziergängen erscheinen, und es galt für unschicklich, ohne Kammermädchen über die Straße, in die Kirche oder in einen Kaufladen zu gehen. Die weiblichen Familienglieder waren den männlichen untergeordnet, sie sollten sich ausschließlich mit häuslichen Arbeiten beschäftigen und ja keine Romane lesen. Doch war diese strenge Sitte in vielen Orten stark durchbrochen, und die Revolution hat ohnehin mit vielen Vorurteilen der Sitte aufgeräumt.

## 2. Die Kinder in der Familie.

Wie gegen die Frauen war das Heidentum gegen die Kinder, Greise und Kranke rücksichtslos. Alles, was körperlich schwach war, hatte kein Recht. Man setzte aus oder überließ dem Schicksal, was man wollte, altersschwache Eltern und Sklaven, Kinder und Kranke. Einige seltene Ausnahmen, die wir im Altertum finden, heben diese Regel nicht auf.

Die Kinder wurden von den alten Naturvölkern ohne Scheu ausgesetzt und nur in Ägypten und bei den Israeliten dieser Unsitte gewehrt. Schon die häufigen Sagen aus der Urzeit (von Karna, Siegfried, Perseus, Cyrus, Ödipus, Romulus), sowie die zahlreichen Erwähnungen in Komödien beweisen, wie häufig Aussetzungen vorkamen. In Sparta wurden mißgestaltete Kinder von Staats wegen entfernt. Die Folge davon war, daß Griechenland stark entvölkert wurde; denn, wie Polybius sagt, aus Weichlichkeit und Bequemlichkeit wollten die Menschen, selbst wenn sie in der Ehe lebten, keine Kinder auferziehen. Im römischen Reiche war es nicht viel besser, zumal in der Kaiserzeit.

Noch in der Neuzeit wurde in Indien die Aussetzung soweit getrieben, daß 1836 in einer gewissen Gegend unter 10 000 Seelen kein einziges Mädchen sich befunden haben soll.

Das Kind erhielt im Altertum erst dann ein Recht auf Dasein, wenn es der Vater anerkannt hatte. War dies geschehen, dann wurden wie bei Verheiratung und Tod vor allem religiöse Ceremonien vorgenommen; wie die Mutter soll auch das Kind von der natürlichen Unreinheit befreit werden.

Betreffs der Erziehung der Kinder ist die Sitte verschieden, streng und milde, je nach dem Volksgeiste. Doch herrscht der gemeinsame Zug, die Kinder in all dem sich noch spielend üben zu lassen, was der Mann oder die Frau kennen und können muß. Als ein Spiel (ludus), eine freie Muße (schola) der Kindheit erscheint der Unterricht. Unterricht und Erziehung hat den Zweck, das Kind auf die Kulturhöhe zu bringen, auf der das Volk steht. Je höher das Volk steht, desto länger und ernstlicher ist die Erziehung und es ist, als käme die Natur dieser Notwendigkeit entgegen, wenn sie die Mündigkeit bei civilisierten Völkern später eintreten läßt.

An den Eintritt der Mündigkeit knüpft die Sitte der Völker verschiedene religiöse und öffentliche Gebräuche. Bei den Ariern wurde der Knabe durch Umgürtung des hl. Gürtels mündig. Von Athen wissen wir, daß dort der achtzehnjährige Jüngling ins Gemeindebuch eingeschrieben und nach geleistetem Bürgereid wehrhaft gemacht wurde, von Rom, daß mit Anlegung der toga virilis an dem Liberalienfest mit dem 16/17. Lebensjahre das Knabenalter überschritten wurde, damit war die Eintragung in Jünglingsregister und ein Opfer auf dem Kapitol verbunden. Ähnliche Feier finden wir bei vielen andern Völkern, so auch den alten Deutschen.

Daran schließt sich fast überall militärischer Dienst, damit sich die Mannbarkeit vollende.

Das Christentum schenkte dem Kinde bekanntlich eine ganz einzige Aufmerksamkeit und behandelte es als wertesten Schatz und edelstes Gut. „Das Beste ist eben gut genug für Kinder," dies wurde zum leitenden Grundsatz. Bezüglich des einzelnen müssen wir indessen auf I, 121 und spätere Andeutungen verweisen.

### 3. Die Sklaven in der Familie.

Eine antike Familie ist nicht denkbar ohne einen oder mehrere Sklaven.

Die Sklaven waren entweder Kriegsgefangene, unterjochte Urbewohner oder verarmte Bürger. Häufig wurden auch Freie durch richterliches Urteil (addicere) wegen Zahlungsunfähigkeit, Diebstahls (2. Mos. 22, 3), Kontraktbrüchigkeit u. s. w. in die Sklaverei versetzt.

Die Sklaverei entsittlichte den Herrn und den Diener. Dieser kannte nur zwei Triebfedern seines Thuns, Furcht und Sinnlichkeit; sein Hauptbestreben war, die Leidenschaften zu befriedigen und dabei der Strafe seines Herrn zu entgehen; daher die allen Sklaven gemeinsame Neigung zu Lüge und Verstellung. Die Gewohnheit, immer einem fremden Willen, auch im Falle schändlicher Zumutungen, als blindes Werkzeug zu dienen, machte den Sklaven charakterlos. In der Zeit allgemeiner Charakterlosigkeit erlangten viele Sklaven durch diese Eigenschaft ihre Freiheit und infizierten dann hinwiederum die Gesellschaft. Viele aber fanden ein trauriges Ende infolge schlechter Behandlung, schwerer Arbeit, ungesunder Wohnung und dürftiger Nahrung.

„Für die Herren war das Verhältnis nicht minder moralisch nachteilig als für die Knechte. Die Griechen wußten recht wohl, daß jede schrankenlose und unverantwortliche Gewalt über andere den Menschen sittlich verderbe, die Laster des Übermutes, des steten Argwohns, des Zornes und der Wut, der Wollust in ihm entwickle und nähre; sie schilderten diese Wirkungen an ihren Tyrannen sehr treffend. Aber daß jeder Sklavenbesitzer ein Tyrann im kleinen sei, wollten sie nicht sehen, obgleich sie Beispiele der schlimmsten Tyrannei in ihren Wirkungen täglich vor Augen hatten" (Döllinger).

Um die Aufhebung der Sklaverei erwarb sich die Kirche unsterbliche Verdienste; sie hat die Sklaverei allmählich gemildert und zuletzt ganz beseitigt.

Eine mildere Form der Sklaverei war das von Konstantin begünstigte Kolonat und die Leibeigenschaft. Wie der eigentlichen Sklaven nahm sich die Kirche auch der homines proprii an, sie öffnete ihnen ihre Klöster und Priesterstellen und bestimmte

z. B. im concilium Agathense 506 n. Chr., daß diese von ihrem Herrn nicht beliebig getötet, sondern vor Gericht gestellt werden sollten. Papst Alexander III. empfahl ihre allgemeine Freilassung. Auch die Landesherrschaften nahmen sich der Leibeigenen häufig in eigennützigem Interesse an. Ludwig X. von Frankreich machte den Loskauf der Leibeigenen zu einer Finanzquelle. Italien war nach Muratori am Schlusse des 14. Jahrhunderts ganz frei von Leibeigenen, in der Schweiz und in England hörte sie im 16., in deutschen Staaten im 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts auf.

Die letzten Maßregeln zur Aufhebung der außereuropäischen Sklaverei fallen in unser Jahrhundert. 1833 und 34 erklärte England, 1863 Nordamerika, 1887 Brasilien seine Sklaven für frei.

Ein eigentümlicher Rest alter Anschauungen hat sich in der Gewohnheit erhalten, möglichst viel Diener um sich zu sammeln. Darin lag ein Zeichen der Vornehmheit, des Reichtums und der Macht. Daher kommen die großen Gefolgschaften deutscher Herren im Mittelalter. Unter Ludwig XI. hatte jeder Bogenschütze das Recht, sich einen Knappen, Diener, Pagen und zwei Gardisten zu halten, von denen der eine coutelier hieß, weil er ein langes Messer trug, um die zu ermorden, welche sein Herr zu Boden streckte. Im Spanien des 16. Jahrhunderts mußte sich jeder bessere Mann und jede Frau einen Diener halten, auch wenn sie selbst nichts zu beißen hatten. So wenigstens stellt Mendoza und H. de Luna im Lazarillo die Sache dar. Der arme Stallmeister ist hier sogar auf das angewiesen, was sein Diener Lazarillo zusammenbettelt. Einmal dient Lazarillo sieben Bürgersfrauen, denn die Frau des Schusters, Schneiders, Bäckers, Maurers würde sich schämen, über die Straße und in die Messe zu gehen ohne Diener, der ihr, den Degen an der Seite, nachträte; da ihn keine allein unterhalten kann, richten sie es so ein, daß er nacheinander bei jeder den Dienst versehen kann. In Rußland hielten Reiche Hunderte und sogar Tausende von Dienern, um sich ein Ansehen zu geben.

## IV. Tod und Begräbnis.

Um Tod und Begräbnis sammelt sich ein ganzer Kreis von heiligen Handlungen. Allgemein herrschte die Sitte der Totenklage, bestehend in Tönen (Nänien) und Gebärden. Die Totenklagen bildeten einen der frühesten Stoffe der Dichtung und besonders im Süden ist noch heute die volkstümliche Dichtung reich an solchen Klagen, in denen man die verklärte Gestalt des Verstorbenen festzuhalten suchte. Häufig beschränkte sich die Totenklage auf Gebärden. Die Trauernden zerschlugen sich und machten Einschnitte in den Körper (s. 3. Mos. 19, 28), saßen in die Asche oder streuten sich Asche auf das Haupt und zogen sackartige

Gewänder an. Bei den Ägyptern beschmierten sich die Frauen in Trauer ihr Gesicht mit Kot (Her. II, 85).

An die Totenklage schloß sich der Trauerzug zum Bestattungs- und Verbrennungsplatze und gewöhnlich ein Totenopfer an. Das Begraben war vielleicht die älteste Bestattungsart. Sicher kam in der Steinzeit schon die Beerdigung vor, während die Bronzezeit das Verbrennen vorzog. Die homerischen Helden, die alten Germanen und einige Zeit auch die Israeliten (1 Sam. 31, 12) überlieferten ihre Leichen dem Feuer. Es hängt dies wahrscheinlich damit zusammen, daß die Völker damals dem nomadischen Leben näher standen, denn man will bemerkt haben, daß nomadische Völker dem Verbrennen und Ackerbauvölker dem Begraben zugethan sind. Doch trifft dies nicht allgemein zu, z. B. bei den spätern Griechen war die Beerdigung, bei den Römern die Leichenverbrennung Sitte. Die Perser wollten weder die nach ihren Begriffen heilige Erde noch das heilige Feuer noch das Wasser mit ihren Leichen verunreinigen und setzten sie daher auf hochgelegenen Orten, Dockhmas, aus.

Bei den Griechen wurden die Leichname, nachdem ihnen ein Obolos in den Mund gesteckt war, in hölzerne oder thönerne Särge gelegt, außerhalb der Stadt beerdigt und eine Säule, ein Stein oder ein Tempelchen auf das Grab gesetzt. — Die Römer hatten nach Plinius in älterer Zeit das Beerdigen im Gebrauch, doch war später die Feuerbestattung beliebter. Die Asche des Verstorbenen wurde in Urnen verschlossen und in Grabkammern aufgestellt. Nur die Armen, Verbrecher und Sklaven wurden beerdigt.

Es ist ein Beweis für den Unsterblichkeitsglauben, aber auch ein Zeichen der niedern Gestalt dieser Unsterblichkeitsvorstellungen, wenn man dem Toten die Güter mitgab, deren er im Leben bedurfte, nämlich Verteidigungs-, Nahrungs- und Genußmittel: sein Pferd, seine Schale und sein Schwert, wie bei den alten Deutschen, Speise und Trank, wie bei Griechen und Römern oder gar Frauen und Sklaven.[1] Der Tote, dachten sich die Alten, setzt auf den jenseitigen Triften sein diesseitiges Leben fort und würde als ein schwacher, lebloser Schatten dort umherirren, wenn er nicht mit Speise, Milch und Wein versehen würde. Besonders aber das Blut ist geeignet, den Schatten zu erquicken, denn „das Blut ist die Seele“ (3 Mos. 17, 14). Als Tiresias in der Unterwelt bei Homer vom Blutopfer trank, kehrte ihm die Erinnerung zurück.

---

[1] In Alemannengräbern finden sich in der Regel Speere und Schwerter und bei den Füßen in eigenen Kistchen Pferdetrensen, Schuhe, Töpfe und Becher.

Daher schlachtete man in alter Zeit Gefangene und Sklaven über den Gräbern und ließ in Rom Gladiatoren fechten.

Die Vorstellungen über das Jenseits stimmen bei allen Völkern in den Grundzügen überein. Ein Kahn führt über die Gewässer, eine schmale Brücke oder ein schlüpfriger Balken ist über den Abgrund erhöht, in den die Gottlosen fallen. Die Gerechten ernten Freuden und diese Freude malt sich jedes Volk in seiner Phantasie wieder anders aus.

Die Grönländer treffen dort, was sie begehren und vermissen, lauter Sonnenschein und keine Nacht, gutes Wasser, Fische, Robben und zahlreiche Renntiere, die sich leicht jagen lassen oder schon kochend im Kessel liegen. Die Neuholländer hoffen Überfluß an allerlei Wild und Nahrung, ein freudiges Leben voll Tanz und Lustbarkeit.

Die Ägypter glauben, daß die Seligen ackern, säen, ernten, dreschen und die Spreu mit der Wurfel von den Körnern scheiden; mittelst dieser Dinge, heißt es in dem Totenbuch, ist der Verstorbene unten wie er auf Erden war.

Ästhetisch verklärt sind die hellenischen Unterweltsvorstellungen. Bei Homer ist die elysische Flur ein Land an den Enden der Erde, „dort ist kein Schnee, kein Winterorkan, kein gießender Regen; ewig wehen die Gesäusel des leiseatmenden Westes, welche der Ozean sendet, die Menschen sanft zu kühlen.“ Auf dem Wege des Zeus nach des Kronos Burg liegen nach Pindar „die Inseln der Seligen, von Meereslüften rings umsäuselt, wo wie Gold die Blumen glänzen auf dem Boden, auf den schönen Bäumen, auf dem Meere, und sie flechten draus sich Kränze um die Arme, um das Haupt“.

Bei den Germanen nehmen die Helden als Genossen Wodans teil an Walhalla, an deren Freuden, Jagden und Kämpfen.

Nach weitverbreiteter Anschauung kehren die Seelen der Verstorbenen in ihre Wohnungen zurück, ja sie hatten an dem Herde ihren beständigen Sitz und ihre Bilder erinnerten an ihre Gegenwart (Laren, Penaten). In Ägypten und Rom lud man sie zum Mahle ein, machte ihnen tägliche Spenden und schmückte ihren Ort (lararium) mit Blumen.

Das Christentum, welches auf allen Gebieten große Veränderungen brachte, hat auch die Begräbnissitte umgestaltet. Die übermäßigen Zeichen der Trauer und des Schmerzes verschwanden: der Tote wurde in weißen Kleidern auf die Bahre gelegt, die Verwandten durften keine schwarzen Kleider tragen und anstatt der Nacht wählte man den Tag zur Beerdigung, verwendete dabei jedoch Lichter und Fackeln. Die Leichen wurden unter feierlichem Zuge teils getragen, teils gefahren. Es galt als heidnische Sitte, die Toten und Särge zu bekränzen, das Grab mit Blumen zu bestreuen, Oliven- und Palmzweige und dampfende Rauchfässer vorzutragen. Die Toten wurden im Grabe nach Osten gekehrt, man sang Freuden-, nicht Trauerlieder und feierte das Abendmahl über dem Grabe.[1]

Lange erhielt sich die Sitte, verschiedene Fläschchen (mit Martyrer-

[1] Kraus, Kirchengeschichte § 55, 2.

blut, Wein, Riechstoffen, besonders aber mit Weihwasser gefüllt), neben oder über das Grab zu stellen und eine Münze in den Sarg zu legen.

Die Särge waren aus Holz, Stein oder Gips (Lacroix) und ihre Form war viereckig oder wie ein Haus mit einem schiefen Dache versehen (vgl. die Reliquienbehälter der romanischen Altäre). Geistliche und Vornehme erhielten ihren Platz in der Kirche, und das Grab wurde mit der stehenden oder liegenden Figur der Toten geschmückt (s. Fig. 21). Vom 11. Jahrhundert an wurde über die Brust des Begrabenen ein Kreuz gesteckt, welches Absolutionskreuz hieß, da es die Absolutionsformel enthielt. Die Kirchhofmauern erhielten passende eschatologische Darstellungen (Triumph des Todes, Totentänze u. s. w.). Die sonstigen Begräbnissitten sind bis auf den heutigen Tag fast gleich geblieben. Ist jemand verschieden, sagt Frank 1534, so „läutet man ihn mit allen Glocken gen Himmel, alsdann weiß die Verwandtschaft, wann man zum Opfer kommen soll, den Verstorbenen zu bestatten.“ Zwischen Tod und Beerdigung verfloß eine kurze Zeit, oft folgte beides unmittelbar. Die Leiche trug man, nicht selten mit einer Mönchskutte oder dem Gewande des dritten Ordens bekleidet, in einem Sarg in die Kirche, wie die nebenstehende Abbildung zeigt und noch heute in vielen Ländern Sitte ist, oder legte sie auch gleich in die Grube.



Fig. 17. Beerdigung im 15. Jahrhundert (nach der Maihinger Handschrift fleur des vertus).

In der Kirche betet der Pfarrer die Vigilie „alsdann steht er über Altar, so kummen die Freund zum opfer viel meil wegs, opfern wein, mel, gelt, brod, liecht, anders und anders nach Landsbrauch, dieweil singt der Pfarrer, so lang das opfer währt, bald verstummt er so sy aufhören. Zu end der meß geht man mit einem Rauchfaß über das grab“ und besprengt es. „So geleyten die Freund die Erben heym, den gibt man ein gut mal, allermeist so sy fernher sind kummen. Mit dem besingen sie den verstorbenen und soll seiner seel wohlgeholffen sein“ (Frank).

In der neuesten Zeit wollten einige Freigeister die antike Leichenverbrennung wiederbeleben. Glücklicherweise aber stoßen sie noch auf starke Vorurteile, und diese lassen sich zunächst weder durch die Vorspiegelung der Scheintods- und Gesundheitsgefahren noch durch poetische Gründe und atheistischen Fanatismus ausrotten.

# Zweites Kapitel.

## Geschichte des Rechtes und Staates.

### I. Entstehung des Rechtes und Staates.

Ob es je einmal einen ganz rechtlosen Zustand gab, ist zu bezweifeln. Der Naturstand, welchen die früheren Rechtsphilosophen voraussetzten, ist als eine bloße Fiktion zu betrachten, bietet aber als Fiktion den Vorteil, nicht allein die Notwendigkeit, sondern auch das Dasein des Rechtes bewußt und fühlbar zu machen.

Denken wir uns die Menschen ohne alle Zügel des Gesetzes und der Sitte, nur beherrscht von ihren Leidenschaften, unbändiger Herrschbegier und Genußsucht. Es gilt der von den Sophisten proklamierte Grundsatz, daß der Starke sich alles erlauben dürfe. Wer es vermag, darf rauben, die Ehe schänden, seinen Nächsten vertilgen und vertreiben. Er darf seine Lust bis auf das Höchste steigern und Menschenleben zertreten.

Daß dem Menschen die Neigung hierzu nicht fehlt, dürfen wir wohl annehmen. Ein Bruchteil der Menschheit lebt ja thatsächlich von feinerem oder gröberem Unrecht, von der Unterdrückung, Aussaugung, von dem Laster, von Lug und Trug. Die vollständige Anarchie liegt nicht ganz außer dem Gesichtsfeld der civilisierten Menschheit. Nehmen wir an, die nihilistischen Elemente erringen die Oberhand. Wie wird es hier aussehen? Da gibt es keinen Schutz mehr für das Eigentum, keinen Schutz für die Familie, nicht einmal einen Schutz für das Leben. Niemand darf nach seiner Wahl sich beschäftigen und Erwerb suchen. Entweder bleibt alle Arbeit liegen, Hunger und Not bricht herein oder allgemeiner Zwang nötigt die vertierte Menschheit hinter Pflug, Hammer und Maschine. Oder es entsteht ein Krieg aller gegen alle.

Dieser Krieg aller gegen alle war nun früher der Ausgangspunkt vieler Rechtsphilosophen, wie Hobbes. Die Menschen sind wilde Tiere gegen einander, homo homini lupus. Die Schwächern unterliegen den Stärkern, bis die Starken selbst unter einander in Streit geraten und sich vertilgen. Daß es nun freilich hierzu nicht kommt, dafür ist gesorgt. Die Schwachen sind so klug einzusehen, daß nur in ihrer Verbindung ihr Heil beruht, und die Starken sind so klug einzusehen, daß sie in ihrem eigenen Interesse die Schwächern erhalten und sich dienstbar machen müssen. Die Schwächern verbinden sich: die Furcht treibt sie zusammen,

und sie schließen einen Vertrag, sich gegenseitig zu achten in ihrem Dasein und in ihrem Haben, sich zu schützen gegen Angriffe und Antastung jedes unerläßlichen Bestandteils der Persönlichkeit. Oder es ist ein Mächtiger, ein Starker, welcher die habernde Menge zur Ruhe im eigenen Interesse zwingt und, um den Frieden unter den Untergebenen aufrecht zu erhalten, selbst seine Macht beschränkt und reguliert. Beides ist denkbar. Auf beiden Wegen lassen die Rechtsphilosophen den Frieden, die Friedensordnung, das Recht entstehen. Die Friedensordnung besteht aber darin, daß Leben und Eigentum, sowie die Formen des Eigentumsübergangs und der privaten Verbindung (Vertrag und Ehe) bestimmt und gesichert sind. Ohne diese Sicherung kann keine Gesellschaft bestehen.

Das Recht ist jene Regelung der gegenseitigen Beziehungen des Menschen, in der sich die Anerkenntnis ihres Lebens und der ihm dienenden Mittel ausspricht. Die Gesinnung muß innerhalb der Gesellschaft allgemein herrschen, daß jeder sein Recht zu leben, zu handeln und zu erwerben besitzt, jeder dieser Gesellschaft Angehörige muß von der Notwendigkeit dieses Rechts durchdrungen sein. Er wird hiervon überzeugt sein, wenn er sieht, daß sein Recht an das Recht des andern geknüpft ist, daß es mit diesem steht und fällt. Wenn er also sein Recht will, muß er das Recht anderer achten und einsehen lernen, daß dieses wie jenes notwendig ist zum Leben, wie Nahrung und Kleidung. Im tieferen Grunde entspringt das Recht dem Naturrecht des Menschen zu leben; ein Recht, das wieder auf eine weitere Quelle zurückweist. Denn nicht der Mensch hat sich selbst das Leben gegeben, sondern Gott. Gott will, daß der Mensch lebe und es friste mit irdischen Mitteln. Gott hat die Erde, Tiere und Pflanzen den Menschen angewiesen, die Ehe und Gesellschaft eingesetzt, in der ihm allein die Lebenserhaltung möglich ist. Dies ist der Wille Gottes und dieser Wille ist Gesetz für die Menschen, ihnen in die Brust eingeschrieben. Noch etwas anderes liegt in diesem Willen. Alle Menschen haben das gleiche Recht auf das Leben. Sie haben deshalb auch das Recht auf die dem Leben unbedingt notwendigen Mittel. Endlich hat Gott jedem Menschen eigentümliche Kräfte und Fähigkeiten, einen eigenen Beruf gegeben. Der Mensch hat das Recht, diesen Beruf zu wählen und zu üben. Gleichheit und Freiheit, soweit es durch die objektive Natur des Menschen bedingt ist, sind das Naturrecht des Menschen, nicht aber jene Gleichheit und Freiheit, die sich die Sozialisten nach ihren subjektiven Wünschen ausmalen.

Die Menschen können sich zu verschiedenen Zwecken verbinden, z. B. zur gemeinsamen Darbringung eines Opfers, zur Errichtung von Deichen und Dämmen gegen Überflutung, zum Bau von Kanälen und Straßen, ohne daß sie ein gemeinsames staatliches Band einigt. Immer müssen dabei die Paciscenten sich um des gemeinsamen Vorteils willen individuelle Opfer auflegen. So können sich nun auch Menschen zu einer Schutz- und Trutzgenossenschaft, zu einer Rechtsgesellschaft, überhaupt zur Sicherung gegen äußere und innere Angriffe verbinden. Sie verzichten auf die zuvor genossene Unabhängigkeit, verpflichten sich zur

Bestreitung der Kosten, die eine Rechtsanstalt erfordert, und zum Gehorsam gegen den Rechtsträger.

Auf diese Art entsteht nun freilich weder Recht und Staat als solcher, diese sind ihrem Wesen nach viel älter und schon in der Urfamilie vorhanden, sondern es entsteht nur dieser bestimmte Staat, und innerhalb dieses Staates bildet sich ein bestimmtes Recht. Ja auch diese künstliche Staats- und diese künstliche Rechtsbildung scheint in den seltensten Fällen vorgekommen zu sein. Die natürliche Bildung geht von der Familie zum Geschlecht und Stamm, wie wir es in der israelitischen mischpaha und schebet, dem griechischen *γένος* und *φρατρία,* der röm. gens und curia finden. Diese Stämme bilden in der Urzeit eine abgeschlossene Kult- und Rechtsgemeinschaft, welche mehr oder weniger dem fremden Zufluß offen steht.

Die strenge staatähnliche Geschlossenheit der Familien und Geschlechter offenbart sich schon darin, daß der Hausvater, nachdem die Stämme sich bereits zu einem Volksstamm geschlossen haben, die Fülle der Gewalt, eine förmliche Herrschaft über die Familienglieder ausübt und daß derjenige, welcher aus der Familie ausscheidet, die capitis deminutio, d. h. den politischen Tod erleidet. Die Gens ahndet die Verletzung ihrer Genossen, sorgt für die ökonomische Tüchtigkeit ihrer Angehörigen, haftet für ihre Schulden und bringt die Strafgelder auf, wenn sie es nicht vermögen, zahlt das Lösegeld, wenn sie gefangen sind, übt über die Unmündigen und Schwachsinnigen ihres Geschlechtes die Mundschaft und hat bei Ermangelung männlicher Nachkommen das Erbrecht.

Der Stamm wächst zum Volke aus oder mehrere Stämme vereinigen sich auf Veranlassung oder Nötigung eines mächtigen Führers wie in Athen, Rom und im alten Latium zu einem staatlichen Bunde, in weiterer Hinsicht können sich auch ausgedehnte Volksstämme zu einer Eidgenossenschaft (Amphiktyonenbund) vereinigen und es kommt ganz auf die Verhältnisse an, ob diesen Bünden die staatlichen Aufgaben in größerem oder geringerem Umfange zufallen. Ein solcher Staat ist eine künstliche Bildung in dem oben angeführten Sinne; in seltenen Fällen kann sich diese künstliche Bildung auf den einfachen Stamm oder Clan erstrecken. Denn es kommt in einigen Fällen vor, daß sich um einen tapfern kühnen Mann Flüchtlinge, Versprengte und Abenteurer sammeln, wie es die bekannte Gründungssage von Rom voraussetzt. Hier schließt sich an den militärischen Oberbefehl über die vereinigte Truppe die richterliche Befugnis nach innen an, während umgekehrt bei einer natürlichen Stammesentwicklung einem weisen und gerechten Richter, der weithin Ruhm erlangt hat, leicht die physische Gewalt zufällt, so z. B. dem Dejoces in Medien

und den Richtern in Israel. Öfters bilden die Ältesten der Geschlechter und Stämme oder die Vornehmsten und Reichsten eine richtende und regierende Behörde, und es wird dadurch eine aristokratische Staatsform bedingt.

## II. Geschichte des Rechtes.

### 1. Grundzüge der Entwicklung.

Erst innerhalb des Staates kann das Recht zu einiger Entwicklung gelangen. Der Staat wird zur Voraussetzung der Rechtsbildung und greift selbst gestaltend in sie ein.

In ältester Zeit werden durch öffentlichen Schutz nur die wichtigsten Güter gegen Angriffe geschützt. Nur wo ein öffentlicher Friedensbruch vorliegt, greift die Gewalt ein, im alten Rom bei Hoch- und Landesverrat, bei „argem Mord", Schändung der Knaben und der Frauenehre, Brandstiftung und Korndiebstahl. Das übrige stellt man der Selbsthilfe anheim, die in Form der manus injectio, der vindiciae, der Wette (sponsio) und des Duells in die geordnete Rechtsprechung hinein sich erstreckt. Das Gericht erscheint vielfach als ein Streit der Parteien, den der Richter zu regeln hat.

Früher ist der Richter zugleich Vollzieher des Urteils, während sich später Urteil und Vollzug trennt. Eine ältere Zeit richtete nach Gutdünken, es bilden sich allmählich nach wiederholten Vorgängen feste Gewohnheiten und immer bestimmtere Normen. Man trennt die Thatsachen- von der Rechtsfrage. Der Richter bestimmt das Gesetz oder gibt die Formel, nach dem ein Fall zu beurteilen ist, wenn dessen Existenz erwiesen ist. Die Thatfrage wird einem besonderen Gerichtskollegium zur Entscheidung vorgelegt und wenn sie bejaht ist, tritt das gegebene Gesetz in Kraft.[1] Das Urteil vollzieht sich so in Form eines logischen Schlusses, dessen oberster Begriff gegeben ist und wo es sich nur noch um den Mittelbegriff handelt.

In älterer Zeit ist Kriminal- und Civilrecht identisch. Man kennt kein unbefangenes Unrecht und sucht auch da, wo keine Schuld vorliegt, eine solche zu finden und zu ahnden. Später unterscheidet sich beides und bei dem Civilurteil fällt die Strafe weg.

Die Entwicklung des Civilrechts wird von der Tendenz beherrscht, den anfänglichen Materialismus des Rechts, dessen Kleben an Formen zu überwinden und rein den Rechtsgedanken und die Willensintention

[1] Ein englischer Spruch lautet: de facto respondent juratores, de jure judices.

hervortreten zu lassen, sodann den frühern Kommunismus zu lösen, zu individualisieren und endlich die Zwecke der Sicherheit, Freiheit und Äquivalenz immer vollständiger zu verwirklichen. Diese Entwicklung ist einesteils bedingt durch die wirtschaftlichen Zustände, andernteils durch sittliche Gedanken, welche allmählich die frühere Gebundenheit und Gewaltsamkeit brechen.

a) In einem Viehzucht oder ausschließlich Ackerbau treibenden Volke sind die Rechtsformen starrer und unbeweglicher, das Grundeigentum gebundener und unfreier, das Privateigentum überhaupt weniger ausgebildet. Der volle Eigentumsbegriff ist weniger ein Werk individueller als genossenschaftlicher Arbeit. Gewerbe und Handel dagegen mobilisieren alles und bringen denselben Eigentums- und Kapitalbegriff an das liegende Eigentum heran, wie an die fahrende Habe und Ware.

Der Handel, namentlich wenn er in die Ferne geht, ist unduldsam gegen jene Formalitäten, welche unter einfachen Zuständen den Vertragsschluß sichern. Der formlose Vertrag, das bloße Versprechen, die Offerte, die Ordreurkunde erhält rechtliche Wirkung.

b) Neben der Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse behielt immer noch der frei gestaltende persönliche und Volkswille seinen Anteil an der Gesetzgebung. Wenn sich z. B. das germanische Recht von dem römischen durch einen größeren Gemeinsinn, eine genossenschaftliche, erhaltende und bindende Richtung unterscheidet, während dieses viel beweglicher ist, so ist daran nur zum Teil der verschiedene Wirtschaftszustand maßgebend, auf der andern Seite steckt unverkennbar der römische Geist dahinter, welcher auf das Haben und Herrschen gerichtet und egoistischer ist, als der germanische.

Der Deutsche will, wie schon I, 56 gesagt wurde, politisch frei sein, wenn er sich auch privatrechtlich bindet, der Römer dagegen will privatrechtlich frei sein, wenn er auch politisch gebunden ist. Daher haben sich in Deutschland die staatlichen Verhältnisse auf privatrechtlichem Wege bilden müssen und die große lehensrechtliche Gesellschaftsorganisation gründet auf das Grundeigentum die staatlichen Rechte und Pflichten. Umgekehrt trugen in Rom auch die privatrechtlichen Einrichtungen von Anfang an staatliches Gepräge, und der Eigentumsübergang, z. B. der Brautkauf, das Testament, geschah unter Beteiligung des ganzen Volkes oder dessen Vertreter, der Zeugen (testes). Das Recht stand, wie Arnold sagt, in Rom unter dem Staate, in Deutschland der Staat unter dem Rechte.

## 2. Die römische Rechtsentwicklung.

1. Das altrömische Recht glich in mancher Hinsicht den ältesten Rechten vieler Völker. Es war materialistisch und formalistisch, wie

diese, d. h. es knüpfte nur an Handlungen, Sachen und Formen rechtliche Wirkungen. Nur einige Handlungen hatten rechtliche Bedeutung und erfreuten sich eines öffentlichen Schutzes (mancipatio, stipulatio), um so strenger mußte hier auf die Form gehalten werden. Aber diese Form erdrückte nicht wie anderwärts den Inhalt und gestattete deshalb leicht eine Erweiterung (Ausdehnung der stipulatio auf alle Verträge, der mancipatio auf die verschiedensten, auch Scheingeschäfte) und andere Formen (traditio, pacta), wo solche nötig waren. Auch begann die Rechtsentwicklung mit wenig Elementen und rettete sich dadurch vor allzu individuellen Gestaltungen. Die Beschränkung auf wenig allgemeine Rechtsbegriffe bereitete jenen abstrakten allgemeingiltigen Charakter des Rechts vor, in welchem alles nach Prinzip und System geordnet ist.

Dazu kam der energische Egoismus des römischen Charakters, welcher weit entfernt von unklaren Gegenseitigkeitsbegriffen und patriarchalischer Gesinnung auf klare Scheidung der Ansprüche, Forderungen und Verpflichtungen bedacht ist.

Dies macht sich gleich von Anfang an in dem römischen Eigentumsrechte und in der väterlichen Gewalt bemerkbar. Nur der waffenfähige Mann in seiner Macht und Würde (majestas viri) besitzt volles Recht und Eigentum. Ein und dasselbe Wort dominium bezeichnet die Herrschaft über Sachen und Personen, über das Eigentum, die Sklaven, die Kinder und Frauen. Die letztern sind mehr oder weniger rechtlos. Ihre Arbeit und ihr Leben gehörte dem Vater; selbst wenn sie erwachsen waren, hatten sie kein Eigentum. Es gab nicht nur ein Aussetzungs-, sondern auch ein weitgehendes Strafrecht und der Sklave durfte nicht freigelassen werden.

Von Todeswegen konnte der Römer über seine Güter frei verfügen, ohne an Pflichtteile gebunden zu sein. Nur bedurfte er in älterer Zeit der Zustimmung des Volkes.

Wo kein Testament vorlag, traten die Eigenen (sui) ein, Frau und Kinder — die Frau erbte gleich einer Tochter — oder in Ermangelung der sui erbten die Agnaten, nicht aber die Kognaten, die Verwandten der Frau.

Das Eigentumsrecht der ältesten Periode des Rechts, begründet auf der Gewalt des waffenfähigen Mannes, ist ganz erfüllt von dem Gewaltprinzip, dem es sein Dasein verdankt. Nur was der Mann im Kriege erbeutet hatte oder was er überhaupt mit der Hand genommen hat (manu cepit), gilt als volles, wahres Eigentum. Sein Recht kennt nur die notwendigsten Schranken. Da gibt es keine Dienstbarkeit als die allerdringendsten (servitus viae,[1] itineris, actus), keinen Nießbrauch

[1] Die Zwölftafeln verpflichten den Eigentümer, für die Erhaltung des vorbeiführenden Weges zu sorgen, jedoch nur durch indirekten Zwang.

und keinen Pacht. Ohne durch Regale (Bergwerks-, Jagdregale u. s. w.) beschränkt zu sein, umfaßt das Eigentum alles, was unter und über dem Boden sich befindet und alles, was durch Zufall zuwächst oder zufällt. Der Eigentümer konnte sein Gut rücksichtslos gegen dritte durch Vindikation verfolgen und nur die Usukapion, später auch der Besitzesschutz gewährte dem Bonafidebesitzer einige Sicherheit.

2. Ein Denkmal des alten römischen Rechtes sind vor allem die zwölf Tafeln. Indessen macht sich hier schon eine neuere Tendenz bemerklich, welche die Römer selbst auf ein griechisches Vorbild zurückführten. Unter dem Einfluß der humanen Ideen Griechenlands wurde die väterliche Gewalt beschränkt: der dreimal vom Vater verkaufte Sohn sollte nicht mehr in dessen Gewalt zurückfallen, sondern fortan frei sein — daran knüpfte sich das Emanzipationsrecht; im Eherecht wurde die Civilehe gestattet und damit die Vollgewalt des Eheherrn zu lockern begonnen. Die Strafe des Diebstahls wurde gemildert und der Grund zu einem Associationsrecht gelegt.

In der Richtung der durch die zwölf Tafeln geschaffenen Milderungen bewegte sich die ganze folgende Entwicklung. Die alte Härte wurde gebrochen, die rechtlichen Institute wurden erweitert und nach ihren Voraussetzungen und Folgen vertieft.

Im Personenrecht wurde die Herrschaft des Hausherrn gemildert und die Ehe ohne manus (Muntschaft, Bevormundung) dadurch angebahnt, daß die Usukapion der manus von der Frau verhindert werden konnte. Früher war die Frau ganz aus ihrer Familie mit einer als Abfindung geltenden dos geschieden, jetzt blieb sie dem alten Familienverband näher und ihre dos hatte nur der Alimentation und andern Familienkosten zu dienen.

Im Sachenrecht wurden das schroffe Eigentum und die peinlichen Erwerbsformalitäten mehr und mehr verlassen. Es kam hier Nießbrauch und Pacht auf und die Servituten wurden erweitert. Im Forderungsrecht hat sich der Kreis der Obligationen erweitert.

Es entstehen formell und materiell neue Verpflichtungsarten: neben die alten Real- und Verbalkontrakte (Stipulation) tritt der Litteral- und Konsensualkontrakt. Der Begriff der Miete dehnt sich von den Sachen auch auf Personen und Dienste aus und die Variationen des do ut facias etc. sind unbeschränkt. Ein Dienstangebot eines freien Mannes erschien einem alten Römer unmöglich und ein Lohnbegehren für höhere, politische, pädagogische oder künstlerische Leistungen entehrend. Nur langsam brach sich eine andere Ansicht durch, erst eigentlich das Christentum hat der Arbeit ihr Recht gegeben. Die Zunahme industrieller und kommerzieller Unternehmungen äußert sich in dem Bevollmächtigungs-, Geschäftsführungs- und Gesellschaftsvertrag.

Bei dem neuen Obligationenrecht entschied über die Rechtswirkung weniger die starre Rechtsformel (stipulatio), als die Natur der Sache. Daher wurde dem Darlehen, auch wo es nicht ausbedungen war, ein Zins zugesichert und Kaufverträge wurden wegen Betrugs oder der Fehlerhaftigkeit der Ware gelöst, wenn sie auch nach dem strengen Recht giltig gewesen wären.

Es waren die Prätoren, welche als Rechtschöpfer das Prinzip der Billigkeit in größerem Maßstab zur Geltung brachten. Das alte Recht hatte in seiner zwar für die Einfachheit der Rechtsentwicklung notwendigen, aber häufig ungerechten Abstraktheit die individuellen Unterschiede ignoriert, die Personen und Sachen gleich behandelt. Die Prätoren aber nahmen in ihren Edikten hierauf Rücksicht, ohne freilich je den Grad von Individualismus zu erreichen, wie er dem germanischen eigen ist.

Die Zeit für die Geschäfte wurde früher gleich berechnet, so daß selbst die Unmöglichkeit einer Fristbeachtung nicht gegen Versäumnis schützte, während die prätorischen Fristen eine Berücksichtigung der besondern Umstände zuließen. Der Schadenersatz war bei allen Fällen objektiv bestimmt (certum oder poena conventionalis), während später die subjektive Schätzung zugelassen wurde. Der Unterschied von Mobilien und Immobilien bildete sich erst später aus. Das ältere Recht behandelt sie gleich, so auch die Personen. Den Römern fehlen die Standesunterschiede des deutschen Rechtes und Peregrinen, Plebejer und Patricier wurden allmählich rechtlich gleichgestellt; bei der Berechnung der Verwandtschaftsgrade wurden die einzelnen Personen und Zeugungen rein abstrakt gezählt, ohne z. B. die feineren Vorzüge zu beachten, welche die Geschwister gegen die in gleichem Grade verwandten Elterngeschwister für das Familiengefühl haben (S. 85).

3. In der Kaiserzeit verarbeitete die Theorie den überkommenen Rechtsstoff und es traten unter ihrer Einwirkung mehr und mehr bestimmte abstrakte Rechtsprinzipien und Grundsätze hervor. Die Juristen, deren Anschauungen durch die Legitimation der Kaiser leicht ins Rechtsleben sich umsetzten, waren philosophisch gebildete Männer mit bewußten Grundsätzen und Zielen.

Ihre Prinzipien und Ideen durchdringen das Recht und lassen sich aus diesem wieder herausschälen. So ist es das Prinzip der Freiheit und Gleichheit, welches im Personenrecht den Kindern und Frauen,[1] selbst den Sklaven mehr und mehr selbständige Rechte sicherte. Es war diese Idee, unter deren Einfluß die Unterschiede zwischen Bürgern und Fremden, und zwischen diesen selbst sich verwischten, nachdem schon lange der Unterschied zwischen Bürgern verschwunden war. — Das Prinzip

[1] Diese in einem Grade, daß selbst das kanonische Recht beschränkend sich geltend machte.

einer abwägenden Gerechtigkeit erscheint glänzend ausgeprägt in allen jenen Fällen, wo Eigentum mit fremdem Eigentum oder fremder Arbeit sich vermischt (accessio, specificatio) oder umgekehrt vom Eigentum das Besitzrecht, die Schutzpflicht (Hinterlage) oder der Gebrauch (Leihe, Dienst- und Sachmiete, Nießbrauch, Nutzung) sich ablöst, wo ferner das Eigentum Wesen von mehr oder weniger Selbständigkeit (Kinder, Sklaven, Tiere) umfaßt oder endlich wo der Geschäftswille in einem Stellvertreter handelt (Bevollmächtigung). Hier durchkreuzen und teilen sich Rechte und Pflichten und die Haftbarkeit für Schuld und Schaden, die indirekte Verpflichtung läßt sich nicht einfach nach dem Eigentums- oder Herrschaftsprinzip entscheiden. Es sind verschiedene, doppelte und oft mehrfache Kräfte und Willen, Interessen und Zwecke, welche enger oder loser sich anschließen, mehr oder weniger sich entgegensetzen. Bei der Schlichtung dieser Konflikte ging man von dem Grundsatz aus, daß wie dem Recht die Pflicht, so dem Vorteil die Haftbarkeit entsprechen müsse. Zum Maß von Vorteil und Haftbarkeit nahm man bald einen individuellen, bald einen objektiven Grund (diligentia qua in suis — diligentia patris familias), und bestimmte darnach die Größe der durch das Besitz- und Gebrauchsrecht gebotenen Schutz- und Fürsorgepflicht.

Die neue gedankenmäßige Gestaltung des Rechtsstoffs hatte aber auch seine Nachteile. Der Gedanke ist freier als die Praxis und Gewohnheit des Lebens und während diese früher strenge in ihren Formen sich bewegt hatte, kam jetzt in manche Rechtsidee ein gewisses Schwanken. Widersprechende Leistungen, konkurrierende Gesichtspunkte drängten sich um manche Einrichtung. Es gab verschiedene Schulen, eine freiere und strengere, wie stets der Gegensatz solcher Parteien zu sein pflegt. Namentlich drehte sich ein Streit über das Alter der Mündigkeit, über das Eigentum der Materie, welche von zweiter Hand geformt worden war u. s. w. Die einen gaben dem Eigentum der Materie den Vorzug, die andern der formenden Hand, welche ein Neues geschaffen. Auch darüber bestand Streit, wo die Haftbarkeit des Besitzers fremder Sachen für Schuld und Schaden zu begrenzen sei.

4. Trotzdem das Kaisertum unter dem Einfluß stoischer Ideen ganz entschieden auf Erhebung und Befreiung der Frauen, Kinder und Sklaven hinarbeitete, mißlang ihm doch in verkommener Zeit die ernsteste Bemühung, und erst das Christentum hat gründliche Besserung gebracht.

Noch zur Zeit Konstantins und später haben die Väter aus Not gedrungen ihre Söhne häufig in die Sklaverei verkauft oder ausgesetzt. Im letzteren Falle sprach Konstantin jedem, der das ausgesetzte Kind fand, das Eigentum an ihm zu und dem Kinderverkauf suchte er durch öffentliche Unterstützung zu steuern.[1] — Die Sklaven sind unsere Feinde, sagt Cato, und in der That standen Herr und Sklave sich auf

[1] Troplong, de l'influence du christianisme sur le droit des Romains p. 274 s.

dem Naturrechtsstandpunkt gegenüber, wo die Freiheit und Ehre des Menschen nichts gilt. Dies blieb so trotz allen kaiserlichen Anstrengungen bis zur christlichen Zeit. Konstantin erleichterte die Freilassung ungemein, gab den Freigelassenen die gleichen bürgerlichen Rechte wie den Freigeborenen und begünstigte das Kolonat.

Um dem schrecklichen Überhandnehmen der Ehelosigkeit zu wehren und die Bevölkerungsabnahme zu verhindern, erließ Augustus Gesetze, welche die Ehe- und Kinderlosen mit vermögensrechtlichen Nachteilen bedrohte und im umgekehrten Falle rechtliche und politische Vorteile bot. Allein umsonst; die Gesetze hatten nur den Erfolg, daß man aus der Heirat ein Geschäft machte. Die Ehen wurden mit der größten Leichtfertigkeit und meistens formlos geschlossen und rasch wieder getrennt. War die Frau an der Trennung schuldig, so verlor sie ihre Mitgift und dies benutzten manche Männer, schlechte, aber reiche Personen zu heiraten, um sich bei Gelegenheit zu trennen und sich ihrer Mitgift zu bemächtigen. Die christlichen Kaiser gestatteten wohl auch die Scheidung, suchten aber dieselbe zu beschränken und die rasche Wiederverheiratung zu verzögern. Die vielen formlosen Ehen (Konkubinate) bemühte sich Konstantin in gesetzliche umzuwandeln und die Kinder zu legitimieren.

Allmählich erhielt die kirchliche Einsegnung eine die Ehe legitimierende Geltung. Die zweite Ehe wurde von Augustus und seinen Nachkommen begünstigt, umgekehrt von den christlichen Kaisern in der Hinsicht beschränkt, daß sie die Errungenschaft aus erster Ehe den sich wieder Verheiratenden entzogen und den Kindern zusprachen.[1] Die Verwandtenehe war früher bis auf ganz wenige Grade gestattet, man erlaubte die Heirat zwischen Geschwistern und Stiefkindern, seit Claudius auch zwischen dem Onkel und der Bruderstochter (nicht aber der Schwestertochter). Hier haben nun die christlichen Kaiser und die Kirche den Kreis verbotener Grade immer weiter ausgedehnt, um den Familienverband nicht durch verderbliche Wünsche zersetzen zu lassen.

### 3. Das christlich germanische Recht.

In der christlichen Zeit empfand man ein Bedürfnis, die übertriebene Freiheit und Beweglichkeit des Rechtsverkehrs mehr zu binden und dadurch die Ordnung fester zu fügen. Diesem Bedürfnisse kam das deutsche Recht entgegen, das auf der gleichen Stufe stand, von dem das römische Recht ausgegangen war, durch den Einfluß des christlichen Geistes aber einen höheren Gehalt erhielt und befähigt wurde, das ausgeartete römische Recht abzulösen. Das christlich germanische Recht suchte die richtige Mitte zwischen Gebundenheit und Beweglichkeit herzustellen und es gelang ihm auch in Form des Lehens, dem unten einige Worte gewidmet werden sollen.

[1] Troplong l. c. p. 187.

Dem unbeschränkten römischen Eigentumsrecht thaten die deutschen Begriffe des Gesamteigentumes, der Regalität und des Lehens Abbruch. Während das römische Recht weder eine gemeinsame Ausübung eines Eigentumsrechtes, noch eine Teilung der Einzelrechte (Besitz, Verfügung, Nießbrauch, Nutzung 2c.) zuließ, hat das germanische Recht in zahllosen Fällen namentlich bei Ehegatten, Markgenossenschaften, Aktiengesellschaften, Gewerkschaften u. s. w. gemeinsamen Besitz und Gebrauch gestattet. Durch derartige natürliche Verbindungen ist das Näherrecht oder Retraktrecht, welches zu Gunsten deren Glieder das Verkaufsrecht beschränkt, und das unveräußerliche Fideikommiß bedingt.

Wie der Schatz, der über der Erde sich findet, so gehören auch die unterirdischen Schätze der Genossenschaft, an deren Stelle später der Landesherr trat. Dieser bekam das Bergwerks-, Salz-, Jagd- und Forstregal.

Privatleute konnten den Bergbau nur als Lehen und auch in neuerer Zeit nur auf Verleihung des Staates hin betreiben. Nach der landesherrlichen Aneignung des Fischerei- und Jagdregales brachte namentlich das letztere für die Besitzer des Grundeigentums deshalb viel Beschwerde, weil sie das Betreten ihres Gebietes gestatten mußten und dem Wildschaden nicht wehren durften.

Die merkwürdigste Institution des Mittelalters, die zugleich zur größten Wohlthat und zur größten Plage werden konnte, ist das Lehen. Daß der Besitzer eines Grundstückes gerade infolge des Besitzes zu Leistungen irgend welcher Art, bei den Ritterlehen zum Kriegsdienst, bei bäuerlichen Leihen zu Steuern, Zehnten oder Frondiensten verpflichtet sei, daß überhaupt eine Reallast auf dem Grunde ruhen könne, wäre dem Römer als widersinnig erschienen; denn bei ihm ließ sich das Gut höchstens zu einem passiven, aber nicht zu einem aktiven Dienste erniedrigen: servitus in faciendo consistere nequit. Noch auffallender hätte es einem Römer erscheinen müssen, daß zu dem rechtlichen Verhältnis zwischen dem Lehensbesitzer und dem Lehensherrn noch ein sittliches Moment, nämlich die gegenseitige Treue, hinzutrat.

Der Lehensherr war Eigentümer, von ihm hing die Veräußerung, Verteilung und Vererbung des Lehens- bezw. Zinsgutes ab, an ihn fiel bei der Felonie und dem kinderlosen Tode des Besitzers das Lehen zurück, aber der Lehensmann war nicht allein Besitzer und Nutznießer, sondern in gewissem Grade selbst Eigentümer; man nannte ihn nach einem späteren unrömischen Begriffe Untereigentümer.

Die lehensrechtlichen Grundsätze drangen allmählich auch in Pacht-, Kolonat- und Hofhörigkeitsverhältnisse ein und prägten ihnen wenigstens einen eigentümlichen Gegenseitigkeitscharakter auf.

Das Lehen in dem weiteren Sinne, in welchem es auch Zins- und Frongüter umfaßt, war die einzige Form der mittelalterlichen Kapitalaufnahme und -anlage, die Zehnten und Dienste bildeten den Kapitalzins. Das Recht auf diese Zinse und Nutzungen vertrat die Stelle des Entgeltes und Lohnes (z. B. für ritterliche und pfarrliche Dienste). Trotz aller Gebundenheit gewann so der mittelalterliche Verkehr

ein bewegliches Element, welches den Bedürfnissen genügte, ohne die Gefahr des Kapitalismus heraufzubeschwören.

Wie beim Lehensbesitz war beim freien Eigentum der Übergang beschränkt und hier an die Anerkennung und Garantie der Genossenschaft (Schöffen, Grundbücher) geknüpft. Zur Verfolgung des Eigentums gewährte das deutsche Recht ähnliche Mittel, wie das römische, nur ließ es die Vindikation nicht so weit greifen und für bewegliche Sachen galt der Grundsatz „Hand muß Hand wahren“, nach welchem entgegen dem römischen Grundsatz: ubi rem meam invenio, ibi vindico die Klage gegen einen dritten Besitzer ausgeschlossen wurde, wenn die Sache vom Eigentümer z. B. leihweise übergeben war und dieser zweite sie an einen dritten veräußert hatte, dann mußte der zweite für die Sachen eintreten oder die Hand wahren.

Das Obligationenrecht stellt die Vermögensverhältnisse in der Bewegung dar, das Eigentumsrecht in der Ruhe. Dort überwiegt der Tausch-, hier der Gebrauchswert. Das Forderungsrecht bildet sich bei einem beweglichen Wirtschaftsleben aus, und so erklärt es sich, daß das römische Recht das deutsche an Freiheit und Schärfe weit übertrifft. Dennoch haften ihm manche Mängel an, die das deutsche vermied.

Nach der natürlichen Auffassung sind alle Obligationen zweiseitiger Natur und auf beiden Seiten knüpft sich der Anspruch oder die Forderung an eine Leistung und Verpflichtung, allein die Römer zerteilten das Verhältnis und konstruierten die meisten Verträge aus einseitigen Beziehungen (emtio venditio, locatio conductio) oder faßten sie von Anfang an als einseitig (depositum, mandatum, commodatum, donatio). Die Giltigkeit der Verträge war strenge an die Stipulationsform gebunden, während das deutsche Recht formlosen Verträgen und dem einseitigen Versprechen, z. B. einer Auslobung, d. i. dem öffentlichen Versprechen einer Belohnung für eine gewisse Leistung, rechtliche Geltung sicherte.

Gegenüber den schwerfälligen römischen Übergangsformen (Novation, Delegation, Cession) hat das deutsche Recht nach Arnold eine einfachere und beweglichere Form und es behandelte die Forderungen wie eine Sache. Endlich beschränkte dieses den Stellvertretungsvertrag nicht auf die Sklaven, dehnte die Haftpflicht für entstandenen Schaden weiter aus und machte z. B. den Spediteur, Wirt, Fuhrmann, Schiffer, Dienstboten, Handwerker, Hirten auch für unverschuldeten Schaden verantwortlich.

Das absolute Rechtsprinzip der Römer machte sich auch in ihrer Genossenschaftsform geltend. Entweder waren die Genossen so enge verbunden, daß sie nach außen als eine vermögensrechtliche Einheit, gleichsam als eine künstliche Person (juristische Person) erschienen, oder ihre Verbindung war so lose, daß jedes Glied auch in der Vereinigung sein individuelles Vermögensrecht ungeschmälert erhielt. Freilich öffnete sich trotz oder vielmehr gerade wegen ihrer intensiven Form jene Genossenschaft (universitas) gleich unseren Vereinen gerne dem fremden Zutritt, um die gemeinsame Macht zu steigern, diese aber, societas genannt,

schloß sich nach außen ab und diente nur dem Vorteil der Genossen, jene ging auf ein uti, diese auf ein frui aus (Jhering). Zwischen beiden Formen steht nun die deutsche Genossenschaft, welche wesentlich dem Vorteil der einzelnen Mitglieder dient, gleichwohl aber nach außen hin als Ganzes aufzutreten bestrebt ist. Solche Genossenschaften sind die alten Gemeinden, die Innungen, Gewerbe- und Aktiengesellschaften.

Das alte römische Recht hatte, wie das deutsche, in der Ehe Gütergemeinschaft, die mitgebrachte dos der Frau verschmolz mit dem Gute des Mannes, allmählich aber bahnte sich das System der Gütertrennung den Weg und die Frau behielt freies Verfügungsrecht über ihr Vermögen, soweit nicht ein Teil desselben den Ehekosten diente. Das deutsche Recht hat nun zwar die Munt (manus) des Mannes über die Frau gemildert, dagegen die Gewere (dominium) über das Vermögen derselben immer fortdauern lassen und insofern die Gütergemeinschaft aufrecht erhalten, welche dem sittlichen Zwecke der Ehe so gut entspricht. Die neuere Zeit trennt naturgemäß gerne das Beibringen der Eheleute und verbindet die eheliche Errungenschaft.

Eine Folge der deutschen Gütergemeinschaft ist es, daß beim Tode des einen oder andern Gatten das Erbrecht des Überlebenden viel größer ist als nach römischen Gesetzen und daß er mindestens das Nutznießungsrecht im ganzen behält.

Wenn im römischen Recht von Anfang an Testierfreiheit bestand, so entsprach dies dem frühzeitig städtischen Charakter Roms, wo der Familiengrundbesitz gegen die individuelle Arbeit und deren Erwerb zurücktrat. Erst allmählich wurde die Freiheit beschränkt durch die Noterbfolge der sui, die Intestaterbfolge und die spätern Pflichtteile. Das deutsche Recht dagegen begünstigt ausschließlich die Familienerbfolge und legt der Berechnung der Grade die natürliche Parentelenordnung zu Grunde. Die erste Parentel bilden die eigenen Nachkommen, Kinder und Enkel, die zweite die Eltern und ihre Nachkommen, Geschwister, Neffen, Nichten, Enkel der Geschwister; die dritte die Großeltern, die Geschwister der Eltern und deren Nachkommenschaft u. s. w. Ein entschiedener Mangel des deutschen Rechts ist das Fehlen der Repräsentation, infolge dessen die Kinder der verstorbenen Geschwister gegen die lebenden in der geraden und Seitenlinie zurückstehen müssen. Erst langsam hat man die Enkel verstorbener Söhne mit den überlebenden zur Erbschaft beigezogen, während die Repräsentation bei den Tochterkindern bis zum Schluß des Mittelalters und in den weitern Parentelen fast immer ausgeschlossen blieb.

Die Majorate sind keine ursprünglich deutsche Einrichtung, daher verspottet Wolfram von Eschenbach dieses Recht in seinem Parzival (I, 130) als eine welsche Sitte:

Dâ vor was eȥ (daȥ erbeteil) gemeine:
sus hât'ȥ der alter eine (der ältere allein).
daȥ schuof jedoch ein wîse man,
daȥ alter guot solde hân.

jugent hât vil werdekeit,
daz alter siuften (Seufzen) unde leit.
ez enwart nie niht als unfruot (ungut),
sô áltér und armuot;
künege, grâven, hérzógen
daz die dâ huobe (Hube) enterbet sint
unz an daz éltéste kint,
daz ist ein fremdiu zeche.

## III. Geschichte des Staates.

### 1. Der Staat im Altertum.

1. Der orientalische Staat hatte eine geringe Aufgabe, er hatte zunächst nur Schutz nach außen und innen zu bieten und das Kriegführen, das schaffat, das Richten galt als wesentliche Thätigkeit des Königs. Der Staat oder vielmehr sein Oberhaupt mußte vor allem Eroberungen machen, ein Raubsystem im großen verwirklichen und Glanz und Prunk entfalten. Ob er für Arme sorgte, die Wirtschaft hob, Wege baute, Einöden urbar machte, war gleichgiltig. So Großes in dieser Hinsicht in Ägypten und Babylon geleistet wurde, eine systematische Gründlichkeit lag nicht darin und es blieb dem einzelnen Herrscher überlassen, was er that. Keine dauernde Institution, kein bestimmtes Gesetz nötigte ihn hierzu. Ohne Zweifel überließ man das meiste der Selbsthilfe, was schon zum Teil in dem griechischen Gemeinwesen und in dem centralisierten römischen Reich dem Staat oblag. Trotzdem nun die orientalischen Reiche nur eine beschränkte Aufgabe verfolgten, herrschte in ihnen ein Despotismus, von dem uns das echt asiatische Rußland noch ein lebendiges Beispiel in der Gegenwart darstellt. In einem ungesitteten barbarischen Volke mußte der Staat um so energischer sich geltend machen, je geringer seine Zwecke waren. Wenn der Staat umfassende Zwecke höherer Art verfolgt und er eine feste Stütze im Gemüte und höheren Bewußtsein der einzelnen findet, deren Interessen mit den seinen eins sind, da trägt und durchdringt er als Substanz das ganze Gemeinwesen, seine Wirksamkeit wird allgegenwärtiger und eben damit weniger fühlbar. Wo er dagegen die weitesten Gebiete des Lebens den einzelnen überläßt und dann verhältnismäßig selten, aber um so überraschender und einschneidender eingreift, fühlt man dies um so schmerzlicher, je willkürlicher sein Eingreifen zu sein pflegt. Unerträglich scheint die Kriegs- und Steuerpflicht, wenn seine Erfüllung nur dem Prunke des Hofes und

dem Eroberungsgelüste des Herrschers dienen muß und der Unterthan keine günstige Rückwirkung, keinen Gewinn und keinen Genuß an der Größe des Staates findet. Denn selbst die Rechtsübung pflegt bei mangelnder Organisation der Staatsgewalt eine unzuverlässige und mangelhafte zu sein. Vieles bleibt der Privatrache überlassen, wo ein obrigkeitliches Einschreiten nötig wäre.

Die israelitischen Propheten vergleichen die despotischen Reiche, die sie umgaben (Ägypten, Babylonien und Assyrien) mit Stechfliegen und Wespen, welche über die Völker herfallen. Eine Geißel, eine Rute, Axt oder Säge seien sie in der Hand Gottes, die Menschen zu züchtigen. Gleich einem Schermesser schneiden sie dem Volke zur Schande Bart und Haare ab und machen die Welt zur Wüste.

2. In Griechenland und Rom erweiterte sich der Staatszweck, beschränkte im Vergleich zum Orient die Freiheit seiner Glieder und vermehrte sie gleichzeitig. Der Staat faßte die Kräfte der Bürger energisch zusammen, um sich ganz wie im Orient Glanz und Ansehen zu verschaffen, nur vertrat hier nicht der Herrscher, sondern die Geburts- oder Amtsaristokratie den Staat. Auf die freien Bürger fiel hier der Glanz zurück, den sich der Staat errang, er nahm Teil an dessen Ehre, Ansehen und Macht, auch wenn sein Anteil an der Regierung und Verwaltung des Gemeinwesens gering war.

Wie im orientalischen, waren in dem antiken Gemeinwesen die Staatszwecke noch beschränkt. Um leibliche Wohlfahrt und geistige Bildung bekümmerte er sich entweder gar nicht oder in einseitiger, launenhafter und systemloser Weise. Er sorgte wohl aus Not gedrungen für Erhebung und Besserstellung des sich auflehnenden niedern Volkes, aber den einzelnen überließ er seinem Schicksal, während gerade das Mittelalter dem einzelnen seine Pflege zuwandte.

Seine Richtung ging viel zu sehr nach außen, als daß er innerlich tief zu wirken befähigt gewesen wäre. Nicht der einzelne, sondern das Ganze hatte Wert und es beanspruchte die besten Kräfte, die ihm auch mit bewundernswerter Opferwilligkeit hingegeben wurden. Oft hat man dieses Muster der Neuzeit vorgestellt, ohne zu bemerken, daß eine beispiellose Härte und Roheit gegen die unfreien Glieder der Gesellschaft, Raubsucht und Gefühllosigkeit gegen fremdes Leiden und die stete Unruhe politischer Parteikämpfe dieses Muster entstellt.

Wohlthätiger und pflichtbewußter als die römische Republik hat das römische Kaisertum für die großen Reichsinteressen gewirkt. Das

Kaisertum war daher entschieden ein Fortschritt und die aristokratische Rhetorik römischer Schriftsteller kann diese Thatsache nicht aus der Welt schaffen. Augustus stellte einen Weltfrieden her, welcher dem Handel und Gewerbe neuen Aufschwung brachte, er gab eine umfassende Posteinrichtung und setzte den großartigen Straßenbau energisch fort, mit welchem das Reich friede- und wohlfahrtspendend alle Provinzen umspann.

Der Idee der Wohlfahrt dienten öffentliche Badeanstalten, Landverteilungen und die spätere Umwandlung der Sklaven in unverkaufbare leibeigene Kolonen. Vespasian und die Antonine griffen die Aufgabe der Volkserziehung an. Schon Augustus und Nerva, besonders aber Trajan gewährten armen Kindern systematische Unterstützung. Die Antonine und Alexander Severus gründeten sogar Anstalten zu diesen Zwecken. Der christliche Gedanke lag offenbar in der Luft und zog auch fernstehende Geister an. Dagegen fehlte eine hinreichende Polizei, aber gerade diesem Umstand verdankt das Christentum, das nun einmal repressiv nicht zu unterdrücken war, seine rasche Verbreitung.

Das römische Reich hat sich um die politische, soziale und ökonomische Zukunft der europäischen Völker große Verdienste erworben.

Dem Römertum entstammt die Idee der einheitlichen Verwaltung. Die Worte imperator, augustus, maiestas, auctoritas imperialis, suprema hatten im Mittelalter noch lebendige Bedeutung. Die duces und comites waren lange die absetzbaren Delegierten der Könige, bis ihr Amt allmählich erblich und selbständig wurde.

Sodann waren die römischen Munizipien die Vorbilder der freien Städte des Mittelalters und in ihnen vornehmlich erhielten sich Reste des römischen Rechtes. Dieses lebte überhaupt nicht erst im 15. Jahrhundert wieder auf, sondern dauerte, wie Savigny nachweist, das ganze Mittelalter hindurch und es weiß auch jeder, welcher Urkunden jener Zeit in der Hand hatte, wie häufig römische Rechtsbegriffe vorkommen (actio, exceptio — pecuniae non numeratae, non traditae,[1] beneficium restitutionis in integrum, benef. Adriani, stipulatio, sub hypotheca cavere de vicio et evictione, evincere).

Endlich geht die gesamte geistige und materielle Kultur Deutschlands auf römische Tradition zurück. Es waren namentlich die Klöster, welche den Zusammenhang zwischen der antiken und mittelalterlichen Kultur bewahrten. Die Dichter und Geschichtsschreiber des

---

[1] Öttingische Urkunde v. 1284 in Wallerstein.

frühern Mittelalters glaubten auf dem gleichen Weg weiter zu wandeln, den die römischen Klassiker begangen hatten. Wiewohl die Werke eines Gregor von Tours, eines Alcuin, Einhard u. s. w. inhaltlich nichts weniger als antik sind, so suchen sie doch formell den klassischen Charakter beizubehalten.

Wir wissen aus Inschriften, daß zur Zeit der römischen Herrschaft Schwaben von zahlreichen Händlern (mit Kleiderstoffen, Kreide- und Gipsfiguren, negotiatores vestiarii, artis cretariae etc.) bewohnt wurde. Lebendige Reste römischer Wirtschaftskultur sind die Hochäcker, die dem Lateinischen entlehnten Namen von Gartengewächsen (Birne, Kirsche, Pflaume, Quitte, Rose). Auch die Namen von Kleidungsstücken (Socke, Sohle, Weste), von Gebäudeteilen (Mauer, Pfosten — postis, Kammer, Keller, Küche, Kamin, Fenster, Ziegel — tegula), endlich die Bezeichnung von Handwerken (Suter oder Schuster, Küfer, Säckler, Euler — ollarius) erhielten wir von den Römern.

Es wurde schon im ersten Teil (S. 68) ausgeführt, wie im antiken Staate die Gewalt sich teilte und verschiedene Ämter neben einander die verschiedenen Staatsaufgaben zu erfüllen suchten. Da jedoch diese Teilung nicht nach einem bestimmten systematischen Plane, sondern nach den Bedürfnissen politisch erregter Zeiten stattfand, fehlte wenigstens in den republikanischen Zeiten die vernünftige und logisch richtige Gliederung, namentlich aber die einheitliche Zusammenfassung der Staatsautorität, die nirgends ohne Schaden entbehrt werden kann. Es fehlte das richtige Verhältnis zwischen den Ämtern unter sich, zwischen den Ämtern und einer souveränen Volksversammlung, zwischen dem Stadtvolk und den großen Bevölkerungsmassen, die mitkämpften und mitsteuerten, ohne den entsprechenden Anteil an staatlichen Rechten zu empfangen. Hier mußte entweder die gesamte Reichsbevölkerung zu einem republikanischen Gemeinwesen zusammengefaßt werden, was freilich damals unmöglich war, oder die Souveränität ging auf die Staatsämter über und schuf hier ein mächtiges Haupt, von dem eine planmäßige Gliederung ausging. Bekanntlich erfolgte das letztere, und was in Rom geschah, vollzogen in Griechenland die Könige von Macedonien.

Zunächst freilich behielten die Kaiser sowohl die Ämter als das Statthaltersystem der Republik bei, und die Statthalter vereinigten als Stellvertreter des Kaisers in sich alle staatlichen Gewalten. Doch fand selbstverständlich gleich von Anfang an eine gewisse Teilung der Geschäfte sowohl an den Höfen der Kaiser, als der Provinzialbeamten statt. Vor allem wurde das Steuerwesen getrennt und in die Hände von Prokuratoren gelegt. Von Trajan wurden für das Straßenwesen eigene Kuratoren

eingesetzt und mit dem Alimentationssystem verbunden. Hadrian bestellte kaiserliche Rechtspfleger (iuridici) und erhob den Brauch früherer Kaiser, sich mit einem Rat zu umgeben, zu offizieller Bedeutung. Endlich wurde unter Diokletian und Konstantin eine vollständige Bureaukratie eingerichtet. Gleichsam als oberste Minister dienten der „Vorsteher des heiligen Gemaches", der Magister officiorum, dem die Kriegsschulen und vier große scrinia oder Bureaus (für Gnaden, Anstellungssachen, für auswärtige Justiz- und administative Angelegenheiten) unterstanden, ferner der Quästor, der „Comes der heiligen Spenden" (Finanzminister), endlich der „Comes des heiligen Privatvermögens" (Schatzmeister). Die Nachfolger dieser Beamten waren im Mittelalter die Ministerialen, welche wie jene häufig aus der Reihe der Sklaven genommen wurden. Auch nach unten waren die Behörden sorgfältig gegliedert, darunter treten besonders drei Gruppen für Gerichts-, Finanzwesen und die ausfertigende Klasse hervor.

Schon in den letzten römischen Zeiten entwickelten sich Keime von Verhältnissen, welche für das Mittelalter äußerst bedeutungsvoll wurden, ich meine vor allem das Amt des comes und die Stellung des patronus gegenüber seinen Prekaristen und Beneficiaten.[1] Der germanische Einfluß, der sich in diesen Einrichtungen schon geltend machte, erweiterte und vervollkommnete sie in der dem Germanen eigentümlichen Richtung. Es entspricht nämlich dem ausgeprägten Idealismus der Germanen, sich in bestimmte engere Gruppen abzuschließen, und hierzu war ihnen eine Organisation willkommen, welche das Hauptgewicht auf territoriale Gewalten legte. An Stelle der innerlichen systematischen Gewaltenteilung trat nun im Mittelalter eine territoriale Gliederung. Wiewohl nach dem ursprünglichen Plane eine stufenweise Unterordung der territorialen Gewalten beabsichtigt war, gewannen dieselben doch beinahe das Vollmaß von politischer Unabhängigkeit.

## 2. Der Staat im Mittelalter.

An der Spitze der altgermanischen Gaue stand der Graf und übte im Auftrag des Volkes alle Rechte, welche damals mit der Staatssouveränität verknüpft waren, vor allem den höheren Gerichtsbann, d. h. den militärischen Oberbefehl und die Justizhoheit. Dazu kam die Polizeigewalt, wobei ihm zur Herstellung der Sicherheit Fronboten oder Büttel zur Seite standen. Die Verwaltung wurde unter römischem Einfluß allmählich ausgedehnter und erstreckte sich über Wald und Wild, das

---

[1] Vgl. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 457 „Ein solcher Grundherr war in seinem Gebiet ein König im kleinen".

Wasser und die Straßen. Wie der römische comes hatte nun auch der deutsche Graf für Wege, Brücken, Zölle und Verkehrssicherheit zu sorgen.

Die Grafengewalt war in älterer Zeit durch das Volk beschränkt, von dem sie ausging. Die Volksversammlung, in welcher begreiflicher Weise der Adel über die Gemeinfreien ein Übergewicht besaß, hatte die entscheidende Macht; das Recht übte ein Volksgericht und den kriegerischen Kampf das Volksheer. In der Not der Zeiten trat nun freilich der Anteil des Volkes zurück, die Grafengewalt wurde nicht mehr vom Volke, sondern von beherrschenden Königen (der Goten, der Franken ꝛc.) verliehen, — da die Grafen vielfach aus dem Gefolge des Königs hervorgingen, hatte der Titel comes seine wirkliche Bedeutung. Doch wurden die Könige bald veranlaßt, die Grafen aus den Gaugeschlechtern zu wählen.

Ja allmählich wurde das Amt, wie die höhern und niedern Reichslehen erblich (I, 105. II, 102). Da zugleich die gräflichen Aufgaben vermehrt wurden (Kirchen-, Sicherheits-, Straßenpolizei), so wuchs das Ansehen des Amtes, dem auch ein materieller Gewinn entsprach (Besitz von Königsbenefizien, Anspruch auf ein Drittel der Strafgelder ꝛc.). Dieser Machtzuwachs wurde jedoch dadurch wieder aufgewogen, daß 1. dem Grafen Gehilfen (judices, Schultheißen, Schöffen) zur Seite traten und daß 2. über und neben ihm geistliche und weltliche Gewalten entstanden, zu Gunsten deren häufig die Grafenrechte (z. B. um den Wildbann, das volle Geleits-, Befestigungs-, Zoll-, Markt- und Münzrecht) geschmälert wurde.[1]

a) Zwischen dem Volkskönigtum und dem Gaugrafen kam das Stammesherzogtum auf und gewann nicht nur im Gemüte des Volkes eine ideale, sondern auch eine politisch bedeutsame Stellung. b) Nicht minder wichtig wurde das Amt des Bischofs, dessen Sendgerichte mit dem Grafengerichte vielfach konkurrierten. c) Nach allgemeinem Kirchenrechte waren der Klerus und die Kirchen immun und exempt und diese Immunität gewährleisteten die Könige den Klöstern dadurch noch ausdrücklich, daß sie ihnen das Recht königlicher Güter gaben. Da überdem Mönche und Priester wie die Unfreien keine Waffen tragen durften, so mußten sie sich nach einem schon im Altertum geltenden Grundsatze durch einen Munt oder Schutzvogt (advocatus, patronus) vertreten lassen, dieser brauchte aber nicht der Graf, sondern konnte ein gewöhnlicher Ritter sein. d) Die Zahl der Patrone nahm unermeßlich

[1] So verlieh, um bei einem dem Verfasser naheliegenden Falle stehen zu bleiben, Kaiser Heinrich II. dem Stift Ellwangen 1024, Heinrich III. dem Bischof in Eichstädt 1053 einen großen Teil des Wildbannes der Riesgrafen v. Ötingen. Donauwörth erhielt von Konrad II. 1030 das Markt-, Münz- und Zollrecht (später wohl auch Nördlingen und Dinkelsbühl).

zu, als das Volk, der Kriegslasten überdrüssig, sich massenweise in den Zustand der Unfreiheit begab und sein Gut als „Precarie“, entweder unmittelbar an ritterliche Patrone oder an Stifter und Geistliche, hingab, welche ihm die Heerbannpflicht abnahmen.[1] e) Ja, diesen Prozeß beschleunigten noch die Könige, Herzöge und Grafen dadurch, daß sie von ihrem Gute zahlreiche „Benefizien“ oder Kriegslehen bildeten, um ihr Gefolge zu belohnen oder überhaupt die genügende Anzahl von Soldaten zu gewinnen. f) Nach einer Verordnung Karls d. Gr. kam je auf den Besitz von 40 Mansen ein Kriegsmann (Ritter); die geringer Vermögenden mußten zur Ausrüstung eines Mannes zusammensteuern, zu dem sie leicht in das gleiche Verhältnis wie die Prekaristen zu ihrem Patron gerieten. g) Dazu kamen endlich die Städte, denen die Kaiser das Markt-, Münz- und Befestigungsrecht gaben (I, 87 f.).

Diese veränderten Verhältnisse offenbarten sich vor allem im Gerichtswesen. Dem Grafen- oder landesherrlichen Gerichte verblieben nur noch die causae maiores (Diebstahl, Notzucht, Brand und Totschlag), die übrigen Gegenstände kamen vor die Vogt-, Fronhof-, städtischen und grundherrlichen oder Herrschaftsgerichte. Der Ammann, der Maier, Vogt und Freiherr vertraten den Grafen, wie die Schöffen (scabini, judices) den frühern „Umstand“, das Volk. Die Beschränkung der Volks- und Grafengewalt ging Hand in Hand und erfolgte auf freiwilligem Wege, da hiermit auch Pflichten eingingen. Von oben erweiterte und von unten verengte sich der Kreis und die Hof-, Stadt- und Herrschaftsgerichte zogen immer mehr Gegenstände an sich und machten sich unabhängig.

Für die neue Gerichtsorganisation wurde 1. das Prinzip der Grundherrlichkeit maßgebend. Diese Entwicklung erklärt sich leicht aus der Verwirrung und Auflösung der frühern umfassenderen Verbände. Schon in der ausgehenden Römerzeit nahmen die Grundherren in solcher Lage ihren Kolonen und Zinsleuten gegenüber eine richterliche Stellung ein (S. 90, Anm. 1). Daß auch später aus ähnlichen Gründen, wie hier, sich solche Verhältnisse herausbilden können, erfahren wir von A. Smith. Dieser erzählt, daß in Schottland zu einer Zeit der Verwirrung im Anfang des 18. Jahrhunderts ein reicher Grundherr mit großer Billigkeit über seine Leute die peinliche Gerichtsbarkeit geübt habe, und er betrachtet derartige Verhältnisse als eine Ursache der Lehensherrlichkeit. — Die Grundherrn hatten nicht nur die niedere Gerichtsbarkeit, sondern auch „Zwing und Bann“ über ihre Unterthanen, d. h. das Recht zu befehlen und gerichtliche Urteile zu vollziehen, sowie die Dorfrechte oder Ehehaften (die Taferne, Badstube, Schmiede, Mühle, Ziegelhütte, Hirtenstab und häufig auch das Pfandhaus des Dorfes).

Zu dem grundherrlichen kommt noch 2. das militärische Prinzip. Wenn die Vögte ihre Schutzbefohlenen nach außen zu schützen und zu schirmen hatten, so war

---

[1] Die Bischöfe und Stifte vergaben, um der ihnen nach Maß ihres Besitzes auferlegten Kriegsdienstpflicht zu genügen, ihre Güter an Dienstleute, die zwar von ihnen wie Zinser abhängig waren, aber doch allmählich eine den übrigen Dienstmännern und Rittern analoge Stellung erlangten.

es ganz naturgemäß, daß sich auch nach innen eine richterliche Stellung erhielten, wie ja beides zu allen Zeiten eng miteinander verbunden war.

Die unter dem Vorsitze der Grafen, Vögte und Ammänner versammelten Gerichte und Dinge, die alten Landtage, Land- oder Haingerichte, die Land- und Vogtdinge, die Send-, Mark- und Rügegerichte beschäftigten sich sowohl mit Verwaltungs- als Rechtssachen. Sie bestellten Förster, sorgten für den Brücken- und Wegebau, Abzugs- und Wässerungsanstalten, für Rodungen, bestimmten die Bestellungsart der Äcker, beaufsichtigten Wald und Weide und verteilten die Steuer und Umlagen. Wir finden hier das Prinzip des selfgovernment vollständig verwirklicht (vgl. S. 96).

Die polizeilichen Verfügungen dieser Gerichte oder Dinge erfolgte in der Regel auf Grund entstandener Streitigkeiten und es war überhaupt der ursprünglich richterliche Charakter dieser Versammlungen, an welche sich die Verwaltungsthätigkeit anschloß. Die Veräußerung von Grundstücken, Testamentserrichtungen u. a. wurde durch Schöffen vermittelt und diese bekamen damit eine Art Censurrecht in die Hand. Bei den richterlichen Geschäften hatten die Schöffen oder Beisitzer (assisae) nicht nur wie die römischen und englischen Geschworenen die That-, sondern auch die Rechtsfrage zu entscheiden und sie hießen daher mit Recht Urteilsfinder und Richter (judices), ja sie schufen häufig das Recht, waren Rechtweiser und mußten auf „Gelegenheit und Gestalt der Sachen" Rücksicht nehmen.

Diese demokratischen Elemente traten mehr und mehr zurück und es erscheinen

1. die Landesherrn: die Grafen und Bischöfe, reichsunmittelbaren Stifter, Städte und Herrn im Vordergrund. Die staatlichen Rechte und Pflichten dieser Herrn faßte man seit dem 12. Jahrhundert in dem Namen „Regalien" zusammen. In dem Begriffe Regalien überwiegt noch die fiskalische Seite und es sind zunächst die königlichen, dann die vom König verliehenen landesherrlichen Einkünfte aus Weg- und Fischereigeldern, Forsten und Bergwerken, das Münz- und Marktrecht u. s. w. gemeint.[1] Diese Rechte erschienen nach einer andern Richtung als Pflichten, für Wege, Märkte und Münzen, für das Wasser und die Forsten zu sorgen, und daran schloß sich die ganze Verwaltung. Bis in die neueste Zeit war das Postrecht ein Regale, dies zeigt sich in der ganzen fiskalischen Ein-

[1] Regalia veluti monetam, teloneum, pedaticum, portus, comitatus etc., commune Mediolanensium dimittet (Radev. III, 41).

richtung der Post und in der lehensrechtlichen Verleihung an besondere Familien (Thurn und Taxis, Paar).

In der Neuzeit verwandelte sich der Regal- in den Hoheitsbegriff und an Stelle der Regalien tritt die Finanz-, Militär-, Polizei-, Justiz- und Kirchenhoheit.

2. In den verschiedenen Gerichten hat allmählich das gelehrte Richtertum die Schöffen und dann auch die adeligen Gerichtsherrn verdrängt. Die gelehrten Richter erscheinen zunächst als bloße Schreiber und gehören häufig dem geistlichen Stande an (clercs), sie beraten den Schöffen und den Vorsitzenden, werden Landrichter, Landvögte, Droste und Amtmänner.

Eine der wichtigsten und wertvollsten Errungenschaften des Mittelalters ist die Verdrängung des Accusations- durch das Inquisitionsprinzip. Eine Reihe von Umständen wirkte hier mit:

1. Es war eine alte volkstümliche Anschauung, daß die einzelnen Geschlechter, Genossenschaften und Kreise für die innerhalb ihres Bereiches vorfallenden Verbrechen haftbar seien, eine Anschauung, der wir auch anderwärts, z. B. in China, begegnen. Dieses volkstümliche Rechtsgefühl und der ihm entsprechende Vergeltungstrieb hat häufig beim Mangel ausreichender staatlicher Verfolgung zu merkwürdigen Erscheinungen, einer Art Lynchjustiz (z. B. das Haberfeldtreiben) geführt, womit auch die Veme verwandt ist. Hier war es nun die Kirche, welche das dem volkstümlichen Rechtsgefühl zu Grunde liegende dunkle Inquisitionsprinzip zu rechtlich bewußter Gestalt erhob und fixierte, wie sie auch den natürlichen associativen Trieb zur Thätigkeit entband. Eine heilsame Schule in dieser Hinsicht wurden die Sendgerichte, die einestheils dem Gau-, anderenteils dem Rügegerichte ähnlich sind. Diese wurden in Verbindung mit dem Grafen von dem auf der Visitation befindlichen Bischof oder dessen Vertreter an den wichtigsten Orten gehalten. Es wurde hier nicht nur der religiöse, sondern auch der moralische Zustand des Volkes ex officio untersucht und vorgefallene Verbrechen mit kirchlichen Strafen geahndet. Zu diesem Zwecke wurden nach Formularen, die uns teilweise noch erhalten sind, verschiedene Fragen an die Geistlichen oder Laien gerichtet; um nun aber dabei schnell zum Ziel zu kommen, wurden Sendschöffen aufgestellt, welche wie die englischen capitales plegii verpflichtet waren von allen vorgefallenen Vergehen Anzeige zu erstatten. Ähnlich war es auch bei den Rügegerichten, die schon dem Namen nach (rügen = denuntiare) auf das Inquisitionsprinzip sich stützen.

2. Zuerst hat Innocenz III. das Inquisitionsprinzip in das kirchliche Gesetzbuch aufgenommen. Unter Gregor d. Gr. hatte noch das Accusationsverfahren die Hauptform gebildet, jetzt aber mußte auf ein glaubhaftes und allgemein verbreitetes Gerücht hin eingeschritten werden.

3. In Frankreich hießen Inquisitores, enquesteurs die Sendboten, welche das Betragen der Beamten und gewisse Verbrechen, z. B. Wucher der Juden, untersuchten.

Endlich kann 4. hierher auch bezogen werden „das Klagen auf bösen Leumund“, „von Amtswegen“, wie es die Gerichtsordnung Karls V., Art. 47 vorschreibt.

Dieser prozessualen Errungenschaft stehen nun freilich viele Mängel gegenüber: der gerichtliche Beweis wurde durch Eideshelfer, welche nicht so fast die Richtigkeit einer Thatsache als vielmehr die Wahrhaftigkeit und Vertrauenswürdigkeit ihres Klienten bewiesen, ferner durch Gottesurteile oder Zweikampf, bei Niedrigen durch die Folter erbracht. Besonders wurde mit der klägerischen Eideshilfe großer Mißbrauch getrieben: das Übersiebnen, d. h. der Schwur des Klägers mit sechs Eideshelfern, daß der Beklagte eines todeswürdigen Verbrechens schuldig sei, wurde willkürlich angewendet und die Eideshelfer („Wegelißleute") trieben dieses Geschäft gewerbsmäßig. Andererseits ging man aber auch mit dem Reinigungseid des Beklagten und seiner Helfershelfer nicht immer sicher.

An Stelle des öffentlichen Prozesses trat nach Aufnahme des römischen Rechtes der geheime, der sich aber in streng inquisitorischen Formen bewegte. Die Neuzeit stellte den mündlichen Prozeß wieder her, und unterwarf ihn der gewiß sehr heilsamen Kontrolle der Öffentlichkeit. Die Unparteilichkeit der Richter sucht man durch genügende Besoldung und kollegialische Entscheidung zu sichern. Die inquisitorische Härte wurde entschieden gemildert und mehr der Indicienbeweis betont. „In dieser Richtung wirkte," sagt Jhering, „die Einrichtung von Geschworenengerichten günstig. Der Bruch mit der alten Beweistheorie war mittelst des Laienrichters ungleich leichter und sicherer zu bewerkstelligen als mittelst des gelehrten Richters, dem die Anwendung derselben zur zweiten Natur geworden war; es kam nicht bloß darauf an, die Theorie, sondern auch die Gewöhnung zu beseitigen."

Zum Schlusse ist einer Eigentümlichkeit des Mittelalters zu gedenken. Die ganze Gesellschaftsordnung beruhte nicht auf abstrakten Gedanken, sondern persönlichen Verhältnissen. Wie man abstrakte Ideen in plastischen Symbolen aussprach, so war für den gesellschaftlichen Zusammenhang weniger durch allgemeine Gesetze und umfassende Bewußtseinsverbände, als durch eine Glied an Glied schließende persönliche Berührung und Beeinflussung gesorgt. Alle Verhältnisse, die Zunft- wie die Lehnsordnung, die Gemeinde-, wie die Ritterordnung beruhte auf solch persönlichem Zusammenhang. Die Verwaltung und die mündliche Rechtsprechung lag in Händen von Bekannten und Gleichstehenden; die meisten Leistungen (finanzielle und militärische) waren persönlich. Die Bildung, Belehrung und Erziehung geschah von Person zu Person und kein Buch schob sich zwischen hinein. Besonders wohlthätig war der persönliche Verkehr in der Fürsorge für Arme und Notleidende. Hier konnte sich die Liebe und Barmherzigkeit bethätigen, welche die heutige Zwangsgesetzgebung ersticken muß.

Ein lebendiges, noch bis in die neueste Zeit fortdauerndes Denkmal der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung ist die englische Staatsverfassung.

Die Grafschaften bilden noch selbständige Verwaltungsbezirke. An ihrer Spitze steht der Sheriff und Lord-Lieutenant; auf Vorschlag des letztern werden die Lokalbeamten, die Friedensrichter ernannt, deren Aufgabe in den Städten die Bürgermeister versehen. Die Friedensrichter, gewöhnlich große Gutsbesitzer (Adelige), urteilen über kleinere und unter Zuziehung von Geschworenen über schwerere Verbrechen. In ihrer Hand liegt die Polizei und Sorge für öffentliche Sicherheit, für Armenpflege, Straßenbau, Beleuchtung, für die Märkte und Erhaltung der öffentlichen Gesundheit, sie erteilen die Erlaubnis für Verkauf geistiger Getränke, überwachen die Irrenanstalten und erheben die Steuern. Offenbar hat diese lokale Verwaltung ihre großen Vorteile, sie hat aber auch viele Mängel, es fehlt die Einheitlichkeit und Gleichartigkeit. Die Armen- und Gesundheitspflege galt bis vor Kurzem als schlecht. Die Steuerverteilung mit ihren vielen indirekten Steuern und die Strafrechtspflege war dem Armen ungünstig. Im Jahre 1888 hat infolgedessen und weil der Mittelstand der Herrschaft der Gentry sich nicht mehr fügen wollte, das konservative Ministerium Salisbury das Friedensrichteramt in den fortgeschritteneren Grafschaften aufgehoben und nur in den agrarischen mit beschränktem Umfang gelassen.

## 3. Staat und Kirche im Mittelalter.

Die nachchristliche Zeit enthält, verschieden von der alten Zeit, auf jedem Punkte der Entwicklung zwei Gewalten, zwei Lebensmächte, die aufeinander angewiesen und sich gegenseitig vielfach berührend, auf gegenseitige Unabhängigkeit, auf volle Souveränität und den Vorrang hinarbeiten, nämlich Staat und Kirche. Jede von beiden Gewalten strebt naturgemäß darnach, auf die andere einen Einfluß zu gewinnen, sie in gewisse Abhängigkeit zu bringen und die Herrschaft über die Gemüter für sich zu erringen. Man kann vom theoretischen Standpunkt aus leicht beiden Gewalten dadurch gerecht zu werden und ihnen volle Unabhängigkeit zu wahren versuchen, indem man der einen Gewalt das Recht und die äußern Beziehungen der Gesellschaft, der andern die Religion als die ihr gemäße Sphäre zuweist. Jede Gewalt würde sich dann völlig frei in ihrem Bereiche bewegen. Allein Religion und Staat wollen den ganzen Menschen umfassen. Der Staat begnügt sich nicht mit dem Äußern, mit dem stummen Gehorsam und der formellen Regelung des Lebens und die Kirche nicht mit dem Innern des Menschen, mit dem bloß lehrhaften und moralischen Einfluß auf den Menschen. Die Religion soll alle Verhältnisse durchdringen und als Richtschnur für das gesamte soziale und politische Leben dienen und der Staat möchte seinen Rechts- und Autoritätsstandpunkt als das Wesentliche geltend machen, dem alles andere zu dienen hätte.

Zwischen dem antiken Staate, der sich im Cäsarentum selbst apotheosierte, seiner Sinnlichkeit und seinem Hochmut und dem asketischen demutsvollen Geiste des Christentums, welcher das heidnische Militär- und Festwesen, die heidnische Kunst und Wissenschaft von sich weisen mußte, entspann sich der heftigste Gegensatz. In dem Blute der Martyrer suchte sich dieser Antagonismus zu lösen und er löste sich auch, aber zu Gunsten

der Martyrer. Das Cäsarentum verband sich mit der christlichen Kirche — eine ganz kühne, überraschende und eigenartige Verbindung; eine Verbindung, die aber in dem Zwecke begründet lag, der unsicheren Weltherrschaft in der geistigen und damals einzig unüberwindlichen Macht der Kirche eine Stütze zu geben und eine längere Lebensfrist zu sichern. Aber es war schon zu spät und die römische Welt ließ sich nicht mehr verjüngen. Durch den Zerfall des römischen Reiches wurde die Kirche wenig berührt. Sie gewann dadurch nur und vermochte nun die abgebrochene imperialistische Tradition in ihrem Sinne aufleben zu lassen. Von der Kirche ging die Kaiserwürde aus, welche Karl dem Großen und den deutschen Königen verliehen wurde. Das Kaisertum galt der Kirche als ein treffliches, durch die Hand der Vorsehung bereitetes Organ der Ordnung und Einheit, als ein Organ, vermittelst dessen sie ihren eigenen Einfluß am besten durchsetzen konnte. Beides, Staat und Kirche, in ihren Vertretern, Kaiser und Papst, geeint, wirkte lange Zeit segensvoll zusammen. Die christlichen Prinzipien durchdrangen die Gesellschaftsorganisation, und die Kirche war die umfassende Einheit, welche die staatlich vielfach geteilten Völker verband. Jedoch war die Verfassung, weit entfernt von einer Theokratie. Der Einfluß und Vorrang des Klerus war kein direkter, unmittelbar selbst staatlicher, sondern moralisch-religiöser. Geistliches und Weltliches blieb getrennt, so oft auch eine Person beides in ihrer Hand vereinigte. Der Klerus strebte nicht nach einer Weltherrschaft im Sinne eines Staatsmannes und Eroberers, er wollte in erster Linie über die Gewissen herrschen und nur, so weit es diese geistige Macht verlangte, sollte irdischer Reichtum und Glanz mitwirken. Die Verwaltung zeitlicher Angelegenheiten, die Gesetzgebung, die Pflege des Rechts und aller öffentlichen Güter rein als solche, die Bestimmung der Staatsmacht überließ man gerne dem Staate, der ritterlichen Aristokratie; wo aber religiöse Fragen in Betracht kamen, mußte der Klerus seine Rechte wahren. Da natürlich das Gebiet der die Religion berührenden Sachen und Handlungen ein sehr weites ist, konnten die Ansprüche leicht zu weit gehen.

Anderseits war der Klerus von der weltlichen Macht vielfach in einer Weise abhängig, wie sie unserem Gefühle widerstrebt. Da es die weltlichen Gewalthaber waren, welche der Kirche und ihren Organen die materielle Basis geschaffen hatten und ihre Macht und Herrschaft nötigenfalls durch Zwang schützten, so mußte ihnen auch ein Anteil an der Besetzung kirchlicher Stellen und anderen kirchlichen Rechten zugestanden werden. Eine übermäßige Zahl von höheren und niederen Stellen wurde von Landes- und Grundherren (Patronen) besetzt. Es ist begreiflich, daß diese Abhängigkeit nicht zum Vorteile der Religion gereichte; die weltlichen Herrn behandelten die Ämter als eine weltliche Sache und weltliche Mittel dienten zu ihrem Erwerb (Simonie). Diesem Übelstand abzuhelfen, gelang ebensowenig den offenen und mutigen Kämpfen trefflicher Päpste im Investitur- oder Regalienstreit, als den mehr indirekten und verdeckten

Versuchen späterer Päpste, die Besetzung der bedeutendsten Pfründen an sich zu ziehn. Geistliches und Weltliches lief vielfach durcheinander, wenn es auch im Prinzipe geschieden war. Bei dieser Sachlage, die jeden Teil verleitete, über sein Gebiet hinauszugreifen, waren Konflikte unvermeidlich. Dabei handelte es sich nur scheinbar um Landbesitz und Territorialgewalt, um Einkünfte und Besetzungsrechte; im tieferen Grunde aber handelte es sich um die autoritative Stellung und um die Frage, in wessen Sinne die öffentlichen Einrichtungen getroffen und die Menschen behandelt werden sollten. Es handelte sich um die Stellung des geistlichen Elementes überhaupt, sein Ansehen und seine Achtung, denn auf solch äußerlichen Dingen beruhte damals — und beruht eigentlich auch heute noch — die Macht und Bedeutung der Religion. Dabei war man sich eines Gegensatzes in den Ideen und prinzipiellen Anschauungen nicht bewußt, wenn auch die Differenz zwischen der geistlichen und weltlichen Auffassung der Dinge überall durchdrang und Anlaß zu Antipathieen gab. Die weltlichen Herren, die Ritter und Fürsten setzten sich gerne über Priestergebot und äußeres Kirchentum hinweg. Wir begegnen frühe, z. B. bei Walther von der Vogelweide und seinen höfischen Genossen, einem Liberalismus der Gesinnung, deren freie Triebfedern und letzten Absichten sich wenig von den modernen unterscheiden.[1] Unter Ludwig dem Bayern wird das staatliche Kirchenideal begrifflich formuliert: glanz- und machtlos soll die Kirche sein, um in sich ihren Aufgaben allein leben zu können und dem Glanze und der Macht des States keinen Abbruch zu thun.

Den Plan einer macht- und glanzlosen Religion verwirklichte die Reformation, indem sie die Sache von innen, nicht von außen angriff. Die Kirche ward dem Staat überliefert und ihrer innerlichen Selbständigkeit und Kraft (Disziplin, Cölibat, Beicht) und ihrer äußern glanzvollen Erscheinung beraubt. Das neue, spiritualisierende Dogma verhindert eine lebensvolle Erfassung und Durchdringung des ganzen Menschen nach allen Seiten. Auch in nicht reformierten Staaten wurde die Kirche mehr und mehr unter das Staatsjoch gebeugt.

### 4. Schäden und Auswüchse der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung.

1. Die associative und hierarchische Ordnung des Mittelalters setzte den Geist der Eintracht und gegenseitigen Treue voraus. Nur wenn die einzelnen Kreise gegen einander Rücksicht übten und sich innerhalb ihres Gebietes bescheideten, konnte die Harmonie bewahrt werden. Nun ist aber dies bei dem menschlichen Eigennutz kaum lange zu erwarten. Es ist den einzelnen, namentlich wenn sie Herrscher sind, und

[1] Nach G. Freytag war die Lebensweisheit dieser Kreise: froh und hochgemut, in Zuchten froh und stolzen Muts zu sein. „Die Fülle der Lebenskraft, welche aus Antlitz und Worten leuchtete, galt für edlen Vorzug bei Mann und Frau.“

den Gesellschaften fast immer eigen, daß sie mit rücksichtsloser Energie sich ausdehnen, ihre Rechte zu erweitern suchen, und daß sie von ihrem subjektiven Gesichtspunkte aus nie die richtigen Grenzen finden, wo ihre Ansprüche endigen. Es müssen deshalb auch Gegenmittel angewendet werden, und zwar müssen diese Gegenmittel in einem großen Staatswesen allgemein rechtlicher und allgemein umfassender, zwingender Art sein.

Unbedingt notwendig ist eine starke Centralgewalt, welche das Ganze umfaßt und alle Glieder in Einheit erhält. Das Mittelalter hatte eine solche Gewalt in der Kaiser- und Königswürde, und unter dieser Oberherrschaft stellten die Herzoge die großen Volksstämme dar, für deren innere Ruhe sie bürgen mußten.

Allein die Geschichte — wie, ist hier nicht zu zeigen — beseitigte oder schwächte die Centralgewalten und es blieb eine bunte Fülle von selbständigen Herrschaften über, welche nur in England, Frankreich und Spanien nach langen Kämpfen unter einer mächtigen Königsgewalt zu mehr oder weniger straffen Einheit verbunden wurden. Aber auch hier zerriß im Mittelalter die Überfülle lokaler Gewalten die sichere Ordnung. Es stand nicht nur im großen Adel, Klerus, Bürger- und Bauerntum gegenseitig oft im Streit, sondern es kämpften auch im kleinen Kreis gegen Kreis, das Kloster gegen die Stadt oder Herrschaft, die Herrschaften unter sich und gegen die Städte, die Stadt gegen den Bischof in bunter Variation der Verbindung und Bekämpfung. Und dazu erweiterten noch engere Genossenschaftsbildungen, Städte- und Ritterbünde und das herrschende Privilegienwesen den Rahmen autonomer Kreise.

Die Folge davon war a) daß diese Zersplitterung nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Staaten die Religionsneuerung begünstigte und allein eigentlich erfolgreiche Versuche in dieser Richtung möglich machte. Es fand sich immer innerhalb der von Parteien zerrissenen Gemeinwesen ein Teil, welcher die Neuerung freudig begrüßte und sie als Anlaß benutzte, entweder ein Übergewicht über die feindliche Partei zu gewinnen oder wenn sie dieses schon besaß, zu befestigen. So drängte die Bürgerschaft dem Stadtrat oder der Rat der Bürgerschaft das reine Evangelium auf. Adel und Herrschaften sahen hier einen Ausweg, den Einfluß einer nebenbuhlerischen Macht zu brechen und sich zu bereichern. Der niedere Klerus fand ein Kampfmittel gegen den höhern Klerus und die Bauern hofften auf diesem Wege, von dem feudalen Drucke befreit zu werden.

b) Eine weitere üble Folge war die Rechtsunsicherheit. Gegen Rechtswillkür innerhalb eines Kreises gab es keine wirksame höhere Berufung, außerhalb eines Kreises genoß Gut und Leben unsichern Schutz.

Nicht bloß wenn Fehde herrschte, sondern auch in friedlicher Zeit war der Verkehr mit den größten Gefahren verbunden. Die tendenzlosen Lebensbeschreibungen eines Butzbach, Thomas Platter und Schweinichen sind der klarste Beweis, wie man gegenüber den brutalsten Angriffen, selbst innerhalb der Stadtmauer, schutzlos war.

c) Da jedes Territorium ein eigenes Münzregal hatte und die nötige Einheit fehlte, so herrschte eine traurige Unsicherheit und Unredlichkeit auf diesem wichtigen Gebiete. Die Landesherren verschlechterten die Münzen auf Kosten ihrer Unterthanen in unverantwortlicher Weise und kein Gesetz vermochte dem Unwesen zu steuern.

2. Dazu kamen noch einige Mißstände, welche in dem eigentümlichen persönlichen Regimente des Feudalismus ihre Quelle hatten.

a) Man erträgt jede Herrschaft, selbst eine drückende, verhältnismäßig leicht, wenn sie auf allgemeinen ausnahmslos geltenden Gesetzen beruht; selbst die Willkür oder Härte erträgt man, wenn sie mehr oder weniger alle umfaßt. Wenn dagegen anstatt eines allgemeinen abstrakten Gesetzes von allgemeiner Geltung die individuelle Persönlichkeit eines kleinen Herrschers mit ihren wechselnden Launen und ihren Schwächen dem Volke gegenübertritt, da stößt sie auf stillen Widerwillen und selbstbewußte eigensinnige Gemüter. So schön der mittelalterliche Gedanke persönlicher Zusammenordnung war, so leicht drohte der Mißbrauch, und wenn einmal das Verhältnis getrübt war, so war es eine stete Quelle von Verdruß und Ärger.

b) Die Gerichtsbarkeit, wenigstens die niedere, war an Grund und Boden geknüpft, sie konnte als ein patrimonium (Patrimonialgericht) vererbt und verkauft werden. In Frankreich waren sogar alle Gerichtsstellen käuflich. Wenn es nun überhaupt der Idee der Freiheit und Gleichheit widerspricht, daß die Geburt oder das Geld allein den Zugang zu sozialen Stellungen öffnet, so ist es doppelt empörend, wenn so wichtige staatliche Funktionen, wie der Rechts- und Polizeischutz ohne jeglichen Schein einer Prüfung, Wahl und autoritativen Übertragung privilegierten Klassen zustehen. Nur wenig gemildert wurde dieser Mißbrauch dadurch, daß seit Einführung des römischen Rechtes gelehrte Juristen zu Beisitzern und Landrichtern allgemein berufen wurden. So war denn auch die Beschränkung der jurisdiktionellen Vorrechte des Adels, wo es möglich war, eine der ersten Werke der aufgeklärten Monarchie (z. B. in Frankreich und Schottland 1748).

c) Die mittelalterlichen Staatslasten, die Dienste, Fronden und Abgaben waren gewiß nicht viel größer, als die neueren Staatslasten, und zusammengenommen vielleicht geringer, als die Steuer- und Militärlast der neuesten Zeit.[1] Allein die Art des Steuermaterials und seiner

[1] Ihre Verwendung geschah doch im ganzen zum Wohle und Frieden des Staates. In der Geschichte des hl. Engelbert v. Köln heißt es: cum aliquando argueretur a religiosis, quare exactiones faceret in populum sibi subiectum,

Erhebung mit ihrer fortwährenden Einmischung in Erwerb und Verkehr hatte etwas Quälerisches und Peinliches und wurde schwerer empfunden, als sie in Wirklichkeit war.

## 5. Der Staat der Neuzeit.

### a) Umbildung der Gesellschaft im Sinne des Einheitsstaates.

In den meisten europäischen Staaten macht sich der Neuzeit zu eine entschiedene Tendenz zur Bildung staatlicher Einheit geltend. Diese Bestrebungen sind teils allgemeiner, teils lokaler Natur. Allgemein wirksame Momente sind:

1. die Entstehung eines Nationalbewußtseins. Dasselbe knüpfte sich vor allem an die Bildung einer nationalen Litteratur in Italien, Deutschland, England und Frankreich. Auch das Kirchenwesen bekommt eine nationale Färbung und die Idee der Nationalkirche taucht auf (Hus, Wiclef, Luther). Die Landesfürsten bieten alles auf, sich selbständig zu machen und finden eine vorzügliche Hilfe

2. in dem neuaufkommenden Legisten- oder Juristenstand. Derselbe war zwar Träger eines internationalen Rechtes. Da dieses jedoch unverkennbar die souveräne Macht der Herrn und Fürsten begünstigte und einen starken Zug zur Einheit hatte, trug es viel zur nationalen Sonderung und Verbindung bei.

3. Innerhalb der Staaten verlor der kleine Adel allmählich seine Macht und Bedeutung. Wie auf dem Boden das Gerichtswesen, tauchten auf dem des Heerwesens neue Kräfte auf, und das Rittertum zog sich davor zurück. Ein offener und stiller Kampf rieb seine Kräfte auf und nur wenige Glieder retteten sich bis in die neueste Zeit.[1]

Zu den allgemeinen Momenten kommen nun noch besondere, die im folgenden einzeln betrachtet werden sollen.

Der Einheitsstaat *α*) in Deutschland.

Die Versuche, in Deutschland eine Reichseinheit zu schaffen, mißlangen alle, so auch die letzten Bemühungen Maximilians und Karls V.

---

humiliter se excusavit, culpam recognovit dicens sine pecuniis pacem se non posse facere in terris: ohne Geld könne er keinen Frieden herstellen, und in der That erzählt Cäsarius eine Reihe von Veranstaltungen zur Aufrechthaltung des Landfriedens (Böhmer, fontes II, 302).

[1] Es ist in dieser Hinsicht merkwürdig, wie auch ohne Anzeichen besonderen Kampfes in kleineren Territorien, wie z. B. Öttingen, alle die frühern Herrengeschlechter: die von Hürnheim, Hohenburg, Lierheim, Eringen, Stein, vom See, von Harburg, Hoppingen, Zebingen, Maihingen, Merkingen, Geislingen ꝛc. im Verlauf der Jahrhunderte gänzlich ausstarben und sich nur die von Thannhausen erhielten.

Wenn es auch gelang das Reich in Kreisen zu organisieren, Reichsgerichte aufzustellen, eine Reichspolizei-, Münz- und Strafordnung (Karolina) für das Reich in Geltung zu bringen, so war man von einer wirklichen Einheit noch weit entfernt, so lange die einzelnen Reichsfürsten nach wie vor im Besitze der Militär-, Finanz-, Polizei-, Justiz- und Kirchenhoheit verblieben, also thatsächlich souverän waren. Auch die von unten ausgehenden Reformpläne (Eberlin, Heilbronner Plan) scheiterten.

So konnte sich der Einheitstrieb nur innerhalb der deutschen Territorien geltend machen. Den Herren dieser Länder, die schon unter Friedrich II. domini terrae heißen, bewilligte Heinrich VI. gesetzlich die Erblichkeit (1196), freilich um damit zugleich die Kaiserkrone erblich zu machen, die goldene Bulle (1351), auch alle Regalrechte (Bergwerk-, Jagd-, Fischerei-, Münzregal, Geleitsrecht &c.) und volle Justizhoheit (privilegium de non evocando). Im Kampf mit Städten und Rittern haben die Landesherren ihre Macht befestigt und sie mehr und mehr nach manchen Kämpfen (Städtekriege, Franz von Sickingen) unter ihre Hoheit gebeugt. Die Reformation führte einigen Staaten geistliche Gebiete zu und vermehrte ihre Macht bedeutend. Besonders fördernd aber wirkten die allmählich aufkommenden Hausgesetze, welche eine Erbesteilung verboten und Fideikommisse einführten.[1] Zuerst hat die goldene Bulle die Primogenitur in den Kurstaaten angeordnet und in der Folgezeit wurde sie auch sonst adoptiert (in der Pfalz 1368, Württemberg 1482, Bayern 1506). Dazu kamen Erbverträge und merkwürdig günstig eintreffende Kinderlosigkeiten, infolge deren eine Reihe von Gebieten (z. B. die wittelsbachischen Länder) mit größeren Komplexen verschmolzen. Als mächtige Förderung des Verschmelzungsprozesses erwies sich die französische Revolution. Sie hob die geistlichen Staaten (1803) und bald auch die kleineren fürstlichen Territorieen (1805) auf. Der Zollverein, der deutsche und deutsch-französische Krieg vollendeten das Werk. —

In Österreich hatte die aufgeklärte Despotie des ausgehenden 18. Jahrhunderts die Einheit durchgeführt, während die neueste Zeit wieder mehr partikularisiert.

### $\beta$) in Frankreich.

In Frankreich nahm die Unterdrückung und Beseitigung der zwischen das Volk und den König hineingelagerten Staatsorgane einen stetigen Fortgang. Die Wege und Mittel bestanden bald in Gewalt, bald in Gesetzen. Die Strenge Ludwigs XI., die blutigen Religionskämpfe und der mächtige, rasche Arm Richelieus hatten dem absoluten Königtum die Wege gebahnt, und was die Gewalt begonnen hatte, das vollendeten die Gesetze. Ohne Widerstand befürchten zu müssen, konnte man, nachdem schon im Mittelalter das direkte Besteuerungsrecht des Königs durch-

[1] Merkwürdigerweise verteidigt Fried. Moser 1758 die alten Erbteilungen („Der Herr und sein Diener“ S. 38).

geführt war,[1] daran gehen die Finanzhoheit der Aristokratie zu beschränken, die Abgaben, Taxen[2] und Zölle,[3] die sie erhoben, zu vermindern. Die königlichen Parlamente, welche in der kurzen Zeit von 1451—1501 um 5 vermehrt worden waren,[4] und außerordentliche zum Zweck der Visitation ausgesandte Gerichtskommissionen thaten auch der Justizhoheit Abbruch. Das Parlament zu Paris, welches vermöge seines Einregistrierungsrechts einige politische Bedeutung erlangte, war ursprünglich ein wirklicher „Pairshof", wie es hieß, allein die Pairs überließen das Urteil den Legisten und erschienen nur noch bei feierlichen Gelegenheiten. Wie mit der Justiz-, ging es auch mit der Polizei- und Verwaltungshoheit. Den Sicherheitsdienst besorgte die Marechaussee, die Armenpflege, die Sorge für Straßen, Kirchen und andere Gemeindeanstalten lag in der Hand der königlichen Intendanten, das meiste aber wurde unmittelbar am Regierungssitze erledigt. Man beriet nach Tocqueville im königlichen Rate, ob eine Kirche ausgebessert oder die senkende Mauer des Pfarrhauses gestützt werden sollte, selbst bei den kleinsten Ausgaben mußte Genehmigung eingeholt werden. Die Edelleute hatten ihren Sitz meistens in Paris; die Regierung wollte das und sah es nicht gerne, wenn sie auf dem Lande blieben.

$\gamma$) in England.

In England glich die ursprüngliche Entwicklung den festländischen Bildungen. Die großen Grundherrn erlangten die Herrschaft, namentlich die Gerichtsbarkeit (saca et soca) über die sich mehrende Hintersassenbevölkerung. Die normännische Eroberung führte zunächst, wie andere Eroberungen, diesen Prozeß weiter fort, nur daß an Stelle der angelsächsischen Grundherrn die normanischen Barone traten und daß diese allerdings von der Krone viel abhängiger blieben als auf dem Festland und z. B. nie das Recht erhielten, Münzen zu schlagen und Fehde zu führen. Sie mußten sich sogar mit dem Volk gegen die Krone verbinden. Das Volk selbst aber blieb im Genusse der meisten alten Rechte. Es behielt und erhielt richterliche Befugnisse (recognitores, assisa, jurata) und damit Anteil an der Verwaltung im großen und kleinen. Wenn auch die Adeligen im Staatsrat, Reichsrat (Parlament), im Friedensgericht u. s. w. überwogen (s. S. 96), so wurde doch der Gegensatz zwischen dem niedern Volk und dem Adel dadurch gemildert, daß dieser

---

[1] Unter Karl VII. ließen es die Barone zu, daß auf den dritten Stand unmittelbar eine Steuer gelegt wurde, unter der Bedingung, daß sie selbst frei blieben. Die Folge war, daß das Volk immer mehr mit öffentlichen Lasten belegt wurde und der Adel frei blieb, aber auch mehr und mehr seiner Rechte verlustig ging.

[2] Dies geschah besonders unter Sullys Verwaltung (Cantù, storia univ. 1865 documenti t. III. biog. p. 488).

[3] Zunächst im Interesse des Handels, als der Hauptquelle des Volkswohlstandes, beseitigte Colbert so weit als möglich die verschiedenen Zwischenzölle (Cantù, st. u. V, 716), und förderte damit die Reichseinheit.

[4] Guizot, h. de la civilisation en Eur. l. XI (p. 306).

als Vertreter des Volkes erschien. Deshalb dürfen wir jedoch die englischen Verhältnisse nicht gar zu sehr abweichend von den festländischen uns vorstellen. Der Grundcharakter war derselbe und wichtig sind die englischen nur durch das, was der konservative Sinn des Volkes daraus entwickelte.

Zunächst wurde der hohe Adel durch blutige innere Kriege und das autokratische, aber doch volkstümliche Regiment der Tudors geschwächt. Als später die Stuarts den gewohnten Absolutismus fortsetzten, sich dabei auf den hohen Adel stützten und eine minder volkstümliche und nationale Richtung einschlugen, entstand eine mächtige Gährung. In der Revolution siegte das volkstümliche Element und es gelang selbst in der Zeit der Erniedrigung des Volkes dem Absolutismus Georgs III. nicht, den Sieg zu gewinnen. In diesem Jahrhundert hat die Aufhebung der Korneinfuhrverbote und Kornzölle, sowie die Ausdehnung des Wahlrechts die Macht des Adels bedeutend verringert.

### b) Der konstitutionelle Einheitsstaat.

Gegenüber den Kleinstaaten der Vergangenheit hat der moderne Großstaat den entschiedenen Nachteil, daß in ihm das Gefühl der Zusammengehörigkeit leicht verloren geht und daß die Centralgewalt mit erdrückender Macht auf die einzelnen Teile wirkt. Diese Nachteile machen sich aber nur dann empfindlicher geltend, wenn der Staat ohne Rücksicht auf die Nationalität gebildet ist, wenn der nötige Verkehr fehlt und dem Lande die Möglichkeit abgeht, in einer allgemeinen Volksvertretung die einseitigen Gesichtspunkte der Regierung zu ergänzen oder zu berichtigen. Diese Bedingung fehlt heutzutage nicht, und wenn es auch wünschenswert wäre, daß den einzelnen Teilen eine größere Selbständigkeit zukäme, so kann doch dem beigestimmt werden, was Boeckh mit Bezug auf die griechischen Staaten sagt: „Die Bildung größerer Staatenmassen in verfassungsmäßigen Monarchieen, worin den Leidenschaften einzelner minderer Spielraum vergönnt, größere Festigkeit der Regierungsgrundsätze möglich gemacht und mehr Sicherheit von außen und Ruhe von innen gegeben ist, erscheint als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechtes“.

Indessen ist es hier nicht nötig, die Vorteile eines großen und kleinen Staates gegen einander abzuwägen. Die Geschichte hat entschieden und wir müssen uns mit ihrem Urteil zufrieden geben.

Ob freilich die Zukunft es bei dem bisherigen Zustand belassen wird, ist eine andere Frage, und es ließe sich wohl eine Entwicklung denken, in der die feindlichen Gegensätze, Centralisation und Decentralisation sich so die Hand reichen, daß zugleich mit einer Amalgamierung der Länder im kleinen Einzelgebilde von verhältnismäßig selbständiger

Stellung entstehen würden. Denn offenbar würde eine Vermittlung zwischen Centralisation im großen und Föderalismus im kleinen ebenso ein Gleichgewicht darstellen, wie die Verbindung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente in den Konstitutionen nach englischem Muster.[1]

Zu einer naturgemäßen Staatsordnung gehört auch ein gewisser Anteil des Volkes an der Regierung. Es ist dies weniger deshalb nötig, weil so eher auf Gehorsam gegen das Gesetz als selbst gegebenes zu rechnen ist, am allerwenigsten deshalb, weil das Volk eigentlich der wahre Souverän ist, sondern

1. weil nur auf diese Weise die notwendige Scheidung zwischen Gesetzgebung und Verwaltung (Exekutive), zwischen dem allgemeinen Recht und der polizeilichen Verordnung durchführbar ist. Früher wurde Gesetz und Verordnung viel zu sehr vermischt und die Gesetzgebung von Polizeiwillkür beherrscht.

Es bedarf aber 2. die Regierung auch in ihrer Verwaltung so gut einer Kontrolle, als der Verwaltungsrat einer Aktiengesellschaft.

3. Nur eine allgemeine Volksvertretung legt der Regierung allseitige Gesichtspunkte und Rücksichten näher und bewahrt sie wenigstens vor jener beschränkten Einseitigkeit, welche nichts anderes kennt, als ihre engen Absichten.

Wer immer im Besitze von Machtmitteln ist, verfällt leicht dem Versuch, sie willkürlich und launisch zu verwenden, parteiisch, herrisch und anmaßend zu werden.[2] In anschaulicher und packender Art hat Samuel dem israelitischen Volke diese Gefahren geschildert (1. Sam. 8), als es einen König haben wollte. Um derartiges zu verhindern, haben die alten Völker gerne auf die Vorteile eines starken Königtums verzichtet und es ganz beseitigt.

Die christlichen Völker aber wußten eine geregelte Überwachung durch Stände als Heilmittel anzuwenden und so im Genusse der Vorteile des Königtums zu bleiben. Freilich gelang es in der Neuzeit dem

---

[1] Eine sonderbare Verbindung von Gemeindeautonomie und Centralisation ist es, wenn Straßen und öffentliche Gebäude den Gemeinden überlassen sind, dafür aber dem Ortsvorsteher selbst die geringste Polizeigewalt fehlt und wenn selbst die geringsten Streitigkeiten und alle zu beurkundenden Rechtshandlungen (Güterverkauf, Bestellung von Hypotheken, Testamente 2c.) am Gerichtsorte erledigt werden müssen.

[2] Was uns Lessing in Emilia Galotti, Schiller in Kabale und Liebe, W. Scott in Quentin Durward, Manzoni in den Verlobten schildert, ist allerdings zunächst nur Dichtung, allein die Thatsachen der Dichtung sind durchaus nicht rein erfunden.

Absolutismus eine Zeitlang die Stände zu beseitigen, allein nur um eine vielleicht richtigere Volksvertretung wieder aufleben zu lassen.[1]

Die Kontrolle der Regierung knüpft sich naturgemäß an die Besteuerung des Volkes, wie bei der Aktiengesellschaft an den Besitz der Aktie. Die Forderung ist nicht ungerecht, selbst zu prüfen, wozu dem Staatshaupt Machtmittel überlassen werden sollen. Jedermann soll wissen, wozu er sein Geld gibt. An das Steuerbewilligungsrecht alter und neuer Zeit knüpft sich immer auch das Recht der Teilnahme an der gesamten Regierung.

Die Volksvertretung bringt in den Staat das so notwendige demokratische Element. Seitdem dieses wieder in dem Staat Eingang fand, ist die bureaukratische Bevormundung, die Bestechlichkeit und Parteilichkeit der Beamten bis auf einige Reste verschwunden.[2]

Während die Neuzeit sonst überall das Geburtsprivilegium beseitigt hat, dauert es mit Recht an einem hervorragenden Punkte des Staates unverändert fort, nämlich im Königtum. Die Erblichkeit wird hier zum bezeichnenden Ausdruck der wichtigen staatlichen Aufgabe, die Errungenschaft einer Generation der folgenden zu übermitteln, zu erhalten, zu bewahren und zu schützen, was die Vergangenheit erworben hat, und nicht in blinder Willkür zu ändern und zu wechseln.

### c) Die Zwecke des modernen Staates.

Der moderne Staat hat sich zuerst thatsächlich die umfassendsten Aufgaben gestellt und später auch theoretisch gerechtfertigt. 1. Um ihre Macht zu steigern, haben die Landesherren alle Lebensgebiete in ihren Bereich gezogen und sie dem staatlichen Ordnungsprinzip mit seiner früher theologischen, später philosophischen Färbung unterstellt.

Vor allem liegt dem Staat mit Recht die Sicherheit, Gesundheit und Wohlfahrt seiner Unterthanen am Herzen.

Er hat für diese Zwecke seine Sicherheitspolizei, seine Bau-, Straßen-, Wasser- und Feuer-Polizei, sorgt für öffentliche Reinlichkeit, Feuersicherheit, prüft im Interesse der Gesundheit Lebensmittel, überwacht die Apotheken, läßt Leichenschau üben und bekümmert sich um die Begräbnisorte.

---

[1] Ohne Kontrolle wäre es gewiß heute noch bei Straßen, Brücken, Posten, Schulen 2c. so, daß es den Anschein hätte, diese Dinge seien nur für den Herrscher, nicht für das Volk da. Man würde wie noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Briefe erbrechen (s. Janssen, Zeit- und Lebensbilder II⁴, 96 ff.).

[2] Wer in anschaulichen Beispielen sehen will, wie es in dieser Hinsicht früher bestellt war, lese einmal Rabeners Satyren oder gelegentliche Anspielungen in Molière, le misanthrope, in Destouches, l'obstacle imprévu (I, 1).

In seiner wirtschaftlichen Thätigkeit hat namentlich der frühere Polizeistaat den Wohlfahrtszweck zu verwirklichen gesucht, gab Gewerbeordnungen, bestimmte die Art der Fabrikation und zwang zu Ackerbausystemen. Wer zu Hause oder in der Werkstatt des Meisters keine Arbeit hatte, wurde zu solcher genötigt, und es wurde verhindert, daß die Lohnarbeiter zu hohen Lohn forderten. Man stellte Lebensmittel-, Waren-, Miets- und Arbeitstaxen, meistens im einseitigen Interesse des Käufers und Mieters (Arbeitsgebers), auf. In jüngster Zeit hat er sich die Arbeiterversicherung und den Arbeiterschutz zur Aufgabe gesetzt.

Ferner sorgt der Staat für die Sittlichkeit, verhindert öffentliche Ärgernisse und pflegt die Volksbildung.

Im Interesse der Sittlichkeit gab der alte Polizeistaat ausführliche Gesetze zur Regelung des Wirtshausbesuches, der Gastmähler, Tänze und Festlichkeiten, gab Kleiderordnungen und bestimmte z. B., wer gold- oder silbergestickte Kleider tragen dürfe, wie die Kutschen auszuschmücken seien u. s. w.

Noch weiter geht die Fürsorge: der Staat nimmt die Schule und Religion unter seine Fittiche. Ohne Zweifel hat er an beiden wichtigen Anstalten ein gewisses Recht und niemand wird ihm das bestreiten, sofern er nur nicht über der Schul- und Kirchenaufsicht die ungleich wichtigere Aufgabe der Wohlfahrtspflege vergißt. Jedenfalls aber geht er zu weit, wenn er die Schule ganz für sich zu beanspruchen und die Religion zu beeinflussen sucht, wenn er z. B. Religionshandbücher vorschreibt, Ordensniederlassungen, Missionen, Wallfahrten, Roratemessen, das Osterfeuer u. a. verbieten will.

Die Sorge für Kunst und Wissenschaft ist sehr anzuerkennen, sofern sie nur nicht parteiisch ist. Wenn die Kunst und Wissenschaft allein auf die große Masse, genannt „Publikum", angewiesen wäre, ginge es ihr schlecht. Die Unterstützung und Teilnahme, die sie in diesen Kreisen findet, ist zu gering. Der allgemeine Geschmack ist verdorben und kann höchstens ganz leichte Speisen vertragen. Wie ganz anders war das im alten Athen und Rom und vollends im Mittelalter! Die Alten beschämen uns da wahrlich. Wären die Alten so verwöhnt und stumpfsinnig gewesen, wie das heutige Publikum, dann hätte es keinen Sophokles und Aristophanes, keinen Herodot und Thukydides, keinen Plato und Aristoteles gegeben, man wäre über den Roman und das Liebesgedicht kaum hinausgekommen. Die modernen Zeitungen und Naturalisten verderben den Geschmack immer mehr, es sind nur wenige, welche ein gründliches Geschichtswerk oder vollends eine Philosophie durchlesen mögen. Den alten Klassikern, einem Schiller, einem Dante, Tasso,

Shakespeare, Cervantes zieht man ein pikantes Feuilleton oder den neuesten Roman von Heyse, Zola oder Conrad weit vor.

Die solide Wissenschaft und Kunst bedarf daher der Unterstützung des Staates, nur sollte er sich auf einen universelleren Standpunkt stellen und nicht bloß die Tagesmeinung und Tagesmode begünstigen.

Der moderne Staat ließ diese Vielgeschäftigkeit 2. auch theoretisch rechtfertigen. Er stellte sich als die Totalität aller menschlichen Bestrebungen, den alles bestimmenden Unter- und Lebensgrund des geistig-gesellschaftlichen Lebens, den Menschen im großen hin und ließ die antiken Staatsideen erneuern, wozu sich u. a. Fichte und Hegel hergaben.

Wollte man solche Ideen bei uns verwirklichen, so wäre dies viel gefährlicher, als im Altertum, wo der Staat eine kleine Gemeinde darstellte, in welcher der einzelne viel mehr zu bedeuten hatte und auf die Staatsleitung viel mehr einzuwirken vermochte, als in den großen Staaten der Neuzeit. Daß freilich der antike Staatsabsolutismus nicht zur Verwirklichung gelangt, dafür ist gesorgt. Eine Jahrhunderte lange Entwicklung hat den organischen Staat geschaffen und keine Macht neuer Ideen vermag das Ergebnis auszutilgen.

### 6. Staat und Kirche in der Neuzeit.

Gegen die Vielgeschäftigkeit des Staates wäre nicht viel einzuwenden, wenn er wenigstens Hand in Hand mit der Kirche arbeiten würde und den Wahn aufgäbe, als könnte er mit allem allein fertig werden. Statt dessen aber führt er offen und geheim Krieg mit ihr, sucht sie von außen oder innen zu fassen, um sie nach seinem Gutdünken zu ändern. Er sucht entweder von innen einen weltlichen Geist und eine Gesinnung zu verbreiten, die dem staatlichen und Zeitgeist gleichartig ist, indem die Bildung des Klerus staatlichen Normen und staatlicher Aufsicht unterworfen wird, oder man gibt scheinbar die Kirche frei, trennt Staat und Kirche und drängt das ganze staatliche und geistige Leben auf dem frei gewordenen Gebiete in eine kirchenfeindliche Richtung. Die erste Methode der Kirchenpolitik, erst in neuester Zeit wieder in scharfer Art in Anwendung gekommen, leitet zur Reformation und deren Ablegern in katholischen Ländern zurück. Bei dieser Art Politik hat die Kirche, wenn sie mit dem Staat verbunden bleibt, wenigstens den Vorteil, da, wo ihre Berechtigung anerkannt wird, ausreichenderen staatlichen Schutz zu genießen, als es bei der Trennung der Fall ist. Das religiöse Leben steht immer noch in größerem Zusammenhang mit dem öffentlichen und geistigen Leben, als hier, wo sie als Feind der Gesellschaft gilt. Letztere Art Kirchenpolitik findet sich vornehmlich auf ehemals rein katholischem Boden (Italien, Frankreich) und erinnert ganz an die mittelalterliche Weise, nur daß man damals dem Klerus, ganz im Sinne der Zeit, die

äußerlichen, heute die geistigen Mittel zu entreißen versuchte, womit er Einfluß und Ansehen zu gewinnen vermochte.

Um seine kirchenfeindlichen Absichten zu erreichen, mißbraucht der Staat seine Macht auch auf fern abliegenden Gebieten. Er sucht womöglich kirchentreue Männer aus seinen Kreisen ferne zu halten, verschließt ihnen höhere Stellungen, bemächtigt sich der Schulen, besonders der höhern, und läßt lieber Sozialdemokraten als Jesuiten predigen. Kein Jahrhundert wird der Nachwelt ein größeres Rätsel bieten als unseres, indem es zu gleicher Zeit den Sozialdemokraten alle Freiheit gewährte, den Ordensleuten aber entzog.

## Drittes Kapitel.

# Geschichte der Moral.

Zu einer Geschichte der Lebensregelung gehört notwendig auch die Geschichte der Volksmoral und Religion. Dieselbe wird jedoch erst im dritten Abschnitte in der Geschichte der Lebensauffassung und Lebensideale ausführlicher behandelt werden, und es können hier nur einige Umrisse gegeben werden.

In der Moral ist zweierlei wohl zu unterscheiden, das Sittengesetz und das Sittenideal. Das Sittengesetz ist bei allen Völkern so ziemlich das gleiche, es ist die bleibende Norm der Handlungen, der ewige Gotteswille, der sich im Gewissen jedes einzelnen vernehmlich ankündigt. Dagegen wechselt das Sittenideal bei den einzelnen Völkern, und der Begriff von Tugend und Vollkommenheit ist ein verschiedener. Bei einem Naturvolk schließt dieser Begriff die häßlichste Grausamkeit, Falschheit und Verschlagenheit gegen Feinde nicht aus, wenn der Mann nur tapfer, unerschrocken und erfindungsreich ist und das Vertrauen seiner Genossen besitzt. In der patriarchalischen Gesellschaft ist der Gehorsam gegen das Familienhaupt, den Vater, die Haupttugend, und ein allgemein verbreitetes Gefühl knüpft an den Gehorsam gegen die Eltern die Aussicht auf irdisches Wohlergehen: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest“ ist ein Nachklang dieser Anschauung. Diese patriarchalische Tugendansicht wird in Staaten wie Ägypten und China, wo sich der König als Vater der Gesamtheit erklärt, zur Staatsmaxime.

Daher heißt es z. B. in der ägyptischen Sittenlehre (Papyrus Prisse):

„Erziehst du deinen Sohn zu einem gehorsamen Menschen, dann wird er auch vollkommen sein nach dem Wunsche der Mächtigen.“ Klug ist, wer gehorsamt. „Der Irrtum entsteht aus frühzeitigem Ungehorsam.“

Bei den Parsen, den Feueranbetern war feuerhafte Reinheit höchstes Sittenideal, ähnlich wie später bei den Pythagoräern; bei den Indiern die volle Hingebung an das Göttliche, die Sanftmut und

heilige Scheu. Ihr Ideal war frauenhaft, wie sie denn auch der Frau in ihrer Dichtung hohe Verehrung zollen.

War so das sittliche Ideal bei den Völkern verschieden, so stimmen sie doch merkwürdig überein in dem, was der Mensch nicht thun soll. Bei jedem Volke ließen sich aus seinen Äußerungen die Gebote Gottes zusammen stellen, welche den Alten als ungeschriebene (νόμοι ἄγραφοι), den Israeliten als geschriebene Gesetze Gottes bekannt waren. Überall wird die Verpflichtung zu diesen Gesetzen auf Gott und die Götter zurückgeführt, mögen letztere auch die abenteuerlichste und unsinnigste Form tragen. So lächerlich oft die Mythologie der Völker ist, so sinnvoll und wahr sind ihre sittlichen Grundsätze. Hier einige Beispiele:

Im Totenbuch der Ägypter muß sich die Seele nach dem Tode Rechenschaft geben, ob sie den Nächsten nicht verletzt, Rache genommen und Totschlag verübt habe, ob sie nicht durch Ausschweifungen und Ehebruch sich verfehlt, Diebstähle, Betrügereien und Lügen begangen habe, ja sie muß sich auch rein wissen von Müßiggang, Hartherzigkeit gegen Arme, gehässiger Gesinnung und frei von fremden Sünden. Die Seele fragt sich, ob sie sich gehütet habe, jemand zu reizen, zu Fall zu bringen, den des Raubes Beschuldigten zu befreien, fremde Verletzung mit anzusehen.

Die Perser haben eine Art Reue, genannt Patet, d. h. Rückkehr. „Alles, was ich hätte denken sollen und nicht gedacht, alles, was ich hätte sprechen sollen und nicht gesprochen, alles, was ich hätte thun sollen und nicht gethan; ferner alles, was ich hätte nicht denken sollen und doch gedacht ꝛc. — für Gedanken, Worte und Werke — bitte ich um Verzeihung, bereue es mit Patet."

In Indien findet sich nach Max Müller sogar ein formell gleiches Gegenstück zum Dekaloge. Zehn Gebote stellt Buddha auf, in welchen außer dem 5. bis 8. Gebot des mosaischen Dekalogs noch Folgendes vorkommt: man soll sich nicht berauschen, unzeitiger Mahlzeiten, öffentlicher Schauspiele, kostspieliger Kleidung und großer üppiger Betten sich enthalten und kein Gold oder Silber annehmen. Während das mosaische Gesetz bis in das Innere des Herzens vordringt (9. und 10. Gebot), macht Buddha Luxusgesetze; gewiß ist jenes wichtiger als dieses.

Im Unterschied von den Orientalen halten die Griechen und Römer die Freiheit für eines der höchsten Ideale und opfern ihr Glück und Leben, sie unterscheiden sich aber wieder von einander darin, daß die Griechen die Leibesschönheit, die Römer die Leibesstärke erstreben und achten; jene waren mehr Jünglinge und pflegten die jugendlichen Reize des Lebens, diese waren Männer und die Mannestugend ihr höchster Preis. Den Griechen entsprach mehr die epikuräische, den Römern die stoische Moral. Starkes zu tragen und Starkes zu wagen, war nach Livius höchster Ruhm des Römers.

Wie schon Machiavelli bemerkt, unterscheidet sich die christliche Moral von der antiken dadurch, daß sie nicht den Stolz und die Stärke,

sondern die Demut empfiehlt; Lecky faßt den Unterschied noch schärfer und meint, das beherrschende Ideal der Alten sei die Tugend, und das Centralgefühl des Christentums die Sünde gewesen. In der That kehrte das Christentum die moralischen Begriffe um, ohne jedoch das zu verwerfen, was das Altertum an Brauchbarem und Schönem entwickelt hatte. Auch das Christentum kennt Tugend und Tapferkeit, Würde und Schönheit, — man lese nur die Psalmen mit ihrem fortwährenden Preis des weisen, tugendhaften und thätigen Mannes — aber es gibt ihr eine ganz andere Grundlage, eine Grundlage von oben, nicht von unten. Anstatt der Selbst- und Weltliebe wird die Gottesliebe die Seele der christlichen Tugend. Es ist wahr, eine Zeitlang hat das Christentum in hervorragendem Grade seine asketische, negative Seite hervorgekehrt und die Kasteiung und Reinigung fast einseitig betont. Daher erwecken die Christen der ersten drei Jahrhunderte, vor allem die ägyptischen Einsiedler einen etwas düsteren Eindruck, und die kirchlichen Schriftsteller scheinen uns in ihrem Rigorismus oft etwas zu weit zu gehen.[1] Nicht bloß ein Tertullian, sondern auch ein Clemens von Alexandrien, sonst so freisinnig in seinen Ansichten, eifert gegen jeden Putz und Schmuck, sei es auch nur ein Totenschmuck oder eine Zimmerzierde, sie eifern gegen die zweite Ehe, gegen jeden Zins u. s. w. Jegliche Kunst und jegliche scenische Darstellung wurde mit Mißtrauen angesehen. Die allzugroße Peinlichkeit der Einsiedler im Verkehr mit nächstverwandten Frauen, wie Schwestern und Müttern, und vollends ihre Abneigung gegen Waschen und Baden kann unsere volle Billigung nicht finden. Allein dieser Rigorismus war damals, in einer verweichlichten und entsittlichten Zeit, notwendig; es mußte entschieden Ernst gemacht und mit allen Spuren der Weichlichkeit aufgeräumt werden.

Der Weg der Reinigung und Askese hat in der Kirche niemals einen Selbstwert beansprucht und Selbstzweck gebildet. Das ergänzende Ziel ist vielmehr immer die betrachtende Vereinigung mit Gott und das thätige Wirken aus Gott gewesen. Betrachtung und Gebet wurde allerdings so hoch geschätzt, wie das thätige Leben im Dienste des menschlichen Wohles, aber damit sollte nicht der Müßiggang empfohlen, sondern eine höhere Form des Gottesdienstes gefördert werden. Diese Wertschätzung hinderte auch keineswegs, daß das Mittelalter jene großartigen Anstalten zum leiblichen und geistigen Wohle der Menschheit schuf, an

---

[1] Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte I, 16 ff.

denen wir heute noch zehren. Ich meine damit nicht bloß die werkthätigen Orden, die milden Stiftungen und zahlreichen Dome, sondern auch die wissenschaftlichen Werke, die hohen und niedern Schulen.

Die Neuzeit brachte eine weltliche, von der Religion losgelöste Moral hervor, und in dieser wohlfeilen Losreißung erblicken die Vertreter der modernen Ideen das Hauptverdienst unserer Zeit. Die Sittlichkeit soll nach dieser modernen Anschauung rein aus natürlichen Triebfedern hervorgehen und der Stütze der Religion entbehren. Zuerst haben die Humanisten mit Hilfe antik-philosophischer Grundsätze die Sittlichkeit als Folge wohlverstandener Selbstliebe, des Schönheits- und Geselligkeitstriebes dargestellt und namentlich das Ehrgefühl zum sittlichen Motiv erhoben.

Wer die Ehre hochhält, sagt einer von ihnen, Guicciardini, dem gelingt alles, weil er weder Mühe, Gefahr, noch Kosten scheut; ich habe es an mir selbst erfahren und darf es sagen und schreiben: eitel und tot sind die Handlungen, welche nicht von diesem starken Antrieb ausgehen.

Die Versuche der Humanisten waren nicht neu; bis zu einem gewissen Grade hatte die christliche Ethik die Möglichkeit einer natürlichen Moral anerkannt und dagegen sich verwahrt, daß die Tugenden der Heiden nur „geschminkte Laster" seien. Sie hatte in der geistigen Natur des Menschen das Sittengesetz aufgezeigt und begann allmählich sogar auf das bessere Bewußtsein des Menschen, das Gewissen, einen Gottesbeweis zu stützen. Damit hängt es nun zusammen, daß der gläubige Protestant Grotius mitten in der Entzweiung der Konfessionen und der traurigen Verwirrung der sittlichen Begriffe in den langen Kriegsjahren auf die Stimme der Natur sich beruft und die natürliche Übereinstimmung der Völker in den sittlichen Grundsätzen zum Boden eines neuen Völkerrechtes macht. Er konnte ganz wohl ohne Verstoß gegen den Glauben diese alle Völker verbindenden Grundsätze aus der geselligen Natur des Menschen ableiten; andere folgten ihm auf diesem Wege und es wurde zur allgemeinen Gewohnheit, ein Naturrecht zu entwickeln, welchem jeder, selbst der Heide, hätte zustimmen müssen. Dieses Naturrecht sollte die Grundlage des positiven Rechtes innerhalb der Staatsverbände, des Privat- wie des Staatsrechtes sein. Denn auch hier mischten sich Anhänger verschiedener Konfessionen und Philosophieen.

Diese löblichen Bemühungen wurden jedoch von den Rationalisten zum Unheil verkehrt. Sie stellten die natürliche Moral in entschiedenen Gegensatz gegen die theologische und verurteilten alles, was

darüber hinausging, wie sie auf theoretischem Gebiete alles verwarfen, was ihren flachen Deismus überstieg. In ihrer Begründung der Moral stimmten sie darin überein, daß sie von den natürlichen Trieben der Selbstliebe und des Wohlwollens, dem Drange nach Glückseligkeit und Vollkommenheit ausgingen und unterschieden sich nur durch größere oder geringere Betonung des einen oder andern Triebes oder verschiedene Verbindung der Triebe zu dem harmonischen Ideal der Vollkommenheit. Dagegen hat Kant eine entschiedene Veränderung vorgenommen. Mit vollständiger Ablehnung des Glückseligkeitsbegriffes entwickelt er die sittlichen Grundsätze aus der unbedingten apriorischen Form des Willens, welche sich darin ausspricht, daß jeder so handeln soll, daß die Maxime seines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann. Das sittliche Grundgesetz erfordert unbedingte Folgsamkeit, doch mag sich der Mensch damit trösten, daß er sich als übersinnliches (hyperempirisches) Subjekt das Gesetz selbst gab. Der Mensch ist autonom, sich selbst gesetzgebend und mit diesem Bewußtsein mag sich der Stolz des Menschen befriedigen. Im übrigen wiederholt Kant, was schon Giordano Bruno sagte, es genüge, wenn der Mensch die Lehre beherzige: Thue dem andern nicht, was du dir selbst nicht gethan haben willst; nur gab er diesem Grundsatze eine Gestalt, die in sein aprioristisches System hineinpaßt.

Wenn Kant die rationalistischen Sittlichkeitsprinzipien alle verwarf, so sucht sie Herbart zu verbinden, faßt sie aber nach Kantschem Beispiel als reine Formen des Willens und unterwirft sie dem ästhetischen Geschmacksurteil. Zu diesem Zwecke gestaltet er den vollkommenen, gerechten und wohlwollenden Willen nach Form ästhetischer Ausdehnungs- und Intensitätsverhältnisse, vergleicht den stärkern mit dem schwächern, den einem andern Willen widerstrebenden oder ihn sich verbindenden Willen u. s. w. Was nun das Geschmacksurteil über diese Verhältnisse aussagt, soll unbedingt gelten und Menschen verpflichten, als ob ein solches Urteil je imstande wäre, die eigensinnigen Triebe des Menschen zu zähmen!

Die neueste Moral kommt über diese Systeme weder an Kraft noch an Originalität hinaus, sie kann nur wiederholen und wiederholt sogar die flachsten Anschauungen des Rationalismus. Über die Moral des Lebens, welche besonders von dem Grundsatz der Autonomie beherrscht wird, siehe I, 119 f.

---

# Dritter Abschnitt.

## Geschichte der Lebensauffassung und Lebensideale.

---

### Erstes Kapitel.

### Die polytheistische Religion des Altertums.[1]

1. Die Religion war im Anfang Monotheismus. Dies entsprach allein dem von Gott unmittelbar gegebenen Zustand der geistigen Kräfte. Denn der Mensch ging gut und gerecht aus Gottes Hand hervor und besaß einen dem angemessenen Ideenkreis. Was wir so gleichsam a priori annehmen können, bestätigt die empirische religionsgeschichtliche Forschung. Nach diesem ging bei den alten Völkern der Göttervielheit, die uns überall in historischer Zeit begegnet, eine etwas verschwommene Gottesallheit, eine göttliche Welteinheit, voraus und nicht undeutlich schimmert hinter der Fülle göttlicher Wesen und einem bunten Phantasiereichtum die erhabene Gestalt eines einzigen alles umfassenden und erhaltenden Wesens, Gottes, des Vaters und Schöpfers aller Dinge, hindurch.

2. Der Übergang von der Gotteseinheit zu der pantheistischen Weltgottheit, innerhalb deren sich bald differente Gestalten entwickeln, ist nur durch den Sündenfall erklärbar. Des Menschen Denken wurde sinnlich und nur im Sinnlichen und Sichtbaren vermochte er das Göttliche zu fassen. Während auf dem wahren Standpunkte die natürlichen Erscheinungen, die gestirnte Pracht des Himmels, der Glanz der Sonne und die gewaltigen Erscheinungen des Gewitters als Sinnbilder und Symbole göttlicher Erhabenheit und Herrlichkeit gelten, verlegt der sinnliche Mensch das Göttliche selbst in diese Erscheinungen und es entschwindet ihm der Gedanke eines darüber erhabenen und hinausragenden Wesens.

---

[1] S. m. Aufsatz „Die Anfangsentwicklung der geistigen Kultur des Menschen" im Phil. Jahrb. der Görresges. II, 151 u. 261.

Er überträgt auf das göttliche Wesen die Stimmungen und Leidenschaften, welche seine Seele bewegen. Wie der Mensch, so sein Gott. Wäre er rein, heilig, friedlich und barmherzig geblieben, dann würde er auch seinen Gott mit solchen Eigenschaften ausschmücken. Nun ist er aber sinnlich und leidenschaftlich, roh und grausam geworden, deshalb überträgt er auch auf das göttliche Wesen seine Begehrlichkeit und Rachgier. Die Natur selbst mit ihrem heißen und entzündlichen Brüten, mit ihren sich suchenden und abstoßenden Gegensätzen, mit ihren Erregungen und Stürmen leitet ihn an, menschliche Lust und Roheit auf sie zu übertragen.

Während eine ältere, noch friedlichere Zeit den lichten Himmelsvater (Dyauspitar) verehrte, stellte man ihm bald eine Erdgottheit zur Seite und verlegte den Sitz des Himmelsgottes in die Sonne. Der ägyptische Amun, der chinesische Thian, der indische Varuna, der griechische Uranos ist Gott des gesamten Himmels, während der semitische Himmelskönig Baal bereits in einen Sonnengott übergeht. Ihm zur Seite steht die Erdgöttin, die sich später in eine Mondgöttin verwandelt: Baaltis, Astarte, Mylitta. Ähnlich ist die Dyauspitar mit Prithivi, Zeus mit Diana (weibliche Form von Zeus-Dis) und Juno, Tyr (Zio) mit Freya verbunden. Der Himmelsgott geht allmählich entweder in den Sonnengott über (Baal) oder ist mit ihm als Genosse verbunden, wie Amun mit Ra, Varuna mit Mitra, oder wird von ihm verdrängt, wie Uranos von Kronos.

An Stelle und neben die Erdgöttin trat eine tellurische nächtige Gottheit und ward dem Himmelsgott als Genosse (Hades) oder als Feind (Ahriman) gegenübergestellt. Ähnlich trat neben und an Stelle eines Himmels- oder Sonnengottes ein Gewittergott. Der Gewittergott steht mit dem Himmels- oder Sonnengott entweder in engem, ja identischem Verhältnisse (Apollo, Zeus, Odin, Wodan) oder auf feindlichem Fuße und verdrängt dann jenen (Indra den Dyaus, Varuna den Mitra, Zeus den Kronos).

Die Götterwelt entwickelte sich weiter, und der ganze Umkreis von Naturerscheinungen fand in ihr seine Vertretung. Die Berge und Höhlen, die Bäume und Wälder, Flüsse und Meere wurden vergöttlicht, und mit einem zahllosen Heere kleinerer Gottheiten, den Nymphen und Faunen, den Oreaden und Dryaden, mit Sturm- und Luftgeistern bevölkerte man die Erde. Ja, die Völker sanken zu der abergläubischen Verehrung von Steinen, Bäumen und Tieren herab, beteten die Götterbilder und Götterzeichen an und legten den als Fetische betrachteten Gegenständen

abergläubische Wirkungen bei. Während so die Religion einerseits immer materialistischer wurde, idealisierten sich andererseits die Göttervorstellungen, und die Götter selbst wurden zu Typen geistiger Stimmungen und ethischer Vorzüge. Man schaute die lichte Herrscherweisheit verkörpert in Zeus und Pallas, den kriegerischen Mut in Ares, die erfindsame List in Hermes, die dichterische Begeisterung in Apollo und den Musen; die Treue und Keuschheit der Frau in Hera und Hestia, die jungfräuliche Schamhaftigkeit in Artemis, den Liebreiz in Aphrodite.

Die Ethisierung der Naturgewalten war ein Fortschritt zum Bessern; allerdings war dieser Fortschritt im Vergleich zu der henotheistischen Periode insofern von zweifelhaftem Werte, als er die Auflösung des religiösen Glaubens herbeiführen mußte. Denn der Subjektivismus, der damit in die Religion eingeführt wurde, entzog den Göttergestalten den realen Untergrund ihrer Existenz und diese führten nunmehr ein phantastisches Dasein, ein Traumleben, bis sie beim Erwachen des Tages zusammenstürzten. Der Zersetzungsprozeß war um so unvermeidlicher, als die einzelnen Momente, welche den Zustand der Vollkommenheit bilden, auf einzelne Götter verteilt waren.

## Zweites Kapitel.

# Die orientalische Geistesart und Lebensanschauung.

### I. Primitive Denk- und Schaffensart.

Allen Erzeugnissen eines primitiven Geistes klebt etwas Mechanisches, Schablonen- oder Schemenhaftes an, mögen wir nun die rohesten Kunstversuche, die einfachsten Ornamente oder plastischen Bildungen, die Schriftzüge oder einfachen Dichtungen beachten. Die Formen, die der unkultivierte Mensch seinen Werkzeugen, Geräten und Geweben gibt, überträgt er auch auf seine künstlerischen Versuche: es sind dies die in der Natur des menschlichen Armes und Auges liegenden geradlinigen, gewundenen und gebrochenen Linien. Aus solchen einfachen Linien und Formen setzt der Mexikaner und Ägypter seine Tier- und Menschenfiguren zusammen, namentlich bei jenen überwiegt das arabeskenartige ornamentale Element so sehr in den Bildern dieser Art, daß oft ganz abstruse Gestalten herauskommen. Dagegen ahmen die Ägypter, so einfach ihre Zeichnung ist, schon mehr die Natur nach. Der nun einmal angenommene Typus für Menschen und Tiere wiederholt sich in mathematisch genauer Ähnlichkeit. Wo eine Herde oder ein Saatfeld dargestellt wird, laufen alle Linien vollständig parallel, da gleicht eine Antilope, eine Traube, eine Blume der andern. Ähnlich ist es auf den bereits vorgeschrittenen babylonischen und persischen Skulpturen. Die wohlgepflegten menschlichen Bart- und Haupthaare, die Falten der Kleider, die Federn der Flügel, die Flossen und Mähnen werden durch genau parallele Striche angedeutet (s. Fig. 11 u. 18).

Diese mechanische schablonenhafte Art entspricht ganz den gesellschaftlichen Zuständen. Es ist nicht bloß der Despotismus, der alle Individuen zu einer unterschiedslosen Masse zusammenstellt, sondern schon von Natur aus sind die Charaktere ungeschieden und jeder ist ein beliebiges Beispiel der Gattung.

Wie ein Zug und ein Bewußtsein alle verbindet, das sehen wir besonders an den frühen Erzeugnissen des Volksgeistes. Alle Dichtungen

und Erzählungen entspringen dem Volksbewußtsein, und es ist kein bestimmter Autor anzugeben. Wo einer vorangeht, verdankt er die Anregung und begeisterte schöpferische Stimmung dem begleitenden Gefühle der Gesamtheit, das ihn emporhebt und trägt (S. 15). Dabei bestehen diese Geisteserzeugnisse gewöhnlich in einfacher Wiederholung gewohnter Formen und bewegen sich in einer leichten Rhythmik. Ihre ganze Form weist auf den Tanz oder die gleichartige rhythmische Bewegung des Körpers hin, nach denen sich Fall und Folge der Worte ursprünglich richtete. Daß wirklich die Metren Tanz- und Marschbewegungen ihren Ursprung verdanken, sehen wir schon an ihrer Bezeichnung: pes pada (cf. scandere, khanda). Noch heute können wir in dieser Hinsicht bei Zimmerleuten, Matrosen und andern Arbeitern beobachten, wie sie ihre gleichförmigen Bewegungen durch rhythmischen Gesang begleiten.

Die einfachste Form des rhythmischen Ganges ist Bewegung und Gegenbewegung, Satz und Gegensatz. Der Gegensatz pflegt das zu wiederholen oder zu ergänzen, was der Satz ausspricht. In einer solchen einfachen Nebeneinanderstellung paralleler Glieder besteht die poetische Form der hebräischen Litteratur, man denke an die Psalmen. Aber auch anderwärts findet sich dieser Parallelismus, z. B. in Ägypten: „Drescht, ihr Ochsen, für euch und euern Herrn, Scheffel Getreide und Stroh für euch und euern Herrn.“ Ein indianischer Gesang bei Menschenopfern lautet: „Laßt uns trinken das Blut, laßt uns essen das Fleisch der Feinde.“

Die Arier messen die Längen und Kürzen der Silben und erfinden kunstvolle Rhythmen. Wie enge diese Rhythmen mit dem Tanz zusammenhängen, zeigen die Chorlieder. Ein altes kriegerisches Tanzlied der Römer heißt: „Uns, ihr Laren, helft! Laß die Seuche, Mars, Mars, nicht einstürmen auf mehrere! Satt vom Rasen, Mars, betritt die Schwelle,. hemme die Geißel! Den heiligen Göttern ruft abwechselnd alle! Uns, Mars, Mars, hilf: Jubel, o Jubel!“ und ein altdeutscher Zauberspruch (für Verrenkungen): „Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt wären.“ Eine andere Formel (zur Erlösung von Gefangenen) endet also: „Entspring den Haftbanden, entfahr den Feinden.“

## II. Der Charakter der orientalischen Litteratur.

Unter den orientalischen Litteraturen ist die ägyptische und die assyrisch-babylonische durch ihre praktische Richtung, die indische durch ihre Stofffülle und die chinesische durch ein kindliches, beinahe kindisches Spiel und Getändel charakteristisch. Kurze und trockene Annalen, moralische Anweisungen, Gesetze und Zaubersprüche bilden einen Hauptgegenstand der Schriftdenkmale am Nil und am Euphrat. Trotz einzelner Ausnahmen fehlt der lyrischen und epischen Litteratur, so weit sie sich erhalten hat, die klare Übersicht, die sinnvolle Anordnung und die Tiefe

der Empfindung. Gleiches gilt von der persischen Litteratur. So tief hier der Gegensatz zwischen Licht und Dunkel die Herzen berührt, so wird doch das edle Korn der Empfindung in der Avesta durch eine Unmasse rituellen Stoffes erdrückt.

In der überreichen indischen Litteratur bricht zwar die Empfindung lebhaft hervor, und es ist weniger das rauhe Kriegsgefühl, als das warme friedliche Begehren nach schöner Anschauung, Genuß und Götterwonne, dem die Dichtung in ihren verschiedenen Verzweigungen dient. Allein gerade in der Wärme der Empfindung zerfließen die Gestalten, in der überschwellenden Phantasie drängt sich Bild auf Bild in verwirrender Eile und alle Farben und Umrisse verschwimmen in einer unbestimmten Masse.

Diesen Charakter tragen schon die vedischen Gedichte. Die Göttergestalten sind so zahlreich und werden so gleichartig geschildert, daß es kaum der sauersten Mühe gelingt, feste Typen und Grundzüge herauszuschälen. In der Ramayana und Mahabharata stören endlose Episoden den ruhigen Fortgang. Ein großer Teil ist so phantastisch und abenteuerlich, daß er unserem Geschmack durchaus widerspricht. Die Dramen der Spätzeit sind zwar besser, aber die Frauengestalten sind zu weich und zart und die Männer zu empfindungsvoll.

Die orientalische Litteratur stellt den ersten Versuch dar, die wirkliche Welt sprachlich zu wiederholen, alle ihre Verhältnisse in dieser idealen Form abzubilden und alle Erscheinungen sich spiegeln zu lassen (I, S. 28). Der menschliche Geist gewöhnte sich so an ein mittelbares Schauen und Hören, er erhob sich über die blöde Unmittelbarkeit und Beschränktheit des Selbsterlebens und der „praktischen Erfahrung" und begann die Wirklichkeit in sein Begriffsnetz einzufangen. Damit war für eine Theorie der Wirklichkeit, für die Philosophie der Weg geebnet, wie sie die Griechen ausbildeten.

## III. Lebensbilder aus den orientalischen Völkerkreisen.

Wir unterscheiden drei Völkerschichten: die turanisch-hamitischen Völker, die semitischen und die japhetitisch-arischen Völker (I, 46, 54). Die Turanier und Hamiten scheinen sich am frühesten getrennt zu haben. Denn wie wenigstens die ägyptische und chinesische Sprache uns belehrt, haben sie am treuesten ursprüngliche Zustände bewahrt. Ihre Sprache ist agglutinierend und ihre Religion stellt den alten Himmelsvater, der allmählich mit dem sichtbaren Himmel sich verschmilzt, an die Spitze. Bei den heidnischen Semiten geht der Himmelsgott bereits in den Sonnen-

gott über und die Arier verehren den lichten Gewittergott (Indra, Zeus, Wodan), ein Beweis, daß sie sich am spätesten von der Urheimat trennten.

Von entscheidender Bedeutung für die höhere und niedere Stellung der Völker ist ihre Auffassung und Gestaltung der Ehe. Je mehr sich die Völker der Monogamie nähern und die Keuschheit und Treue achten, desto größer und edler ist ihr Kulturanteil. Die Hamiten erbten die schamlose Frechheit ihres Urahns (1. Mos. 9, 22) und noch heute leiden sie unter diesem Erbe; bar aller idealen Triebfedern, sinnlich und niedrig gesinnt, tragen sie die Sklavenketten der Natur oder der Europäer. Die Semiten sind besser gesinnt, aber sie erlagen größtenteils der hamitischen Verführung, die orientalische Luft wirkte ansteckend, auch auf Perser und Indier. Erst die Indogermanen Europas haben die Monogamie verwirklicht, und je mehr sie dieser Einrichtung treu blieben, desto größer stehen sie in der Geschichte da. Sobald sie anfingen, die Heiligkeit der Ehe zu mißachten, wie im perikleischen Athen und kaiserlichen Rom, sanken sie und erhoben sich nie wieder. Die europäischen Völker wurden die Träger der geoffenbarten Religion, nachdem die Juden sie von sich gewiesen hatten; sie wurden die Träger des Fortschritts und der Freiheit, weil sie den idealen Trieb ihrer Brust am längsten rein erhielten.

## 1. Die hamitische Kulturwelt.

Das hamitische Hauptvolk sind die Ägypter. Wir behandeln mit diesen zugleich das turanische Hauptvolk der Chinesen, denn es scheint, daß beider Wesen verwandt ist. Schon äußerlich lassen sich beide vergleichen, ihr Typus hat manchen gemeinsamen Zug. Noch größer aber ist ihre geistige Verwandtschaft. Beider Art ist ein empfindungsarmer Utilitarismus, ein aufs Praktische, auf Naturbeobachtung und Naturbeherrschung gerichteter Sinn, ein greisenhafter Zug, der sich mit einer gewissen Kinderhaftigkeit sehr nahe berührt.[1] Trotz einzelner höherer Anläufe bleibt ihr Dichten und Denken innerhalb des moralisch Nützlichen und bei einer äußerlichen Auffassung der Dinge stehen. Die höheren Lebensprobleme haben ihre Brust nicht ernstlich bewegt und kein titanisches Ringen und Streben nach dem Göttlichen setzt sie wie Arier und Semiten in Erregung. Eine große Ruhe und Gleichförmigkeit waltet über ihrem Leben und keine gewaltigen, kriegerischen, sozialen und religiösen Umwälzungen stören den gleichmäßigen Verlauf. Mehr noch als bei den Semiten geht der einzelne in der Gattung auf und die

[1] Durch Glatze und Zopf geben sich die Chinesen noch absichtlich greisenhafte Züge.

Individualität ist gebunden. Es ragt weder ein großer Erfinder, noch ein großer Gelehrter, weder ein großer Dichter, noch ein bedeutender Denker besonders hervor und wenn dies ausnahmsweis der Fall ist, wie bei Pentaur oder Confutse, so verschwindet doch jedes individuelle Gepräge.

a) Ägyptische Kulturbilder.

1. Die Religion der Ägypter hat die deutlichsten Spuren des anfänglichen Monotheismus bewahrt. Das Totenbuch nennt den höchsten Gott mit dem geheimnisvollen Namen Nuk pu nuk, ich bin, der ich bin, wie Gott im Alten Testamente heißt: Jahve: ich werde sein, ich bin, der ich bin. Doch hat in jenem ägyptischen Ausspruch „Sein" bereits eine pantheistische Bedeutung, wie in dem Tempelspruch der Neith: ich bin das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige.

Sehr belehrend ist folgender Hymnus auf Ra: „Anbetung dir, dem Allmächtigen, dem Ursprung aller Wesen, der geboren wird als die Umhüllung der Welt, der alle Sphären beherrscht; der Vater, der sein eigener Sohn ist (d. h. er erzeugt sich selbst im Geschaffenen), der seine Glieder sich bildet und alles in sich gestaltet, der die Erde und die Unterwelt erleuchtet, und dessen Wesen Form gewinnt, der in der Erscheinung der Sonne geboren wird, der Geist, dessen Wort die Geister schafft, die sich in ihm entfalten, der zu seinem Haupt und Auge (zu sich selber) spricht (also in sich ist) . . . Er steigt hinab in die Unterwelt und seine Gestalt ist Tum, der die Pflanzen aus sich hervorsprießen läßt und seine Gestalt ist Seb (die Erde), der Große, der alles in sich ordnet, und seine Gestalt ist Nut (der Himmel), der dem Voranschreitenden nachfolgt, und seine Gestalt ist Isis (hier der Mond), der Becher der Lebenskeime, der alle Geburten in sich trägt, seine Gestalt ist Horus, der Glänzende, der im Wasser der Überschwemmung leuchtet, und seine Gestalt ist Nun (der Nil)." Ein andermal heißt es, Gottes Haupt sei Ra, Horus sein Herz, Osiris sein Eingeweide u. s. w. Der höchste Gott Amun, der Himmelsgott, geht in Ra, den Sonnengott, über (S. 116). Ein Hymnus an den Sonnengott heißt daher:

„Sei gnädig mir, du Gott der Morgensonne,
Du Gott der Abendsonne, Horus beider Welten,
Du Gott, der einzig in der Wahrheit lebt!
Erschaffen hast du alles, was da lebt;
Im Sonnenauge offenbarst du dich.
Der Herr der Anmut, Lebenswertester,
Der Leben ausstrahlt allen Menschenkindern!
Ich rühme dich, wenn abendlich es dämmert,
Wo friedvoll du zu neuem Leben stirbst,
Du scheidest unter Lobgesang im Meer,
Und deine Barke nimmt dich jubelnd auf."

Außer diesen Hauptgöttern gab es eine Reihe anderer männlicher und weiblicher Gottheiten, über deren Entstehung und Bedeutung die Meinungen geteilt sind. Am wahrscheinlichsten waren sie ursprünglich

einfache Stadt- und Gaugötter, welche man allmählich zu einer Götterversammlung zusammenfaßte, ohne daß es jedoch gelang, jedem eine besondere Aufgabe und einen besondern Charakter zu geben.

2. Nächst den Göttern wird dem König die höchste Verehrung gezollt.

Er wird angeredet: starker Stier, leuchtende Sonne, Richter der Völker oder Herr des Rechts, goldener Sperber, furchtbares Schwert und Schild des Volkes am Tage der Schlacht. „Die Wage der Gerechtigkeit ist auf deinen Lippen und deine Zunge ist das Heiligtum der Wahrheit. Wie du noch im Ei lagst, hast du schon Plane geschmiedet und wie du noch ein Kind warst, die Grundsteine des Tempels gelegt."

Ein König rühmt von sich, er habe dem Niedern und Schwachen Kraft gegeben und deshalb lebe sein Bild fort in Mitte der Menschen. Unter seiner Herrschaft sei der Nil nie ausgeblieben und das Korn sei gediehen; er sei ein Verehrer des Nepon, des Korngottes gewesen. Er habe Häuser gebaut, davon eines reich mit Gold geschmückt, dessen Dach aus blauem Stein (Lapislazuli), dessen Mauern und Gänge aus Steinen bestehen, die durch metallene Haken mit einander verbunden sind. Seine Riegel seien aus künstlich bearbeitetem Metall gemacht und jedes Haus sei so fest, daß die Zeit vor ihnen dahinschrumpft.

An den Hof führt uns der Brief eines Sendboten, welcher allerlei Hofklatsch enthält.

„Der Schreiber Roi, die Fackel des Staatsgetreidespeichers, hat nie gearbeitet, nie sich beeilt, er ist unbeweglich wie einer im Grabe." — „Der Aufseher über die Herden der Domäne, Kaso, ein Schwall von Worten, wie sehr hat er dich schon gelangweilt!" — „Kennst du nicht den Recht, diesen Weinsack? hast du dich nicht zehnmal über ihn lustig gemacht!" „Der Führer der Hilfstruppen zu Heliopolis war in seiner Jugend eine Katze, erwachsen wurde er ein Geisbock." „Du hast doch wohl von N., dem Schlemmer, gehört, der sich nie satt essen kann. Sieht man ihn des Abends im Dunkeln, so denkt man, eine Ente ist besser als er; bläst man nur gegen ihn, so fällt er wie ein Baumblatt zu Boden, und doch ist er Offizier."

In demselben Briefe werden die Mühseligkeiten des Kriegerlebens mit Laune geschildert:

„Stelle dir vor die Not eines Offiziers. Schon als Kind wird er in die Kaserne gesteckt, ein Visir und Helm bedeckt sein Haut, ein Panzer seinen Leib, durch Hiebe wird er ganz morsch. Geht es aber gegen die Feinde, so muß er sein Brot und Wasser auf den Schultern tragen, belastet wie ein Esel; bei der Heimkehr ist er mürbe, wie ein von Würmern verzehrtes Holz; wie eine ausgeweidete Gans wird er krank auf ein Lager gelegt, seine Habe auf einen Esel."

Die Ägypter waren keineswegs so todesernst, schwermütig und tiefsinnig, wie man im Angesichte ihrer Mumien, Pyramiden und Sphinxe glauben sollte. Sie liebten vielmehr den Genuß, die Tafelfreuden, Musik und Tanz. Nicht bloß erhaltene Bildwerke, sondern auch Gesänge lehren dies. Solch ein Gesang lautet:

„Siehe, die da Häuser bauten und Häuser besaßen, wo sind sie? In Tücher eingehüllt liegen sie im Grabe. Folge der Begierde nach Glück, so lange du lebst.

Gieß Öl über dein Haupt und schmücke dich mit kostbaren Metallen, der Gabe der Götter. Sei guter Dinge und genieße das Leben nach Herzenslust. Der Tag wird kommen, da niemand deine Stimme hört, wo du ruhest und selber die Stimme der Klagenden nicht hörest. Keiner der Dahingegangenen kommt zurück und keiner nimmt seine Güter mit sich."

Kein Wunder, daß der Papyrus Prisse stark gegen die Unmäßigkeit eifert: „Ein Gefäß mit Wasser lischt ja auch deinen Durst, ein Mundvoll Schunkraut stärkt auch dein Herz. — Dickleibigkeit herrscht im Hause des Bauchdieners."

3. Ins Volksleben führt die merkwürdige Erzählung von den zwei Brüdern ein:

Es lebten einmal zwei Brüder, Anepu und Satu. Der eine verheiratete sich, doch der jüngere Bruder Satu blieb im Hause, wie es auch bei arischen Völkern Sitte war (S. 10). Er half auf dem Felde und hütete die Rinder. Wenn sie abends nach Hause kamen, fanden die Tiere „den Stall aufgeputzt mit Kräutern, die sie gerne fraßen," er selbst aß am Tische seines Bruders das übliche Abendmahl. Als die Brüder einmal ackerten, schickte der ältere den Satu nach Hause, Kornsamen im Speicher zu holen. Die Frau war allein zu Hause, sie versuchte den Satu zum Ehebruch, aber er widerstand. Beschämt und wutentbrannt übte sie die bekannte Rache der Frau des Putiphar. Als ihr Mann nach Hause kam, lag sie verstört. Es brannte kein Licht im Hause und sie goß kein Wasser über die Hände des Mannes. Auf seine Frage klagte sie den Satu der Verführung an. Anepu stellte sich hierauf, entschlossen den Bruder zu töten, hinter die Thüre des Stalles, in welchen jener die Stiere treiben mußte. Als er herankam, reich mit Kräutern beladen, wie er pflegte, warnte ihn die vorderste Kuh (!) und er sah die Füße seines Bruders unter der Stallthüre. Eilends lief er davon, Anepu hinterher, doch die Hand Phras rettete ihn und es ward ihm möglich, sich vor seinem Bruder zu rechtfertigen. Er sagte ihm, sein Herz ruhe auf dem Wipfel der Akazie, wenn diese falle, müsse er sterben.

Es ist ein alter und allgemeiner Volksglaube, daß das Leben ferner Angehörigen an den Lieblingspflanzen oder Bäumen der betreffenden Personen sich spiegle oder an ihnen hafte. So steht in vorliegendem Falle das Leben des Satu mit dem Akazienbaum, unter dem er seine Hütte baute, in geheimnisvoller Beziehung.

Nach der Aufklärung des Satu kehrt der ältere Bruder nach Haus zurück, als Leidtragender die Hände aufs Haupt gelegt und mit Staub bedeckt, seine Frau aber tötete er und warf sie den Schweinen vor. Satu lebte einsam im Thal der Akazie, bis ihm die Götter ein schönes Mädchen zur Gattin gaben, schöner als alle Frauen Ägyptens. Der König bekam Kunde von ihr und zwar vermittelst einer Haarlocke, die der Fluß forttrug — ähnlich wie ein anderer König durch eine Sandale auf die schöne Rhodopis aufmerksam wurde. Da ließ nun der König die Frau des Satu holen und vermählte sich mit ihr. Diese aber wollte ihren frühern Bund lösen und sann auf den Mord Satus.

Eine Schar Bewaffneter wurde ausgesandt, um den Akazienbaum zu fällen, an den das Leben Satus geknüpft war. Satu starb, sein Bruder fand ihn auf Matten liegend und trug ihn nach Hause. Sein Herz aber war nicht in ihm, Ampu fand es erst, als die Seele sich sehnte, aus den „himmlischen Sphären" wieder die Erde aufzusuchen — die Seelen konnten ja verschiedene Zustände durchmachen. — Da wurde das Herz von dem Bruder belebt und die Mumie erzitterte und schlug die Augen auf. Der Bruder brachte zu trinken und sie umarmten sich. Doch blieb Satu nicht in menschlicher Gestalt, sondern wurde ein Apisstier. Als solcher verehrte ihn der König und das ganze Land, auch die Königin, seine untreue Frau und er offenbarte sich ihr. Da ward er auf deren Anstiften getötet, doch aus seinen Blutstropfen erstanden zwei Bäume, in denen nun Satu lebte, und als auch diese auf Anregung der Königin umgehauen wurden, fuhr er als Splitter in die Königin und kam als Königssohn zur Welt.

So wurde Satu zuletzt noch König und sein Bruder folgte ihm.

Die Seele durchwandert hier verschiedene Gestalten, zuerst Mensch wird sie Stier, dann Baum, Splitter und Kind. Freilich war das nicht eigentliche Seelenwanderung, von den Göttern verhängt, immerhin war aber der Seelenwanderungsglaube die Bedingung für Entstehung der vorstehenden Erzählung. Zugleich sehen wir, wessen man die Frauen für fähig hielt. Die eine verführt zum Ehebruch und wirft den Verdacht auf den unschuldigen Teil, die andere verläßt den Mann und sucht ihn um jeden Preis aus dem Wege zu räumen. Doch werden die Frauen auch verherrlicht. Sie heißen Lilien, Palmen, deren Frucht die Liebe ist, Gärten, bepflanzt mit Blumen und süßduftenden Kräutern. Eine Mutter „sammelt ihre Jungen, wie die Henne die Küchlein."

### b) Kulturbilder aus der chinesischen Litteratur.

Wir führen hier einige Proben der Litteratur der Chinesen an:

1. Der Schiking schildert einen Kriegszug also:

„Fang-Schu, der Feldherr, führt sein Heer,
Dreitausend Wagen oder mehr . . . .
Die bunten Rosse zieh'n mit Braus
Die Reihen viergespannter Wagen,
Rot ist bemalt der Wagenrand,
Das Innere reiche Mattenwand
Die Köcher sind von Fisches Fell,
Der Rosse Nacken tönen hell,
Von Zaum und Zügel goldbeschlagen.
. . . . . . . . . . . . . . .
Wie strahlet Glanz sein Wagen aus!
Und seine Klingeln geh'n klingklang. . . .
Es tönet laut der Trommeln Braus
Und wohlgeschart zieh'n alle Scharen.

Zum Angriffszeichen gnüget schon
Den Mut'gen ein gelinder Ton.
Doch soll's des Rückzugs Zeichen sein
Und soll'n wir ihm Gehör verleih'n,
So dürft ihr nicht die Trommel sparen.
Ihr Leute von Man-King, seid wild, unbändig,
Das große Reich bekämpft ihr unverständig.

Fang-Schu, bewährt in seinem Thun, besiegt sie in raschem Anlauf und
Erschrocken kam das Volk Man-King,
Des Reichs Befehle zu empfangen.
Der Trommelschlag klang dumpf und bang;
Heim zog das Heer mit munterm Klang."

Wie prunkvoll die Zurüstung, wie kleinlich eitel das kriegerische Selbstbewußtsein und wie schrecklich der Eindruck dieser täppischen Heeresmasse auf die Feinde! Die Helden sind altklug kindisch, die Krieger feige aufgeblasen. Die Soldaten klagen: „Als wir zogen aus, standen schön die Saaten, kommen wir nach Haus, sind sie schlecht geraten. Lange Reise, schmale Speise! O was ich ertrug an Ungebühren, seit man führen mich das Schwert ließ statt den Pflug!" „Wo ist ein Mann hier, dem sein Weib nicht fehlt, zu Menschen sind wir nicht gezählt? Besser haben es Tiger und Elefanten, da sie nicht in einem fort durch Wüsten laufen müssen."

2. Bezeichnend für den die Ahnenverehrung emsig pflegenden und mit Glöckchenspiel tändelnden Sinn der Chinesen sind folgende Verse:

„Glockenspiele sind im Gang,
Hoai, der Fluß, ergießt die Wellen;
In der Festlust Überschwang
Muß mein Herz ein Kummer schwellen;
Weiser Alten muß ich denken,
Daß sie starben, muß mich kränken."

3. China ist nach Hübner das klassische Land der Bureaukratie, einer bevormundenden schablonenhaft arbeitenden Verwaltung. Die Mandarinen müssen nicht nur für Recht und Gerechtigkeit, sondern auch „für die Lebensbedürfnisse des Volkes sorgen," „aus dem Kaiser einen Yao (Kaiserideal) machen" und ihn „Tugend lehren." Sie sind vielbeschäftigt und daher klagt ein Beamter: „Die Staatsdienste, alle auf mich gehäuft, ersticken mich und kehr ich dann von außen heim, steh'n meine Hausgenossen rings und zwicken mich. Genug davon! Denn oh, des Himmels Fügung macht es so; was ist zu sagen, oh!" Ein anderer fühlt sich in seiner Provinz vereinsamt und gedenkt seiner fernen Amtsgenossen, „daß regengleich die Thränen fallen."

## 2. Die semitische Kulturwelt.

Die Semiten sind von einem wärmeren Lebensgefühle, größerer Regsamkeit und zusammenhaltender Energie erfüllt, als die Hamiten. Das Individuum ist schon mehr auf sich selbst gerichtet, es ist selbstbewußter und selbstsüchtiger, als dort — daher der semitische Handelsgeist. In der Weltauffassung treten einheitlichere Gesichtspunkte und eine

zusammenfassende Macht des Gemütes hervor; in der Religion herrscht daher ein energischer Trieb nach der Gottes- und Welteinheit.

Auch gegenüber den Japhetiten beweist sich das Seelenleben der Semiten als subjektiver und konzentrierter. Der Semite kennt nicht jenes selbstlose Interesse an der Wirklichkeit, an der Natur und Mitmenschheit, wie sie den Arier auszeichnet. Schönheit und Wissenschaft ist ihm nicht Selbstzweck, und anstatt ein Spiegel der Dinge zu sein oder die Natur und Geschichte nach möglichster Treue abzubilden, wird die Dichtung zum Gefäß eines rege strömenden Gefühlsergusses, und nur soweit die Empfindung durch Thatsächliches bewegt ist, wiederspiegelt sich auch die Wirklichkeit.

### a) Kulturbilder aus Assyrien und Babylonien.

In der Urheimat der Semiten tritt schon mehr die auf das Einzelne und Individuelle gehende Skulptur in den Vordergrund. Bei aller schematischen Behandlung der Figuren drängt sich ein Zug nach besserer Charakterisierung vor. Während die Ägypter mehr nur die Umrisse gaben, sind hier die Gestalten besser modelliert, gedrungen und lebensvoller.

Die Religion dient der Selbstsucht und Sinnlichkeit, sie setzt sich aus trüber, düsterer Magie und ausschweifender Lustbarkeit zusammen. Das Göttliche wird in den Gestirnen, vor allem in Sonne und Mond angeschaut. Ein ausführlicher Mythus sucht sich das Verhältnis dieser beiden Gestirne zurecht zu legen. Während arische Völker im Mond (Selene-Artemis) eine spröde Schöne sehen, welche jeder Verbindung auswich, dachten die Babylonier, der Mond — Istar — laufe dem Geliebten, der Sonne — Izdubar — vergebens nach, eine Anschauung, welche ganz den Lebensgewohnheiten entspricht, wie sie Herodot schildert (I, 199, 196).

1. Istar sprach zu Izdubar: „Ich will dich nehmen zum Gemahl, du sollst fahren in einem Wagen von Ukni-Stein, golden ist sein Gestell und glänzend seine Deichsel. Fürsten sollen deinen Fuß küssen.“ Da sprach Izdubar: „Herrin, ich kenne dich aus alter Erfahrung, düster ist deine Wohnstatt. Wehklagen hast du angestellt um Dumuzi (Thammuz oder Adonis) und doch hattest du ihn mit deinem Becher vergiftet. Einen Adler hattest du lieb und zerbrachst seine Schwingen, einen Löwen und du brachst seine Zähne aus, ein Lieblingsroß, das trank einen Zug und mit Fieber war es vergiftet! Den Verwalter deines Vater liebtest du und bereitetest ihm ein Mahl, er aber wollte nicht essen, sonst müsse er schlechte und verfluchte Speise nehmen und tausend unreine Dinge, womit Istar sie vergiftet. Da machtest du ihn zu einem Stein.“

2. Aus Rache für verschmähte Liebe sendet Istar einen gewaltigen Stier, doch Izdubar besiegt ihn, und das Volk jauchzt ihm zu. Da

beschließt sie gekränkt, die Erde zu verlassen; sie beraubt die Welt aller Liebe und geht in die Unterwelt ein, — als Mondgöttin auf nächtlicher Fahrt auf der dunklen Himmelshalbkugel.

Die Unterwelt ist ein Haus des Hungers, wo Staub die Nahrung ist und Speise Kot, sie hat einen Eingang und keinen Ausgang und niemand kann dort umwenden. Licht wird hier nimmer geschaut, im Dunkel weilt alles; Geister schwingen dort, wie Vögel, ihre Schwingen, Thore und Pfosten deckt ewiger Staub. Da sie am Thore der Unterwelt anlangt, ruft sie dem Wächter zu: Du Wächter der Wasser, öffne dein Thor oder ich zertrümmere die Pforte, zerbreche die Riegel, erstürme den Eingang. Es wird ihr geöffnet, aber sie muß am Thore nacheinander ihre Krone, ihre Ohrringe, ihr Halsgeschmeide, ihren Prachtmantel und Leibgürtel, ihre Arm- und Fußspangen und zuletzt ihr Wams ablegen. Während Istar unten weilt, ist auf Erden die Liebe verschwunden und die Götter beschließen, den Befehl zu ihrer Rückkehr zu geben. Bei ihrer Rückkehr empfängt sie wieder ihre Kleider und ihren Schmuck.

3. Izdubar kommt jetzt in große Bedrängnis. Er muß als Sonnengott gefährliche Tierkreise durchlaufen, mit Löwen und Stieren ringen, Ungetüme besiegen, auf die Inseln der Seligen vordringen und Wüsten durchwandern und wird zuletzt von einer ekelhaften Krankheit heimgesucht. Izdubar ist das Vorbild des griechischen Herakles; die Mythen, die von diesem handeln, wurden durch Phöniker aus Babylonien vermittelt.

Wir sehen hier deutlich, wie der Lauf des Mondes und der Sonne zu einem ausgedehnten Mythus Anlaß gab. Die Erzählung ist eine einfache Erweiterung dreier Gedanken: 1. die verschmähte Liebe der Istar, 2. die Racheflucht der Istar, 3. der Strafweg Izdubars.

Die assyro-babylonische Litteratur berührt sich häufig mit der Bibel, besonders merkwürdig aber ist die Schöpfungs- und Sintflutsage, wie sie mit einigen Abweichungen sowohl von dem griechischen Schriftsteller Berosus als den neuentdeckten Keilschriften berichtet wird. Der Schöpfungsbericht ist kurz folgender:

„Vor alters gab es nicht Himmel und Erde, ein leerer Abgrund öffnete sich, das war ihr Ursprung. Ein Chaos war das Meer, das alles erzeugte, eine Finsternis ohne Lichtspalt, ein Sturmwind sonder Ruh." Daran läßt sich ein anderer Bericht anschließen, wonach der Gott der heiligen Lieder einen Geisterchor berief. Doch sie störten die Harmonie, und der Gott mit der strahlenden Krone stieß in die Posaune, und die Geister wurden zu den „Göttern, die ihm feind waren," geschafft.

In der Sintflutsage heißt es u. a.:

Als die Flut hereinbrach und alles Volk verschlang, wehklagte Istar, wie eine Kreißende, und die Götter weinten auf ihren Thronen. In einzelnen Fristen sandte Xisuthrus eine Taube, eine Schwalbe und endlich einen Raben aus; dieser sah die Leichen auf dem Wasser, fraß daran, schwamm und wanderte fort. Nachdem Xisuthrus die Arche verlassen, opferte er und die Götter kamen beim Dufte, wie Fliegen, zum Opfer.

Die Gebete der mesopotamischen Semiten erinnern dann und wann an die Psalmen:

Der Götter Zorn hat mich getroffen mit Trübsal, mit Krankheit und Bekümmernis. — O Herr, laß deinen Diener nicht sinken! In den Wassern der tosenden Flut ergreife seine Hand! Die Sünden, die er begangen, wandle du in Gerechtigkeit."

Merkwürdig ist das Gebet für einen Sterbenden: In seines Leibes Wohnung liegt er gefährlich krank. Doch Istar, die in ihrem Hause seinetwegen bekümmert ist, steigt nieder von dem Gebirge, das noch kein menschlicher Fuß betrat. An der Pforte des kranken Mannes erscheint sie; der kranke Mann lauscht: „Wer ist dort? Wer kommt? Istar ist's. . . . Merodach ist's. Sie treten hin zum kranken Mann, sie bringen eine Trinkschale aus dem himmlischen Schatze, aus dem luftigen Sternpalast. In die kostbare Schale gießen sie funkelnden Trank. Empor walle nun dieser Gerechte! er leuchte wie diese Schale! . . . Wie reines Silber schimmere sein Gewand, wie Goldes Glanz erstrahle er! Zur Sonne, dem höchsten der Götter, steige er empor."

Ansprechend ist hier der Gedanke, daß die Götter, vor allem Istar (der Mondgott ist auch anderwärts Seelenführer) dem Sterbenden zu Hilfe kamen und ihm einen belebenden Trank und verklärenden Glanz gaben.

### b) Die Kultur Israels.

#### α) Land- und Wirtschaftsbilder.

1. In Denk- und Lebensweise der Israeliten öffnet die hl. Litteratur, besonders in ihrer Bildersprache, den hellsten Einblick. Es ist dabei merkwürdig, wie sich mit dem idealsten Flug der Gedanken und dem tiefsinnigsten Inhalt die klarste und nüchternste Auffassung der Wirklichkeit verband. Der ganze Schauplatz des Lebens liegt klar vor unsern Augen: wir schauen den Tabor, den hohen unter den Bergen, und im Hintergrund den Libanon mit seinen Cedern und Türmen, den cypressenreichen Hermon und den Basan mit seinen Eichen und fetten Stieren. Wie morgenfrisch liegen die Berge da im Dufte und Taue des Frühlings! Großartig ist das Schauspiel, wenn der Herr die Berge berührt und Wolkenrauch emporsteigt oder wenn er den Sinai und Karmel mit Wolken umkleidet und Blitze hervorleuchten läßt. Im Süden türmen sich die edomitischen Gebirge mit ihren Felsenhöhlen und Adlernestern auf (Abb. 1, 3. 4.). Gar weich und einschmeichelnd weht der Südwind, das sanfte Säuseln, in dem Jehova sich dem Elias offenbarte, aber auch gewaltig und mächtig kommt Gott in den Winden vom Berge Pharan her, scharf und schneidig stürmt der Nordwind gleich dem Antlitz eines betrübten Mannes (Spr. 25, 23).

Über dem Meere hat Gott das Erdreich befestigt und ihm seine Grenzen gesetzt. Das Meer stürmt und rauscht dem Herrn zu Ehren (Ps. 92). Gott bändigt es wie Pferde oder Drachen, wenn sie gegen ihre Grenzen rennen und Job fragt, ob ihn Gott für ein Meer halte, daß er auf ihn so heftig einstürme (7, 12). Dem bittern Meere mit seiner Tiefe vergleichbar ist ein gewaltiger Schmerz (Klagl. 2, 13).

Das Land wird vom Jordan und vom Kison durchströmt und zahlreiche kleinere Bäche durchschneiden es. Mit Wohlgefallen ruht das Auge des Dichters auf den Wassern; das erfrischende kühlende Naß ist im heißen Klima eine erquickende Gottesgabe. Schilfrohr schwankt am Flußufer wie ein unbeständiger Mann oder es steht da festgewurzelt, fruchtreich ein Baum, dem Gerechten vergleichbar (Ps. 1, 3). Klar wie ein Auge leuchtet der Fischteich Hesebons und stille fließen die Wasser Siloas. Lieblich ist der Schatten unter den Terebinthen Mamres und bedeutsame Erinnerungen knüpfen sich an ihn. So sind auch die Klageeichen, unter denen die Amme Isaaks liegt, und die Palmen der Richterin Deborah weithin berühmt.

Wenn die „Blumen des Feldes," die Lilien, Rosen, der Granatbaum, der Balsamstrauch, die Narde und Myrrhe im Frühjahr aufblühten, muß das ein herrlicher Genuß für das Gesicht und den Geruch gebildet haben und wir begreifen ganz den freudigen Ausruf:

„Der Winter ist vorüber, der Regen hat aufgehört und ist vergangen; die Blumen sind erschienen im Lande . . . der Feigenbaum brachte seine Knoten hervor und die blühenden Weinberge gaben ihren Geruch."

Wohl kennt man auch die Distel, den Dornbusch und die Nessel, und wo sie wachsen, ist es ein Zeichen der Verwilderung und Verwüstung. Wie Disteln und Dornen werden die Gottlosen ausgerottet (2 Sam. 23. 6). Doch die Saatfelder und Weinberge überwiegen und wo kein Feldbau besteht, da gibt es Milch und Honig.

Groß ist der Reichtum an allerlei Tieren.

Der Esel wird gerühmt ob seiner Stärke, das Reh ob seiner schlanken, leichten Gestalt, die Taube ob der Schönheit ihrer Augen, die Henne und Bärin ob ihrer Mutterliebe. Man wünscht sich die Flügel des Adlers oder der Taube und vergleicht den Durst nach dem Höchsten mit dem Durst des Hirsches (Ps. 41, 1). Der Hengst und das fette Kalb (Jer. 50, 11) ist Gleichnis der Geilheit und Üppigkeit und die störrige Kuh Bild des Ungehorsams.

Man macht Jagd auf die Tiere mit Pfeil, Bogen und Netzen. Ein böser Mund entsendet die Worte wie Pfeile und ein verführerisches Weib wirft ihr Netz aus. Wie von einem Pfeil durchbohrt, seufzt der Schuldbewußte und starken Pfeilen gleich kämpfen und schützen die Söhne den Verfolgten (Ps. 126, 4).

Vögel fing man in der Schlinge; der Gottlose ist wie ein Vogelsteller und dem Vogel im Stricke oder dem Fische am Hamen gleicht der von Gott Bestrafte (Pred. 9, 12). Am schwierigsten hielt man die Jagd auf Rebhühner und gebrauchte diesen Ausdruck für aussichtsloses Unternehmen (1 Sam. 26, 20).

Die Viehzucht erstreckte sich hauptsächlich auf Schafe und Rinder. Das Rind kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn, heißt es bei Isaias. Der falsche Schafhirt verzehrt die Milch und schlachtet das Gemästete, der gute aber sucht die verirrten Tiere auf (Ez.) und leitet sie mit dem Stabe Huld. Der Arme in Nathans Parabel (2 S. 12) läßt sogar sein einziges Schäfchen von seinem Brote essen, von seinem Becher trinken und in seinem Schoße schlafen. Dagegen verstummt das Lamm vor dem, der es scheert, vor dem Schlächter und der Schlachtbank (Jes. 53, 7).

2. Das schönste Erzeugnis des Landbaues ist Öl, Wein und Korn und Isaak wünscht daher dem Jakob Fülle des Kornes und Weines von der Fettigkeit der Erde. Öl und Wein hatte festlichen Klang im Ohre des Juden und war ihm das köstlichste Gut.

Einen Weinberg beschreibt einmal Jesaias.

Er liegt an einer fetten Berghöhe, der Besitzer gräbt ihn um, verwahrt ihn mit Steinhaufen, bepflanzt ihn mit edlen Reben, baut einen Turm in seiner Mitte und gräbt einen Keltertrog darin aus und wartet, wie die Trauben ausfallen. Es ist höchste Freude und höchster Jubel, wenn die Weinlese ergiebig ist. Wenn der Weinberg aber Herrlinge bringt, ist Trauer, und wenn er in seiner Unfruchtbarkeit fortfährt, wird die Wand weggenommen, die Verzäunung weggerissen, der Boden wird nicht mehr aufgehackt, und die Rebe nicht mehr beschnitten, Dorn und Gesträuch wächst darin auf. In der Verwüstung bleibt kaum noch übrig eine Hütte im Weinberge und eine Nachthütte im Kürbisgarten (Jes. 5, 2; 1, 8), ja nicht einmal ein Rebholz, um einen Nagel daraus zu machen (Ez.).

Besonders groß ist der Gleichnisvorrat aus dem Getreidebau. Vor allem erhielt säen, schneiden und dreschen metaphorische Bedeutungen. „Die mit Thränen säen, werden mit Jubel ernten, weinend geht der Sämann und jubelnd kommt er seine Garben tragend“ (Ps. 125). Pflug und Sichel ist das Symbol friedlicher Thätigkeit, im Kriege muß man sie zu Schwertern und Lanzen umschmieden (Joel 3, 10; Jes. 2, 4). — Nicht selten fällt die Ernte Heuschrecken oder Feinden anheim, die noch ärger hausen als Heuschrecken und „auf der Mauer herumlaufen und durch die Fenster steigen, wie Diebe“ (Hosea).

Mit kühner Wendung spricht der Prophet von einem Säen des Windes und Ernten des Sturmes. Ein mit Heu oder Korn beladener Wagen knarrt und seufzt wie ein bedrückter Mann (Am. 2, 13). Das Schneiden mit der Sichel, das Dreschen galt, wie das Austreten des Weines für ein Sinnbild strafender Thätigkeit. „Israel wird die Völker zerdreschen wie ein Stier mit eisernen Hörnern und ehernen Klauen.“ Da die Sklaverei unbedeutend war, hielt man häufig Lohnarbeiter. „Der Knecht sehnt sich nach dem Schatten und der Tagelöhner nach dem Ende seines Werkes“ (Job). Häufig erwähnt Jesus der Tagelöhner (mercenarii).

Die Überbleibsel der Frucht-, Öl- und Weinernte gehörte dem Armen und Jesaias charakterisiert die durch Jehova zu verhängende Armut, es werde sein wie wenn einer in der Ernte auffsammelt, was übrig blieb, eine Beere vom Weinberg und zwei oder drei Oliven vom Baume (17, 5).

Das Säen, Schneiden und Dreschen erhält im Mahlen, Backen und Kochen eine Forsetzung.

Das Mahlen des Kornes hielt man für eine erniedrigende Thätigkeit der Mägde und wurde häufig mit unsittlicher Anspielung gebraucht. Man hieß die Zähne die Mahlenden. Wo der Laut der Mühle und das Licht der Lampe erlischt, herrscht äußerste Not (Jer. 25, 10).

Das Brot buk man unter Asche (panis subcinericius) oder sogar unter Rindermist. Mit einem nächtlichen Backen vergleicht einmal Hosea

(7, 6) die heimliche Verschwörung gegen den König; wenn der Bäcker den Aschkuchen nicht wendet, verdirbt er, wie Israel in seinem Feuer (ib. 8).

Zum Kochen benutzte man Töpfe aus Thon und eherne Kessel. Das Krachen und Prasseln der Dornen unter dem Topfe verglich der Prediger mit dem Lachen der Thoren (7, 7).

Wie das Feuer den Topf, so entfärbt die Angst den Menschen (Joel 2, 6) und das Gesicht der Bedrängten ist schwarz, wie das Kochgefäß (Nah. 2, 10). Den Topf zum ehernen Kessel zu gesellen hielt man für ungeeignet. „Stoßen sie aneinander so zerbricht der Topf," gleich dem Armen, der sich mit dem Reichen verbindet (Sir. 13, 3). Wie man das Fleisch im Topfe und Kessel zerstückt, sagt Michäas (3, 3), so fressen die Fürsten das Fleisch des Volkes, streifen die Haut ab und zermalmen das Gebein.

Unter den Handwerkern ist es besonders die Töpferwerkstätte und die Eisenschmiede, von der Beispiele entlehnt werden. Der Ofen erprobt das Werk des Töpfers (Sir. 27, 6) und reinigt Silber und Gold; so reinigen die Leiden den Gerechten und entfernen die Schlacken der Sünde.

### β) Sittenbilder.

Das Volk Israel wird von den hl. Schriftstellern gerne mit einer Jungfrau verglichen, die Gott herrlich erzieht, aber die fällt und Schande sich zuzieht. Besonders ausführlich schildert Ezechiel, wie Gott die Jungfrau sich erzieht.

„Am Tage, wo du geboren wurdest, heißt es, da wusch man dich nicht mit Wasser, daß du heil würdest, und rieb dich nicht mit Salz und wickelte dich nicht in Windeln. Aber ich Jehova ging an dir vorüber und sah dich in deinem Blute liegen und sprach: lebe! . . . Und du nahmest zu, tratest in die Reife und erlangtest den weiblichen Reiz; aber du warest nackt und ich breitete meinen Mantel über dich. Ich wusch dich mit Wasser und salbte dich mit Öl. Mit bunten Gewanden bekleidete ich dich und zog dir rotlederne Schuhe an und bedeckte dich mit einem seidenen Schleier. Ich zierte dich mit Geschmeide, legte Spangen um deine Arme und eine Kette um deinen Hals. Auch gab ich dir einen Ring an deine Nase und Ringe an deine Ohren und eine schöne Krone auf dein Haupt. Du aßest Semmeln, Honig und Öl (16). So wurde Israel ein schönes Stirnband, eine Krone in Gottes Hand (Jes. 62, 3).

Schön sind die Zelte Israels (4 Mos. 24, 5) und sein Volk ward so zahlreich, daß es die Zeltstelle ausdehnen, die Seile verlängern und die Pflöcke weiter stecken mußte (Jes. 54, 2).

Aber Verderben zog ins Volk ein und die Tochter Israel ist so unrein geworden, daß keine Lauge sie abwüsche und nähme man auch viel Seife dazu (Jer.) Die Reichen und Vornehmen bedrücken das Volk. „Sie schwelgen auf ihren Lagern, essen täglich den Festbraten, trinken Wein aus Humpen und singen zum Klange der Harfe. Sie salben sich mit dem besten Öl und schlafen auf elfenbeinernen Betten" (Amos).

Das Beispiel der Großen fand bei den Niedern Nachahmung. Der Spruchdichter bringt eine hierhergehörige Darstellung:

„Im Dunkel der Nacht sieht der Dichter durch die vergitterte Fensterluke seines Hauses, wie der thörichte Jüngling von dem Weibe im Hurenschmuck bestrickt und gefangen wird, und „der Thor weiß nicht, daß er in Fessel gelegt wird, bis ihm ein Pfeil durch die Leber geht" — bald sitzt das thörichte Weib voll des Schreiens und der Lockungen in der Thüre ihres Hauses auf einem Stuhle am hohen Orte der Stadt, um den Vorübergehenden zu rufen zum gestohlenen Wasser und zum heimlichen Brote, während die Weisheit im Innern waltet und hoch erhaben über irdischem Getriebe in Gott sich erfreut (9, 1; 8, 30). Aber die Weisheit nimmt den Kampf mit der Thorheit auf. Sie hat sich ein Haus gebaut und sieben Säulen ausgehauen; sie richtet Fleisch und Wein, trägt Tische herbei und läßt durch die Mädchen zu dem auf ein Friedopfer folgenden Mahle einladen. Doch ihre Stimme erschallt auch auf der Gasse, „an der Ecke der Heerstraße ruft sie und spricht an den Thoreingängen der Stadt," wo das neugierige Volk sich gerne versammelt.

Dem verdorbenen Volke Israel droht der Prophet, daß seine Riegel und Thore zerbrochen werden sollen. Es solle kahl geschoren und seines Schmuckes und Gürtels beraubt werden.

### γ) Die Religion Israels.

Die Religion Israels ragt unter allen übrigen Religionen hervor, sie ist ganz anderer Art und ganz anderen Geistes als diese und weist daher auf eine höhere Quelle hin. Statt der Göttervielheit wird hier Gotteseinheit strenge festgehalten, das Göttliche wird nicht mit dem Natürlichen vermischt, sondern über dasselbe hinausgehoben und von ihm alles Leidenschaftliche ebenso ferne gehalten wie Dunkel und Finsternis. Von ihm ist alles abhängig, weil auch erschaffen; er ist ein reines lauteres Sein (Jahve), rein und heilig, und duldet daher nichts Unreines, ein bildloser, unschaubarer, geheimnisvoller Gott, von dessen Kleid nur der Saum das Auge Mosis trifft. Kein Bild und kein Symbol vermag sein Wesen erschöpfend darzustellen. Daher heißt es: „Wem wolltet ihr mich vergleichen, dem ich ähnlich wäre, spricht der Heilige" (Jes. 40, 25). Sonne und Mond treten in ihre Wohnungen (Hab. 3, 11), erbeben, erröten und erblassen vor ihm (Joel 2, 10) und die Erde zerfließt vor seinem Glanze. Die Völker sind vor ihm wie ein Tropfen am Eimer, und Israel trug er wie ein Adler seine Jungen.

Freilich auch dem Israeliten diente das Sinnliche und Natürliche zum Sinnbilde und zur Hülle Gottes (S. 13). Aber einer Verschmelzung der natürlichen Erscheinung und Gottesvorstellung war dadurch vorgebeugt, daß er sein Kleid gleichsam wechselte. Bald erscheint er im Feuer, und

ein Ofen oder Dornbusch oder eine Rauchsäule bildet die Form und Unterlage seiner Offenbarung, bald deutet das Säuseln der Luft das Nahen des Herrn. Die Propheten schauen ihn sitzend auf erhabenem Throne, umgeben von Seraphim (Jes. 6), sie sehen ihn als den Alten der Tage, der dem Menschensohne Macht gibt (Dan. 7, 13) — sein Kleid war weiß wie Schnee, die Haare seines Hauptes wie reine Wolle, sein Stuhl lauter Feuerflammen, des Stuhles Räder brennend Feuer oder er fuhr einher auf den Flügeln der Cherubim, in der Gestalt eines Menschen, Löwen, Rindes und Adlers, und das Ganze machte von ferne den Eindruck einer Feuerwolke (Ez. 1, 4.). Aber immer wechselte er die Erscheinung, damit sich an keine eine abgöttische Verehrung knüpfe. Erst in Christo gewann die anthropomorphe Offenbarung eine dauernde Gestalt und die menschliche Gotteserscheinung, die ein historisches Leben vollendete, selbständige Bedeutung.

In seinem Benehmen gegen die Menschen ist er eben soweit entfernt von tyrannischer Willkür, als weichlicher Nachsicht. Er ist nicht parteiisch und nimmt keine Geschenke an (5. Mos. 10, 17). Zwar wählte er frei seine Werkzeuge und erinnert Israel daran, daß er es nicht berufen hat wegen seiner Zahl und Macht, sondern weil es das unbedeutendste unter den Völkern ist (5. Mos. 7, 7). Wen er erwählt hat, den hegt und pflegt er wie die Amme den Säugling stillt und die Mutter ihres Kindes nicht vergißt. Aber dem sündigen Menschen wird das Licht Gottes zum Feuer und wer neugierig den geheimnisvollen Schleier heben möchte, dem wird er zur verzehrenden Flamme (Jes. 10, 17; 2 Mos. 33, 20). Ohne die Gnade verschmachten die Seelen vor ihm (Jes. 57, 16). So mannigfach die Lebensäußerungen Gottes sich nach außen gestalteten, so bunt und farbenreich sein Gewand war, nach innen zu war es nur eine starre Einheitsform, welche alles weitere Denken abschnitt und die Einbildung zur Ruhe verwies. Dabei beruhigte sich nun aber die Betrachtung nicht und es beginnen daher frühe Versuche, die strenge Einheit durch Unterscheidung des Angesichtes und des Wortes, des Herrlichkeitsglanzes (Kabod), der Kraft und des Geistes Gottes zu beleben. Hier trat nun besonders die Weisheit hervor. Diese ist gleichsam der Grundriß der Welt, in welchen Gott wie in einen Spiegel schaut, Gott hat sie gesalbt wie eine Königin und sie war bei der Weltschöpfung als geschickte Künstlerin thätig (vgl. mehr I, 133).

Im Lichte seines Gottesbegriffes enthüllte sich dem Israeliten der geheime Sinn seiner Geschichte. Glück und Unglück erhielt höhere

Bedeutung und das Wehe des Schicksals einen versöhnenden Nachklang. Vergangenheit und Zukunft gewinnt einen ganz anderen Wert, als selbst bei den geistig und geschichtlich so hochstehenden Griechen. Die äußersten Enden der Bahn, welche Erinnerung und prophetischer Zukunftsblick umfaßt, sind vom Glanze göttlicher Offenbarung bestrahlt. Die Überlieferung der Vergangenheit und die Hoffnung der Zukunft erheben selbst im Dunkel der Gegenwart; Anfang und Ende, der Ausgang und Zielpunkt der Bewegung gibt auch der Mitte einen höhern Schwung. Das Menschenwesen gewinnt durch diese Religion einen viel höhern Wert, als in den naturalistischen Anschauungen des Heidentums. Die gedrückten Existenzen, Frauen, Sklaven, Fremdlinge, Witwen und Waisen, Kranke und Aussätzige haben Rechte und Ansprüche, die im Altertum sonst alle Welt mißachtete. Hier galten die Menschenrechte Jahrtausende vor ihrer Kodificierung. Kein Wunder, daß diese Religion, die das Siegel der Wahrheit auf der Stirne trug, nach Abstreifung des Nationaljüdischen weltbeherrschend wurde!

### 3. Die arische Kulturwelt.

Die Indogermanen sind die Träger der Fortschritts- und Freiheitsideen. Ein idealer Trieb, ein Drang nach Vervollkommnung, nach vollendeter Schönheit und Größe erfüllt ihr Streben und spricht sich am schönsten in ihrer Religion aus. Jene idealen Gestalten voll Glanz und Herrlichkeit, wie die Sonnenhelden Karna, Arjuna, Rama — Feridun, Rustem, Sijawusch — Apollo, Achilleus, Bellerophontes, Meleager — Baldur, Siegfried sind den Chamiten und Semiten unbekannt. Die meisten dieser Helden starben nach der Sage früh, sie durcheilten im Fluge ein bewegtes Leben, siegten über Nacht und Finsternis und verbreiteten den Sonnenschein des Friedens und der Wohlfahrt über die Länder. Im Gewitter- und Jahresmythus legten die arischen Völker ihre Weltansicht nieder. Es wechseln ihrer Ansicht nach die Helden- und Götterzeiten, wie die Jahre kommen und gehen. So rasch wie der Blitz ist oft die Erscheinung des glücklichen Helden und neue Nacht deckt die Erde, wenn sie vorüber ist. Auch Jupiter und Wodan müssen einst ihre Herrschaft aufgeben und neuen Göttern Platz machen.

Der Edelsinn der arischen Völker, namentlich in Europa hängt ohne Zweifel mit ihrer Achtung der Keuschheit und dem prinzipiell monogamischen Charakter der Ehe zusammen. Keuschheit bewahrt den Lebensmut, und die Arbeitslust macht frei, fröhlich und gesund. Aller-

dings haben sich nicht alle arischen Völker rein und gesund erhalten, namentlich über die orientalischen Arier geriet das Verderben, allein auch diese zeichnen sich vor den übrigen Orientalen durch einen gewissen Idealismus aus und verdienen daher in Verbindung mit Griechen und Römern behandelt zu werden.

### a) Kulturbilder aus Indien.

#### α) Vedische Zeit.

Der größte Schatz des Inders in der vedischen Zeit, gleichsam der Mittelpunkt seines Lebens, waren seine Kuh- und Rinderherden. „Die Kühe machen das Haus glücklich" und die Rinderstimme ist „Glück bedeutend." Indra ist der höchste Gott; „was die Rinder hier (auf Erden), das, ihr Leute, ist Indra (im Himmel)." Von seinem Hirtenstandpunkt aus kennt der Inder nur eine Form des Reichtums, der Herrschaft und des Machtgebietes: der Herr, Hüter und König ist Rinderhirt (gopa), reich ist, wer Rinder hat (gomant), das Gemeindegebiet ist Rinderweide (gavyûti); die Familie und das Geschlecht wird nach der Rinderherde bezeichnet (gotra). Ein starkes Begehren, namentlich auch die Kampfbegierde kann nur den Rindern gelten (gavishti).[1]

Der Kuhstall ist es, „wovon vorab die menschliche Gemeinschaft lebt." Die Milch, in allen möglichen Formen zubereitet, häufig auch mit gerösteten Gerstenkörnern oder dem Saft der Somapflanze vermischt war Hauptnahrung.

Aus den Häuten und Sehnen der Rinder schnitt man Schläuche und Riemen. Die Riemen aber fanden die mannigfaltigste Verwendung. Am Verknüpfen, Wenden und Zimmern hatte der Inder überhaupt eine kindliche Freude, und dazu brauchte er Schnüre und Riemen. Vor allem legte er gegen verschiedenen Zauber um die Strebepfosten, Stütz- und Eckbalken seines Hauses, um die deckenden Rohrbüscheln und Schilfmatten allerlei Knoten und Riemen. Innerhalb des Bettgestelles waren verschiedene Gurten mit symbolischer Bedeutung gespannt.[2] Um das Brunnenrad lief ein Riemen:

> „Füget die Riemen zusammen, wir wollen ausschöpfen den wasserreichen Brunnen, der nie versiegt, den mit guten Riemen versehenen Brunnen, neben welchem der Trog bereit steht."

---

[1] Lefmann, Geschichte des alten Indiens S. 41 f.
[2] Vgl. Zimmer, Altindisches Leben.

Endlich brauchte man auch für den Wagen, besonders zu dem Wagenkasten, allerlei Riemen:

„Die klaren rettenden Tränke fügten den Menschen an den Gelenken zusammen wie Riemen den Wagen. Den Radkranz biegt ein Wagner aus gutem Holze, so beugt man durch Lied und Opfer die Geister.“ Das Lied „zimmern Menschen, wie den Wagen ein Wagner.“

Am Haarputz liebte man künstliche Windungen: Ringellocken und Muschelhaar. Indra wickelt um die Welt wie ums Haupt sein Lockenhaar, der getreue trägt gleichwie einen Haarschopf den Himmel.

Die **Brahmanen** waren die Sänger und Opferer des Volkes. Sie mußten nicht bloß die komplizierten Opfer, Ceremonien und Ritualien, sondern auch die heiligen Gesänge kennen. Diese Gesänge brachte man den Schülern dadurch bei, daß ein alter Brahmane die Liederverse vorsprach und die Schüler sie nachsagten. Hierauf beziehen sich folgende humoristische Verse:

Sobald die Himmelsflut den Frosch berührte,
Der wie ein trockner Schlauch im Pfuhle dalag,
So schallt im Chor ein lustiges Gequake,
Als ob die Kühe nach den Kälbern brüllten.

Der eine bringt dem andern seinen Glückwunsch
Berauscht von Lust beim Fallen frischen Wassers.
In Freudensprüngen hüpft der nasse Frosch,
Der gelbe singt sein Lied mit dem gefleckten.

Was einer vorsagt, plärrt der and're wieder:
So **sprechen Schüler nach des Lehrers Worte**;
Ein richtig aufgesagtes Pensum tönet
Von eueren hellen Tönen aus der Lache.

Der eine blickt als Rind und jener meckert
Wie eine Ziege; der ist gelb, der fleckig;
Von einer Gattung sind sie doch so ungleich,
In vielen Weisen modeln sie die Stimme.

Wie **Priester bei dem** übernächt'gen **Soma**
Um **die gefüllte Kufe** singend sitzen,
So feiert ihr den Jahrestag, o Frösche,
An dem der erste Regenguß hereinbricht.

### β) Die Heldenzeit.

1. Das große Epos Maha-Bharata schildert im Kampfe des Kuru- und Pandugeschlechtes einen großen Völkerkrieg, ähnlich wie die Ilias den Kampf der Griechen und Asiaten widerspiegelt.

Unter den Panduingen ragen der starke keulengewaltige Bhima und der lichte, lockige **Arjuna** hervor. Ihnen ist schon als Knabe der

Kuruinge Duryodhana ein giftiger, böswilliger Mann, feind, denn er soll mit ihnen die Herrschaft teilen. Zu ihm hilft der Sonnensohn Karna, den die Mutter der Panduinge als Jungfrau geboren hatte; verstoßen war er als Fuhrmannssohn herangewachsen, legte aber frühe Proben höherer Abkunft ab.

Merkwürdige Wunderzeichen begleiteten die Geburt der Helden und warfen ein Licht auf ihr Lebenslos.

Bei der Geburt des Duryodhana brach die ganze Natur gleichsam in lautes Weheklagen aus; mit der Eselhengste Gebrüll, dem Geheul der Schakale und der Geier Gekrächze mischte sich das Tosen aufgeregter Stürme; der ganze Himmel erschien wie im Feuer und die Weisen deuteten die Zeichen als unheilverkündend. Anders waren die Zeichen bei der Geburt Bhimas und Arjunas. Himmlische Stimmen verkündigten ihre Vorzüge und unter rauschender Sphärenmusik und Blütenregen begrüßten Götter und Genien den Götterkönigssohn.[1]

Die Kuruinge und Panduinge wurden gemeinsam erzogen und in allen Waffen, im Bogenschießen und Keulenschlag, im Streitaxt- und Speerwerfen, in Schwert- und Messerhieb geübt. Als ihre Lehrzeit vorüber war, wurde ein Turnier angeordnet. Dabei ging es ganz wie im Mittelalter her; es erinnert z. B. an die Erzählung Scotts von Ivanhoe, wenn auf einmal ein unbekannter Kämpe auf dem Kampfplatz erscheint und die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf den Bühnen erregt. Es war Karna, leuchtend im Waffenglanz, licht- und anmutstrahlend, er tritt dem Lenzessohn Arjuna entgegen. Duryodhana nimmt sich seiner an und läßt sich auch nicht beirren, als ein Mann mit gemeinem Obergewande auf den Stab gebeugt dem Karna sich nähert und dieser den Bogen hinwegwerfend zu den Füßen seines Pflegvaters sich neigt. Mit spöttischem Lächeln steht Bhima bei diesem Anblick: „Nein, dir gehört nicht mit Erdenherren zu kämpfen, du solltest in deiner Art den Stachelstock nehmen!"

Die Pandusöhne stehen bei dem Volke in Gunst und es verlangt dringend den ältesten als Herrscher. Das läßt dem Duryodhana keine Ruhe, er intriguiert, bis sie verbannt werden und gewinnt einen Vertrauten, der das für sie bestimmte Haus in Brand zu stecken versucht. Doch der Geruch von Öl und Harz und damit getränktes Werg und Schilf in den Wänden verraten den Anschlag, und die Pandusöhne graben einen verdeckten Gang, der ins Freie führt. Nun irren sie lange in der Wildnis einher und wagen sich endlich als Brahmanen verkleidet in die Stadt des Drupada, um dessen Tochter eben ein Wettkampf stattfinden soll. Alles war festlich geschmückt. Da stieg in reichem Prachtgewande und vollem Schmucke, strahlend von Golde und das Kranzgewinde auf dem Arme, die Draupadi hinab auf den Ringplatz. Seine Streu bereitete der Hauspriester, goß die Schmelzbutter in die heilige Flamme, daß sie hoch aufflackerte, hieß die Brahmanen den Heilsruf ausstoßen und

[1] Lefmann, a. a. O. S. 133 f.

die Musik rings einhalten.[1] Der Bruder Draupadis verkündet: „Seht ihr das Ziel, Bogen zumal und Pfeile; wer durch jenes hochschaukelnden Rades Öffnung der scharfen Geschosse Fünfzahl entsendet, der führt meine Schwester als Braut mit nach Hause.“ Keinem gelingt es, bis Karna auftritt, aber Draupadi verschmäht den Fuhrmannssohn. Da erhebt sich Arjuna, unbekümmert um das Geflüster unter den Xatriyas (Kriegsadel): „es wollte ein Brahmanenbursche ausführen, was den waffengeübten Xatriyahelden nicht gelungen;“ „er gibt uns dem Spotte und der Verachtung preis.“ Arjuna umwandelt in Andacht den Bogen, neigt sich vor der Göttin des Glückes, spannt die Sehne und schießt fünfmal durch den Radschild. Die Braut wird sein, er eilt mit ihr zur Mutter in die Töpferhütte zurück, wo sie wohnen, und Mutter, Braut und Bruder lagern im Kreise auf Halmen und Häuten. Am andern Tage geben sich die Pandusöhne als Xatriyas zu erkennen und der Hauspriester vermählt bei hochflackerndem Agni allen fünfen der Reihe nach die Draupadi festlich und feierlich als Gattin – ein Rest von Polyandrie. Hierauf erhalten sie die ihnen gebührende Hälfte des Reiches, feiern das Opferfest der Königsweihe. Könige und Brahmanen strömten dazu herbei. Prächtig strahlte der Königsitz, ringsum in den Hallen saßen wie auf Götterwagen die Fürsten, in ihren Kuppeln die Brahmanen. Nieder rannen die Trankgüsse, Schmelzbutter nährte die Flamme, Gaben und Spenden fielen und Weihegesänge und Sprüche begleiteten zur Sühne der Götter und Rischi die heilige Handlung.

Nicht lange währte die Ruhe der Panduinge, Duryodhana sann auf neue Weise, sich ihrer Herrschaft zu bewächtigen. Er verlockte sie zum Würfelspiel, der älteste der Panduinge verlor damit nacheinander seinen Besitz, seine Brüder, seine eigene Freiheit und endlich die Draupadi. „Ob der, welcher Knecht eines andern geworden sei, etwas eigenes besitzen oder verlieren könne,“ läßt Draupadi fragen und erscheint nicht. Erst nach der Botschaft ihres Gatten kommt sie mit nur einem Gewande begleitet, weinend, einer geknickten Lilie gleich, am langen schwarzen Haare vom Treiber gezerrt. Bhima ruft Wehe und schwört Rache. Auf die Fürsprache seines Vaters gibt Duryodhana die Panduinge und ihre Gattin frei, sie müssen aber dreizehn Jahre in der Einsamkeit leben. Im dreizehnten Jahr verdingen sich die Pandusöhne als Würfelspielmeister, Küchen- und Stallmeister, Sang- und Tanzlehrer, Draupadi aber als Kammerzofe in einem Königspalast. Als solche lenkte diese die Leidenschaft eines Höflings auf sich, sie gewährte ihm ein Stelldichein, schickte aber an ihrer Statt den Bhima hin, der den Höfling erstach, indem er sich für einen frauenbeschützenden Genius ausgab. Nach Schluß des Jahres geben sie sich zu erkennen und werben Freunde.

Bald beginnt der mörderische Kampf zwischen Kuru und Pandu. Wie sturmbewegte Wasserfluten rückten die Heeresmassen gegen-

[1] Lefmann, a. a. O. S. 193.

einander, es war als ob das Gewoge zweier Meere zusammentreffend Himmel und Erde verschlingen wollte, als sei das Ende der Welt gekommen. Schwarze Schatten lagerten sich wie Wolkenbänder, von feuerigen Blitzen umsäumt, vor der auf- und niedergehenden Sonne und verdunkelten ihren Glanz. Matt und lichtlos, aber glutgerötet stand der Mond am bleifarbenen Nachthimmel. Düstere Schrecken, das Geheul und Gekrächze kämpfenden Getiers erfüllten die Lüfte. Adler, Krähen und Dohlen krächzten nach dem Fleische der Menschen- und Tierleichen.[1] Zehn Tage wogte der Kampf hin und her, die Helden triefen von Wunden, „wie Rosenstöcke von Rosen bedeckt." Den Schluß bildet der Kampf Karnas und Arjunas. Der Sonnengott hatte Karna mit einem Harnisch und Ohrringen versehen, durch die er unverwundbar war, aber er vertauscht sie gegen die sicher aber nur einmal treffende Lanze des Indra, den Blitz. Einmal geworfen kehrt sie in die Hand Indras zurück, und sie fehlt ihm, als es gegen Arjuna ging. Dazu fuhr ihm vollends der rachgierige Wagenlenker das Rad in den Sumpf und als er das Rad frei zu machen sucht, schießt ihm Arjuna gegen Kriegsgebrauch den Pfeil in den Rücken.

Die Panduinge hatten durch Verrat den Sieg gewonnen und die Rache blieb nicht aus. Es war Nacht; da sah einer der übrig gebliebenen Helden des Kuruheeres wie der Uhu mit schrillem Geheul und raschen Schwingen auf die sorglos schlafenden Krähen sich herabstürzte und nahm hieran ein Beispiel. Mit einigen Genossen machte er sich auf ins Lager der schlafenden Feinde. Am Eingange stand ein schauerliches Wesen, umhüllt von einer blutigen Tigerhaut, seine Augen und Nüstern sprühten Blut, und Flammenreife umschlossen den Hals. In dieser Not weihte sich der Held dem Siva und mit seiner Hilfe drang er ins Lager ein, wo ihn die schlaftrunkenen Feinde für ein blutsaugendes Nachtgespenst hielten. Alles mordete er nieder. So endet gleich dem Nibelungen- das indische Lied mit dem Tode der Helden.

2. Beliebter als die kriegerischen Stoffe der Heldenzeit waren die friedlichen Sagen von Liebesprüfungen und Treueproben. Wie die Pandusöhne verliert Nal im Würfelspiele Reich und Besitz und seine Gattin Damajanti teilt mit ihm das Unglück, obwohl er sie lieber zu Hause bei den Eltern wünscht. Wenn er sie verlasse, glaubt er, werde sie zu den Eltern zurückkehren, und läßt sie daher allein im Walde. Nach mehreren Gefahren — ein Jäger, von Leidenschaft zu ihr entbrannt, fällt wie vom Blitze getroffen durch das Wort der Reinen zu Boden — und nachdem sie als Magd gedient, kehrt sie wirklich zu den Eltern zurück. Nal aber dient als Wagenlenker und findet nach mehreren Jahren die Gattin wieder. — Der König Dasaratha hatte drei Fauen, Kausalja, Sumitra, Keikeja, und von jeder einen Sohn, Rama, Lakshmana, Bharata. Keikeja hatte ihn aus dem Schlachtgetümmel gerettet und

[1] Was die Phantasie nicht alles sieht!

geheilt; da versprach ihr der König die Erfüllung zweier Bitten. Als nun alles gerüstet war, Rama zum König zu krönen, fordert sie seine Verbannung und die Krönung ihres Sohnes. So schwer es ihm geht — er stirbt bald aus Heimweh nach seinem fernen Sohne — willigt er ein. Rama zieht begleitet von seiner treuen Frau und seinem Bruder Lakschmana in die Wildnis, thut große Bußwerke und gewinnt dieses stille Leben lieb. Vergebens bietet ihm Bharata die Krone an. Erst nach 14 Jahren kehrt er zurück und übernimmt die Herrschaft.

### γ) Brahmanismus und Buddhismus.

Was ist Kern und Wesen, was der Zweck des Daseins? Der Indier beantwortet das mit atman und brahman, Sein und Verlangen. Atman, bedeutet zunächst das Atmen, wird aber weiterhin zum Ausdruck der Seele, des Selbst im Menschen. — Das Selbst ist das Bleibende im Menschen, was tags denkt und nachts träumt, also stets thätig ist. Es wird nach indischer Ansicht nicht geboren und stirbt nicht, es ist das Leuchtende, brahma, der Wille und Wunsch. Der Wille ist das tiefere Wesen des Selbst, des Geistes. Was in uns das Wesen bildet, bildet es auch in andern, in allen Dingen. Das brahman und atman ist daher aller Wesen Untergrund. Wenn alles vergeht und wechselt, bleibt das brahman. In der Dinge Vielheit ist Brahma die Einheit, in ihm ist alles wesensverwandt. Daher ruft alles den Menschen zu: „Das bist du.“ Der Wesen Vielheit, die Fülle und Formenmannigfaltigkeit ist der Schleier der Maja, die Einbildung. Ziel der Menschen muß es sein, aus dem Vergänglichen und Vielfältigen in die bleibende Einheit, in das Brahma sich zu versenken, so daß er sprechen kann: „Ich bin Brahma.“ Damit suchten auch viele Brahmanen Ernst zu machen; betend, fastend und sich kasteiend versenkten sie sich in die Einheit alles Seins und entledigten sich aller irdischen Unruhe. Allein es erfolgte auch ein Rückschlag. Viele fühlten den verschwommenen Einheitsbegriff sich unter den Händen entwischen und es drängte sich ihnen jetzt erst recht die Vielheit der Dinge und der Unterschied der Menschen auf. An die Stelle des einen Weltwesens setzten sie daher eine Vielheit neben einander stehender Wesen. Sie anerkannten den unabhängigen Bestand einer materiellen und immateriellen Welt und suchten weder die eine aus der andern, noch die Geistesvielheit aus einer Geisteseinheit abzuleiten. Diesen Standpunkt vertrat die Sankhjaphilosophie des Kapila.

Doch auch mit dieser Philosophie gab man sich nicht zufrieden. Wie sollten Einzeldinge und Einzelwesen, die unaufhörlich entstehen und

vergehen, die wahre Realität darstellen? Wie, wenn weder das Alleine noch das Viele das wahrhaftige Sein darstellt? Man mußte zum reinsten Nihilismus gelangen. Wirklich gelangte auch die buddhistische Schule zu dieser Folgerung. Weder ist eins noch vieles, nichts ist alles, leer, inhalts- und wertlos ist alles, von dem wir glauben, es sei. Voll Enttäuschung wendet sich der nüchterne Mensch vom Leben und seinen Gütern ab. Das Ende von allem ist wie sein Anfang das Nichts, Nirwana (das Verwehen, nir aus, va wehen). Ob schon Buddha diesen vollständigen Nihilismus verkündete, ist nicht sicher festzustellen. Es beruft sich auf ihn auch eine andere Richtung seiner Schule, welche in dem Nirwana zwar auch völlige Ruhe und Frieden, aber doch etwas Seiendes erblickt. „Alles ist vergänglich, alles ist Elend, alles ist leer, alles ist stofflos," heißt es in einer buddhistischen Hymne. „Der Name Buddha (der welcher weiß) ist nichts als ein Wort. Der Name Budhisattra (der welcher wissen soll) ist nichts als ein Wort." Auch die Weisheit also ist nichts. Daher werden die Buddhisten von ihren Gegnern Nâstikas genannt, die, welche behaupten, das Nichts existiere.

Man hat neuerdings den Buddhismus als den Gipfelpunkt religiöser Spekulation und die Blüte der Religion den europäischen Völkern darstellen wollen, welche zu einem großen Teil an der christlichen Wahrheit irre geworden sind. In den weitesten Kreisen herrscht allerdings eine Stimmung, welche dem buddhistischen Nihilismus günstig und geneigt ist. Allein die Wahrheit des Christentums läßt sich nicht verdunkeln. Der Buddhismus ist ein überwundener Standpunkt. Das Christentum ist ewig neu und enthält für jede Zeit seine eigenartigen Heilmittel. Seine schöpferische Kraft ist unversiegbar und immer neu sind die Früchte, die es zeitigt. Der Buddhismus ist der Tod, das Christentum Leben.

### b) Die Kultur Irans.

Die Weltanschauung des Persers war eine durchaus religiöse und sittliche. Der Gegensatz zwischen gut und bös, zwischen dem guten und bösen Gott, Ormuzd und Ahriman beherrschte seinen Gesichtskreis. Ursprünglich war zwar dieser Gegensatz mehr nur ein physischer — licht und dunkel, wohl- und wehethuend —, durch Zoroaster aber wurde er ethisch geläutert und vertieft, wie es denn auch Zoroaster war, welcher die alten Naturgottheiten ethisierte und dem einen Gott Ormuzd (Ahuramazda) unterordnet.

Das Feuer, das Wasser, die Erde und die Luft war dem Iranier heilig. Alles war ihm durchgöttlicht, wie dem Hindu. Himmlische Licht-

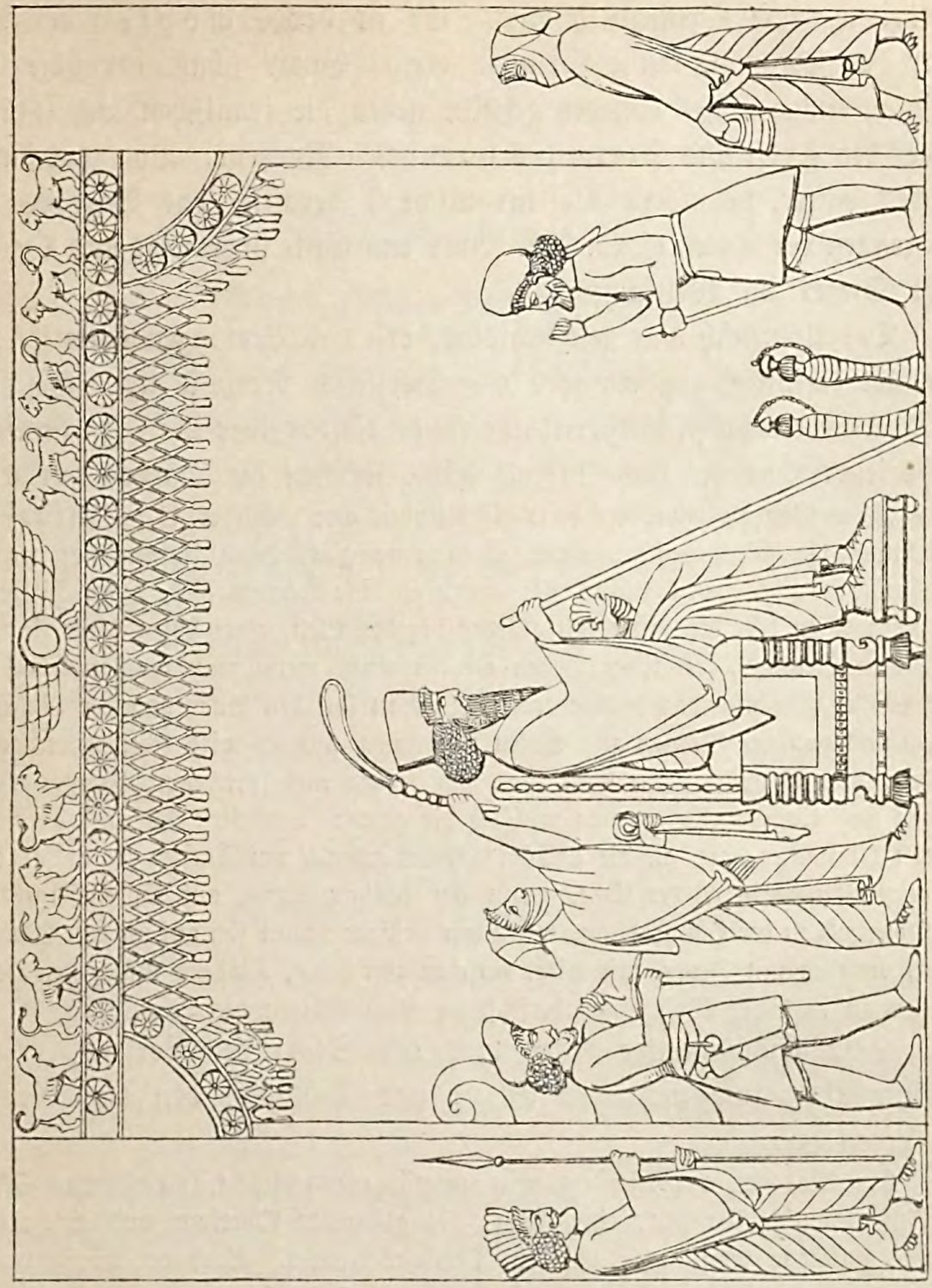


Fig. 18. König Darius gibt Audienz. In der R. hält er das Scepter, in der L. ein blumenförmiges Opfergefäß, als König hat er langen Kinnbart. Hinter ihm steht ein Fliegenwedler mit einem Handtuch. Derselbe hat seinen Mund verbunden, damit sein Atem nicht den König verunreinige; zu dem gleichen Zweck sind vor dem Könige zwei Räuchergefäße aufgestellt. Hinter dem Wedelträger steht ein Waffenträger in der ursprünglich persischen Kleidung (engem Rock, Stulpstiefeln und runder Mütze), hinter diesem ein Lanzenträger. Vor den König tritt der Fremdenführer, ebenfalls persisch gekleidet und hinter diesem ein weiterer Diener mit dem Mundtuch (padom). Um den Thronhimmel laufen oben Friese, im obersten gehen die heiligen Tiere Ahuramazdas, die Hunde, der geflügelten Sonne entgegen (nach Weißer, Bilderatlas).

geister Yazatas oder Izeds erfüllten ihm das All und lebten als Fravashi oder Ferver in den Menschenseelen. Aber hoch über diese kleineren

Gottheiten ragte Ormuzd hinaus. Er ist der Schöpfer der Welt. Zwar hat jedesmal, wenn Ormuzd etwas Gutes schuf, der böse Geist Ahriman etwas Böses daneben gestellt, neben die iranischen und indischen Länder den Frost und Sturm des turanischen Nordens. Von ihm stammt jegliches Laster, besonders die turanische Päderastie, das Begraben und Verbrennen der Toten (s. S. 70). Aber das Gute überwiegt und Ormuzd bleibt Sieger im Weltkampf.

Der Urmensch war geschlechtslos, erst das Verlangen teilte ihn; die Lüge, die Ursünde, zog ein und das Tierfleisch verrohte ihn. Er diente den Daevas (den bösen Geistern) und sie herrschten über ihn. In demselben Maße jedoch wie die Erde bebaut wird, weichen die Daevas zurück.

„Wer Getreide baut, der baut die Reinheit an; wenn es Sprößlinge gibt, dann husten die bösen Geister; wenn es Halme gibt, dann weinen sie; wenn es Feldfrüchte gibt, dann zischen sie; wenn es dicke Ähren gibt, dann fliehen sie, denn vom Essen lebt die ganze mit Körper begabte Welt, ohne Essen stirbt sie." Es gefällt dem Ormuzd, wenn der Boden geebnet wird, wenn man dem trockenen Erdreiche Wasser gibt und das feuchte trocknet Man soll den Acker von der Linken zur Rechten und von der Rechten zur Linken umbrechen und er wird Überfluß tragen an Früchten und Getreide. Die Erde wird sich freuen und sprechen: „Immer will ich kommen und tragen, alle Speisen will ich dir geben; bearbeitest du mich aber nicht, so stehst du immer dort, an die Thüren anderer gehend, um Speisen zu erbetteln." Am angenehmsten ist es der Erde, wenn ein heiliger Mann auf ihr einhergeht, mit dem Opferholz in der Hand; dann, wenn ein heiliger Mann sich auf ihr eine Wohnung erbaut, versehen mit Feuer, mit Vieh, versehen mit Frau, Kindern und guten Herden, — dann ist in dieser Wohnung Überfluß an allen Gütern des Lebens.

Sein schönbebauter Acker war der Stolz des Persers, er verschmähte aber auch nicht den Glanz und Schmuck, den das Gewerbe dem Leben gab.

Ein Mädchen, wohlgeschürzt, rein am glänzenden Gesicht, mit goldenen Schuhen und Fußgeschmeide versehen, eine Frau, die glänzende Ohrringe und eine viereckig geformte Halskette trug, war ihm ein lieblicher Anblick. Auch der König und die Großen trugen goldenen Schmuck, Ohrgehänge, Halsgeschmeide und Armspangen. Im Kampfe entzückten ihn das Glänzen der Helme, das Blitzen der Schwerter. Die Zelte waren reichlich mit Polstern und Teppichen belegt und aus goldenen Pokalen trank man Lebenslust.

Der reine Glanz des Feuers und die Klarheit des hl. Wassers waren die Ideale, die auch im sittlichen Leben ausgeprägt werden sollten. Die ganze Sittenlehre faßte Zoroaster zusammen in der Forderung reiner Gedanken, reiner Worte und reiner Werke. Daraus folgten alle andern Lebensgebote, vor allem das der Wahrhaftigkeit, die, wie die Griechen melden, von den Persern peinlich beobachtet wurde.

# Drittes Kapitel.

# Das Leben der Griechen.

Die Überfülle des orientalischen Geisteslebens hatten die Griechen in schlichte Einfachheit zu fassen, ihre Zerflossenheit in klare Bestimmtheit zu verwandeln und ihre nüchterne praktische Richtung durch einen geläuterten Idealismus zu ergänzen. Sie hatten Kunst und Dichtung, Geschichtsschreibung und Philosophie auf jene klassische Höhe zu bringen, welche mustergiltig geworden ist.

Zu diesem Berufe befähigte die Griechen die Redelust und Geselligkeit, ihr Drang nach schöner Erscheinung, eine unbefangene Freude an schönen Formen und Lauten und ein klarer, heller Geist, wie ihn schon die Naturumgebung bedingte (s. I, 55).

## I. Das patriarchalische Zeitalter.

### 1. Charakter des homerischen Epos.

Die Gedichte Homers sind nicht nur ein ausgezeichnetes Denkmal des Geistes, sondern auch der Geschichte des alten Hellas. Ein frisches lebendiges Naturgefühl pulsiert kräftig in diesen unsterblichen Gesängen, und sowohl die Vorzüge als Fehler einer solchen Gemütsanlage offenbaren sich, jedoch immer in schöner und plastisch klarer Form. Die Menschen überlassen sich ihrer Leidenschaft, schreien im Schmerzgefühl unbändig auf, verhehlen einander nicht Feindschaft und Haß und enthüllen ohne Scheu die Gelüste ihres Herzens. Aber das Naive der Darstellung benimmt ihrer Sprache die unsittliche Spitze, und selbst in ihrer Leidenschaft verleugnen die Helden nicht ihre natürliche Größe und ihren schlicht menschlichen Charakter.

In der Ilias herrschen noch rohe Zustände, während die Odyssee schon einer fortgeschritteneren Periode angehört. In beiden aber herrscht gewaltige Leidenschaft, und die Helden sind nicht frei von Blutdurst und Wollust. In der Ilias tobt mörderischer Kampf durch alle Gesänge hindurch, und aller Sturm dreht sich um zwei Frauen: Helena und Briseis.[1] Es ist sinnliches Fühlen und sinnliche Lust, was Leben und Feuer gibt.

[1] Hor. I, ep. 2, 5 ff. cf. I, sat. 3, 105 ff.

In der Odyssee siegt zwar die List, Klugheit und Besonnenheit über die rohe Kraft und sinnliche Versuchung. Aber die unbefangene Freude am Kampf und Genuß dauert auch hier fort und blieb dem Altertum überhaupt eigen.

Nichtsdestoweniger blühen auf rauhem Boden die schönsten Charaktere: ein Achill, auf dem aller Reiz jugendfrischer, hochherziger Tugend liegt, der ritterliche Hektor und Diomedes, der weichherzige, streitschlichtende Nestor, der drei Menschenalter gesehen, der besonnene, listenreiche Odysseus. Rührende Gestalten ehelicher Treue und Liebe sind Penelope und Andromache; Nausikaa ist das Ideal einer zartfühlenden Jungfrau, die sich scheut, mit einem Manne die Stadt zu betreten und zu einem Gerede Anlaß zu geben.

Die homerischen Gedichte sind ebensowohl Werke der Natur als der Kunst, sie sind durchaus volkstümlich und doch mit feiner Berechnung aufgebaut. Der Dichter ist durchaus objektiv. Er singt nicht über etwas und besingt nicht, sondern er singt den Zorn des Achilleus (μῆνιν ἄειδε), er singt den vielgewanderten Odysseus, die Rache an den Freiern u. s. w. Wie das Kind in seiner Märchenwelt, so lebt der Dichter in der Welt der Helden. Er erlebt selbst alles, was er singt, und braucht seine Gefühle nicht eigens auszusprechen, da sie in den Worten Achills und des Odysseus selbst liegen. Es ist nicht etwa so, als ob er sich dem Stoffe gegenüber nur passiv verhielte, als ob ihn die Größe der Helden, der Glanz ihrer Thaten von selbst zu begeisterten Worten forttriebe; es ist einseitig, wenn man sagt, der Dichter gehe auf in seinem Stoffe, andererseits gibt der Dichter sozusagen das Beste erst her, er leiht die Wärme der Empfindung, die Fülle der Bilder, die Hoheit des Sinnes, welche in dem Berichte trockener Thaten nicht schon an sich liegt, seien sie noch so groß; die subjektive Empfindung war mächtig und kräftig, kräftiger als in freieren bewußteren Zeiten. Aber die Empfindung selbst objektivierte sich in den Gestalten der Helden, und zuvor oder gleichzeitig in denen der Götter. Jeder Gott stellt ein eigenes Gefühl, eine eigene Fähigkeit dar. Daher die Verschiedenheit der Göttercharaktere nach Kraft, Klugheit, Härte und Milde, Ruhe und Beweglichkeit.

Die homerischen Menschen sind noch eins mit der Natur, soweit auch schon die Kultur vorgedrungen ist; sie kennen ihre Umgebung, das Leben der Tiere, Form und Farbe der Pflanze bis ins einzelnste, und daher zeichnen sich auch die Naturbilder, welche Homer entwirft, durch klare Anschauung und herrliche Frische aus. Wie herrlich malt er uns z. B. die Meeresflut:

Wie wenn wogende Flut am tosenden Meeresgestade
Unter des Zephyros Stoß in gewaltigen Ringen heranstürzt,
Erst auf der Höhe des Meeres erhebt sie sich, aber mit einmal
Mächtig am Ufer sich brechend erdonnert sie, rings um die Klippen
Türmet sie züngelnd sich auf und speit in die Ferne den Salzschaum:
Also stürzten sich dort dichtwogende Scharen Achaias
Fort in die Schlacht.

## 2. Homerische Kulturbilder.

Noch liegen unbebaute, wüste Gebiete nicht völlig außer dem Gesichtskreis des Dichters. Einmal beschreibt er uns ein kleines waldiges Eiland,

Welches unzählige Scharen von wilden Ziegen durchstreifen,
Denn kein menschlicher Fuß durchdringt die verwachsene Wildnis;
Und nie scheuchet sie dort ein spürender Jäger, der mühsam
Sich durch den Forst arbeitet, der steile Felsen umklettert.
Nirgends weidet ein Hirt und nirgends ackert ein Pflüger;
Unbesäet liegt und unbeackert das Eiland,
Ewig menschenleer.

Denn es gebricht den Bewohnern des Eilandes, den Kyklopen

ein Meister, kundig des Schiffbaus,
Schöngeborderte Schiffe zu zimmern, daß sie mit Botschaft
Zu den Völkern der Welt hinwandelten: wie sich so häufig
Menschen über das Meer in Schiffen einander besuchen;
Welche die Wildnis bald zu blühenden Auen sich schüfen.
Denn nicht karg ist das Land und schmückte jegliche Jahrszeit.
Längs des grauen Meeres Gestade winden sich Wiesen,
Reich an Quellen und Klee. Dort rankten die edelsten Reben;
Und leicht pflügte der Pflug, und dicke Saatengefilde
Reiften jährlich der Ernte; denn fett ist unten der Boden.
Und der Hafen so sicher! Kein Schiff bedarf da der Fessel,
Weder geworfener Anker, noch angebundener Seile;
Sondern es läuft auf den Sand, und ruhet, bis es dem Schiffer
Weiter zu führen beliebt, und günstige Winde sich heben.
Oben am Ende der Bucht entrieselt der felsichten Grotte
Silberblinkend ein Quell, von Pappelweiden umschattet.

Auf diesem schönen Gebiete hauste ein wüstes Barbarengeschlecht, riesige Hirten; bei ihnen gibt es weder Gesetz noch öffentliche Versammlung,

Sondern sie wohnen all auf den Häuptern hoher Gebirge
In gehöhlten Felsen, und jeder richtet nach Willkür
Seine Kinder und Weiber, und kümmert sich nicht um den andern.

Eine solche Felsenhöhle wird näher beschrieben, sie ist hochgewölbt und umschattet von Lorbeerbäumen, und ringsum läuft ein Gehege von Felsenstücken, von Fichten und himmelanwehenden Eichen. Der Hirte war eben abwesend, als Odysseus in die Hütte eindrang, und nur Lämmer und Zicklein waren zurückgeblieben, und es schwammen in Molken alle Gefäße, die Wannen und Eimer, worein er melkte, und alle Körbe strotzten von Käse. Mit einer mächtigen Ladung trockenen Scheiterholzes, das er zum Mahle gespaltet, kehrte der Hirte am Abend zurück und trieb in die Kluft die fetten Ziegen und Schafe alle zur Melke herein; die Widder und bärtigen Böcke ließ er draußen zurück, im hochummauerten Gehege.

Den Gang der Kultur veranschaulicht uns Homer an dem Schilde des Achilleus. (Vergleiche den „Spaziergang" von Schiller.)

α) Das Landleben.

**Im Auftrag der Thetis verfertigt Hephästos, der Schmied, den herrlichen Schild und er bildete darauf**

1. ein Brachfeld, locker und fruchtbar,
Breit, zum Dritten gepflügt; und viel der ackernden Männer
Trieben die Joch' umher, und lenketen hiehin und dorthin.
Aber so oft sie kehrend des Ackers Ende gewannen,
Reicht ein Mann den Becher des herzerfreuenden Weines
Jeglichem dar nach der Ordnung, sie wandten sich dann zu den Furchen,
Freudigen Muts, das Ende der tiefen Flur zu erreichen.
Aber es dunkelte hinten das Land, und geackertem ähnlich
Schien es, obgleich von Gold: so wunderbar hatt' er's bereitet.
Drauf auch schuf er ein Feld tiefwallender Saat, wo die Schnitter
Mäheten, jeder die Hand mit schneidender Sichel bewaffnet.
Längs dem Schwad' hinsanken die häufigen Griffe zur Erde;
Andere banden die Binder mit strohernen Seilen in Garben;
Denn drei Garbenbinder verfolgeten. Hinter den Mähern
Sammelten Knaben die Griff', und trugen sie unter den Armen
Rastlos jenen daher. Der Herr stillschweigend bei ihnen
Stand, den Stab in den Händen, am Schwad', und freute sich herzlich.
Abwärts unter der Eiche bereiteten Diener die Mahlzeit,
Rasch um den großen Stier, den sie schlachteten; Weiber indessen
Streueten weißes Mehl zum labenden Mus für die Ernter.

2. Drauf auch ein Rebengefilde, von schwellendem Weine belastet,
Bildet' er schön aus Gold; doch schwärzlich glänzten die Trauben;
Und es standen die Pfähle gereiht aus lauterem Silber.
Rings dann zog er den Graben von dunkeler Bläue des Stahles,
Samt dem Gehege von Zinn. Ein Pfad nur führte zum Rebhain,
Für die Träger zu gehn, in der Zeit der fröhlichen Lese.
Jünglinge nun, aufjauchzend vor Lust, und rosige Jungfraun
Trugen die süße Frucht in schöngeflochtenen Körben.
Mitten auch ging ein Knab' in der Schar; aus klingender Leier
Lockt' er gefällige Tön', und sang den Reigen von Linos
Mit hellgellender Stimm'; und ringsum tanzten die andern,
Froh mit Gesang und Jauchzen und hüpfendem Sprung ihn begleitend.

3. Eine Herd' auch schuf er darauf hochhäuptiger Rinder;
Laut mit Gebrüll vom Hof' enteilten sie dort auf die Weide,
Längs dem rauschenden Fluß, der hinabschoß, wankend von Schilfrohr.
Aber goldene Hirten begleiteten emsig die Rinder,
Vier an der Zahl, auch folgeten neun schnellfüßige Hunde.
Eine Trift auch erschuf der hinkende Feuerbeherrscher,
Im anmutigen Thal, durchschwärmt von silbernen Schafen,
Hirtengeheg' und Hütten zugleich, und schirmende Ställe.

4. Einen Reigen auch schlang der hinkende Feuerbeherrscher.
Blühende Jünglinge dort und vielgefeierte Jungfraun
Tanzten den Ringeltanz, an der Hand einander sich haltend.
Schöne Gewand' umschlossen die Jünglinge, hell wie des Öles
Sanfter Glanz, und die Mädchen verhüllete zarte Leinwand.
Jegliche Tänzerin schmückt' ein lieblicher Kranz, und den Tänzern
Hingen goldene Dolche zur Seit' an silbernen Riemen.
Kreisend hüpften sie bald mit schöngemessenen Tritten
Leicht herum, so wie oft die befestigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob sie auch laufe;
Bald dann hüpften sie wieder in Ordnungen gegen einander.
Zahlreich stand das Gedräng' um den lieblichen Reigen versammelt,
Innig erfreut; und zween nachahmende Tänzer im Kreise
Stimmten an den Gesang, und dreheten sich in der Mitte.

β) Das Stadtleben.

Drauf zwo Städt' auch schuf er der vielfachredenden Menschen,
Blühende: voll war die ein' hochzeitlicher Fest' und Gelage.
Junge Bräut' aus den Kammern, geführt beim Scheine der Fackeln,
Gingen einher durch die Stadt; und hell erhub sich das Brautlied:
Tanzende Jünglinge drehten behende sich unter dem Klange,
Der von Flöten und Harfen ertönete; aber die Weiber
Standen bewunderungsvoll, vor den Wohnungen jede betrachtend,
Auch war dort auf dem Markte gedrängt des Volkes Versammlung:
Denn zween Männer zankten, und haderten wegen der Sühnung
Um den erschlagenen Mann. Es beteuerte dieser dem Volke,
Alles hab' er bezahlt; ihm leugnete jener die Zahlung.
Jeder drang, den Streit durch des Kundigen Zeugnis zu enden.
Diesem schrien und jenem begünstigend eifrige Helfer;
Doch Herolde bezähmten die Schreienden. Aber die Greise
Saßen umher im heiligen Kreis' auf gehauenen Steinen;
Und in die Hände den Stab dumpfrufender Herolde nehmend,
Standen sie auf nach einander und redeten wechselnd ihr Urteil.
Mitten lagen im Kreis auch zwei Talente des Goldes,
Dem bestimmt, der von ihnen das Recht am gradesten spräche. (Voß.)

Diese friedlichen Scenen einfachen Volkslebens sind um so bemerkenswerter, als sich Homer sonst nur mit außergewöhnlichen Thaten und Abenteuern abgibt; sie offenbaren uns die ganze Lebensfreudigkeit des Hellenen und zeigen, wie er auch die Last des Lebens durch frohen Humor zu versüßen weiß. Der Grieche geht gleichsam mit künstlerischem Gefühl an die Arbeit und der Pflüger und Schnitter bewegt sich bei seinem mühsamen Geschäfte so frisch und frei, wie der glückliche Winzer und behagliche Hirte. Gleichwie im Mittelalter pflegt häufiger Tanz die

Jünglinge und Jungfrauen des Dorfes zu versammeln und die Hochzeit ist ein gemeinsames Fest. Die Gerichtsscene am Schluß hat Eideshelfer, wie der altgermanische Rechtsstreit (S. 95).

## II. Das goldene Zeitalter.

### 1. Die künstlerische Lebensansicht.

Die Griechen waren besonders für die künstlerische Darstellung des Lebens begabt. Sie strebten nach glanzvoller Erscheinung in Gestalt und Gedanken, ergötzten sich mit jugendlicher Lust an dem Spiegelbild, welches das eigene Wesen in die Seele des andern wirft, und glaubten in schönen Formen und im Silberklang des Ruhmes das Göttliche zu ergreifen. Nicht so fast das Gute und Wahre, als die Schönheit und Leibesstärke war ihr höchstes Ideal, ihr zollte man den höchsten Preis. Man ehrte daher einen Sieger in den olympischen Spielen nicht minder hoch, als einen Redner und Staatsmann, bewunderte die herrlichen Kunstwerke der Plastiker, wie die Gedichte Homers. Es durfte freilich keine seelenlose Schönheit sein, wollte sie die Gemüter bilden, sie sollte vielmehr durchgeistigt sein und sich nicht bloß in der Gestalt, sondern auch in seelenvollen Worten äußern. Um der Schönheit, der Gemessenheit und Anmut des Benehmens willen mußte auch alle unruhige, verzehrende Leidenschaft gebändigt werden, und so verlangte der höchste Lebenszweck auch das Wahre und Gute zu seiner Begleitung. Die gleichmäßige Ausbildung des Körpers und der Seele zu jener schönen Erscheinung, in welcher das Sinnliche und Geistige sich gegenseitig durchdringt, suchte man durch gymnastische und musische Erziehung zu erreichen (s. S. 166). Weder Gymnastik noch Musik sollte allein gepflegt werden, denn, wie Plato sagt, Gymnastik allein verroht, Musik allein aber verweichlicht die Seele, nur in der Verbindung besteht die Harmonie und wird jenes Gleichgewicht zwischen Leib und Seele erzielt, welches der Spruch im Auge hat: mens sana in corpore sano. Indem so die Griechen alle Lebensäußerung dem Gesetz des Schönen unterwarfen, wollten sie das Leben zu einem Kunstwerk gestalten, genußreich für den Lebenden und genußreich für die Umgebung.

Die Götterwelt ist immer Ausdruck und Spiegel der menschlichen Lebensideale, in ihr sah der Heide seine höchsten Wünsche und Bedürfnisse verwirklicht. So waren auch die griechischen Götter die lebendigen Symbole des griechischen Lebensgeistes, verklärte Erscheinungen der Erde und verkörperte Ideale. Da ist nun aber nichts charakteristischer, als die vollendete Schönheit, Anmut und Größe dieser Göttergestalten, wie

sie die Dichtung und Plastik vor die Seele stellte. Ob man die Kraft oder Weisheit, die Würde oder die Entzückung, die Entrüstung oder die Qual darstellt, immer bleibt das Gesetz der Schönheit gewahrt. Der einseitigen Geistesrichtung wird in der entgegengesetzten Gemütsregung oder Seelenstimmung das Gleichgewicht gegeben, und so die Harmonie erhalten. Da wird der ernsten und strengen Miene des lockenschüttelnden Zeus ein Zug der Milde beigefügt und in dem Antlitze Heras die Würde durch Schönheit und Liebreiz gemildert. Der Weisheit Apollos dient ein geschmeidiger Körper; bis in die Haare erstreckt sich der seelische Einfluß und alles ist schwungvoll bewegt. Selbst wenn die Trunkenheit der Sinne dargestellt wird, wie in Bakchos und Aphrodite, wird die Erscheinung durch ein edles Maß umgrenzt, und Geist und Scham herrscht über das Fleisch. Dem Aufschrei des Schmerzes und dem Zucken der Qual bei Laokoon begegnet die geist- und gedankenvolle Stirn, und die Verzweiflung wird durch Ergebung gehoben.

Über der ganzen antiken Lebensfreude aber liegt ein Hauch der Wehmut, das Jauchzen der Wonne hemmt die drückende Trauer und die Erwägung, daß alles eitel sei. Den Humor der christlichen Völker kennt das Altertum nicht. Die moderne Heiterkeit und Gemütlichkeit, das seelische Behagen und die ruhige Zufriedenheit fehlt den antiken Völkern. Die Menschen schwanken zwischen bethörender Lust und schmerzvoller Ergebung, und die schönsten Stunden sind der Wehmut voll. Aus den Augen der antiken Naturen blickt die Kälte des Herzens und die Hohlheit des Gemütes. Eine unaussprechliche Trauer umflort den Blick. Die Griechen wußten eben für das Wehe der Erde keinen Trost. Man fühlte sich auf Erden wie in einem Kerker, wie mit Fesseln vom eisernen Schicksal gebunden.

Diese Wehmut bildet auch die Seele der Dichtung, sie atmet aus Homer, den Lyrikern und Dramatikern. Bei Homer heißt es

Ach nichts anderes wohl ist jammervoller zu finden
Als der Mensch von allem, was lebet und webet auf Erden;
Gleichwie Blätter im Wald so sind die Geschlechter der Menschen;
Dies wächst und jenes verschwindet.

Von Sophokles stammen jene bekannten Verse des Pessimismus:

Nicht geboren zu sein, o Mensch,
Ist das höchste, das größte Wort;
Doch wofern du das Licht erblickt,
Acht' es als Bestes, dahin zu geh'n
Wieder, von wannen du kamst, aufs schnellste.

## 2. Die lyrische Lebensansicht.

Der Künstler und Schönheitsenthusiast steht noch halb und halb auf dem objektiv epischen Standpunkt, freut sich naiv an dem Reichtum und der Fülle der Gestalten, welche ihm die Sinne vor die Seele führen. Sobald er aber durch die Form zum Innern vordringt, die seelischen Bewegungen beobachtet und das Äußere zum Ausdruck des Geistes zu machen strebt, erhebt er sich zum lyrischen Standpunkt, und die lyrische Empfindung wird am lebhaftesten, wenn er sich selbst, seine eigenen Wünsche und Ideale in der Gestalt niederlegt, welche er aus totem Material herausgestaltet (Praxiteles). Stein und Farbe bleibt jedoch immer ein spröder Stoff, welcher sich nicht willkürlich jeder Änderung des Gemütslebens anpassen läßt. Beweglicher und unendlich mannigfaltiger ist das Wort, und erst in der Sprache gewinnt die Empfindung ihren vollen Wiederhall, und hier ist es wieder die gebundene Sprachform, der Vers, welcher am höchsten und tiefsten in der Stufenleiter der Gefühle zu steigen vermag. Die Lyrik setzt ein ausgebildetes Gemüts- und Empfindungsleben und eine sorgfältige Reflexion auf eigenes Fühlen und Wollen voraus. Die Persönlichkeit muß sich ihres Unterschiedes von der Natur und Gesellschaft, der objektiven Welt, voll bewußt geworden sein, sie muß ihr volles Recht und ihre Freiheit erlangt haben, mit einem Wort zum Durchbruch gelangt sein. Es gibt nun allerdings schon vor dem Durchbruch der individuellen Persönlichkeit eine reiche objektive Lyrik, besonders in den Gesängen an die Götter, die des Herzens Wünsche befriedigen sollen. Aber erst dann wird die Lyrik völlig selbständig werden, wenn sich das Ich von der objektiven Welt losgerissen, mit der es ganz verwachsen ist. Und wie geschieht dies? Seines Ichs wird der Mensch schon frühe praktisch bewußt durch den Gegensatz, in den ihn sein Wünschen und Begehren mit der Gesellschaft und mit dem Willen der Gottheit, mit dem Schicksal und dem sittlichen Gesetze bringt. In Griechenland knüpft sich der Beginn eines gewissen Subjektivismus an die Unzufriedenheit mit der bestehenden Gesellschaftsverfassung, den Sturz der Aristokratie und die demokratischen Regungen, welche dem Individuum mehr Rechte und Freiheit zu verschaffen suchten. Der Dichter Archilochus ragt zuerst hervor durch entschiedenes Bewußtsein seiner Persönlichkeit gegenüber aristokratischem Stolze. Was war es nun, das am eigenen Selbst zu besingen war? Was erfüllte und erhöhte das Lebensgefühl und bildete einen Stoff, der allgemeiner Beachtung wert war? Es waren die Bestrebungen und Empfindungen, worin man des

Lebens Glück und Ziel sah: der Genuß, der Kampf, die Tugend. Seine Liebe besang man, man lud ein zum Weine, zu festlicher Freude, feuerte das Herz zu mutigem Kampfe an. Allein man empfand auch frühe die Beschränktheit, die Grenzen des eigenen Begehrens, das Weh des Lebens, die Leiden und Qualen maßloser Wünsche. Der elegisch-schmerzliche Zug fehlt daher nirgends, von Hesiod und Theognis an bis auf Tibull und Properz. Höher steigt die Seele, wenn sie die Götter verherrlicht, wiewohl diese von verschiedener Qualität waren, und die Tugenden, die Mäßigkeit (Theognis), die Arbeit (Hesiod), die Gerechtigkeit (Mesomedes), die Tugend selbst (Aristoteles) preist. Die Personifikation der Tugenden gelang um so leichter, als sich dem antiken Geiste leicht alles das zu objektiver Gestalt verdichtete, was die Seele von sittlichen und edlen Empfindungen durchzog. Neben der poetischen Bildersprache war es auch eine andere, mehr nüchterne Form, in welcher die Lebenserfahrungen über des Menschen Thun und Streben niedergelegt wurden, nämlich das Epigramm und die Gnome. Viel klarer war hier die Reflexion und bewußter der Gedanke. Als die größten Weisen galten die Männer, welche Mäßigkeit, Bescheidenheit im Urteil, Standhaftigkeit, Vorsicht und Ordnung empfahlen. Das Bewußte, Sichere und Klare war es, was ihre Sprüche vor verwandten dichterischen Worten auszeichnete. Sie verwiesen den Menschen auf sich selbst, und wenn sie den Götterglauben auch nicht angriffen, so lag eine Abkehr von dem phantastischen Götterwahne in ihrer Konzentration auf das Sichere, Bestimmte und Vernünftige des Lebens. Dadurch wurden sie für die Entwicklung des Vernunftforschens, für die Philosophie, anstoßgebend.

Als Probe der Lyrik teilen wir folgende, auch kulturhistorisch interessanten Strophen Anakreons mit:

Einst in mitternächt'gen Stunden,
Wo der Bär sich, schon versinkend,
Neigt zum Arme des Bootes
Und der Sterblichen Geschlechter
Alle ruh'n, vom Schlaf bezwungen,
Da erschien an meiner Thüre
Eros, klopft und schiebt am Riegel.
Und ich rief: „Wer klopft am Thore
Und zerreißt mir meine Träume?"
„Thu mir auf", erwidert Eros;
„Fürchte nichts, ich bin ein Knabe
Und ich trief', in mondscheinloser
Sturmnacht bin ich irrgegangen."

Mitleid fühlt' ich, dies vernehmend,
Zündet' eilig an die Lampe,
That ihm auf und sah ein Knäblein
Freilich, aber Pfeil und Bogen
Trug er, Flügel auch und Köcher.
Und ich setzt' ihn hin zum Herde,
Wärmt' in meinen Händen seine
Zarten Finger; aus den Locken
Drückt' ich ihm die Regentropfen.
Als der Frost ihn nun verlassen,
Sprach er: „Höre, laß den Bogen
Uns versuchen, ob im Regen
Mir die Sehne nicht gelitten."
Spannt' und mitten in die Leber
Fuhr mir's wie der Stich der Bremse.
Lachend sprang er fort und sagte:
„Freue dich mit mir, o Freundchen!
Unbeschädigt ist mein Bogen,
Aber du bist krank im Herzen."

Wir schwelgen, Rosenkränze
Geschlungen um die Schläfe,
Und lachen fröhlich trunken.
Mit zartem Fuß, in Händen
Den Thyrsos, den des Epheus
Geflechte leicht umrauschen,
Zur Laute tanzt die Schöne.
Der zartgelockte Knabe
Ergießt zum Saitenspiele
Des Mundes süßen Odem.

### 3. Die tragische Lebensauffassung.

Je mehr das Subjekt seiner bewußt und die Persönlichkeit ihrer mächtig, d. h. frei ist, je willkürlicher sie mit ihren Gaben schalten kann, desto häufiger wird sie mit den objektiven Mächten des Lebens, dem Sitten- und Staatsgesetz in Zwiespalt geraten, desto häufiger wird sie Schuld auf sich laden. Diese Schuld nun, welche die subjektive Willkür sich zuzieht und das herbe Wehe des heidnisch wollüstigen Lebens, hat ein eigenes Gebiet der Entfaltung und Darstellung, ich meine die Tragödie. Die Tragödie stellt sich auf den lyrischen Standpunkt der Selbstdarstellung, der Enthüllung des eigenen Fühlens und Denkens, setzt entgegengesetzte Charaktere mit ihren sich kreuzenden Richtungen zusammen und löst ihren Streit im Sinne einer objektiven Weltordnung. Zwar läßt auch

das Epos verschiedene Charaktere auftreten und sich aussprechen, es strebt sogar nach einer konzentrierenden Einheit des Geschehens, und deshalb hat die Ilias z. B. einen dramatischen Aufbau. Allein dieser Aufbau ist nicht notwendig, die Einheit verschwindet in der Fülle der Einzelheiten, und die Charaktere entfalten lange nicht jene eigenwillige Seelenrichtung in so folgerechter Weise, wie im Drama. Das Drama nähert sich in dem Bestreben, das Lebensrätsel zu lösen, und in der energischen Betonung der Lebenseinheit und der Lebensgesetze dem philosophischen Standpunkt.

Der menschliche Geist suchte frühe in einer einheitlichen Substanz den Grund zu den mannigfaltigen und wechselnden Naturerscheinungen zu gewinnen und aus der freien oder notwendigen Entwicklung des Grundes die verschiedenen Naturgestalten zu erklären. Das geistige Bedürfnis nach Einheit und Zusammenhang befriedigte sich entweder in einer Göttergeschichte, wie sie Hesiod und die Orphiker uns erhalten haben, oder in einer mehr naturwissenschaftlichen Forschung nach dem Anfange (ἀρχή) oder der Grundursache. Immer aber hüllten sich diese Versuche in poetische Form.

Wie die Philosophie in der äußeren Welt, so wollte die dramatische Dichtung ins Menschenleben Einheit und Zusammenhang bringen. Es war dies freilich nicht bewußte Absicht, sondern ergab sich von selbst aus der nun einmal gegebenen Form des Dramas.

Im Drama mußte in viel höherem Grade als im Epos Einheit und lebendige Spannung herrschen und Handlung und Worte zusammen gebunden werden. Es durfte keine gemütliche Erzählung und keine müßige Unterhaltung sein, welche die Spielenden in demselben Raum und derselben Zeit zusammenbrachte. Schon der Charakter der Feste, die zu solchen Spielen Anlaß boten, nämlich der Dionysosfeste, verlangte, daß der Inhalt des Spieles die Teilnahme anregte und die Stimmung hob. Lust und Leid, ausgelassener Jubel und schwere Wehmut war der Grundton der Festesstimmung, das Spiel aber sollte die Regungen der Gemüter in ein ruhiges Bett leiten, veredeln und abklären. Hierzu war aber nichts besser geeignet als die Betrachtung eines kondensierten und potenzierten Lebens, wie es jene einschneidenden Glückswechsel, jene Peripetieen auf den Höhen der Menschheit boten. Wenn sich die höchste Erhebung mit dem größten Sturze fast in einem Augenblick zusammendrängt, wenn Glanz, Tapferkeit und Reichtum flugs in Elend sich verwandelt oder der Tod den Prachtbau des Glückes mit rascher Hand in Trümmer schlägt, so ist dies ein gedrängter und gesteigerter Abriß des Menschenlebens mit seinem ewigen Wechsel von Freud und Leid. Solche Wechsel bot nun in reichstem Maße die Geschichte der erlauchten Herrschergeschlechter Griechenlands in Argos und Theben (Pelopiden und Laiden).

Hier vereinte sich alles, das historische, nationale und allgemein menschliche Interesse, um eine Darstellung bedeutsam zu machen. Es handelt sich nun aber darum, diese Geschichten um bestimmte Mittelpunkte zu ordnen, und hierzu bedurfte es eines höhern Standpunktes.

Die Tragik brachte Einheit, Sinn und Zusammenhang in ihre Geschichten oder Fabeln, indem sie sich auf den religiös ethischen Standpunkt stellte und das Gesetz aufzeigte, welches die Ereignisse des Lebens verband. Wie die Philosophie die Erscheinungen der Natur durch Gesetze ordnet, so will die Tragik die Erscheinungen der Menschenwelt durch höhere Gesetze erklären. Wie sie dieses Problem löst, sehen wir gleich an Äschylos.

a) Nachdem Prometheus durch die Erfindung des Feuers der Menschheit größter Wohlthäter geworden ist, erleidet er bei Äschylos für seine trotzige Erhebung, seinen Stolz gräßliche Schmerzen. Denn er hat sich gegen ein göttliches Gesetz erhoben und nur in freiwilliger Unterwerfung und in der Anerkennung der Schuld — dies ist ja der wahre Zweck der Strafe — erblüht ihm nochmals das Glück. Agamemnon, Klytämnestra und Orestes müssen nach einander leiden, weil sie sich gegen die ewigen Gesetze vergangen, und die glänzende Macht der Perser büßte in schmählicher Niederlage ihren Frevel gegen das Naturgesetz, das sie am Hellespont zu meistern suchten.

Die Weltanschauung des Äschylos ist einheitlich geschlossen. Weder zwischen der göttlichen und menschlichen Ordnung und Empfindung, noch zwischen den Göttern, der Natur und dem Schicksal ist ein Zwiespalt. Das Schicksal steht nicht als eine unerklärliche, geheimnisvolle und unwiderstehliche Macht hinter und über dem Zeus, sondern es liegt in seiner Hand. Die Metis, die Weisheit wohnt in seinem Herzen und verkündet ihm die Sprüche des Schicksals und die Unterscheidung des Guten und Bösen. Die alten Naturgötter, welche Zeus gestürzt, stehen zwar noch mächtig im Hintergrund, und gewaltig ist ihr finsteres Reich. Okeanos deutet sogar an, daß auch Zeus einstens dem Verhängnis erliegen wird, aber anderseits empfiehlt er dem Prometheus, sich zu fügen und zu unterwerfen.

> Erkenne dich, gestalte neu zu neuer Art
> Dich nun, denn neu ist auch der Götter Fürst und Herr!

Alle die alten Naturgötter dienen dem obersten Gotte und dem Gesetze, das er vertritt, so auch die Erinnyen.

> Wir rühmen uns, rufen diese, schnellen gerechten Gerichts . . .
> Wer frevelbewußt die blutigen Hände verheimlicht,

Da treten wir laut als Zeugen des Rechts
Dem Erschlagenen bei . . .
Zugesponnen ja hat uns des Schicksals
Zwingende Macht für immerdar: Frevlern
Nachzuspäh'n, nachzuzieh'n,
Bis sie birgt Grabesnacht.
Manneshoffart, prunke sie droben auch preislichst,
Nieder zur Erde hin sinkt sie, verkümmert sie ruhmlos
Unserer schattengewandigen Beutegier,
Unserer Sohle neideswildem Tanz.
. . . . . . Des Zieles gewiß,
Rächerinnen aller Schuld, furchtbar,
Allunerbittlich jedem Flehen,
Handhaben wir wachsam unglimpfliches Amt,
Den Göttern abgewandt, in sonnenlosen Lichtes Dämmerung.

b) Wie die höheren Mächte unter sich, so stimmt auch die göttliche Ordnung und das menschliche Geschick zusammen. Schuld und Strafe entsprechen sich, und Äschylos kennt weder einen Widerstreit zwischen dem Naturrecht des Menschen und dem positiven Gesetz, noch zwischen dem menschlichen und göttlichen Gesetz, wie er uns bei Sophokles begegnet. Äschylos ist noch durchaus religiös gläubig, eine erhabene theologische Gesinnung erfüllt und hebt ihn, während Sophokles bei aller Gläubigkeit schon mehr menschlich fühlt und denkt. Dies zeigt sich auch an der Sprache; bei diesem ist sie viel harmonischer, gefälliger und flüssiger, als bei jenem. Die Charaktere sind mannigfaltiger und vertreten einander gegenüber je ihren ausgeprägten Standpunkt. Es gibt nicht allein eine Mannigfaltigkeit von Individuen, sondern auch von berechtigten Handlungs- und Denkweisen. In dem Aufeinanderstoßen abweichender Grundsätze, Regeln und Rechte besteht zumeist der tragische Konflikt.

Nicht bloß Antigone thut gut, wenn sie dem Königsgesetz zum Trotz dem Drange ihres Herzens und der Furcht vor den Göttern nachgibt und für den Leichnam ihres Bruders sorgt, sondern auch Ismene, die ihr das Gesetz des Kreon vorhält; nicht bloß Elektra hat recht, wenn sie ihre ehebrecherische mörderische Mutter haßt und verflucht, sondern auch Chrysothemis befolgt ein Verfahren, das wohl zu rechtfertigen ist.

In diesem Widerstreit der Grundsätze ist nicht immer aus der Entscheidung des irdischen Schicksals zu entnehmen, wo das objektive Recht lag. Das Schicksal züchtigt oft falsch und zu stark.

Ödipus leidet mehr als er verschuldet, doch wird ihm am Ende Ruhe und Ruhm beschieden. Aias, Herakles und Jokaste haben ihr Unheil nur zum Teil verdient, und in Antigone vollends geht die Gottesfurcht und Schwesterliebe zu Grabe.

Wenn nun aber auch das Schicksal nicht die Erfüllung des Weltgesetzes bringt und der Weltverlauf mit dem Sittengesetz nicht zusammenstimmt, so ist doch der Bestand eines Sittengesetzes und einer ewigen Weltordnung unverkennbar, und Sophokles widmet diesem Gesetze herrliche Strophen.

Ach, würd' ich teilhaft des Loses:
Rein zu wahren fromme Scheu bei jedem Wort und jeder Handlung,
Treu den Urgesetzen,
Die in den Höh'n wandeln, in Äthers
Himmlischem Gebiet, stammen aus dem Schoße
Des Vaters Olympos, nicht
Aus sterblicher Männer Kraft
Geboren; niemals hüllt sie die Zeit, traun in Vergessenheit;
Es belebet manchmal sie ein Gott, der nie altert.

Doch Sophokles preist nicht allein das Gesetz, sondern rühmt auch die Selbstherrlichkeit, Weisheit und Macht des Menschen. In einem herrlichen und großartigen Gesang schildert er, wie der Mensch die Tiere bezwingt, die Erde und das Meer sich unterwirft und sich noch höher im Geistesleben erhebt, während bei Äschylos der Begründer der Kultur Prometheus der Schmach und Strafe verfällt. Das Wort und der Gedanke ist bei Sophokles Werk des Menschen, er schuf „staatordnende Satzungen" und erfand allerlei „listige Kunst" (Wohnungen, Arzneien).

Vieles Gewaltige lebt, doch nichts
Ist gewaltiger als der Mensch.
Denn selbst über die düstere
Meerflut zieht er, vom Süd umstürmt,
Hinwandelnd zwischen den Wogen
Den rings umtos'ten Pfad.
Die höchste Göttin auch, die Erde,
Zwingt er, die ewige, nie sich erschöpfende,
Während die Pflüge sich wenden von Jahr zu Jahr,
Wühlt sie durch der Rosse Kraft um.

Flüchtiger Vögel leichten Schwarm
Und wildschweifende Tier' im Wald,
Auch die wimmelnde Brut des Meeres
Fängt er, listig umstellend, ein
Mit netzgeflochtenen Garnen,
Der vielbegabte Mensch
Bezähmt mit schlauer Kunst des Landes
Berge durchwandelndes Wild, und den mähnigen
Nacken umschirrt er dem Roß mit dem Joche rings,
Wie dem freien Stier der Berghöh'n.

Zuerst erwähnt hier Sophokles die Schiffahrt, weil sie ihm, dem Athener, am nächsten lag und weil sich hier die Freiheit des Menschen über die Natur am deutlichsten zeigt. Hierauf läßt er Ackerbau, Jagd und Viehzucht folgen, und nun zeigt uns Sophokles im folgenden den Menschen als Erfinder geistig gesellschaftlicher Ordnung.

Und das Wort und den luftigen Flug
Des Gedankens erfand er, ersann
Staatordnende Satzungen, weiß dem ungastlichen
Froste des Reifes und
Zeus' Regenpfeilen zu entfliehen;
Überall weiß er Rat;
Ratlos trifft ihn nichts
Zukünftiges; vor dem Tode nur
Späht er kein Entrinnen aus;
Doch wider schwere Seuchen wohl
Fand er Heilung.

In Erfindung listiger Kunst
Weit über Verhoffen gewandt,
Neigt bald er zu Bösem, zu Gutem bald, achtet hoch
Der Heimat Gesetz,
Der Götter schwurheilig Recht,
Hebt die Stadt. Ihr ein Fluch
Lebt, wer, frech gesellt
Dem Laster, voll Trotz sich bläht.
Mög' er nicht an meinen Herd
Gelangen, noch in meinen Rat,
Solch ein Frevler!

Als „politisches Wesen" erreicht der Mensch seinen Höhepunkt, und die Prädikate ὑψίπολις (Förderer der Stadtgemeinde) und ἄπολις (ungesellig) werden mit gut und schlecht gleichbedeutend.

c) Bei Euripides tritt der Mensch und das Menschliche noch mehr in den Vordergrund, als bei Sophokles. Der göttliche Einfluß ist gering und dient eher dem Bösen als dem Guten. Die Götter entzünden blinde Leidenschaften (Phädra, Herakles) und stürzen ins Unglück. Freilich auch Euripides singt:

Spät kommt Göttergewalt heran, doch sicher erscheint sie
Zuletzt, züchtigt der Menschen Stolz, wenn sie thörichtem Wahne frönen.

Aber es fehlt ihm der religiöse Ernst. Er ist bürgerlich gesinnt, hat die Instinkte der Ochlokratie, und damit verbindet sich eine skeptische Stimmung gegenüber der altererbten Religion.

Eine ausgezeichnete Charakteristik der beiden so verschiedenen Tragiker Äschylos und Euripides gibt Aristophanes in seinen „Fröschen." Die Rede des einen, sagt er, sei schwer, voll Empfindung und Begeisterung, und jedes Wort treffend, die Worte

des andern seien tönende Nichts und rollten so beweglich einher, wie ein Rad, seine Sprache sei gereimte Prosa mit lauter Sentenzen gespickt. Äschylos schütt'le drohend den Kopf, seine Mähne sträube sich, seine Stirne lege sich in Falten, und man glaube einen Löwen brüllen zu hören, sein Hauch gleiche einem feurigen Vulkan.

Von seinen Helden rühmt Äschylos, sie haben nur Krieg geatmet, nur von Lanzen gesprochen und haben stets ihre Schuhe, Helme und Federbüsche bereit gehalten. Daher sei sein Wort, wie das eines guten Lehrmeisters, begeisternd und erhebend in die Herzen gedrungen. Euripides aber bringe schlechte Frauen, niedriges Volk und Könige auf die Bühne und verderbe so das Volk, sogar Schüler stammeln seine schlechten Grundsätze nach und werden dafür von den Lehrern mit Riemenstreichen gezüchtigt. Euripides rühmt aber gerade von sich, er habe den frühern tragischen Schwulst ermäßigt und das Volk natürlich sprechen lassen. Die Ungeheuer seiner Vorgänger hätten nur die Einbildungskraft verwirrt und den gesunden Menschenverstand zerstört. Er sei es gewesen, der die Intrigue einführte und die Sklaven und Volksleute mit Verstand und gesundem Sinn ausstattete.

An Äschylos erinnert unter den Geschichtsschreibern Herodot, an Euripides der Verfasser der peloponnesischen Kriegsgeschichte, Thukydides. Herodot nahm einen gläubigen Standpunkt ein und legt den Maßstab des Sittengesetzes an die von ihm erzählten Ereignisse an. Die dunkle Macht der Nemesis ragt überall hervor und bestraft jede Überhebung (ὕβρις). Dem Götterwillen gehorchen ist das beste, nächstdem Maß zu halten. Mit Abweisung alles Wunderbaren und Geheimnisvollen bringt Thukydides nur auf den nackten, realen Thatbestand, auf die wirklichen Ereignisse und Gesinnungen, ohne zu urteilen und zu grübeln. Wie ein Dramatiker läßt Thukydides die Vertreter der Völkerinteressen in unparteiischem Lichte erscheinen und ihre Ansichten entwickeln. Recht oder Unrecht bekommen sie erst durch die Ereignisse, nicht durch philosophisches Räsonnement.

### 4. Die komische Lebensansicht.

Die Selbstherrlichkeit des Individuums, von Sophokles leise und von Euripides laut anerkannt, erreicht im komischen Spiel eine weitere Stufe. In der Ironie setzt sich der einzelne über alle Erscheinungen hinweg, welche ihm zum Spotte dienen, er spielt souverän mit den Mächten des Lebens, hebt und erniedrigt nach Belieben und schaltet, wie ein Gott.

Im komischen Drama steht an erster Stelle Aristophanes. Seine Lustspiele sind noch in anderer, als der eben berührten Hinsicht für die Kulturgeschichte bedeutsam. Indem sie uns in das niedere Volksleben einführen und den gewöhnlichen Mann vor Augen stellen, ergänzen sie das glänzende Gemälde hellenischen Lebens, wie man es aus Dichtungen

und Kunstwerken entwirft. Insofern sind sie geeignet, die allzu ideale Anschauung vom Griechentum herabzustimmen, sie führen uns in die dunklen Winkel und Buden des gemeinen Mannes ein und zeigen uns da Sachen, an die wir uns nur mit Ekel erinnern. Dies ist die Kehrseite der lichtumflossenen Welt der griechischen Dichtung. Es geht da recht derb und zotenhaft her, und würde uns Aristophanes seine Gerichte nicht in goldener Schale bieten, wir würden sie von uns weisen. Seine Witze bewegen sich auf ziemlich niedrigen Gebieten und wühlen mit Behagen in all dem herum, worin sich der Mensch als tierisches Wesen ausweist. Es ist gewöhnlich Zeichen eines schwachen Witzkopfes, wenn er zu solch schmutzigen Sachen greifen muß, um das Lachen zu erregen, und wir müssen gestehen, daß uns deshalb z. B. Cervantes nicht bloß an wahrem Humor und Gemüt, sondern auch an komischem Talente dem athenischen Dichter weit überlegen scheint. Aber vom kulturhistorischen Standpunkt aus sind uns seine Dichtungen äußerst wertvoll, sie sind namentlich den Schwärmern für das antike Leben zu empfehlen.

### $\alpha$) Das Privatleben.

1. Wie in andern Ländern waren auch in dem glänzenden Athen die Wohnungen des niedern Volkes eng, schmutzig und dunkel.

„Statt des Bettes bedient sich die Armut der Streu aus Binsen, mit Wanzen gefüllt, die stets die Schlafenden wecken; eine stinkende Decke dient anstatt des Teppichs; — und statt des Kissens unter dem Kopfe ein großer Stein; an Stelle des Brotes essen die Armen junge Triebe von Malven; — statt Brei vertrockneter Rettiche Blätter! statt des Schemels dient der Deckel eines zerbrochenen Krugs und statt eines Backtrogs eine Seite der Tonne — und diese zerbrochen“ (Plut. V. 536—542).

Wenn vollends der Krieg die Landbevölkerung von Athen in die Stadt zusammendrängte, mußten die Leute„ mit Tonnen, Geierernestern und Wachttürmen vorlieb nehmen.“

Nicht viel besser als im Hause eines Armen sah es in der Wohnung des Sokrates nach der allerdings sehr übertriebenen und teilweis ganz falschen Darstellung in den „Wolken“ aus. Auch dort gab es Ungeziefer, und die Schüler Sokrates' waren darin, abgeschlossen von der frischen Luft, ganz bleich geworden.

In die athenische Küche führen uns die „Acharner“ ein. Es wird hier ein großer Reichtum von Gerichten aufgeführt, deren die athenische Küche fähig war. Wir können einen Teil hiervon aus dem reizenden Dialog des behaglichen genußliebenden Dikäopolis und des

kriegerischen Lamachos kennen lernen. Dieser bereitet sich eben auf den Feldzug, jener auf das Kannenfest vor und sie gaben ihren Sklaven im Hause die nötigen Befehle. Beider Haus liegt nun aber nahe bei einander und man hört daher den einen wie den andern Befehle ins Haus hineinrufen:

**Lamachos** (zu seinem Sklaven).

He! Bursche, hurtig mit meinem Proviantkorb her!

**Dikäopolis** (ebenfalls zu seinem Sklaven).

He! Bursche, hurtig meinen Speisekorb!

**Lamachos.**

Bring', Bursche, eine Thymianlake, nebst Zwiebeln!

**Dikäopolis.**

Mir guten Salzfisch; Zwiebeln lieb' ich nicht.

**Lamachos.**

Ein altes Stück Pökelfleisch in Blättern eingewickelt!

**Dikäopolis.**

Mir ein neues Stück! Ich will es dort schon kochen lassen.

**Lamachos.**

Bring' auch die Feder meines Helms heraus!

**Dikäopolis.**

Und mir die Tauben und die Krammetsvögel!

**Lamachos.**

Wie schön und weiß die Straußenfeder ist!

**Dikäopolis.**

Wie das Taubenfleisch so schön und gelb aussieht!

**Lamachos.**

Die Kapsel der drei Federbüsche!

**Dikäopolis.**

Die Schüssel mit dem Hasenbraten!

**Lamachos.**

Die Büsche sind ja von den Motten ganz zerfressen!

**Dikäopolis.**

Ich hätte große Lust, noch vor der Mahlzeit
Mich über diesen Hasenpfeffer herzumachen.

**Lamachos.**

Wo bleibst du, Bursche?
Mach hurtig und bring' mir meinen Spieß heraus.

**Dikäopolis.**

Mach hurtig, Bursche, und bring' die Wurst heraus!

**Lamachos.**

Gib her! ich will ihn aus der Scheide ziehn;
Halte fest, Kerl!

**Dikäopolis.**

Und du, Kerl, halt den Bratspieß fest!

Lamachos.

Mein Schildgestell!

Dikäopolis.

Die Tafelbrote aus dem Ofen, Junge!

Lamachos.

Nun auch den runden Heerschild mit dem Gorgonsrücken!

Dikäopolis.

Den runden Kuchen mit dem Käserücken!

Lamachos.

Gieß Öl auf meinen Schild!

Dikäopolis.

Gieß Honig auf den Kuchen.

Lamachos.

Nun, Bursche, hol auch meinen oft geprüften Harnisch.

Dikäopolis.

Und mir den meinen, Bursche — meine Kanne.

Lamachos.

Jetzt, Bursche, binde die Decken und den Schild —
Den Proviantkorb will ich selber tragen.

Dikäopolis.

Jetzt, Bursche, mach die Schüsseln im Korbe fest,
Und ich will meinen Mantel überthun und geh'n.

Am Schlusse des Stückes wird Lamachos schwer verwundet zurückgetragen, während der leichtfertige Dikäopolis in Begleitung zweier Hetären zurückkommt und ihn verspottet.

Durch diese Gegenüberstellung will Aristophanes eindringlich zeigen, wie viel angenehmer und vorteilhafter der Friede als der Krieg ist.

Das Küchenscepter schwingt auch in Athen die Hausfrau.

In der Unterweltsküche gibt Proserpina an, sie läßt dem Vielfraß Herakles einen ganzen Ochsen braten und drei Töpfe voll Brei und Gemüse kochen. Sein Appetit war einst so gut gewesen, daß er nicht alles bezahlen konnte, was er genoß, und er muß noch in der Unterwelt die Vorwürfe einer Schenkwirtin hören, er sei ihr noch ein Mahl von zwanzig Fleischstücken und sechzehn Broten schuldig.

Außerdem beschäftigen sich die Frauen nach Aristophanes mit Weben, Nähen, Waschen und Kochen, hauptsächlich aber mit Putz und Toilettekünsten. Trotz ihrer untergeordneten Stellung haben sie doch so viel Recht, daß sie dem Willen ihrer Männer widerstreben und die Haushaltungskassen führen dürfen.

In humoristischer Weise charakterisiert Simonides die Temperamentsverschiedenheit der Frauen folgendermaßen:

Verschieden schuf im Anbeginne Gott den Sinn
Der Weiber: eine schuf er aus der borst'gen Sau;
Bei der liegt alles kotumstarrt und ordnungslos
Im Haus umher und wird am Boden hingeschleift,

Sie selber, ungewaschen und im Seidenkleid,
Sitzt unterm Wuste ruhig da und mästet sich.
. . . . . . . . . . . . . . . . . .
Doch manche stammt vom blanken mähnumwallten Roß,
Die hält sich Mägdearbeit fern und harte Müh'n.
Nie würde sie die Mühl' anrühren, noch ein Sieb
Aufheben, noch vom Staube reinigen das Haus,
Noch vor dem Ofen sitzen, da den Ruß sie scheut;
Und dennoch zwingt sie ihren Mann zur Freundlichkeit.

Derartige Frauen waschen und salben sich dreimal des Tages und bekränzen sich mit Blumen. Eine andere Gattung Frauen kommt von der Biene, diese sind die besten, durch sie mehrt sich das Lebensgut.

### β) Öffentliches Leben.

An der athenischen Volksversammlung beklagt Aristophanes,

1. daß das Gesindel, die tolle Masse vorherrscht, daß jeder in den Tag hinein Anträge stellt und daß die Mehrheitsbeschlüsse nur einseitigen Interessen dienen.

Dieses ochlokratische Treiben zu verspotten, läßt er in seinem „Ekklesiazusä" Weiber in Männerkleidern, den Stock in der Hand, so zahlreich in die Volksversammlung sich schleichen, daß viele Bürger ihres Dreiobolenlohnes verlustig gehen und jämmerlich darüber klagen.

Den gewöhnlichen Kranz auf dem Haupt, treten die verschiedenen Redner auf. Den ersten bringt die Frauenmehrheit zum Schweigen, indem sie ihm vorhält, er habe seine Augenwimpern (durch Liederlichkeit) verloren. Der zweite beantragt, daß mit Einbruch der Winterszeit die Walker jedem Armen ein neues Kleid und die Kürschner einen Mantel[1] für das Bett hergeben müssen.

Dann tritt eine Frau auf, rühmt ihr Geschlecht als verschwiegen und ebenso bereitwillig zum Verleihen von Kleidern, Gefäßen ꝛc., als pünktlich in der Zurückerstattung. Auf ihren Antrag bekommen die Frauen die Staats- und Finanzverwaltung, da sie ja auch die häusliche Kasse und das Hauswesen in der Hand haben, und es wird Güter- und Weibergemeinschaft eingeführt.

2. Aristophanes verspottet ferner die Selbstgefälligkeit und Eitelkeit des Volkes in öffentlicher Versammlung.

Wenn fremde Gesandte dem Volk eine Nase drehen wollen, sagt er, so nennen sie es Jostephanus (veilchenbekränzt), und wie das Wort heraus ist, lauscht es auf und kann nicht mehr ruhig sitzen. Wer ihm aber vollends ein liparas Athenas an die Nase streicht, der bekommt des liparas wegen, womit er es so schlüpfrig wie Meergründel ölte, was er will.

[1] Das Obergewand diente bei den Armen als Bettdecke.

Athenermiene oder der attische Blick war sprichwörtlich. Die Athener waren stolz auf ihre überlegene Bildung und große Zungenfertigkeit, sie ließen sich aber auch von jedem Schwätzer und Schreier fangen, und gerade in der Zeit, in welcher Aristophanes seine Stücke schrieb, haben nacheinander ein Werghändler Eukrates, ein Schafviehhändler Lysikles und endlich der Gerbermeister Kleon das Volk beherrscht. Aristophanes spottet, ein Wursthändler werde alle diese ablösen, und läßt diesen Zukunftsmann in seinen „Rittern" auftreten. Er überbrüllt hier den Kleon, überbietet ihn an frecher Schmeichelei des Volkes und an Grobheit gegen seine Feinde. „Ein Demagog," heißt es dabei, „muß ungebildet sein, und es schadet ihm, wenn er lesen und schreiben kann. Er muß die Geschäfte unter einander rühren können, als wenn es Wurstgut wäre, und dem alten Demos süße Wörtchen in den Mund streichen." So macht es Kleon, der ausdrücklich erklärte, „der Demos sei stark darin, sich durch Neuheit der Rede bethören zu lassen, er sei Sklave des Außerordentlichen und Verächter des Gewöhnlichen."

Weil er so flugs des Alten schwache Seite weg hatte, sagt A., setzte er sich durch Lecken, Schwänzeln, Schmeicheln und kleine Lederschnitzel, die er ihm zum Geschenke machte, bald in Gunst und wußte sich seiner ganz zu bemeistern. Da hieß es: „Lieber Demos, geh' ins Bad; du hast nun dein Triobolon verdient (der Richtersold wurde durch Kleon von 1 auf 3 Obolen erhöht), laß es dabei! Nimm einen Bissen zu dir, schlürf ein Brühchen, laß dir was belieben! Soll ich dir dein Abendessen bringen?" Was andere backten, z. B. die trefflichen Thaten, welche Demosthenes in Messenien verrichtete, nahm ihm der Bube aus der Hand und setzt es dem Alten als selbstgemacht vor. Kein anderer soll ihn bedienen, und er treibt alle mit Riemen weg, die ihm etwas vorzutragen haben.

Der Demos, „sonst so weise und klug im eigenen Hause," sagt A., „wird dumm, sobald er sich auf dem Pnyxfelsen lagert, da sieht er aus, als wenn er Feigen ohne Stiel an einen Faden reihen sollte."

Das berüchtigte Handwerk der Angeberei (Sykophantie) wurde von Kleon groß gezogen und selbst betrieben. Leute, welche Kleon anzuklagen Lust hat, „befühlt er zuvor mit leisem Drucke, ob sie unreif oder zeitig wären. Wen er so als schwachen, händelscheuen Menschen kennen lernt, den holt er bis von dem Chersonesus, umschlingt und würgt ihn, bis er ihn mit unterbogener Schulter unter sich gebracht."

In den „Rittern" gibt er an, daß sein Feind den Peloponnesiern Schiffe, Takelwerk und Lebensmittel zuführte. In den „Acharnern" verleumdet ein Sykophant einen Bürger, daß er Dochte der Feinde einführe, wodurch die Werft in Brand geraten könnte. Aristophanes schlägt vor, den Syphokanten wie einen Kochtopf rings zu

umwenden und ihn zu verkaufen als ein Gefäß des Unrats, als Mörser, Chicanen zu reiben, und als einen schnarrenden Becher, das Hundertste ins Tausendste zu mischen.

Kleon besitzt nach A. einen bodenlosen Eigennutz. Es sei ihm, sagt er, nur darum zu thun, seinen Magen auf Kosten des Staates zu füllen, er lauere auf die Zölle wie ein Thunfischjäger und habe die Silbergruben von Laurion verkauft. — Jeder suchte damals aus dem Staate Vorteil zu ziehen und nichts dafür zu leisten. Gesandte dehnten ihre Reise überlang aus, um das Taggeld länger zu genießen, und logen nachher von allerlei Reisebeschwerden (Achar.). Die Bürger waren so faul in ihrer Pflicht, die Volksversammlung zu besuchen, daß der Herold oft mit dem Seile diejenigen, welche müßig auf dem Markte plauderten, umschließen mußte, um sie zur Teilnahme zu bewegen.

Der verkommenen Gegenwart stellt Aristophanes die gute alte Zeit gegenüber und erklärt diesen Unterschied hauptsächlich aus verschiedener Erziehung. Früher durfte ein Knabe auf der Straße

Keinen Laut von sich hören lassen, sondern aus jeder
Gasse zogen die Kinder, in leichten Kleidern, mit bloßen
Köpfen und Füßen, trotz Regen und Schnee zusammen in schönster
Ordnung der Singschule zu. Da saßen sie ruhig und sittsam,
Nicht mit übereinander geschlagenen Schenkeln, und lernten
Irgend ein gutes Lied, „die Städtezerstörerin Pallas"
Oder „was schallt von fern," das ihnen der Meister in alter
Melodie, wie Vater und Ahnherrn sie immer gesungen,
Vorsang, langsam und ernst. Wenn einer dann Mutwillen treiben,
Oder das Lied mit gebrochener weichlicher Stimme verzierlichen wollte,
Etwa wie heutigen Tages die Schule des Frynis mit ihren
Künsteleien und Schwierigkeiten den männlichen, reinen
Alten Gesang verfälscht, so ward er, als hätt' er sich gröblich
An den Musen vergangen, mit scharfen Schlägen gezüchtigt.
Saßen sie aber beim Pädotriben, dann mußten die Schenkel
Übereinander geschlagen werden, um den von außen
Stehenden nichts, was sich nicht gebührt, zu zeigen;
Damals salbete sich kein Knabe weiter als über die
Brust mit Öl — und schmiegte sich nicht, wie heutigen Tag's, mit
Einem mädchenhaft zärtlichen Stimmchen und buhlenden Augen
Seinem Erasten (Liebhaber) an, als wollt' er sich selber verkuppeln.
Eben dieselbe Zucht regierte bei Tische; da durfte
Keiner zuerst nach den Rettichen langen, oder die Tunke
Und den Kümmel den Ältern vorm Mund wegnehmen, noch Fisch und
Drosseln speisen.

Gleichwohl stellte diese Art von Erziehung alleine
Jene Helden von Marathon auf! du aber, indem du
Uns're Knaben gewöhnst, sich einzuwindeln, verzärtelst
Sie so schändlich, daß man oft bersten möchte vor Ärger,
Wenn so ein Weichling beim Waffentanz an den Panathenäen
Seinen Schild, der Göttin zur Schmach, vor den Nabel herabhängt.

Jetzt sind warme Bäder Sitte und die Jugend pflegt auf dem Markte sich umherzutreiben und die Thore von Tänzerinnen zu stürmen oder vor Gericht durch rechtsverdrehende Schelme sich zu Grunde richten zu lassen. Sie hat jetzt blasse Wangen, schwache Brust, schmale Schultern und dünne Beine, während sie früher kräftig und frisch war.

Das Rechtsverfahren wird durch Sophistik verdorben. Da wird mancher abgelebte Greis, dessen schwache Brust gleich ausgenützten Flöten keinen Ton mehr halten kann (*παρεξηυλημένος*) und dessen schützender Poseidon nun die Krücke ist, im Dunkel der Justiz irregeführt und von seinem jungen Gegner verwirrt; dieser versteht die Kunst, mit runden Perioden erst zu verwickeln und dann mit spitzigen Fragen in versteckte Fallen zu treiben.

### 5. Die philosophische Welt- und Lebensansicht.

Die Philosophie wurde schon mit dem Generalbaß verglichen, welcher das geistig-gesellschaftliche Leben begleitet und den Ton angibt, in welchem es verläuft. In der That gilt dies auch von der griechischen Philosophie. In ihrer ältern Periode ist sie mehr objektiv, gleichsam episch, wird aber allmählich subjektiv, gleichsam lyrisch und dramatisch — man denke an die Dialoge Platos und an Aristoteles' Gedichte —, sie richtet in diesem Stadium ihr Hauptaugenmerk auf die Erkenntnis, ihre Grenzen und ihre Entstehung und kehrt erst, nachdem sie hierbei genug geforscht hatte, zur Welterklärung zurück.

Die ältesten Philosophen suchten nach der Welteinheit und dem Weltgrund und fanden ihn außen im Stoffe, die spätern gehen von dem Mittelpunkt alles Erkennens, von dem subjektiven Denken, aus und betrachten die Welt im Spiegel des eigenen Seelenlebens. Der Weltgrund wird als psychisch und vernünftig erkannt, nur blieb man uneinig darüber, wie weit diese Vernunft zu erstrecken war.

1. Die ältesten Philosophen erhoben die Frage, aus welchem Grundstoffe die Erde sich gebildet habe. Sie waren Monisten und Entwicklungstheoretiker, wie die modernsten Naturforscher: von einem oder wenigen Stoffen, meinten sie, müsse sich alles vermittelst einheimischer

Notwendigkeit ausgestaltet haben. Ihre Prinzipien waren rein materielle, und erst als Empedokles anfing, Triebkräfte einzuführen, die er nur unter dem anthropologischen Bilde der Liebe und des Hasses vorstellen konnte, trat ein Umschwung ein. Jetzt dachte man allmählich auch an geistige Elemente. Besonders Pythagoras und die Pythagoreer drangen auf Losreißung und geistige Befreiung vom Sinnlichen und Sichtbaren und empfahlen Musik, Astronomie und Geometrie als Mittel, sich geistig zu kräftigen und emporzuheben. Freilich brachten sie es mit all' dem nur zu einer Zahlenphilosophie. Immerhin ist die Zahl ein geistiges, immaterielles Element, und damit war eine ausschließlich materielle Weltanschauung überwunden. Heraklit führte den Logos und Anaxagoras den Geist als gestaltendes und lebengebendes Prinzip ein. Man hatte sich besonnen, daß der Stoff an sich etwas Totes und Lebloses sei, dem erst aus einer anderen Quelle Bewegung zufließen müsse. Freilich machte man mit dem Geiste und der Vernunft keinen rechten Ernst, um so weniger als der Unterschied der Materie ein fließender war. Es bedurfte einer gewissen Erhebung nicht bloß geistiger, sondern auch sittlicher Art. Die Vorsehung hatte Sokrates dazu ausersehen, diese Erhebung einzuleiten. Durch das Leben dieses Mannes geht bei aller Schwäche ein gewisser ascetischer Zug, und er selbst hat den tieferen Sinn dieser Lebensrichtung in dem goldenen Worte ausgesprochen: *μηδενὸς δεῖσθαι θεῖον εἶναι*, nichts zu bedürfen sei göttlich. Etwas Göttliches, Dämonisches (*δαιμόνιον*) ging ihm auf dieser Höhe auf, zu der er sich emporschwang, und wenn er auch noch nicht der vollen Bedeutung dieser Erhebung sich bewußt war und alle Folgerungen daraus zog, so zog er doch Schüler heran, die dieser Aufgabe fähig waren.

2. Sokrates selbst beschränkte sich auf eine engere und kleinere Aufgabe. In den Schulen der Naturphilosophen hatten sich Männer gebildet, welche nach einem alles umfassenden Wissen trachteten und ebenso gut Bescheid wußten auf den Gebieten des Rechtes und der Geographie, wie der Dichtkunst und der philosophischen Meinungen. Ihr großes Wissen aber machte sie zu Sophisten im guten und schlimmen Sinne des Wortes. Ihrem Wissen fehlte die systematische Ordnung und die leitenden Grundsätze. Wir können uns freilich nur ungenügend in einen Zustand des Wissens hineindenken, wo noch alles chaotisch durcheinander lag, wo noch kein Aristoteles die einzelnen Gebiete gesondert hatte und über die Menschen, den Staat und Gott nichts fest stand. Der alte Glaube war verloren, dem Staate war damit die Grundlage

entzogen, und im Wirwarr der Meinungen beschlich einen der Zweifel, ob der Mensch der Wahrheit überhaupt fähig sei. Alle tieferen Ansichten schwankten und sicher galt nur, was die Sinne boten, und erstrebenswert nur der Genuß. Kein Gewissen, kein „ungeschriebenes," ungekanntes Gesetz brauchte einen abzuschrecken, und der Kluge und Starke durfte all sein Können in den Dienst der Leidenschaft stellen. Mit schamloser Frechheit wurde das Recht der Stärkern verkündigt und über moralische Grundsätze gespottet.

Da griff nun Sokrates ein und rettete vor allem die sittlichen Begriffe des Menschen und damit auch das Zutrauen zu seinem Denken; denn wenn feste sittliche Begriffe erwiesen waren, mußte man auch zum Glauben an die Begriffe überhaupt zurückkehren. Dabei stellte sich Sokrates auf den Standpunkt der Sophisten, um sie zu widerlegen, und gab der sittlichen Frage die Richtung auf das Wohl und Glück des Menschen, nur daß er die Befriedigung des Menschen nicht in den Genuß, sondern in die Tugend verlegte. Von dieser Voraussetzung aus forschte er nach den Begriffen nicht bloß der einzelnen Tugenden, der Besonnenheit, Mäßigkeit, Tapferkeit, sondern auch nach den Begriffen des tüchtigen Handwerkers, Schiffsmannes und Staatsmannes.[1]

Dabei geht er immer eine Reihe von einzelnen Fällen durch, um daraus den allgemeinen Begriff zu gewinnen. Besonders bei Xenophon ist diese Art sokratischer Unterredung treu bewahrt. Bei Plato tritt dagegen Sokrates schon mehr bestimmten Begriffsversuchen gegenüber, deren Einseitigkeit er dann durch die Zusammenstellung (Konfrontation) mit der konkreten Wirklichkeit heraustreten läßt. Wenn Sokrates bei Xenophon fragt, worin, in welchen Handlungen besteht die Tugend, die Mäßigkeit, Dankbarkeit, Frömmigkeit u. s. w., so fragt er bei Plato schon, was ist Besonnenheit, Tapferkeit und Frömmigkeit. Dort stellt er den Begriff der Tugenden fest, indem er die einzelnen Fälle durchgeht, in denen sich die Mäßigkeit und Selbstüberwindung (Mem. I, 5. 6. II, 1), die Eltern-, Bruder- und Feindesliebe (II, 2—6) zeigt. Der Begriff und damit das Wissen, welches die Tugend selbst begründet, vollzieht sich, indem er die Gründe (das Glück, die Wohlthaten) der Mäßigkeit und Liebe schildert und Mittel angibt, sie zu erwerben (II, 6). Er gibt den Begriff des Feldherrn und Politikers und anderer Berufe, indem er ihre Aufgabe ins einzelne verfolgt. Anders ist dies nun bei Plato. Hier werden weniger die einzelnen Fälle, die Teile oder Arten eines allgemeinen Begriffs gegeben, Sokrates verlangt vor allem zu wissen *τὸ εἶδος, ᾧ πάντα ταῦτα τοιαῦτά ἐστιν* (Euthyph. 6 D), d. h. den Gesichtspunkt (Begriff), unter dem alles das gerade das ist.

[1] S. m. Beit. zur Gesch. der alten Philosophie in Commers Jahrb. f. Ph. IV, 118.

Im Euthyphron wird fromm zuerst als gottlieb (ein idem per idem, wie Sokrates nachweist, da das Heilige den Göttern lieb ist, weil es heilig ist, nicht umgekehrt), dann als gerecht bestimmt, und zwar sei die Frömmigkeit der Teil der Gerechtigkeit, der sich auf die Götter beziehe, die Frömmigkeit also ein Götterdienst. Im Dialog Lysis, welcher der Freundschaft gewidmet ist, wird erklärt: Lieb ist 1. das Geliebte dem Liebenden, 2. das Gleiche dem Gleichen, 3. das Verschiedene dem Verschiedenen, 4. das Schöne und Gute, 5. dem zwischen Gut und Bös Schwankenden das Gute, und zwar deshalb, weil er so Hilfe von dem Übel, dem Bösen, hofft. Der Grund der Freundschaft ist das subjektive Bedürfnis, also ist es doch das Ich, was man im Freunde sucht: das Verwandte ist lieb.

Wenn nun die einzelnen Bestimmungen, welche so verschiedenen Tugenden gegeben werden, nicht zu einem Gesamtresultat zusammengefaßt, sondern allesamt verworfen werden, und auch keine dieselbe ersetzende Definition aufgestellt wird, so kann man das verschieden erklären. Entweder sollte jeder der gegebenen Einzelthesen ein gewisser induktiver Wert zugeteilt werden, denn eine jede enthält gewisse Merkmale, einzelne Anwendungen und Äußerungen des allgemeinen Begriffs und Sinns, und fördert so die Erkenntnis, oder Plato wollte dieses dialektische Verfahren als aussichtslos darstellen und so seiner Ansicht, daß alle Begriffe angeboren und durch mühelose Intuition gewinnbar seien, den Boden bereiten. Eigentlich positive Definitionen, namentlich der oben genannten Tugenden, formuliert dann Plato später im Zusammenhang größerer systematischer Ausführungen (bes. in der Schrift über den Staat).

Auf diese Weise suchte Sokrates seine Schüler zu begrifflichem Denken anzuleiten und ihnen in dem Begriffe sichere Mittel und feste Ausgangspunkte für weiteres Forschen zu bieten. Damit war die sophistische Ansicht überwunden, daß jeder anders denken müsse als sein Nachbar, daß es kein allgemeines Wissen und keine notwendige Überzeugung gebe. Aber wie gelangen wir zu allgemeinen und notwendigen Begriffen? Genügt die Induktion des Sokrates, müssen wir alle die einzelnen Verhältnisse und Dinge vergleichen, die sich ähnlich sehen (z. B. alle tapfern Handlungen oder alle Pferde)? Allein um Ähnliches aus der bunten Fülle der Erscheinungen herauszufinden, müssen wir schon ungefähr wissen, was wir suchen, und einen ungefähren Begriff davon haben; also das, was wir suchen, wird schon vorausgesetzt. In der That sind wir ja auch schon längst im Besitze von Begriffen, ehe wir an eine solche Vergleichung gehen könnten, und es wäre jegliche Forschung unmöglich, wenn sie erst ihr Ergebnis (vollständige Vergleichung) abwarten müßte, um beginnen zu können. Diese Schwierigkeit löst sich sehr leicht, wenn man zwischen unentwickelten Allgemeinvorstellungen und keimartigen Ideen, wie sie die Sprache gibt, und entwickelten

Ideal- oder Normalbegriffen unterscheidet, die erst eine lange Untersuchung abschließen.[1] Diese Untersuchung fehlte der alten Philosophie, und sie verlangte schon für den Anfang, was erst das Ende geben kann, nämlich allgemeingiltige Begriffe, die zugleich das Wesen der Dinge enthalten.

Wir sind unbedingt sicher, daß unsere Begriffe und ihre Verwendung im Urteil und Schluß allgemein und notwendig ist, d. h. unser Denken von allen notwendig geteilt werden muß, welche bei gesundem Verstande sind, wenn uns die Begriffe angeboren sind und wenn daher alle dieselben Begriffe von Anfang an haben.

3. Die Begriffe sind nach Plato nicht nur allen gemein, weil angeboren, sie enthüllen uns auch das tiefere Wesen der Dinge. Bloße Sinneserkenntnis und äußere Erfahrung, wie es die frühern Philosophen allein zuließen, kann uns nicht das tiefere Wesen enthüllen, um so weniger, als das Objekt der Sinneserkenntnis nach Platos Voraussetzung nichts Feststehendes und Bleibendes darstellt, sondern in stetem Flusse begriffen ist. Jeden Augenblick ändert sich die objektive Sachlage und es ließe sich nichts Sicheres darüber aussagen. Wer sich auf die Sinne verläßt, umfaßt nach Plato Schatten und nährt sich vom Scheine. (Phäd. 248 B.) Bleibend und im strengsten Sinne allgemein giltig, die Erscheinungen umfassend und beherrschend sind nur die Ideen, die im Geiste auf Anregung der entsprechenden äußern Dinge hervorspringen.

Daß die Begriffe angeboren seien und das Wesen der Dinge enthalten, erfordert einen starken Glauben. Wenn man die erfahrbare Wirklichkeit als bloßen Schein behandelt und für die empirische Forschung und peinliche Untersuchung, wie sie Sokrates pflegte, eine einfache mühelose Intuition setzt, so entsteht leicht das Bedenken, ob dieser Apriorismus nicht zu bodenlosem Subjektivismus führe. Es liegt bei solchen Annahmen die Gefahr nahe, die subjektiven Erkenntniselemente nach außen zu projizieren, unsere Vorstellungen den Dingen zu unterlegen, sie in ihrem Sinn zu deuten. Zur allgemeinen Gültigkeit unserer Begriffe und zur Sicherheit unseres Erkennens bedarf es nicht notwendig solcher Voraussetzungen, es genügt die Annahme, daß die Wirklichkeit überhaupt unserem Erkennen zugänglich ist, und daß in ihr unsere Denkgesetze gelten. Wenn wir zum Glauben berechtigt sind, daß von dem, was den Eindruck des Gleichbleibenden macht, Identität, und in dem, was sich verändert, ein kausaler Zusammenhang besteht, so ist der Boden, auf dem wir stehen, sicher genug. Es ist uns dann möglich, das Wesen des Gleichbleibenden, die Substanzen zu erkennen und begrifflich zu erfassen und im Veränderlichen Gesetze zu entdecken. Dann können wir schließen vom Bekannten aufs Unbekannte, indem wir den Zusammenhang zwischen beiden aufzeigen, indem wir erklären, wie vom Gleichen Gleiches gilt, weil ihr Wesen dasselbe ist und wie in der Wirkung die Ursache enthalten ist.

---

[1] S. m. Abh. „Die logischen Gänge des Denkens" im Phil. Jahrb. IV, 273 ff.

Wenn man also das Verhältnis umkehrt, kann man sagen: nach Plato ist dieser Stein, diese Eiche, diese Buche, dieses Pferd und dieser Hund real nicht durch die konkrete Stein-, Eichen-, Buchen-, Pferde- und Hundsnatur, sondern durch die abstrakte Idee der Steinheit, Eichenheit, Pferdheit &c. Hinter all diesen konkreten und einzelnen Erscheinungen schaut dieselbe Idee hindurch und diese Idee bleibt, wenn auch die einzelnen Erscheinungen verfliegen oder vergehen. Die Erscheinung oder, wie man sich ausdrückte, die Materie (ὕλη) ist nichts Reales, sie ist ein nicht Seiendes und ein Nichtseinsollendes (μὴ ὄν), nur die Ideen sind wirklich.

In welcher Weise ist aber die Idee in Einzeldingen zugegen? Plato erklärt sich hierüber nicht ganz übereinstimmend. Die einzelnen Dinge sind nach ihm Abbildungen oder Nachahmungen (εἴδωλα, ὁμοιώματα, μιμήματα) der entsprechenden Idee, sie wären also doch etwas Reales. Oder er sagt, die Einzeldinge nehmen teil und stehen in Gemeinschaft mit den Ideen; wodurch sie von diesen abhängig wären. Endlich spricht er von einer Gegenwart (παρουσία) der Ideen in den Einzeldingen und man müßte an eine Vervielfältigung, eine Art Multilokation der Ideen denken.


Fig. 19. Aristoteles.

Aristoteles hat den Idealismus Platos ermäßigt, nach ihm schauen wir die Ideen nicht in uns, sondern in und hinter den Dingen, und die Ideen oder, wie er es realistischer nennt, die Begriffe und Formen sind als vervielfältigt in den Einzeldingen gegenwärtig. Es ist jedoch immer noch der subjektiv psychologische Faktor, welcher die Ideen hinter der Oberfläche und dem verwirrenden Scheine der Dinge erkennen läßt. Vermöge einer höheren göttlichen oder gottähnlichen Kraft arbeitet der thätige Intellekt aus dem Sinnenbild das Wesentliche und Begriffliche heraus, wiewohl es im strengen Sinne unbeweisbar bleibt,

daß wir eine solche Kraft besitzen. Nur von der Voraussetzung aus, daß wir der Wahrheit fähig sind, läßt sich indirekt etwas Derartiges erschließen, und auch dann bleibt es noch fraglich, ob wir gerade das reine Wesen der Dinge selbst in uns ausgeprägt besitzen, ob sich die Seele den Dingen verähnlichen müsse und könne, um zur Wahrheit zu gelangen. Die Sinnesphysiologie und die kritische Erkenntnistheorie hat bedenklicher gemacht und uns vor der Annahme gewarnt, daß wir in das Innere der Dinge dringen und das Wesen erfassen können.

Aristoteles bildet einen gewissen Abschluß der griechischen Philosophie, indem er den Empirismus der früheren Philosophie mit einem Reste des Platonischen Idealismus verschmolz und beiden Einseitigkeiten die Spitze abbog. Freilich diese Verbindung ist nicht so vollständig gelungen, daß wir nicht diese beiden auseinander strebenden Richtungen wahrzunehmen vermöchten. Doch ist es bisher noch keiner Philosophie gelungen, das apriorische und aposteriorische Moment, woraus sich jedes Erkennen zusammensetzt, besser zu verbinden, und man wird daher immer auf ihn zurückgehen müssen. Seine Anschauung weiter zu entwickeln hieße ein ganzes System der Philosophie schreiben und wir verweisen daher auf die Lehrbücher (vgl. I, 140, 132).

## III. Die Schäferzeit.

Das griechische Leben kehrt zum Anfang zurück und wird patriarchalisch, wie zur Zeit Homers. So werden Greise Kinder, die Zeiten des Verfalls versetzen sich in den Naturstand. Freilich geschieht dies bei den griechischen Idyllikern, einem Theokrit, Bion und Moschos immerhin in anderem Sinne als bei Guarini und Tasso, geschweige bei einem Rousseau, ihre Stimmung ist in der That natürlich und naturfrisch. Man glaubt oft unmittelbar Homer vor sich zu haben, so naiv, gemütvoll und reflexionslos ist alles gehalten. Denn diese Idylliker haben wirkliche Natur nachgeahmt, sie haben Leben und Dichten der sorglosen Schäfer beobachtet und in Vers gebracht. Wie Homer erhoben sie einfache Vorgänge des gewöhnlichen Lebens zu dichterischer Höhe. In solch einer Idylle bietet z. B. ein Gaishirt dem Thyrsis als Lohn eines Gesanges eine Vase an. Sie ist

mit duftendem Wachse gebohnet,
Zweigeöhrt, neufertig, das Holz noch riechend vom Meißel,
Welchem hoch an der Mündung umher sich schlinget der Epheu,
Epheu, fleckig vom Golde der Blum' Helichrysos; denn durch sie
Kriecht das Gerank, anlachend mit safranfarbigen Träublein.

Mitten darauf ist ein Weib wie ein göttliches Wunder gebildet,
Schön mit langem Gewand und dem Stirnband. Neben ihr stehen
Männer, die Haare gelockt, und zanken sich dorther und daher
Mit wetteifernden Worten, doch rühret es wenig das Herz ihr.

Neben dem vielumworbenen Weibe steht ein fischender Greis auf mächtigem Felsen, daneben ist ein Weinberg gebildet, den ein Knabe bewacht, sitzend am bedorneten Steinwall und eben beschäftigt, eine zierliche Grillenfalle mit Binsen zu fügen.

In einem andern Gedicht führt uns Theokrit in eine Fischerhütte:

Zwei Fischer ruhten neben einander,
An der laubichten Wand des geflochtenen Schilfdachs, auf ihrer
Streu, von trockenem Seemoos, hingestreckt. Neben den beiden
Lagen die Werkzeug' ihrer Hantierung: weidene Körbe,
Angelröhr' und Haken, und Fischernetze voll Seegras,
Härene Schnür' und Bungen, und Reusen aus Binsen geflochten,
Ruder, Strick' und ein alter Nachen, auf Walzen geleget;
Unter dem Haupt' ein Stücklein Matte, Kittel und Mützen.
Solches war all' ihr Hab' und Gut; sie hatten nicht Topf, nicht
Tiegel, fragten auch nicht darnach, denn alles in allem
War ihr Fischfang ihnen, und Armut ihre Genossin;
Weit und breit kein Nachbar, von allen Seiten umschwammen
Ihr verfallenes Dach die Wogen mit sanftem Geplätscher.

In der Idylle „die Schnitter“ ergehet nacheinander Zuruf an die Binder, Mäher und Drescher:

Bindet die Garben frisch, ihr Binder! Der Wanderer ruft sonst:
Liederlich Volk, das ihr seid! So gehet der Lohn ja verloren. —
Die ihr Garben häuft, wendet nach Westen sie oder nach Norden,
Denn so schwellen die Ähren. . . . . . . . . . . . .
Die ihr den Weizen drescht,[1] o meidet am Mittag die Ruhe,
Stäubt doch am heißeren Mittag am besten die Spreu aus den Halmen. —
Mäher! ihr gehet ins Feld, sobald die Lerche sich reget,
Kehrt nicht heim, bevor sie entschläft, und ruht in der Hitze!
Wer, wie der Frosch, ihr Brüder! doch lebte, denn um den Schenken
Ist er mit nichten besorgt, er hat des Getränkes die Fülle.
Lieber uns Linsen gekocht, du geldbegieriger Schaffner!
Gucke dir nur die Augen nicht blind, beim Zählen der Grütze.

Wir sehen Hirten, Fischer und Feldbauern; das sind Lieblingsgegenstände der Idylliker. Die Poesie kehrt zur Wirklichkeit des Lebens zurück und wird realistisch, wie bei uns in der neuesten Zeit.

---

[1] Das Dreschen wurde gleich auf dem Felde besorgt, am besten geschah es des Mittags, wo sich die Hülle der Ähren am besten löste.

In dem Brautlied der Helena stellt Theokrit den Augenblick dar, wo Braut und Bräutigam zum erstenmal im Thalamos verweilen, nachdem Brautzug und Festmahl vorüber ist:

Einst im Königspalast Menelaos des Blonden zu Sparta
Stellten sich Mädchen im Chor an der neuverzierten Kammer (θάλαμος),
Tragend in weichem Gelock hyacinthene blühende Kränze,
Zwölfe, die ersten der Stadt, die Krone lakonischer Weiber. . . .
Alle sangen ein Lied nach einerlei Weisen und tanzten
Mit verschlungenem Fuß, daß die Burg vom Brautgesang hallte. . . .
Schlummert und haucht in die Brust euch süßes Verlangen und Liebe!
Doch vergesset auch nicht am Morgen das Wiedererwachen:
Wir auch kehren am Morgen zurück, wenn der erste der Sänger
Recket den bunten Hals und krähet, erwachend vom Schlafe.
Hymen, o Hymenaios, o jauchze dieser Vermählung.

Diese Zeilen sind so voll Anmut und heiterer Klarheit, daß sie auch Homer gedichtet haben könnte (s. S. 149); nur ein leichter Zug von Sentimentalität verrät die spätere Zeit.

# Viertes Kapitel.

# Das Leben der Römer.

## I. Charakter der Römer.

Kann man die Griechen Jünglingen vergleichen, so sind die Römer Männer voll Mut und Kraft, die Helden der Tugend und Tapferkeit, aber auch voll Egoismus und Grausamkeit. Sie waren sich dessen wohl bewußt. Plinius und Nepos sprechen es aus: „Das römische Volk übertrifft alle anderen Nationen an Tüchtigkeit,“ und Livius sagt: „Fortiter facere semper et pati vere Romanum.“ Kriegerische Tüchtigkeit galt als höchstes Ziel, und daher nennt der alte Dichter Ennius die Römer mehr kriegsmächtig als weisheitsmächtig.

Als tapfere Männer waren die Römer charakterfest und würdevoll,[1] und es widerstrebte ihnen das fahrige Wesen der weichlichern, aber eingebildeten Griechen. Sie hielten sie für unzuverlässig und würdelos. Griechisch ist gleichbedeutend mit charakterlos, albern, läppisch (levis, ineptus). Andererseits aber artete die Tapferkeit in Roheit aus. In ihren Kriegen wüteten sie erbarmungslos gegen Land und Leute, und ihre Eroberungssucht kannte keine Grenzen. Die eroberten Länder beuteten sie schamlos aus. Denn sie waren auch geizig, und daher standen sie in üblem Rufe bei umliegenden Völkern. Ihre eigenen Schriftsteller berichten wenig rühmliche Proben davon, und gestehen aufrichtig, wie deshalb ihre Feinde urteilen:

„Ihr Dasein ist der Untergang aller andern.“ „Sie sind die Wölfe, welche die Freiheit Italiens rauben, sie werden nur untergehen, wenn der Wald (Rom) umgehauen wird, in den sie sich immer wieder flüchten.“ „Rauben, Morden, Plündern ist bei ihnen System, hinter sich lassen sie nur die Ruhe des Grabes. Hat ihr Feind etwas, so befriedigen sie ihre Habsucht, hat er nichts, so befriedigen sie wenigstens ihre Herrschsucht.“

---

[1] Diesem Charakter entsprach auch die Sprache der Römer; mit Recht sagt von ihr der Sänger von „Dreizehnlinden“: „Rasch, wie ehrne Pfeile, klingend flog das Wort der Römer von den Lippen, kurz und schneidig wie das Schwert der Weltbezähmer.“

Alle ihre Neigungen und Begierden vertrat die Götterwelt der Römer, von hier erhielten sie ihre Antriebe und sie glaubten den Willen der Vorsehung zu erfüllen, wenn sie Kriege führten und Völker eroberten. Die Hand der Götter hat nach ihrer Meinung Stadt und Reich gegründet, und es war das Schicksal, das instinktive Gefühl einer göttlichen Bestimmung, welches sie auf der Bahn der Eroberungen vorwärtstrieb.

„Andere mögen berufen sein," sagt Vergil, „atmendes Erz in weicherem Gusse auszuprägen und dem Marmor belebte Züge zu entlocken, andere mögen das Wort handhaben und den Wandel des Himmels beobachten,

Du sei, Römer, bedacht, weltherrschende Macht zu verwalten,
Solcherlei Kunst sei dein, dann friedliche Sitte zu ordnen,
Mild den Ergeb'nen zu sein und Trotzige niederzukämpfen" (Aen. VI, 893).

Wenn sie erobernd auszogen, so geschah es zur größeren Ehre und Verherrlichung der heimischen Götter, mit denen der Römer den Staat identificierte. Die Stadt Rom und der kapitolinische Jupiter waren in der Vorstellung des Römers eins, zugleich aber sorgte der römische Egoismus dafür, daß der Staat und der einzelne, das Privat- und Staatsinteresse eins war, und so suchte der Römer seine Ehre und seinen Gewinn, wenn er erobernd auftrat und sich dem Staate unterordnete. Diese Unterordnung unter den Staat war allerdings großartig, er brachte ihm gerne Leben und Habe dar, wie die Decier, oder opferte seine Söhne, wie Brutus.

„Von allen Verhältnissen," sagt Cicero, „in welchen wir stehen, ist keines bedeutungs- und wertvoller als das Verhältnis, in welchem jeder einzelne zum Vaterland steht. Teuer sind uns Eltern, Kinder, Verwandte, Freunde, aber alle diese Verhältnisse gehen in dem Verhältnis zum Vaterland auf, für welches jeder ohne Bedenken sein Leben opfern wird, wenn er ihm dadurch nützen kann." „Das Vaterland hat uns dazu erzeugt und erzogen, um die reichen Elemente unseres geistigen und sittlichen Wesens für sich in Anspruch zu nehmen."

Die Unterordnung war, wie gesagt, nicht ganz uneigennützig und selbstlos, vielmehr suchte und fand jeder im Staate sich selbst, seinen Besitz und seine Ehre. Daher ist es auch begreiflich, daß diese Unterwürfigkeit später in blinde Kriecherei gegen die Kaiser umschlug.

Unter Tiberius war der Senat so charakterlos, daß er für alles stimmte, und Tiberius soll, so oft er den Sitzungssaal verließ, geäußert haben: „Diese sich selbst erniedrigenden Sklavenseelen!" „Ja selbst er, der die politische Freiheit nicht wollte," sagt Tacitus, „fühlte Ekel vor einem solchen sich selbst wegwerfenden, alles über sich ergehen lassenden Knechtssinn." Die Anrede dominus, sonst nur von Sklaven gebraucht, wurde von Caligula an regelmäßige Begrüßungsform des Kaisers. „Wie die frühere Zeit ein Übermaß der Freiheit sah, so erlebte sie jetzt ein Übermaß der Sklaverei." (Tacitus).

## II. Kultur der Römer.

### 1. Die gute alte Zeit.

Die alten Römer waren bekanntlich äußerst mäßig und sparsam. Dies blieben sie auch als Feldherren und Beamte. Große Sieger und gerühmte Staatsmänner verschmähten es nicht, den Acker zu bestellen. Vom Pfluge weg holte man Cincinnatus, und Manius Curius Dentatus baute selbst seinen Kohl, welchen, wie Juvenal sagt, jetzt kein Sklave mehr essen würde.

„Kam der Vater mit den Söhnen, den Karst auf den Schultern, abends vom Felde nach Hause, so dampfte ihnen der Mehlbrei aus mächtigen Schüsseln entgegen oder man aß Gebäck aus Gerste, das man jetzt dem Vieh futtert, und zwar bei offenen Thüren, denn es war nichts zu verbergen, und man schlief auf Stroh. Die Wände in Catos Haus hatten keine Bekleidung, er selbst rühmt sich, wie er die Steine aus seinem Acker entfernte und Gesträuche umhieb."

Zwischen Vergangenheit und Gegenwart findet auch Varro einen großen Unterschied.[1] Er vergleicht die anspruchslosen strohgedeckten Ziegelhäuser der Vorfahren mit den Prachtpalästen, den Mosaikfußböden, den inkrustierten Wänden, Arabesken, Malereien und Pfauenherden seiner Zeit und rühmt die Mäßigkeit der Vorzeit, wo man unter pistor nichts anderes verstand, als einen Sklaven, der das Mehl stampfte, gegenüber der späteren Schlemmerei der Feinschmecker, welche „schuld sind, daß man nur noch Schnepfen im Fluge zu sehen bekommt, und ihre Bäcker ausführlich unterrichten, wie gutes Brot zu bereiten ist." Früher trank man gesundes Wasser und aß scharfe Zwiebeln, die Religion und die Ehe war heilig, die Hausfrau spann zugleich mit den Händen Wolle und beobachtete den Topf am Feuer. Der Mann fuhr mit der Gattin höchstens zweimal im Jahre zu Wagen, und der Konsul verkaufte bei der Aushebung auf dem Kapitol den Bürger, der sich nicht stellte, ohne Gnade als Sklaven. Jetzt aber gilt als guter Censor, wer lebt und leben läßt, und die Richter thun nicht, was die Gesetze vorschreiben, sondern „gib und nimm" ist das Gesetz, welches durchschlägt. Solche Reden läßt Varro einen Mann von sechzig Jahren (Sexagesis) führen. Als zehnjähriger Knabe war er eingeschlafen und nach fünfzig Jahren wieder erwacht; da vollzieht die über seine Reden ärgerliche Jugend den volkstümlichen Spruch: „Die Sechziger hinunter von der Brücke", und wirft ihn nach der löblichen Sitte der Väter, die er so warm empfohlen, in den Tiber.

Freilich dürfen wir nicht gar zu ideal von dieser Vergangenheit denken. Wir wollen gar nicht erwähnen, wie roh und blutgierig diese

[1] Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung I, 255 ff.

biedern Alten waren. Daß sie es auch auf geschlechtlichem Gebiete nicht immer genau nahmen, beweisen nicht nur gelegentliche Bemerkungen späterer Zeit, wie die des Horaz (I sat. 2, 32) — hier wird erzählt, Cato habe einen Jüngling, der aus einem schlechten Hause kam, belobt, weil er nichts Schlimmeres that, sondern auch zeitgenössische Dichter wie Nävius und Plautus bezeugen dies. Sollten auch die Personen, die Plautus und Nävius vorführen, keine Römer sein, so ist es bezeichnend genug, wenn die Römer an ihnen Gefallen fanden und als komische Darstellung der Wirklichkeit hinnahmen. Nävius schildert ein kokettes Mädchen aus Tarent also:

„Sie gibt sich hin, als ob sie Ball spielte: dem einen nickt, dem andern blinzelt sie zu; den ködert sie, den hält sie; da ist die Hand engagiert, dem stößt sie an den Fuß, einem zeigt sie ihren Ring, den andern ruft sie mit den Lippen an; mit dem singt sie, jenem gibt sie ein Zeichen mit dem Finger."

Die Stücke des Plautus sind fast ausnahmslos Gewebe von Kuppeleien und sittenlosen Intriguen. Dirnen bilden den Mittelpunkt und unkeusche Liebe ist die Seele der Handlung.[1] Diese Erscheinung erklärt sich allerdings dadurch, daß die Komödie einmal ihrer Natur nach Familienstück ist, daß die Liebe zu allen Zeiten den anziehendsten Gegenstand leichter Unterhaltung bildet, daß sie sich aber im Altertum nicht mit der Ehe deckt. Denn die Ehe gehört viel zu sehr der Prosa des Lebens an und ihr Abschluß ist reine Geschäftssache. Dagegen entwickeln die Hetären, besonders griechischer Herkunft, alle Reize weiblicher Anmut, und bereits hat auch der Römer Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen. In einer plautinischen Originalstelle werden die Versuchungen ausgemalt, denen der junge Mann auf dem Forum ausgesetzt ist: wie Fliegen im Hochsommer, so zahlreich sind Kuppler und Dirnen, die reich geputzt, gesalbt und geschminkt da herumsitzen. In Honig sind die Zungen dieser Schmeichlerinnen getaucht, in Galle ihre Herzen. Maßlos sind ihre Ansprüche gegen die, welche anbeißen. Wenn dieselben ausgesogen sind, gelten sie ihnen für tot.

Wie übel ergeht es den Liebhabern! Amor ist, wie Plautus meint, der erste Schinder der Menschheit, er bringt schlaflose Nächte, zerrüttet Körper und Geist, verdirbt die Sitten und leert den Geldbeutel. Amor ist blind und launenhaft, sonderbar sind oft die Verwicklungen und Wirrnisse, die er in alle Verhältnisse bringt. Da sind es bald zwei Brüder, welche

---

[1] Ribbeck, a. a. O. I, 67 ff. gibt eine ausgezeichnete Charakteristik der plautinischen Stücke, der wir hier folgen.

für den gleichen Gegenstand glühen (Menächmen) oder es ist gar Vater und Sohn, welche zugleich von den Pfeilen Cupidos getroffen sind (Casina, der Kaufmann). Die Väter sind meistens zu nachsichtig, anfangs schelten und poltern sie zwar, aber am Ende bleibt ihnen nichts übrig, als zu verzeihen (Trinummus). Wenn die Söhne an den Vätern keinen Halt haben, so finden sie sicher einen Sklaven, der ihnen durch alle mögliche Schliche behilflich ist. Im Goldtopf (Aulularia) und Epidicus entwenden die Sklaven den Schatz der reichen Väter, oder sie kassieren fremdes Geld unter der Maske des berechtigten Empfängers ein, um die Söhne für ihre Zwecke damit zu versehen, im Pseudolus, Perser und Pönulus betrügen sie Kuppler und Mädchenverkäufer, ihren jungen Herren zum Ziele zu verhelfen.

Die Sklaven sind rothaarige, dicke und kleine Gesellen, voll List und Laune, und unerschöpflich an Einfällen. Blitzartig kommen ihnen bei Verlegenheiten Ausreden und Auswege. Einer vergleicht sich mit dem Dichter, der, wenn er das Schreibtäfelchen in die Hand nimmt, nicht weiß, was ihm die Muse eingeben wird. Durch seine Hilfeleistung schwingt sich der Sklave zum Kameraden des Herrn auf. Es trifft hier ein, was Cicero einmal ausspricht:

„Jedermann weiß, daß in einem Hause, wo es liederlich zugeht, die Sklaven nicht mehr Sklaven sind; ihnen wird alles anvertraut, sie müssen bei allem mithelfen, sie teilen die Lüste ihrer Herrschaft, sie kennen die Geheimnisse, — das sind eigentlich keine Diener mehr, sondern Hausfreunde, welche oft mit der gnädigen Frau auf sehr kordialem Fuß leben" (p. Cael. 23).

Mancher Sklave ist mehr drollig und gutmütig, als durchtrieben, wenige sind ehrlich und edelgesinnt. Solch eine ehrliche Haut, „graddrähtig und grobkörnig," unberührt von städtischer Sittenlosigkeit, ist Grumio in der Mostellaria, der den Gegensatz zu der liederlichen Wirtschaft vertritt, die in seiner Umgebung herrscht. Ein anderer gleicht einem bellenden Kettenhund, ein bitterer Sittenprediger, welcher der Hetärenzofe seine Verachtung in schimpflichen Vergleichen ausdrückt.

Für die Schliche und Anschläge der Sklaven waren die Hausväter nicht klug genug. Diese Greise, meistens wohlhabende Grundbesitzer, die in ihrer Jugend überseeischen Handel trieben, waren oder sind noch Lebemänner. Die einen haben eine harte Jugend gehabt und wollen sich jetzt entschädigen, die andern haben ihr Leben genossen, mögen aber der Jugend ihre Freude nicht vergönnen und seufzen unter der Fessel einer Hausfrau. Die Frauen gelten als zank- und eifersüchtig, wozu sie auch meistens Anlaß haben. Übel ergeht es dem Manne, der

sich auf heimlichen Wegen von seiner Gestrengen ertappen läßt, mit dem wiederholten Schimpfe: „Auf, Verliebter, marsch, nach Hause!“ weist sie ihn heim.

Der Kuppler oder Dirnenhändler wird als ein schmutziger, habsüchtiger Mann mit grinsenden Lippen, platter Nase, grünen Augen, gerunzelter Stirne, kahlem Kopfe und struppigem Ziegenbarte, dickem Bauche, in der Hand eine Lederpeitsche dargestellt. Wie ein Krebs geht er nicht gerade aus, sondern drückt sich an der Wand vorbei. Gegen Reiche ist er kriechend, gegen seine Untergebene brutal. Er bekennt sich zu den niederträchtigsten Grundsätzen, ist frech, schamlos und eidbrüchig, aber feige gegen den, der ihm den Meister zeigt und voll Aberglauben. Gewöhnlich unterhält er ein Bade- und Barbiergeschäft oder eine Kneipstube, um für Gelegenheit zu sorgen. — Das Gewerbe der Kupplerin ist mehr privater Natur, ihre Ware ist eine einzelne Person, sie nimmt persönlichen Anteil an den Herzensangelegenheiten der jungen Leute, während der Kuppler die Sache mehr vom kaufmännischen Standpunkt aus auffaßt.[1] Im übrigen ist sie ebenso schlecht, wie dieser, namentlich ist sie eine Weinsäuferin.

Nicht weniger schmutzig und gewinnsüchtig sind die Geldwechsler und Wucherer, dürre und lederne Gesellen, sie haben einen schleichenden Gang, wie Raubtiere, und machen den Gerichten viel zu schaffen. Vor allem haben sie es auf die verliebten Jünglinge abgesehen: an ihren Buden sitzen Dirnen, ihnen Leute zuzujagen.

Verächtlich wie das Geschäft eines Kupplers und Wucherers ist die Rolle des Schmeichlers (colax, comes), Parasiten und Prahlers (alazon). Der Schmeichler und Schmarotzer mit glatter Stirne und eingebogener Nase ist ein frecher Bursche. Von chronischem Hunger geplagt, denkt er immer, wie er irgend eine Einladung zum Gastmahle erhalten möchte. Oft kommt er als ungebetener Gast, wenn es irgendwo Hochzeit gibt oder feiner Duft aus der Küche dringt, und unterhält dann die Tischgesellschaft mit Witzen, die er aus Apophthegmenbüchern stiehlt.

Prahlhänse gibt es besonders unter den Soldaten. Der ruhmredige Offizier schwadroniert von Haufen erschlagener Feinde, spielt den Löwen und trägt ein Hasenherz in der Brust. Er prahlt mit eroberten Weiberherzen, hält sich für einen Adonis, ist aber dabei leichtgläubig und wird die Zielscheibe mancher Hänseleien.

---

[1] Ribbeck, a. a. O. I, 71.

Außer dem Soldaten treten noch folgende Vertreter von Berufsständen auf der komischen Bühne auf: Köche, Ärzte, Wahrsager und Advokaten. Der Koch ist redselig und dünkelhaft, der Arzt ein prahlerischer Charlatan, und die Advokaten sind geriebene Rabulisten. Bei Varro fragt einer: „Wozu brauche ich einen Arzt? Um ewig bittere Arznei zu trinken und mich herunterzubringen.“ Im spätern nationalen Lustspiel der Römer (fabula togata[1]) kommen häufig Handwerker und Krämer vor, daher die Spielart auch fabula tabernaria genannt wird. So gab es eine Rolle „der Kleiderflicker“ (phrygio), „der Walker,“ „Schuster“ und „Müller.“ Die standesstolze Mutter spottet über die Zumutung, daß ihre Tochter einen Müller heiraten soll: „Warum nicht lieber gar einen Kuchenbäcker, damit sie doch ihrem kleinen Neffen Naschwerk schicken kann!“ In einem Stück gibt es Streit zwischen Walkern und Weberinnen über die Wichtigkeit ihrer Berufe: „Wenn wir nicht webten,“ sagen diese, „hättet ihr nichts zu verdienen, ihr Walker,“ und jene: „Nicht nachts und nicht bei Tage hat der arme Walker Ruhe.“ Die Walker waren berühmt wegen ihrer Roheit und urwüchsigen Derbheit, daher sie auch in der fabula attellana der Osker häufig verwendet werden. Außerdem zeichnet sich der Bauer und der Schuster durch Roheit aus.

Auf seiner kampanischen Reise (I sat. 5) trifft Horaz zwei oskische Improvisatoren, die sich gegenseitig mit Schimpf und Spott zu überbieten suchen. Der eine wirft dem andern vor, er sei bissig wie ein Pferd, und fragt ihn, auf seine frühere Stellung als Sklave einer Dame anspielend, ob er nach seiner Freilassung den Laren seine Ketten ex voto schon geopfert habe, denn sei er gleich Sekretär, so dauere doch das Recht seiner Herrin fort. Dieser aber verspottet ihn ob seiner kampanischen Krankheit, nämlich einer Warze, und fordert ihn auf, den Kyklopen (des Magodus) zu tanzen, welcher der Galatea ein Ständchen zirpt.

Die Sittlichkeit nahm bekanntlich in demselben Maße in Rom ab, als sich die auswärtigen Eroberungen mehrten. Eine Unzahl fremder Sklaven kam hier zusammen und Rom wurde zum Sammelpunkt aller Laster. Alles wurde nach der Bemerkung des schlauen Numidiers Jugurtha käuflich, Tugend und Ehre, Rang und Titel. Vergebens suchten sich die Vertreter der alten Sitte dem Strome entgegen zu stemmen, und alle Gesetze, welche sie durchsetzten, halfen nichts mehr. Das Voconische Gesetz gegen die Erbberechtigung der Frauen (169), das Fannische und Didische Luxusgesetz (161 und 143), das Ausweisungsdekret gegen Philosophen, Rhetoren und Astronomen (161 und 139), das Calpurnische Gesetz gegen

[1] So genannt zum Unterschied von der fabula palliata griechischer Herkunft, weil man hier die röm. Toga, dort das griechische pallium trug.

Erpressung in den Provinzen (149), die Einführung der geheimen Abstimmung vor Gericht (141) — waren alle wirkungslos gegen die unaufhörlich vordrängende Neuerungssucht. Vergebens donnerte Cato gegen die Amtserschleichung und vergebens suchte man die Theaterlust durch Verhinderung der Bauten und Verbot der Sitzeinrichtungen zu beschränken.[1]

In dieser Zeit stand der Satiriker Lucilius auf und geißelte schonungslos die sittlichen Verbrechen, vor allem die Schwelgerei und Üppigkeit. „Lebt nur, Schlemmer und Fresser, ja lebt nur.“ Junge Gecken putzen sich mit weiblichem Schmuck, sie werden, spottet Lucilius, „rasiert, gerupft, geschuppt, mit Bimsstein abgerieben, geputzt, geglättet, gemalt.“ Nach Varro ist Rom zu einem Augiasstall geworden, den kein Herkules mehr reinigen kann. „Das Forum gleicht einem Schweinekoben und die Menschen können für nichts anderes als Schweine gelten“ bei allem Luxus, den sie treiben.

### 2. Der Höhepunkt der Litteratur.

Es ist für den Römer ganz charakteristisch, wenn uns an der Schwelle seiner Litteratur Possen und Lustspiele begegnen. Ihm sagt besonders die derbe Posse, die Ironie und der Humor zu, welchen das Lustspiel und die Satire gestattet, und frühe mußte der zügellosen Spottlust eine gesetzliche Beschränkung auferlegt und die libri famosi verboten werden. Formell hatte die römische Dichtung etwas Markiges und Körniges, wie man bei Plautus und besonders bei Ennius sehen kann, dessen Dichtung Quintilian mit einem rauschenden Eichenhain vergleicht.

Durch fortgehende Bildung und Übung an griechischen Vorbildern erlangte allmählich der Geist etwas von dem idealen Feinsinn und die Sprache von dem geschmeidigen Flusse der Griechen, ohne freilich die klassische Vollendung griechischer Dichtung zu erreichen. Dem Epikureer Lucretius lieh zwar die glühende Liebe zur Wahrheit begeisterte Worte gegen Wahn und Aberglauben, aber es fehlte eine höhere Weltanschauung, eine erhabene Gesinnung und der fesselnde Schwung in einem Werke, das doch immer als Lehrgedicht lehrhaft bleibt. Einen hohen philosophischen Standpunkt vertrat Cicero und seine Reden erhalten durch ein lebendiges Gefühl der Gerechtigkeit und einen flammenden Haß gegen Unrecht ein hinreißendes Pathos. Sein Stil, urteilt Cäsar, ist reich und voll, aber er wird leicht zu voll und überladen und ergeht

---

[1] Ribbeck, a. a. O. S. I, 228.

sich anstatt in der Tiefe behaglich auf der Oberfläche. Was Cicero auf prosaischem, war Vergil auf poetischem Gebiet: der gewandteste Sprachkünstler. Alles fließt im reinsten Wohllaut, und Gleichnis reiht sich an Gleichnis. Freilich ist alles kunstmäßig, die Absicht und subjektive Ansicht tritt hervor und in dem grauen Altertum, dem die Äneis gewidmet ist, spielt die lebendige Gegenwart. Schon bei Vergil macht sich ein sentimental romantischer Zug bemerklich, und verstärkt sich noch bei den Liebesdichtern Tibull, Properz und Ovid. Die Empfindung herrscht hier vor, artet aber leicht in Weichheit und Sinnlichkeit aus.

Vorzügliche Leistungen sind die Geschichtswerke des Cäsar und Tacitus. In der Geschichte konnte der echt römische Charakter viel eher sich entwickeln, als in Lyrik und Epos, ihre Klarheit, ihr staatsmännischer Blick und ihr edler Männersinn fand hier geeigneten Stoff.

### 3. Das Bauern- und Wirtshausleben in der spätern Dichtung.

1. Bei allem Reichtum der antiken Litteratur und bei aller realistischen Anlage der Römer sind doch so ausgeführte Gemälde des gewöhnlichen Lebens selten, wie sie uns folgende Verse eines unbekannten Dichters[1] schildern:

Säumend hatte die Nacht zehn Winterstunden vollendet
Und der geflügelte Wächter den Tag hellkrähend verkündigt,
Als des mäßigen Gutes sorgfältiger Ackerbesteller
Simulus, um nicht Hunger am kommenden Tage zu dulden,
Mälich die Glieder erhebt, die geruht auf ärmlichem Lager,
Und mit geschäftiger Hand die dunkeln Schatten durchtastet,
Suchend den Herd, den endlich nach manchem Stoß er herausfühlt.
Nur ein Restchen des Rauches entstieg dem verglimmenden Löschbrand
Und es umzog Flockasche der düstern Kohle Gefunkel.
Dieser nähert er nun, mit gebeugtem Haupte, das Lämpchen,
Rückt hervor mit der Nadel den Docht des trockenen Hanfes,
Bläst mit häufigem Hauch und erweckt das schlummernde Feuer.
Endlich der hell aufleuchtenden Flamm' entweichen die Schatten.
Jetzt mit gebogener Hand bedeckt er das Licht vor der Zugluft,
Öffnet sich dann vorschauend die schließende Pforte der Kammer.

Hierauf erzählt der Verfasser, wie der Bauer Getreide mahlt, es siebt und daraus einen viereckigen Kuchen backt:

Drinnen lag auf der Erd' ein dürftiger Haufen Getreides;
Hievon rafft er gebückt bis ganz zur Fülle des Maßes,
Das, ein Gewicht zu fassen von sechzehn Pfunden, gehöhlt ist;

---

[1] Das Gedicht befindet sich in den Werken Vergils unter der Aufschrift: moretum.

Geht dann hinaus und eilt an die Mühl', und auf winzigem Brettlein,
Welches geheftet die Wand zu diesem Dienste bewahrte,
Stellt' er das freundliche Licht; die Arme darauf, des Gewandes
Beid' entblößt, und den Balg der gezottelten Geis umgürtend,
Fegt' er zuvor mit der Bürste die Steine der Mühl' und der Höhlung.
Jetzo ruft er die Händ' ans Geschäft, in gleicher Verteilung:
Angestrengt ist die Linke zum Dienst und die Rechte zur Arbeit,
Diese dreht in beständigem Kreis und beflügelt den Umlauf,
Während das Schrot abläuft von dem schmetternden Schwung des Gesteines.
Manchmal tritt an die Stelle der müden Schwester die Linke,
Bei abwechselndem Amt. Bald singet er bäurische Lieder
Und erleichtert sich selbst mit ländlicher Stimme die Arbeit.
Oft auch ruft er „Cybale!" laut. Die einzige Magd war's,
Diese ruft er hervor und heißt mit brennbaren Scheitern
Häufen den Herd und am Feuer die kalte Flut ihm erwärmen.

Als er nunmehr fehllos das Geschäft der Zermalmung vollendet,
Trägt er darauf mit der Hand das geschrotene Korn in das Mehlsieb,
Rüttelt dann; oben nun bleibt die gesonderte Klei' an dem Boden;
Nieder sinkt ungefälscht, durch engende Fugen geläutert,
Ceres' reines Geschenk. Dann schnell auf geglätteter Tafel
Legt' er es sorgsam hin und beströmt's mit laulichem Wasser;
Mischt dann in eins und knetet den Quell und die Blume des Mehles,
Kehrt das Gehärtete quer mit der Hand und sprenget die Häuflein
Oft mit geläutertem Salz. Den zähe gequollenen Teig nun
Drückt er glatt, mit den Händen zur eigenen Ründ' ihn erweiternd,
Zeichnet ihn dann, einprägend das gleich abstehende Viereck.
Diesen nun trägt er zum Herd', wo Cybale sauber den Ort ihm
Abgestäubt, deckt über die Stürz' und umhäuft sie mit Gluten.

Während indes ihr Amt Vulcanus üben und Vesta,
Harrt auch Simulus nicht die müßige Stunde geschäftlos,
Sondern bestellt was andres; damit nicht Ceres allein ihm
Weniger reize den Gaum, so schafft er sich schickliche Zukost.
Ihm schwebte nicht über dem Herde die Stange geräucherten Fleisches,
Schulterspeck des gesalzenen Schweins und Schinken im Vorrat,
Nur gerundeter Käse, durchbohrt vom Drahte des Spartes (Pfriemgrases),
Hing mit dem alten Gebund des befestigten Dilles herunter,
Darum suchet anderen Rat der betriebsame Kernmann.

Der Bauer geht in seinen wohlbebauten Garten, wo Kohl und Mangold, Lauch und Möhren, Salat und Rettiche stehen. An Tagen des Marktes, heißt es:

Bot er feil in der Stadt die lastenden Bunde Gemüses,
Kehrte dann, leicht im Nacken, doch schwer vom Gelde, nach Hause,
Selten einmal begleitet von städtischer Ware der Fleischbank,
Ihm ist die rötliche Zwiebel genug und ein Beetchen mit Schnittlauch.

Er zieht vier Knoblauchknollen, Eppich und Raute heraus, dies trägt er hinein, setzt sich ans Feuer und fordert den Mörser. Den Pflanzen wird die Haut abgezogen und die geschälte Knolle

Spület er, senket sie dann in des Steins gehöhleter Rundung.
Körniges Salz nun streut er und, hart von zerfressenem Salze,
Kommt ein Käse dazu; d'rauf schüttet er alle die Kräuter.

Jetzo hält ihm die Link' um den zottigen Leib das Gewand fest,
Aber die Rechte zerquetscht mit der Keule den duftenden Knoblauch
Stampfend und reibt dann alles zu gleich gemengetem Safte,
Ringsum dreht sich die Hand; allmählich schwindet zusammen
Jeder besondere Stoff und die Farb' ist aus mehreren eine,
Weder grün durchaus, da es milchige Krumen verbieten,
Noch erhellt von der Milch, die mit mancherlei Kraute gefleckt ward.
Oft daß streng in des Mannes einatmende Nase der Aushauch
Steigt, mit grausem Gesicht, sein eigenes Mahl er verdammet,
Oft daß mit oberer Hand die thränenden Augen er abwischt,
Gegen den Rauch anwütend mit unverschuldeter Schmähung.

In die schwerfällige Masse gießt der Bauer Öl und Essig und vermischt es aufs neue.

Endlich kehrt er den Mörser mit zwei umlaufenden Fingern
Rings und preßt das Zerstreute zu einer geballeten Kugel.
So wird Form und Namen zum fertigen Mörsergerichte.

Cybale scharret indes auch emsig das Brot aus der Asche,
Welches noch warm mit den Händen der freudige Simulus hinnimmt.
Dann, auf den folgenden Tag vor des Hungers Sorge gesichert,
Fügt in der Stiefel Paar er die Bein' und, bedeckt mit der Kappe,
Spannt er in Joch und Seile die willig gehorchenden Farren,
Lenkt auf den Acker hinaus und drängt in die Erde die Pflugschar.

Manchen bezeichnenden Zug aus dem Bauernleben teilt uns Horaz mit.

Da ist z. B. der Pränestiner Rex, ein grober Geselle, dessen Mund seinen Gegner mit einer „mächtigen Salzflut von Schmähungen übergießt“ und „mit italischem Essig einbeizt;“ er hat das Schimpfen bei den rebenumrankten Ulmen gelernt, und seine Zunge läuft rascher als ein Schimmelgespann. Der Kalabrier gilt als geizig. Horaz schildert ihn, wie er seinem Gaste mit verstellter Freundlichkeit Birnen anbietet.

„Schmause doch lieber,“ ruft er ihm zu.
„Völlig genug!“ -- „Du kannst, was du willst, mitnehmen.“ — „Zu gütig!“
„Kein unliebes Geschenk für die Kinderchen bringst du zu Hause.“ —
„Ganz so dank' ich der Gab', als kehrt' ich reichlich belastet.“ —
„Nun wie beliebt; dies bleibt zum heutigen Fraße den Schweinen.“ . . .

Seinen Meier verspottet Horaz, er schmachte nach dem schmorigen Wirtshaus und der schlechten Bude der Stadt, denn in seiner Nähe

wohne kein Weinschenk und es fehlten die Dirnen mit schrillender Pfeife, nach deren Hall er im Sprung auf dem Boden einherplumpse. Dennoch sei er fleißig und zerwühle mit dem Karste unberührte Felder, nähre den Stier mit abgerissenem Laube und dämme den Bach ein.

Mancher Städter sehnt sich nach dem einfachen und ruhigen Leben des Bauern. Horaz erzählt die Geschichte eines solchen Mannes, eines Ausrufers, den ein glücklicher Zufall zum Klienten eines reichen Advokaten machte.

„Einmal," erzählt er, „nimmt der Advokat (Philipp) seinen Klienten auf sein Landgut mit: voll Entzücken rollt der Klient im offenen Wagen daher und kann nicht Worte genug finden, die Schönheit des sabinischen Himmels zu loben, und bittet den Philipp, ihm ein Gütchen zu verschaffen. Es geschieht, und der Städter wird zum Bauern, schwatzt nichts als von Äckern und Rebland, setzt Ulmen und berechnet stündlich Einnahmen und Gewinn. Da schlägt das Unglück ein, die Ernte fehlt, die Ziegen sterben und der Stier fällt am Pfluge; mitten in der Nacht schwingt der Klient sich auf seinen Klepper und reitet in die Stadt zurück, wo er sein altes Geschäft wieder aufnimmt."

Wie heute drängte sich damals alles in die Stadt. Die einen suchten panem et circenses, mühelose Nahrung und Unterhaltung, andere Schätze und Reichtümer. Man warf sich besonders auf den Handel und stürzte sich in die Gefahren der Spekulation.

„Wohl sehnt sich der Kaufmann," sagt Horaz, „auf dem stürmischen Meer nach seiner ländlichen Ruhe, zurückgekehrt aber zimmert er aufs neue des Schiffes lecken Rumpf. Was auf lybischen Tennen an Getreide zusammen gerafft wird, will er im eigenen Speicher bergen."

In einer anmutigen Satire schildert Horaz eine Reise auf dem Lande und das Wirtshausleben, auf das der Reisende angewiesen war. Die Schenken, in denen Horaz und verschiedene hohe Staatsbeamte einkehren, sind weit entfernt von dem Komfort der modernen Hotels, wiewohl ihre Rechnungen mit Hotelrechnungen wetteifern.

Nach zwei Tagen langt Horaz zu Forum Appii an und kehrt in einer schon mit Matrosen überfüllten Schenke, bei „schurkischen Wirten" (caupones maligni) ein — ein andermal heißt er die Wirte betrügerisch (perfidi). — Das Wasser ist so schlecht, daß Horaz es nicht trinken kann und auch nicht zu speisen (coenare) Lust hat, er muß notgedrungen „seinem Magen den Krieg erklären" und erwartet sehnlichst den Aufbruch.

Mit Einbruch der Dämmerung beginnt der Aufbruch, die Reisenden begeben sich auf einen flachen Kahn, den ein Maultier am Ufer durch den Kanal der pontinischen Sümpfe führt. „Bis jeder Mann bezahlt und das Maultier angebunden ist, vergeht eine ganze Stunde." „Die bösen Schnacken und die Sumpffrösche vertreiben den

Schlaf," und zuletzt singen noch die trunkenen Schiffer und Eseltreiber Liebeslieder um die Wette. Da schläft der Eseltreiber ein und der Schiffer bindet das Zugtier an den nächsten Meilenzeiger, läßt den Esel weiden gehen und legt sich gleichfalls auf den Rücken, bis ihn ein Reisender mit einem Weidenknittel erweckt. Um zehn Uhr morgens gelangten sie endlich bei der Quelle der Feronia an, waschen sich Hände und Gesicht, nehmen das Frühstück (prandium) und kommen hierauf nach Anxur auf einem weithin schimmernden Felshaupt. In Fundi gibt den Reisenden der Schultheiß (praetor), ein früherer Schreiber, viel zu lachen, da er sie in breitem Purpurstreif (praetexta, latus clavus) und mit der Weihrauchpfanne empfängt. Bei der kampanischen Brücke bietet die nächste Meierei Obdach und die hierzu verpflichteten parochi liefern Holz und Salz. Jenseits der kaudinischen Schenken übernachten sie im Landhaus eines Freundes, und beim Mahle geraten zwei Possenreißer, die zum Zwecke pantomimischer Tänze beigezogen waren, in Streit. Der eine spottet über das warzige Gesicht des andern, und dieser nennt jenen einen entflohenen Sklaven: ob ihm das Pfund Dinkel des Tages nicht genügt habe und ob er den Laren seine Sklavenkette schon geweiht habe?

In der Schenke zu Benevent brach das Feuer aus, da der Wirt zu stark schürt, um seine mageren Drosseln bald gar zu kriegen. Die Flamme, durchs rauchige Gebälke sich fortwälzend, leckte schon bis ans Dach hinauf und alles gerät in Verwirrung. Wirte, Gäste und Diener laufen durcheinander, zu löschen oder noch zu erhaschen, was zu erhaschen ist. Von da kommen die Reisenden zum Meierhof von Trivicum. Hier wird der Herd mit frisch gefälltem nassen Holz geheizt und es entsteht ein solcher Rauch, daß die Gäste der Thränen viel vergießen. Endlich gelangen sie in Brundusium an.

## 4. Großstädtisches Leben.

### a) Die Straßen Roms.

1. Zunächst wollen wir Horaz auf einem Gange durch Rom begleiten.

„Ich wandelte," erzählt er, „zufällig auf der heiligen Straße, wie es meine Sitte ist, ganz in Gedanken versunken. Da eilt einer auf mich zu, mir kaum dem Namen nach bekannt, ergreift meine Hand und fragt nach meinem Befinden und nach meinem Wege." „Ich besuche jenseits des Tiber einen Kranken und möchte dich mit dem Umweg verschonen." „Ich bin ohne Geschäfte," antwortete jener, „laß mich nur mitgehen." „Mutlos senk' ich das Ohr wie ein übellauniges Eselein und gedenke der Weissagung, daß einst ein Plauderer mich aufreiben soll." Da traf es sich, daß jener gerade „nach gestellter Bürgschaft" (vadato) vor Gericht auftreten sollte bei Verlust des Handels, und er bittet den Horaz, ihm Beistand zu leisten. Da sich dieser mit seiner Rechtsunkenntnis entschuldigt, will er lieber den Prozeß verlieren, als daß er den Horaz ziehen läßt. Einen Freund, der dem Paare begegnet, erinnert Horaz vergebens, daß er mit ihm etwas zu sprechen habe. „Heute ist Sabbat der

Juden," sagt jener bösartig, „und du willst sie doch nicht so beleidigen." Da lief endlich der Kläger des lästigen Mannes hinzu und zieht ihn auf Zeugnis des Horaz vors Gericht.

In der Kaiserzeit nahm der Verkehr in Rom immer mehr zu, und es entstand in den Straßen der Stadt ein solches Gedränge, daß mancher sich nur mühsam durcharbeitete.[1]

„Hier stößt man einen," sagt Juvenal, „mit dem Ellbogen, dort mit einem Balken; die Beine hoch herauf mit Kot bespritzt, arbeitet er sich durch die Menge und darf nicht mucksen, wenn ihn ein Soldat mit seinem breiten, nägelbeschlagenen Stiefel auf die Zehen tritt. Und wie ist es vollends bei Nacht! Da darf man noch froh sein, wenn aus den himmelhohen Stockwerken und Mansardenwohnungen nichts Schlimmeres als schmutziges Waschwasser herabkommt." „Wenn man von einem Freunde, der auf dem Quirinal wohnt, zu einem andern auf dem Viminalis gehen will, muß man durch ein paar hundert sich drängende Lastwagen hindurch und ist in steter Gefahr, von einem herabfallenden Stein oder Balken zermalmt zu werden" (Martial).

Krämer nahmen die Vorplätze der Häuser in Beschlag, so daß niemand seine Hausthüre frei hatte, und dumpfige Kneipen versperrten den Durchgang. Mitten unter dem Publikum schwang der Barbier und Schlächter sein Messer, bis endlich einige Kaiser eingriffen (Martial).

### b) Das Straßenvolk.

Die Menschen, die sich in den Straßen Roms zusammendrängen, hatten die verschiedensten Zwecke und Charaktere.

Da waren 1. allerlei Arten von Bettlern, besonders auf den Tiberbrücken und auf der Appischen Straße. „Ein Platz daselbst ist freilich," meint Juvenal, „immer noch nobler als die Stellung eines Spaßmachers bei einem vornehmen Herrn." Schiffbrüchige standen da mit einer gemalten Darstellung ihres Schicksals, um Mitleid zu erregen.

Mit den Bettlern standen 2. die Wegelagerer (grassatores) in naher Verbindung, welche nachts die Straßen unsicher machten.

„Wenn die Häuser geschlossen und die Buden verriegelt sind," sagt Juvenal, „dann fallen Raufbolde den harmlosen Wanderer an. So oft militärische Streifen angestellt werden in den pontinischen Sümpfen und im gallinarischen Walde bei Cumä, kommt alles Gesindel von dort nach Rom, wie um sich hier mästen zu lassen. Die Schmiede reichen nicht aus, um Ketten genug anzufertigen. Glücklich die gute alte Zeit, wo Rom mit einem Gefängnis sich begnügen konnte!"

Dazu gesellte sich 3. die große Zahl gewinnsüchtiger Fremder, die auf ehrlichen und unehrlichen Wegen Reichtum suchten.

---

[1] Die Citate im folgenden stammen größtenteils aus Bender, Rom und römisches Leben.

„Das griechische Pack, das orientalische Lumpengesindel, von welchem die Stadt wimmelt, das spielt in den Palästen die erste Rolle; sie sind frech, haben eine fertige Zunge, lügen wie gedruckt, schmeicheln und scherwenzeln; ein Griechlein ist alles, weiß alles, kann alles: Grammatiker, Rhetor, Mathematiker, Maler, Anstreicher, Vogelschauer, Seiltänzer, Arzt, Magier, das alles ist ein Griechlein, wenn's Hunger hat; auf Verlangen kann es sogar fliegen. Da ist kein Platz mehr für einen römischen Mann." „In Rom konnte man es nur vorwärts bringen, wenn man als Kuppler oder Zechbruder etwas leisten, bei Liebeshändeln helfen, am Palatin als Schwindler und Windbeutel sich aufthun, überhaupt sich zu den niedrigsten Diensten hergeben mochte."

4. Nicht weniger verächtlich war das speichelleckerische Geschäft des Klienten und Parasiten. Von früher Morgenstunde muß er von einer Thüre zur andern wandern und den Übermut der Sklaven und Herren ertragen.

„Er muß lange warten, bis er einmal eingeladen wird; endlich darf er kommen, weil es gerade an Gästen fehlt, und was tischt man ihm auf? einen saueren Dreimännerwein, während der Herr von der edelsten Sorte trinkt; ein Sklave sieht ihm auf die Finger, damit er kein Gold oder Silber wegstibitze; ein elender zusammengekitteter Trinkbecher wird ihm gereicht, während des Herrn Pokal von Edelsteinen funkelt; er wird bedient von einem maurischen Sklaven, der wie ein Wilder aussieht, während vor dem Herrn ein artiger Ganymed steht; ist er so keck, etwas zu verlangen, so sind auf einmal alle Diener taub geworden; das Brot ist so hart, daß er sich die Zähne herausbeißt. Während dem Herrn die besten Fische vorgesetzt werden, erhält er ein kleines Fischlein mit halbem Ei, übergossen mit ranzigem Öl; gelegentlich fliegt ihm auch ein Becher an den Kopf, wenn es dem Herrn einfällt, witzig zu sein." Für alle seine Mühe und Not bekommt der Klient einen alten Rock (tunica), eine abgeriebene Toga, höchstens ein kleines Gütchen (Juvenal).

5. Es gab ferner eine große Zahl von Müßiggängern und Pflastertretern (ardeliones).

„Zwecklos rennen sie umher," sagt Seneca, „laufen, als ob es brennte, stoßen jeden weg, der im Wege steht; und um was handelt es sich schließlich? Um irgend einen Besuch, um Begleitung der Leiche eines Unbekannten, um eine Verlobungsfeier, um eine Gerichtssitzung." So ein Eckensteher und Bummler weiß alles: „er kennt die Zahl der Feinde und die geheimen Anordnungen des Dacierkönigs; er kennt die erfochtenen Siege, noch bevor der Kurier angelangt ist; er weiß, wie oft es in Syene regnet; er weiß, wie viele Schiffe eben von Karthago auslaufen; er weiß, wessen Haupt das nächste Mal vom Dichterlorbeer geschmückt wird."

6. Geistesverwandt mit jenen war der römische Dandy (bellus homo).

„Es ist einer, welcher sein Haar sorgfältig frisiert, welcher immer nach Balsam und andern Salben duftet; welcher immer ein Liedchen summt, wie sie am Nil oder in Gades gesungen werden; welcher mit seinen gerupften Armen rechts und links gestikuliert; welcher den ganzen Tag im Boudoir[1] der Damen sich aufhält; welcher Billets doux[2] von allen Seiten empfängt und nach allen Seiten aussendet; welcher ängstlich die Berührung mit den Ellbogen seines Nachbars vermeidet; welcher die galante Chronik der ganzen Stadt kennt; welcher an jeder Tafel zu finden ist; welcher die Ahnenreihe eines siegreichen Cirkuspferdes herzuzählen weiß — das also ist ein galanter Mann? Nun dann ist ein solcher ein ganz kompliziertes Geschöpf" (Mart. 3, 63).

c) Die Lebensziele.

Was waren nun die Lebensziele dieser bunten Gesellschaft? Wie zu allen Zeiten Reichtum, Genuß und Ehre.

„Da laufen," wie Horaz sagt, „die einen nach Staatspachtungen, andere jagen mit Kuchen und Äpfeln nach kargenden Witwen oder fangen Greise, sie wie im Tierpark zu hegen." Der reichgewordene Geck stolziert nach Lucian frech umher, läßt seinen Purpurstreifen in die Augen spielen, spreizt die Finger aus, damit seine Ringe auffallen und hält es für eine große Gnade, wenn er jemanden einen Blick zuwirft. Sie lassen sich ihren Rock und ihre Hand küssen, nehmen Kniebeugungen an und verweigern, daß man ihre Lippen berührt. Wer durch den Glanz des Goldes sich ködern lasse oder seine Seele der Wollust übergeben wolle und das Geklingel der Instrumente und den Kitzel leichtfertiger Tänze liebe, der müsse notwendig nach Rom gehen. Denn hier seien alle Straßen und Plätze davon voll, da könne man die Wollust durch alle Pforten der Seele, durch Augen und Ohren, Nase und Gaumen und jeden andern Weg, allenthalben in sich ziehen.

Wegen ihrer Ehr- und Ruhmsucht waren besonders Dichter nnd Rhetoren berüchtigt. Ihre Produkte zu verbreiten, diente weniger die Schrift als die Vorlesung, zumal in den zahlreichen Bädern. Da konnte es aber nicht ausbleiben, daß mancher gute Dichter ein schlechtes Publikum fand, und daß schlechte Dichter ihre Produkte aufdrängten.

„Du liesest," sagt Juvenal, „jedem, mag er stehen, mag er sitzen, mag er laufen, mag er sonst ein dringendes Geschäft besorgen. Ich fliehe ins Bad, siehe, so höre ich deine Stimme; ich eile ins Schwimmbassin — du lässest mich nicht ruhig schwimmen; ich gehe zum Essen — du hältst mich an; ich komme zur Tafel — du vertreibst mich; ich schlafe ermüdet ein — du weckst mich auf. Bei den besten Gerichten muß einem der Appetit vergehen."

[1] cathedrae. [2] tabellae.

### d) Die öffentlichen Orte.

Begleiten wir nun die Menge zu den öffentlichen Orten, wo sie hineilt. Es sind naturgemäß entweder Geschäfts- oder Vergnügungsorte oder auch Tempel und Heiligtümer, wo die Straßengänger ihr Ziel suchen.

#### α) Die Vergnügungsorte.

Die Vergnügungen und Vergnügungsorte, welche der Durchschnittsrömer aufsuchte, waren wenig edler Art. In den Theatern und Amphitheatern, dem Cirkus und den Bädern suchte er vor allem feineren und gröberen Sinnenkitzel. Auge und Nerven sollten durch gewaltige Kraftleistungen, üppige Schaustellungen und Tänze, blutige Tierhetzen und Menschengemetzel erregt und angespannt werden.

Es waren besonders die Gladiatorenspiele, welche nach Cicero das zahlreichste Publikum versammelten und den höchsten Genuß gewährten; „in keiner Volksversammlung findet man so viele Menschen bei einander.“

Auch die Bäder dienten weniger der notwendigen Gesundheitspflege, als der Körperverweichlichung und dem angenehmen Zeitvertreib. Hier brachte der vornehme Römer einen großen Teil des Tages zu. Die Badeanstalten waren mit aller Bequemlichkeit ausgestattet.

„Man hält es für plebejisch,“ sagt Seneca, „wenn der Marmor von Alexandrien nicht mit neumodischer Stuccatur abwechselt, wenn nicht überall Wandmalerei herumläuft, wenn nicht das Gewölbe hinter Glas sich verbirgt, wenn nicht seltener Marmor von Thasos die Bassins einfaßt.“

„Überall findet sich eine Fülle des Lichtes, welches durch bunte Glasscheiben hereinfällt; da ist nichts Plebejisches, nirgends sieht man Erz verwendet, sondern aus Silber strömt die glückliche Welle hervor und in Silber fällt sie herab, der lebendige Strom wird durch ein Marmorbassin geleitet“ (Statius).

#### β) Geschäftsorte.

Auf dem Forum befanden sich die Börsen und die Gerichtshallen, Marktbuden und Verkaufsplätze. Horaz kam oft hierher, wie er offenherzig erzählt, zu fragen, wie teuer der Kohl und Dinkel sei, und eine Schüssel, gefüllt mit Lauch, Erbsen und Linsen nach Haus zu tragen. Auch stellte er sich gerne an die Buden der Weissager und schlenderte müßig auf dem dämmernden Markte umher.

In den Tempeln am Forum versammelt sich der Senat; in den Kurien und späteren Basiliken, oft aber auch auf freiem Platze fanden

Gerichtssitzungen statt, und der Richter saß auf einem erhöhten Tribunal. „Als einmal ein Advokat," erzählt Horaz, „um acht Uhr von einem Prozeß auf dem Forum nach seinem entfernten Hause zurückkehrt, muß er, da er als ältlicher Mann sich müde läuft, innehalten, den weiten Weg bejammernd." Da sieht er, wie man sagt

Einen, der angeschoren im müßigen Dach des Barbiers saß
Und mit dem Messerchen sich in Behaglichkeit putzte die Nägel.

Philipp läßt ihn durch seinen Diener nach Stand und Namen fragen und erfährt, er sei Ausrufer (praeco) von geringer Schatzung, froh des sicheren Herdes, Liebhaber des Spieles und Marsfeldes nach beendigter Tagesarbeit. Am andern Morgen trifft ihn Philipp auf dem Markte, wie er eben in einem Kreise von Linnenkitteln (tunicatus popellus) allerlei Trödel versteigerte. Er zieht ihn hierauf an seine Tafel und nimmt ihn als Klienten an (seine weitere Geschichte siehe Seite 187).

Der Großhandel bewegte sich um die Wechslertische und Bankhäuser am oberen, mittleren und unteren Janustempel.

Hier tönte es nach Horaz dem Römer entgegen: „Bürger, wohlan, o Bürger, Geld muß zuerst gesucht werden! Tugend nach dem Metall, so lehrt von unten bis oben Janus laut, so hallen Jünglinge nach und die Greise, links am Arm den Beutel gehängt und die Tafeln zum Rechnen."

Allerorten befinden sich Schulen von Grammatikern und Rhetoren, zumal auf dem Forum. Schon frühe am Tage ging es hier lebhaft her. „Noch ehe der Hahn kräht," sagt Martial, „hört man das laute Geschrei und die Schläge des Schulmeisters, da geht es lärmender zu als im Amphitheater und die Nachbarschaft kann nicht schlafen."

In der Nähe des Forums befand sich der Platz für körperliche Übung der künftigen Krieger, nämlich das Marsfeld. Hier lagen die edlen Jünglinge dem Ringkampf und Speerwurf, der Reit- und Schwimmkunst ob. Hier bändigte der junge Römer „mit dem Wolfszahn gallische Rosse," wie Horaz sich ausdrückt, und teilte der Genossen Galopp. Er schwang die Scheibe und den Wurfspieß nach dem Ziel und „über das Ziel hinaus." Ungern sah man es, wenn ein Jüngling „ängstlich die Tiberflut mied und das Salböl ärger als Natternblut scheute," obwohl man wußte, was das zu bedeuten hatte: ein anderer Gegenstand hinderte ihn.[1]

[1] Hor. carm. I, 8.

γ) Religiöse Orte.

In der Kaiserzeit waren die Tempel, besonders die fremden Kulte, von den Frauen viel besucht.

„Da ziehen sie hin, der Chor der Göttermutter (Kybele), voran ein langer Halbmann, begleitet von einer kreischenden Schar mit Pauken und Cymbeln. . . . Manche steigt, sobald das Eis bricht, in den Tiber, taucht alle Morgen dreimal unter, um ihr sündiges Haupt zu reinigen; dann rutscht sie auf den Knieen, bis sie blutig sind, über das ganze Marsfeld. Erhält Osiris eine fette Gans oder einen Opferkuchen, so läßt er den Schönen alle ihre Sünden nach. Zur Abwechslung suchen sie auch Rat und Hilfe bei den Juden und Judengenossen, oder bei einem tyrischen oder chaldäischen Haruspex; alles was ein Sterndeuter sagt, ist ihnen wie ein Orakel aus Jupiters Mund" (Juvenal).

Bereits zogen die Versammlungsorte der Christen eine große Zahl von Männern und Frauen aller Stände, zumal der niedern Volksklasse, an. Solche Orte waren die „Bethäuser" oder „Herrenhäuser" genannten Privatbasiliken in den Wohnungen des Pudens, der hl. Cäcilia und des Sicininus, oft auch einfache Zimmer. Im Dialog Philopatris heißt es daher spöttisch: „Er stieg in einem ihm unbekannten Hause eine Treppe hinauf und trat in ein Zimmer mit Täfelwerk, wie das Haus des Menelaus bei Homer. Doch fand er keine Helena drinnen, sondern bloß abgehärmte Gestalten, die auf den Knieen lagen."

e) **Die Privathäuser.**

Im Innern der Privathäuser entfaltete sich ein großer Luxus.

Horaz schildert gelegentlich Prunkgemächer mit kostbaren Teppichen und Vorhängen aus Purpur und andern feinen Stoffen. Auf Marmorsäulen ruht kostbares Getäfel (laquearia) und die Wände schmücken Malereien. In dem säulenumgebenen Hof zieht mancher sich künstliche Waldung und man hat es gerne, wenn das Haus auf weite Fluren hinausschaut (Ep. I, 10).

Das erste, was in einem vornehmen Hause in die Augen fiel, war der zahlreiche Troß von Dienerschaft.

Zu allen möglichen Verrichtungen hatte man Sklaven: Sklaven, um die Stunden anzusagen, um die Namen der Begegnenden dem Herrn ins Gedächtnis zu rufen, Sklaven, welche klassische Dichter auswendig kennen und dem Herrn bei Gelegenheit hersagen mußten, kupplerische, arzneikundige und philosophisch gebildete Sklaven. „Ein Diener," sagt Seneca, „ist da, um das Ausgespieene aufzuwischen, ein anderer, um unter die Tische zu schlüpfen und aufzulesen, was die Gäste auf den Boden geworfen haben; ein anderer tranchiert kostbares Geflügel — der Unglückliche, welcher nur dazu auf der Welt ist, um kunstgerecht Geflügel zu zerlegen! — Ein anderer hat den Wein herumzureichen, ein anderer muß aufmerken, welche Gäste auf morgen wieder geladen werden sollen u. s. w.

Womöglich noch schlimmer hatten es die Sklaven und Sklavinnen im Dienste launischer Damen, welche gleich bereit waren, ihre Diener mit dem Stilett zu quälen und ausgesuchter Strafe zu überliefern.

„Das Kreuz für den Sklaven!“ befiehlt die gnädige Frau. Schüchtern wagt der Gemahl die Einrede: „Mein Schatz, was hat er denn gethan? habe doch Geduld! wo es sich um ein Menschenleben handelt, kann man nie langsam genug sein!“ — „Wie? du Thor, du meinst, ein Sklave sei ein Mensch? hat er auch nichts gethan, das ist gleichgiltig: ich will, ich befehle es, der Wille ersetze den Grund!“ (Juvenal). „Widerwärtig,“ sagt Ovid, „ist mir die Dame, welche mit ihren Nägeln der Kammerjungfer das Gesicht zerkratzt, ihr mit der Nadel Stiche in den Arm gibt, so daß diese blutend, unter Verwünschungen und Thränen das verhaßte Haar aufbindet.“

Gegen die Pracht des vornehmen Hauses stach die schlechte Mietswohnung des armen Dichters stark ab. Martial z. B. wohnte in einem Mietshause (insula) über drei Stiegen. Die Wände des Zimmers „waren zerfressen und uneben, voll von Rissen und Spalten. Wenn es irgendwo ein wenig kracht, so flieht man in Todesangst zum Haus hinaus, einen großen Teil unserer Sorgen machen unsere Häuser aus. Schadhafte Stellen flickt man oberflächlich oder überstreicht sie geschwind.“

---

# Fünftes Kapitel.

# Christus und das Christentum.

## 1. Die Vorbereitung auf das Christentum.

Das Heidentum war tief verkommen. „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern," sagt Seneca, „es wird mehr begangen, als sich mit Gewalt heilen läßt. Ein ungeheurer Wettstreit der Verworfenheit wird gestritten, tagtäglich wächst die Lust an der Sünde, tagtäglich sinkt die Scham, das Laster verbirgt sich nicht mehr, es tritt vor aller Augen. Die Verworfenheit ist öffentlich geworden, sie lodert so mächtig in allen Gemütern, daß die Unschuld nur mehr selten, daß sie gar nicht mehr vorhanden ist." Chateaubriand erblickt die Hauptursache und das Hauptanzeichen des Verderbens in jener schamlosen Entheiligung der tiefsten Geheimnisse der Natur, nämlich der Geburt und des Todes. Die öffentliche Darstellung der höchsten Wollusterregung und des zuckenden Todesschmerzes mußte die Gemüter tief verderben und die Seele entnerven. Die tiefere Ursache des Verderbens war aber der heidnische Glaube. Der Polytheismus hatte das tötende Gift in die Wiege der antiken Völker gelegt; so wenigstens erklärt der heilige Paulus die Verkommenheit und das Verderben des Altertums. „Sie haben die Wahrheit Gottes in Lüge verwandelt, und daher ließ Gott sie durch die Gelüste ihres Herzens in unnatürliche Laster sinken; sie waren voll Ungerechtigkeit, Bosheit und Betrug, unbändig, lieblos, unbarmherzig und treulos" (Röm. 1, 28 ff.).

Dahin führte der Götterglaube, nicht bloß weil er frühe namentlich in gebildeten Kreisen sich zersetzte, in Unglauben umschlug und der Sittlichkeit ihren Rückhalt entzog, sondern indem er auch direkt zur Unsittlichkeit verführte.[1] Bei Terenz beruft sich ein Ehebrecher auf Jupiter. „Thut das ein Gott, warum sollte ich es als Mensch nicht auch thun?" „Könnte

[1] Vgl. Uhlhorn, der Kampf des Christentums.

ich nur," ruft einmal Antisthenes aus, „die Aphrodite fangen, mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren, so viele ehrbare und treffliche Frauen hat sie uns verführt!" Trotz ihrer Unsittlichkeit blieben aber die Götter bei dem gewöhnlichen Volke im Ansehen und es diente ihnen weniger aus edlen Motiven der Religiösität, idealer Hingabe und Liebe, als aus Furcht, Aberglauben und eigennütziger Berechnung. Die Philosophen, welche sich zu einer höheren Anschauung emporgerungen hatten, hielten es für ihrer unwürdig und für unmöglich, das Volk aufzuklären und zu ihren Idealen emporzuziehen.

„Es ist dem Philosophen unmöglich," meint Strabo, „den Haufen der Arbeiter und niedrigen Volksklassen zu Verstande zu bringen und sie durch philosophische Lehren zur Frömmigkeit, Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit zu führen. Das muß durch Aberglauben geschehen, und der kann nicht sein ohne Fabeleien und Wundergeschichten. Denn der Donnerkeil, der Dreizack, die Drachen der Götter sind Fabeln wie die ganze Götterlehre. Dies haben die Gründer der Staaten wegen der kindlich Gesinnten als Popanze angenommen."

Die unnatürliche Trennung zwischen dem Glauben der Philosophen und dem des Volkes hat erst das Christentum aufgehoben. „Bei uns," sagt der Apologet Tatian, „lernen nicht nur die Reichen, sondern auch die Armen Weisheit." Die christliche Kirche predigt den Gebildeten und Ungebildeten dieselbe Wahrheit und verlangt von beiden Klassen denselben Gottesdienst. Im Altertum aber bestand frühe eine große Kluft, schon bei den Ägyptern soll es eine esoterische und exoterische Religionslehre gegeben haben, jedenfalls aber bestand dieser Unterschied in der Blütezeit der klassischen Völker. Die Religion des Gebildeten lief allmählich, wie in unserer Aufklärungszeit, auf eine einfache Moral hinaus, und hier handelte es sich nur darum, ob man der Schule Zenos oder Epikurs folgen wollte, ob man mit jener die Tugend oder mit dieser den Genuß zum Lebensprinzip machen wollte. Die beiden Schulprinzipien waren lange nicht so entgegengesetzt, wie man nach der offiziellen Theorie meinen sollte. Die Stoiker schwelgten im Tugendgenuß und in der Selbstbewunderung, die Epikureer im Sinnengenuß, ja viele Philosophen, wie Seneca, hielten es in der Theorie wohl mit der Stoa, in der Praxis aber mit Epikur. Allerdings ihr Verhalten gegen die Volksreligion war verschieden, die Stoiker suchten zwischen Religion und Wissen so zu vermitteln, daß sie unter dem einen Weltgott eine Reihe von Dämonen — die Volksgötter — walten ließen und die Mythen durch Naturerscheinungen erklärten, wie es im Grunde genommen noch heute geschieht. Die Epikureer aber konnten aufrichtigerweise mit ihrer atomistisch-mechanischen

Welterklärung den Bestand jenseitiger Wesen nicht wohl vereinigen und so sind sie auch meistens erbitterte Gegner des Volksglaubens, z. B. Lucretius. Die Volksreligion ist diesem ein von der Erde zum Himmel ragendes Riesengespenst, dessen schwerer Fuß das Menschengeschlecht schmählich zu Boden trat, während sein Antlitz drohend aus der Höhe herabblickte, bis Epikur sich ihm entgegen stellte. Nicht alle wagten sich wie Lucretius mit der Sprache heraus, „sie heuchelten," sagt Plutarch, „aus Furcht vor der Menge Gebete, ohne daß sie ein Bedürfnis haben und sprechen Worte, die mit ihrer Philosophie im Widerspruch stehen. Wenn solch einer opfert, tritt er neben den schlachtenden Priester wie neben einen Koch und hat er geopfert, so kann er sprechen wie mit Menander: geopfert habe ich den Göttern, die auf mich nicht achten."

Der Unglaube der Epikureer konnte damals die Herzen so wenig befriedigen, als heute; ein trostloser Pessimismus mußte sich über die Gesellschaft lagern. Anstatt aller hat Plinius ein offenes Geständnis gemacht: „Es gibt kein jammervolleres und doch hochmütigeres Wesen," sagt er, „als der Mensch. Das beste, was ihm bei den vielen Qualen des Lebens geschenkt ist, besteht darin, daß er sich selbst den Tod geben kann."

Freilich auch der im alten Sinn Gläubige, der Philosoph und Gebildete, welcher Kern und Wesen des Glaubens mit Preisgebung der Form zu retten meinte, konnte des Lebens kaum froh werden, und Seneca gesteht, so gut wie Plinius, das beste sei noch, daß der Ausgang aus dem Leben offen stehe:

> Siehst du jene schroffe Höhe? Von dort herab geht der Weg zur Freiheit. Siehst du jenes Meer, jenen Fluß, jenen Brunnen? da unten wohnt die Freiheit in der Tiefe. Siehst du jenen niedrigen verdorrten Baum? da hängt die Freiheit. Siehst du deine Kehle, dein Herz? das sind die Rettungsorte gegen Knechtschaft.

Eine sichere Hoffnung und einen festen Glauben hatte eben niemand; auch wer den Glauben an ein Jenseits und eine übersinnliche Welt verteidigte und theoretisch festhielt, fühlte doch einen schwankenden Boden unter den Füßen. Man sehnte sich daher nach Sicherheit, und nach sicherer Autorität. Schon Plato hatte sich geäußert: „Wir wollen warten auf einen, sei er ein Gott oder ein gottbegeisterter Mensch, der uns unsere religiösen Pflichten lehrt, und wie Athene bei Homer sagt, die Dunkelheit vor unsern Augen hinwegnimmt." So verlangt auch Seneca einen Führer zur Wahrheit. Noch mehr, man will auch einen Erretter aus der Not der Gegenwart. Die dunkle Ahnung eines Erlösers

bemächtigte sich der Geister, nur wissen sie nicht, wohin sie sich wenden sollen, die Erfüllung ihrer Ahnung zu finden. Vergil glaubt in dem Sohne des Asinius Pollio den Wiederbringer des goldenen Zeitalters gefunden zu haben. In der Sprache des Jesajas schildert er diesen Sohn als Götterkind, welches den Frieden auf Erden bringt: eine neue Weltordnung wird dann eintreten, die Natur wird von selbst ihre Gaben spenden, der Pflüger wird die Stiere vom Joche lösen und der Winzer bedarf keiner Arbeit mehr. Sonst suchte man allgemein die Erfüllung der Zukunftsahnungen im Orient. Sueton und Tacitus berichten von einem weitverbreiteten Gerüchte, der Orient werde mächtig werden und den Juden sei vom Schicksal die Weltherrschaft bestimmt. Dieses Gerücht hatte nicht ganz unrecht, im höheren, geistigen Sinne wird es Wahrheit — durch Christus und das Christentum.

### 2. Die Bedeutung Christi.

Christus erschien in der Fülle der Zeiten, da wo die Erlösungssehnsucht aufs höchste gestiegen und das religiöse Bedürfnis am fieberhaftesten erregt war. Es scheint, da ging eine geheimnisvoll verborgene Wirkung von Bethlehem und Nazareth aus und erstreckte sich über das römische Reich, es zitterte gleichsam wellenweise über die Menschenseelen dahin. Man ahnte allgemein, daß etwas in der Luft liege, etwas Großartiges und Wunderbares, und diese Ahnung bekam eine ganz merkwürdige Richtung auf den Orient. Nicht bloß weil die orientalischen Religionen viel seltsamer und geheimnisvoller, viel leidenschaftlicher und spannender waren, griff man nach ihnen und diente der ägyptischen Isis, dem syrischen Attys und dem persischen Lichtgotte Mithras, sondern man glaubte auch, der Orient stehe den Göttern näher, man ahnte, daß von dort eine allgemeine Umwälzung ausgehen werde, und deshalb lenkten sich alle Blicke dahin. Wir wissen, daß das alles dem Christentum galt.

Christus erschien als der große Lehrer, welcher alle Rätsel löste und alle Not heilte. Die Wirkung, die von seinem Leben und Lehren ausging, ist gar mannigfaltig und vielseitig, aber der eigentliche Zweck seiner Sendung konnte nur einer sein — und welcher war dieser? Die Antwort auf diese Frage kann verschieden lauten, man kann den Zweck Jesu darin finden, daß er die jüdische Religion von ihrem Partikularismus reinigte, daß er die natürliche Religion wieder herstellte, indem er alle entstellenden Zusätze beseitigte oder daß er die niedern Volksklassen zu

heben suchte und das Evangelium der Liebe und Humanität verkündete oder endlich daß er neue Wahrheiten über die ersten und letzten Dinge enthüllte. Allein als eigentlichen Lebenszweck Jesu können wir diese Aufgaben nicht bezeichnen, dieser bestand vielmehr darin, die Menschen von dem Drucke der Sünden zu befreien, die Herrschaft des Satans zu brechen und das richtige Verhältnis zwischen Gott und den Menschen, wie es das Alte Testament die Zukunft anticipierend als Ideal hinstellte, zu verwirklichen. Damit war alles übrige gegeben, die Entfernung aller üppigen Ranken und verdunkelnden Umzäunungen, womit menschliches Dichten die Religion umgeben hatte, die Vertiefung und Erweiterung der Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen, die in Jesus der Menschheit unmittelbar nahe traten. Mit dem Durchbruch christlicher Prinzipien mußte auch die Unfreiheit und Ungerechtigkeit der gesellschaftlichen Zustände verschwinden.

### 3. Sprache und Lehre Jesu.

Bei dem Weltheiland erscheint alles in höchster Vollendung: Äußeres und Inneres, Geist und Charakter. Keine Fähigkeit und keine Geistesrichtung ist einseitig ausgebildet, er ist weder ausschließlich ein beschaulicher noch ein thätiger Mensch, weder bloß Denker noch bloß Wunderthäter. Alles ist in ihm Harmonie; Liebe und Gerechtigkeit, Weisheit und Charakterfestigkeit bildet keinen Gegensatz, sondern die Sanftmut verschmilzt mit der Strenge und die Demut mit der Selbstachtung.

In diesem Geiste ist der Inhalt nichts anderes als die Form, mit dem Inhalt ist auch die Form gegeben. Die Form ist nicht bedeutungslos und jede Eigenheit der Sprache hat ihre Berechtigung und ihren Sinn. Die Sprache Jesu hat eine wunderbare Schönheit. Sie ist so einfach und schlicht, daß sie ein Kind verstehen kann, und doch enthält sie für die Denkenden eine Fülle und Tiefe, die unerschöpflich ist. Da gibt es keinen Prunk, keine rhetorische Floskel, aber auch nichts Abstraktes und Philosophisches. Die Begriffe sind immer anschaulich und die Sätze durch Beispiele belebt. Aus dem reichen Gebiet der Natur, des menschlichen Lebens und der Geschichte schöpft Jesus seine Parabeln und Gleichnisse. Der ganze Umkreis des menschlichen Lebens erscheint in Jesu Lehre wieder, und nichts ist zu klein und unbedeutend, um nicht seine Aufmerksamkeit und liebende Sorgfalt zu verdienen. Das ist wahrhaft göttlich, nichts zu mißachten und allem Teilnahme zu schenken.

Diese Sorgfalt und Aufmerksamkeit gegen das Kleine, Niedrige und Alltägliche ermöglicht uns, den lebendigen Untergrund und historischen Boden des Lebens Jesu kennen zu lernen. Jesus selbst wird dadurch zu einer festen geschichtlichen Erscheinung, und sein Bild zerfließt nicht im Nebel. Weit entfernt, eine bloße Abstraktion oder Idee zu sein, bringt er uns vielmehr seine Person in anschauliche und faßbare Nähe.

1. Vor allem erscheint der landschaftliche Hintergrund seines Lebens deutlich vor unsern Augen. Da liegt vor uns der See Genesareth, so klein er ist, doch oft heftig vom Sturm bewegt, daß Schiffe in Gefahr stehen, verschlungen zu werden. Zahlreiche Fischer treiben hier ihr Handwerk, oft tagelang vergebens auf einen Fang harrend, Jesus aber lockt mit Wundergewalt Scharen ins Netz, daß fast die Netze zerreißen. Er ladet einige ein, Menschenfischer zu werden, und lehrt, daß der himmlische Vater am Gerichte wie ein Fischer verfahren wird, welcher die faulen Fische auf die Seite wirft, die guten aber in die Butten sammelt. In einer geheimnisvollen Scene versammeln sich die Jünger um den Auferstandenen am See, da sehen sie eine Kohlenglut und einen Fisch auf ihr samt Broten daneben (Joh. 26, 9).

Um den See breitet sich eine lachende Ebene: Wiesen mit zahllosen Lilien, die im Frühling herrlicher prangen, als Salomo in seinem Glanz, im Winter aber in den Ofen geworfen werden, wechseln ab mit Getreidefeldern, Weinbergen und Weidetriften. Jesus schildert, wie der Bauer, wenn er seine Hand an den Pflug gelegt hat, nicht mehr rückwärts sieht, um das Geschäft nicht zu verderben, wie er den Samen ausstreut, ein Teil aber unter umzäunendes Dornengestrüpp, ein Teil auf steinigen Grund und manches Korn auch auf den Weg fällt, wo es vom Wanderer zertreten oder von Vögeln gefressen wird. Auf dem guten Grunde wächst Korn auf, mit ihm aber auch das Unkraut; anstatt es sogleich durch Knechte ausreuten zu lassen, läßt es der Hausvater wachsen bis zur Ernte und dann erst sondern und verbrennen. Eine der ergreifendsten Stellen im Evangelium ist es, wenn Jesus seine Jünger von der Höhe des Jakobsbrunnen hinweist auf die reifenden Ährenfelder und spricht: „Jetzt sind sie weiß zur Ernte, der Schnitter und Säemann erfreuet sich. Ich aber sende euch, zu ernten, was ihr nicht angebaut habt."

An den Hügeln sind Weinberge gepflanzt, mit Zäunen umgeben, eine Kelter ist darin gegraben und ein Turm gebaut. Wenn die Trauben reifen, sorgt der Hausvater für Schläuche und vermeidet, daß der neue

Wein in alte Schläuche gegossen wird, damit diese nicht zerspringen und der Wein auslaufe.

Neben den Weingärten gibt es andere Fruchtgärten: da wächst die Senfstaude, in deren Ästen sich die Vögel des Himmels wiegen, und der Feigenbaum: „Wenn sein Zweig zart wird und Blätter hervorwachsen, so weiß man, daß der Sommer nahe ist.“

Auch auf die Lufterscheinungen und die Witterung nimmt Jesus Bedacht, er erwähnt die ruhig über Gerechte und Ungerechte leuchtende Sonne und den befruchtenden Regen, den Wind, der weht, man weiß nicht woher, und geht, wohin er will, den Platzregen, der wuchtig niederstürzt und das leicht auf Sand gebaute Haus unterwühlt, den Blitz, der vom Aufgang fährt und bis zum Niedergang leuchtet. Wenn die Morgenröte über den gaulanitischen Bergen trübe flimmerte, war der Tag stürmisch (Mt. 16, 2), glühende Abendröte aber bedeutete einen schönen Tag (a. a. O.). Die vom Meer hertreibenden schwarzen Wasserwolken brachten Regen, wenn aber der Südwind wehte, wurde es heiß (Lc. 12. 54). So standen die Wetterzeichen, und ihnen vergleicht Jesus die Zeichen der Zeit, die Zeichen friedlicher Zukunft und kriegerischer Erschütterungen, zumal aber die Zeichen, welche die religiöse Umwälzung, die Entzweiung von Vater und Sohn, von Mutter und Tochter, vorausdeuteten.

Die Tierwelt enthüllt uns Geheimnisse höchster Art: wir sehen Schlangen und Tauben, reißende Wölfe und verirrte Schafe, die Henne, welche ihre Küchlein sammelt, den Adler, der sich auf das Aas stürzt, die Schweine, welchen die Heiden gleichen, und die Hündlein, welche die Brosamenreste bekommen, das Otterngezücht, dem die Pharisäer ähnlich sind; der Ochs, den man am Sabbath zur Tränke führt und der in die Grube fällt, die nagende Motte und der Wurm, der nicht stirbt, die Vögel des Himmels und die Fische des Wassers — alles hat seine Bedeutung.

2. Der menschliche Leib und seine Glieder sind ein großes Symbol: es gibt ein geistiges Ohr, ein lichtes und dunkles Auge, einen guten und schlimmen Mund; die Füße sollen eilig sein, zu laufen; nicht rückwärts sollen wir schauen, sondern die Hand an den Pflug legen; das Auge soll keine Splitter haben; einen bösen Fuß oder Arm sollen wir abhauen; die Haare des Hauptes sind uns gezählt. Es gibt eine geistige Speise (Joh. 6) und einen Hunger und Durst nach Gerechtigkeit. Alle Stände treten auf: der Baumeister und Kaufmann, Feldherr und Arzt,

Bäcker und Schneider, Weintrinker und Küfer, der Reiche und Bettler, der Gläubiger und Schuldner, der Wächter und Dieb, der Blinde und sein Leiter, der Hausherr, der Altes und Neues aus seiner Schatzkammer holt, die Hausmagd, welche die Lampe bringt, die spielenden Kinder, der Knecht und Lohnarbeiter, die Weinbauern, der Bräutigam und Braut mit ihren Begleitern, die Ehrengäste, die den ersten Platz bekommen, der Mann in lumpigen Kleidern, der hinausgeworfen wird. Das gesamte Leben vermag in religiöse Beleuchtung gerückt zu werden. Über alles Leben hat sich Gottes Segen gelegt und seine Gnade unterstützt alle Arbeit.

3. Vom politischen Schauplatz hält sich Jesus vollständig ferne. Die Politik ist die Sache jener, welche in prächtigen Häusern wohnen und sich in weichliche Kleider hüllen, und mit diesen hat Jesus nichts zu schaffen. Und doch schlägt die Flutwelle der wichtigsten Staatsereignisse auch in sein stilles und verborgenes Leben hinein.[1]

Nach dem Tode des Herodes erhielt Archelaus von dem Kaiser Judäa und Samaria, obwohl die Juden ihm entgegenarbeiteten. Heimgekehrt rächte er sich nun an seinen Feinden und setzte seine Freunde in die Verwaltung ein. Darauf bezieht man nun einige Wendungen der Parabel Jesu von den anvertrauten Talenten.

„Ein Vornehmer," heißt es hier, „zog in ein fremdes Land, ein Reich für sich einzunehmen und dann wieder zu kommen. Da gab er seinen Knechten zehn Minen zum Umtreiben. Seine Bürger aber, die ihn haßten, schickten ihm eine Gesandtschaft nach, und ließen sagen: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche. Er aber erhielt dennoch das Königtum, kehrte zurück und setzte seine Knechte über zehn oder fünf Städte, je nachdem sie mehr oder weniger emsig im Geschäfte gewesen waren. Seine Feinde aber, die nicht wollten, daß er über sie regiere, ließ er herbringen und sie vor seinen Augen töten" (Lc. 19, 12, 13).

Nach wenigen Jahren wurde Archelaus auf wiederholte Klagen der Juden seiner Herrschaft entsetzt und Judäa einem Prokurator übergeben. Mit diesen Prokuratoren kamen aber die Juden noch schlechter aus, als mit den Herodeern, sie wurden tagtäglich durch Steuern und Tempelraub, durch den Anblick der römischen Fahnen und Kaiserbilder verletzt und empört. Oft mußten die Prokuratoren mit dem Schwerte gegen die Aufrührerischen einschreiten und einmal wurden Galiläer im Tempel über ihren Opfern niedergehauen, so daß ihr Blut sich mit dem der Opfertiere vermischte. Hierauf bezieht sich die Frage Jesu:

---

[1] Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte I, 169. 296. 370 ꝛc.

„Meint ihr, daß diese Galiläer vor allen andern Galiläern Sünder gewesen sind, weil sie dieses gelitten haben. Ich sage euch: Nein; sondern wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr auf gleiche Weise umkommen." Diese Ermahnung war gewiß am Platz gegenüber einem Völkerstamm, bei welchem religiöse Aufstände nicht zur Seltenheit gehörten und welches Zeloten, wie Judas den Gaulaniten, zu den Seinigen zählte.

Der Prokurator Pilatus hatte eine neue Wasserleitung in die Stadt führen lassen, und als er zu diesem Zwecke an der Siloequelle einen Turm bauen ließ, stürzte er ein und erschlug achtzehn Menschen. Dies hielten die Juden für ein Zeichen des Mißfallens Gottes an dem Werke. Jesus aber sprach:

„Meint ihr, daß die achtzehn, auf welche der Turm von Siloe fiel, schuldiger waren als alle Bewohner von Jerusalem? Ich aber sage euch: Nein; sondern wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr alle auf gleiche Weise zu Grunde gehen."

Der Steuerdruck der Römer war den Juden unerträglich. Schon aus religiösen Gründen war ihnen ihre Belastungsart zuwider. Der Zehnte von allen Früchten gehörte nämlich Jehovah und sollte Menschen nicht gereicht werden. Man glaubte nun zu bemerken, daß der Ertrag der Früchte abnahm, seit er den Römern abgeliefert wurde. Da sollte nun Jesus die verfängliche Frage entscheiden, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Zins zu zahlen, ohne das Land zu entheiligen; Jesus gab darauf die bekannte Antwort, welche ihn weder in Verdacht des Revolutionärs noch des Jehovahfeindes brachte. Die Steuereinnehmer und Zöllner waren allgemein verhaßt, man stellte sie mit Dirnen, Sykophanten und Straßenräubern auf eine Stufe und verübelte es Jesus deshalb sehr, daß er mit solchen Leuten umging.

Infolge des Steuerdruckes und der im ganzen römischen Reich herrschenden Kapitalnot war das Volk tief verschuldet, daher das häufige Vorkommen des Gläubigers, Schuldners und Schuldturms in den Reden Jesu. Der Verwalter schuldet dem König und der Knecht dem Verwalter. So notwendige Lebensmittel, wie Öl und Weizen, stehen auf Rechnung (Lc. 16, 6) und angefangene Bauten stocken wegen mangelnden Geldes (Lc. 14, 29). Trotz des Wucherverbotes werden ungeheuere Zinsen bezahlt, und in kurzer Zeit verdoppelt sich das Kapital (Lc. 19, 13). Die Gläubiger sind gegen säumige Schuldner erbarmungslos, lassen sie im Schuldturm schmachten, bis der letzte Heller bezahlt ist, oder verkaufen sie samt ihren Weibern und Kindern. Nur wenige lassen die Schuld nach und wenige leihen, wie Jesus wünscht, ohne Zinsen zu fordern.

Was war nun der eigentliche Inhalt der Lehre Jesu? Was hat er Neues der Welt verkündigt und worin liegt die eigentümliche Kraft dieser Lehre, welche praktisch wie keine wirkte?

1. Jesus lehrte entgegen aller Welt, entgegen der gewöhnlichen Weltansicht und Weltrichtung, daß nicht im Reichtum, nicht im Genuß und nicht in der Ehre Ziel und Glück des Menschen ruhe. Wohl hatten die Weisen des Altertums Ähnliches schon geahnt, allein niemand war dessen ganz sicher, und wenn wirklich einer Ernst zu machen suchte, wie Diogenes oder Antisthenes, so gelang ihm doch nicht die gänzliche Überwindung der Natur. Die einen waren ausschweifend bis zum Cynismus, von den andern hieß es: durch die Löcher des Mantels scheint die Eitelkeit hindurch. Nunmehr aber erhielt man von einem Gottgesandten Sicherheit, daß nur der Weg der Entbehrung und Leiden zum Ziele führe. Mit einer überlegenen Autorität tritt Jesus auf als Gesetzgeber und eröffnet seine Botschaft mit den Seligpreisungen der Bergpredigt: Selig sind die Armen und Friedfertigen, die Verfolgten; und zwar soll man nicht bloß äußerlich, sondern auch im Geiste arm, demütig, friedfertig und keusch sein, d. h. man soll die Erwerbgier, den Ehrgeiz und die Genußsucht mit der Wurzel ausreißen. Denn im Herzen, in der verdorbenen Seele liegt die Wurzel zur Sünde. Daher ist nicht bloß der Betrug, sondern auch der Neid, nicht bloß der Mord, sondern auch der Haß, nicht bloß der Ehebruch, sondern auch die Begierde nach einem fremden Weibe verboten.

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht falsch schwören, du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen, ich aber sage euch, ihr sollt nicht zürnen, nicht begehren, gar nicht schwören und euere Feinde lieben."

Das Herz, die Seele, das ist die Hauptsache, sie ist mehr wert als die ganze Welt. Die äußere That ist gleichsam nur ein Erkennungszeichen, die Frucht, an der man erkennt, wie es in der Seele beschaffen ist. Die Seele ist das Auge des Leibes, ist das Auge schalkhaft, so ist der ganze Leib finster, ist es aber einfältig, so wird der ganze Leib erleuchtet sein (Mt. 6, 22). Nicht was in den Mund eingeht, verunreinigt den Menschen, sondern was aus ihm herausgeht und den natürlichen Ausgang nimmt, wodurch Speisen aus ihm ausgeschieden werden (Mc. 7, 15). Also nicht, was der Mensch sieht, hört, empfindet und genießt, ist an und für sich sündhaft, sondern was das Herz daraus macht, wie es die Seele berührt und was für Thaten daraus entspringen. Erst die Seele macht den äußern Eindruck zu demjenigen, als der er ihr erscheint, und aus der

Seele quillt jede That. Wenn bloß Lippen sprechen und das Herz nicht dabei ist, ist das Gebet wertlos. Wo das Herz ist, da ist sein Schatz, d. h. die innere Wertschätzung macht ein Gut zu einem Schatze (Mt. 6, 21). An der Seele hängt daher alles, an ihrer Reinheit oder Unreinheit. Wenn sie kein hochzeitliches Kleid an hat, ist die Finsternis ihr Anteil; sie ist die Perle und der Schatz im Acker, um den man alles dahin geben soll (Mt. 13, 44).

Daß die Welt über diese, wenn man sagen will, idealistische und spiritualistische Wahrheit Sicherheit bekam, war gewiß von hohem Werte, aber es hätte nicht ausgereicht, die hohe Stelle zu rechtfertigen, die Christus im Glauben einnimmt. Christus hat nicht bloß gelehrt, sondern auch *gezeigt* und *bewirkt*, daß der bessere Teil der Menschheit ihm nachfolgte. Kommt es schon in weltlichen Dingen nicht so fast auf den Inhalt an, den einer mitteilt, als auf den Charakter und die Person dessen, der es mitteilt, so ist dies noch mehr in religiöser Hinsicht der Fall. Die Persönlichkeit Jesu und die geheime Wirkung, die von ihm ausging, sicherte seiner schlichten Lehre den ungeheuren Erfolg. Er machte das Joch der Arbeit und Armut wirklich zu einem süßen, die Bürde und das Kreuz des Lebens zu einem leichten. Von ihm als Weinstock geht der Lebenssaft aus in alle Zweige und Reben und unter den Blättern des Senfbaumes, den er gepflanzt, wohnen die Vögel des Himmels.

2. Jesus selbst ist Herr des Neuen Bundes, König des Reiches, das er verkündete und begründete, des Reiches Gottes oder des Reiches der Armen, Demütigen und Reinen. Deshalb nimmt seine Lehre eine durchaus persönliche Richtung und immer schärfer und bestimmter stellt er sich als Mittler und Sohn Gottes (namentlich gegen den Schluß seines Lebens in Jerusalem) dar. Über diese letzte Zeit berichtet vorzüglich Johannes, während die Synoptiker (Matthäus, Markus u. Lukas) mehr seine galiläische Wirksamkeit ins Auge faßten. Allein auch in dieser frühern Zeit verkündet sich Jesus mit Entschiedenheit als Gottes- und Menschensohn und stellt uns vor das unausweichliche Dilemma, diese Aussage entweder als Lüge oder Wahrheit aufzunehmen. Diese Festigkeit und Ruhe, die souveräne Sicherheit, womit sich Christus als Gottessohn über die Schranken der Endlichkeit erhebt, schneidet die schwächliche Ausflucht ab, diese kühne Erhebung aus dem Irrtum frommer Schwärmerei zu erklären. Wie er mit ruhiger Klarheit den Inhalt seines Bewußtseins ausspricht und die Behauptung hinstellt, so verlangt er auch klaren und festen Glauben. Einen besonders hervorragenden Platz nimmt die Stelle Mt. 11, 27 ein, gerade weil

sie bei Matthäus steht, dessen Bericht die moderne, dem Johannesevangelium durchaus feindliche Kritik verhältnismäßig am meisten schont. In dieser Stelle charakterisiert Jesus nach der Rückkehr der Jünger von ihrer Mission seine Stellung und die Botschaft vom Reiche Gottes, die er verkünden ließ, gegenüber Johannes und seiner Predigt, und bezeichnet sich als den, der den Vater kennt und dem alles übergeben ist. Damit legt sich Jesus göttliches Wissen und göttliche Macht, also Wesensgleichheit mit Gott dem Vater und nicht bloß ein moralisches Kindschaftsverhältnis bei. Nicht minder entschieden lautet das Bekenntnis des Petrus, der Schwur des Hohenpriesters: „Bist du der Gesalbte, der Sohn Gottes, des Hochgelobten“ (Mc. 14, 62) und dessen Bestätigung durch Christus. Am unmittelbarsten wirkt das Zeugnis von oben: „Dieser ist mein geliebter Sohn,“ wie es bei der Taufe, Verklärung und in etwas veränderter Form nach Joh. 12, 28 vor dem Todespascha an die Umgebung Jesu erging. Auf Grund dieses Zeugnisses und des Gesichts der über Jesus schwebenden Taube (Joh. 1, 32) verkündet Johannes ihn als Sohn Gottes, der in seinem Erniedrigungszustande zugleich das von Jesaias geweissagte Opferlamm ist.

Jesus verlangte keinen grundlosen, unmotivierten Glauben, vielmehr weist er gerade im Johannesevangelium, wo er denen fast am schroffsten begegnet, welche nicht an ihn glauben, immer und immer wieder auf Gründe, auf Zeugnisse hin, die für seine Gottheit vorliegen. Die Juden werfen ihm vor, daß nur er sich als Sohn Gottes bezeuge; ohne weitere Zeugen, und ohne weitere Indicien sei dieses Zeugnis falsch (Joh. 8, 13). Jesus betonte dem gegenüber, daß sein Zeugnis wahr sei, indem er sich auf sein unzweifelhaftes göttliches Bewußtsein, wie auch dem Nicodemus gegenüber (3, 11; vgl. 8, 38) berief. Dazu komme, daß er nach ihrem eigenen Wissen sünd- und fehlerlos, ohne jeglichen Ehrgeiz und vom Bestreben erfüllt sei, Gott, nicht sich, die Ehre zu geben (8, 46, 49, 50). Im übrigen gibt er zu, daß sein Zeugnis nicht allein genügen würde (5, 31). Zu dem seinigen trete noch das des Johannes, auf den die Juden viel hielten. Noch mehr, auch sein Vater, Gott im Himmel, bezeuge ihn durch die Werke, die er ihn wirken lasse (5, 36), und durch die Weissagungen, die sich auf ihn beziehen (5, 39, 45 ff.). Das Zeugnis zweier Menschen aber genüge nach dem Gesetze, um eine Thatsache festzustellen (8, 17). Sein eigenes und das Zeugnis des Vaters ergänze sich zu einem vollständig ausreichenden Beweise seiner Gottheit. Würden sich die Juden ganz

Gott hingeben, wären sie wahrhaft Gottes Kinder und von Gott erfüllt (8, 42), dann würde der in ihnen wohnende Vater von selbst sie zu ihm hinziehen (6, 44, 66). Oder sie sollen sich einmal in seine Lehre hineinleben, und sie werden finden, daß seine Lehre aus Gott ist (7, 17), daß die Wahrheit, die er ihnen bringe, sie geistig frei mache (8, 32). Denn von ihm geht Licht und Leben aus und wer an ihn glaubt und sein Sterben sich eucharistisch zu eigen macht, wird nicht sterben (6, 54; 8, 24). In der Erkenntnis, die er vermittelt, geht das wahre, zum Leben gehörige Licht auf (1, 9; 8, 12; 14, 6). Er ist das Brot, die geistige Nahrung der Menschheit (6, 35, 48). Als geistiger Befreier, Lichtspender und Lebenbringer muß Jesus eine göttliche Macht sein. Die innerste Erfahrung des Menschen kam so dem äußern Zeugnisse zu Hilfe und ergänzte und erhob es zu unwiderstehlicher Beweiskraft.

3. Endlich hat Jesus durch seine eigene Persönlichkeit, im Lichte seiner Sendung auch über schlechthin jenseitige, transcendente Geheimnisse Licht verbreitet. Er hat uns in den Schoß der Gottheit einen Blick gestattet, indem er das Wort zur Wahrheit machte: „Wer mich kennt, der kennt den Vater.“ In Christo fiel einigermaßen der Schleier, welcher das innere Leben Gottes, sein ewiges Sicherkennen und Sichlieben, die Zeugung des Sohnes und die Wechselliebe des hl. Geistes verhüllte.

Christus vervollständigte und ergänzte, was im Alten Testamente vorbereitet war. Er ließ einen Blick hineinwerfen in die Höhen des Himmels, wo die Stühle der Apostel stehen, und diejenigen, die sind wie Engel und leuchten wie die Sonne, eine alle Sinneserfahrung übersteigende Seligkeit genießen, er ließ aber auch hinabblicken in den Ort der Finsternis, wo Heulen und Knirschen ist und der nagende Wurm nicht stirbt. Vor der Klarheit und Sicherheit, womit diese Wahrheiten vor uns hintreten, müssen alle Zweifel verstummen und die Philosophie kann nur nachstammeln, was ihr Christus vorgesprochen hat.[1]

### 4. Die Auffassung und Begründung der Religion Christi bei den Aposteln.[2]

1. Wenn der hl. Stephanus die Offenbarungen Gottes auf Sinai als „lebendige Worte“ (Apg. 7, 38) bezeichnete, die Apostel überhaupt allgemein von dem „Wort Gottes“ als dem neuen Evangelium sprachen (Apg. 4, 31;

[1] Ein ausgezeichnetes Leben Jesu schrieb J. Grimm u. H. Didon (Paris, 1891).

[2] Das folgende ist ein kurzer Auszug aus meiner größeren Abhandlung im „Augsb. Pastoralblatt“ 1889.

6, 4. 7; 8, 4. 25) und Petrus den Ausspruch that (10, 36), Gott habe das „Wort" gesandt und Frieden durch Christus verkündigt, so gebraucht auch Jakobus diesen Ausdruck Wort (λόγος), um die neue Offenbarung Gottes in Christus zu charakterisieren. Mit dem Wort der Wahrheit hat nach ihm der Vater die Christen neu gezeugt oder wiedergeboren, daß sie eine neue Schöpfung oder Erstlinge seiner Schöpfung wären (1, 18). Wie alles, was von oben kommt, ist das Evangelium eine gute Gabe und ein vollkommenes Geschenk. Das alte Gesetz dauert fort, Christus hat aber das alttestamentliche Gesetz einesteils weiter geführt und ergänzt (1, 25), so in den Aussprüchen über das gegenseitige Richten der Menschen und das Schwören (4, 11; 5, 9. 12) — anderenteils dasselbe den Herzen der Menschen eingepflanzt (1, 21), es damit gleichsam zur Natur und zweiten Gewohnheit gemacht. So ist das Gesetz ein vollkommenes Gesetz und ein Gesetz der Freiheit geworden (νόμος τέλειος τῆς ἐλευθερίας 1, 25), das den Menschen befreit von der Herrschaft der Begierden, die ihn in seinem Innern fortwährend reizen und locken (1, 14). Der Glaube an Jesus ist eine mächtige Kraft, die dem Menschen hilft in der Beobachtung seiner Gebote (2, 22); die Werkgerechtigkeit aber ist die Erfüllung und gleichsam die Seele des Glaubens (2, 22. 26).

2. Wie Jakobus steht auch Petrus im alttestamentlichen Anschauungskreis und sucht von hier aus das Christentum zu erfassen. Sowohl die Ausdrücke als Bilder, womit Petrus die Thatsache der Erlösung und Kirchenbildung darstellt, sind aus dem Alten Testament entlehnt, ich meine die Erwählung (1, 1), die Blutbesprengung (1, 2), den Loskauf durch das Blut des tadellosen Lammes (1, 19), den priesterlichen Charakter des Eigentumsvolkes, den Bau und die Wohnung Gottes in der Gemeinde (2, 5), das beständige Opferbringen (ib.), die Gemeinde einer Herde vergleichbar (2, 25) u. s. w. So blieb der Zusammenhang zwischen dem Alten und Neuen Bunde gewahrt. Das Neue ward als im Alten enthalten und als die Erfüllung desselben aufgezeigt.

Der Glaube an Christus stützt sich auf die prophetischen Verheißungen (1, 10—12) und auf eigenes Erlebnis und eigene Erfahrung (II, 1, 17 f.; I, 2, 3). Die Stelle II, 1, 17 beweist den tiefen Eindruck, den die Verklärung Jesu und die dabei vernommene Himmelsstimme auf Petrus machte. Die Erfahrung zeigt, wie süß der Herr Jesus ist (I, 2, 3). Seine unsichtbare Gegenwart, der Glaube an ihn, den sie nicht sehen, erfüllt die Christen mit herrlicher unaussprechlicher Freude

(I, 1, 8). Sie sind wieder geboren durch das lebendige und unvergängliche Wort Gottes (I, 1, 23); sie sind wie neugeborene Kinder, die nach der geistigen Milch (γάλα λογικόν), nach der Milch des Gotteswortes dürsten (I, 2, 2). Das Christentum erscheint so als lebendige Erfahrung, nicht als eine bloß theoretische Meinung oder Lehre. Es bringt der Seele die Erneuerung oder Wiedergeburt, Rettung und Befreiung von der Sünde (I, 1, 5, 18; 2, 24), Freude, Freiheit (2, 16) und Süßigkeit. Das in Christus geoffenbarte Wort Gottes ist der Seele Nahrung (2, 2) und Weide (2, 25). Das Christentum ist aber auch Erkenntnis und Licht (II, 1, 2. 16 und 19; 2, 20).

3. Für den hl. Apostel Paulus war der Ausgangspunkt seines Glaubens die wunderbare Erscheinung des Auferstandenen, deren er auf seinem Wege nach Damaskus gewürdigt wurde. Die Herrlichkeit des Gekreuzigten, den er als Empörer gegen das Gesetz mit grimmigem Hasse verfolgt hatte, das Pneumatische seines Lichtleibes wurde für ihn Prinzip der Religion, Grundlage des Glaubens und Quelle des neuen geistigen Lebens (I. Cor. 15, 14 ff. Röm. 8, 2. 5). Hier fand er die Erfüllung alles dessen, was er jahrelang erstrebt und erhofft hatte, die endliche Rechtfertigung. Die alte Ordnung hielt Paulus für überwunden und den alten Boden für verlassen. Das Pneumatische, was die neue Ordnung vermittelt, ist keine Wirkung des Gesetzes, sondern der Gnade. Die Gnade, die ihren pneumatischen Charakter besonders auffallend in den Gnadengaben (I. Cor. 14, Röm. 5, 16) äußert, setzte Paulus dem Gesetze als Kern und Wesen der neuen Ordnung gegenüber. Die Gnade ist zunächst dasjenige, was im Gerichte rettet: die Erbarmung Gottes, sodann anthropologisch subjektiv gerichtet, diejenige Beschaffenheit des Herzens, die Gottes Erbarmen bedingt, die subjektive Gerechtigkeit und Tugend. Auf ihr beruht das pneumatische Leben des Christen, dasselbe fließt uns aus dem Kreuzestode und der Auferstehung Jesu zu. Wir werden in das Bild der Herrlichkeit Jesu verwandelt, die sich an uns abspiegelt (2 Cor. 3, 18). Wir werden gleichgestaltet (Phil. 3, 21), einverleibt (Eph. 3, 6) und eingepflanzt dem Auferstehungsleibe Jesu, wenn wir in mystischer Einheit mit ihm der Sünde abgestorben sind. Wer überhaupt gestorben ist, der ist frei von der Sünde (Röm. 6, 7); wenn wir also mit Christus gestorben sind, so vertrauen wir darauf, daß wir auch mit ihm leben werden (8).

In Christus ist uns geistige Freiheit und Erkenntnis, ein geistiges Leben aufgegangen. Das Christentum ist Weisheit und Erkenntnis,

Macht und Leben. Es ist a) Gottesweisheit (1. Cor. 2, 7) und gegenüber weltlicher Weisheit (Col. 2, 8), die sich auf menschliche Tradition stützt und sich auf die Prinzipe und Elemente der irdischen Welt bezieht, ein geheimnisvolles Wissen (Col. 2, 2), eine Weisheit, die der Welt als Thorheit erscheint (1. Cor. 3, 18). Das Evangelium ist freilich etwas Dunkles und Verhülltes (2. Cor. 4, 3), aber dunkel und verhüllt bleibt es doch nur in den Herzen der Ungläubigen und Stumpfsinnigen, im Geiste der Gläubigen aber wird Gott, der „aus dem Dunkel Licht rief, das Licht der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesichte Jesu Christi" aufstrahlen lassen (2. Cor. 4, 6). b) Das Christentum ist eine Kraft und Macht. „Unser Evangelium bestand nicht bloß in Worten, sondern in der Kraft und dem heiligen Geiste und in aller Gnadenfülle" (1 Th. 1, 5). Es ist eben kein äußerer Zauber und keine Überredungskunst, deren sich das Evangelium bedienen muß, sondern in der scheinbaren Thorheit liegt die Weisheit (1. Cor. 3, 18) und in der Schwachheit vollendet sich die Kraft (2. Cor. 12, 9). „Mein Wort und meine Predigt," sagt er, „bestand nicht in überredenden Worten menschlicher Weisheit, sondern in der Erweisung des Geistes und der Kraft." Wie die Weisheit, so ist auch die Kraft des Christentums eine geistige, übersinnliche und übernatürliche. Der wahrhaft Weise sieht und strebt nicht nach dem Sichtbaren: „Denn das Sichtbare ist der Zeit unterworfen, das Unsichtbare aber ist ewig" (2. Cor. 4, 18).

Die Menschen sind $\alpha$) frei geworden von dem Fluche, der auf ihnen lastete, sie waren verkauft wie Sklaven unter die Gewalt einer feindlichen Macht (Röm. 7, 14; 6, 17), nunmehr aber sind sie losgekauft (1. Cor. 6, 20), sie waren wie unmündige Kinder der Zucht und Obhut eines Lehrmeisters übergeben (Gal. 3, 24), Kinder einer Unfreien (Hagar) und selbst unfrei (Gal. 4, 22 ff.); nunmehr aber sind sie von der Zucht frei und Kinder der Freien geworden. Einstens gebunden an das Gesetz, wie die Frau an ihren Mann (Röm. 7, 1 ff.), verschlossen wie in einem Gefängnis (Gal. 3, 22), ist zunächst Israel und mit ihm die ganze Menschheit frei geworden, da sie in Christus durch den Tod von dem Bande frei wurde, das die Lebenden fesselt.

Die Menschen werden $\beta$) im Christentum geeint. Zwischen den Völkern wurde die Scheidewand durchbrochen; die einst ferne waren, sind nahe gekommen (Eph. 2, 13. 14). Christus hat die feindlich getrennten Brüder in seinem Leibe geeint und in sich zu einem neuen Menschen geschaffen (15. 16). Die Heiden sind als Reiser des wilden Ölbaumes

dem edlen Ölbaume, dem Volke Gottes, eingepfropft worden (Röm. 11, 23). Im neuen Bunde der Gnade gibt es keinen Unterschied mehr zwischen dem Sklaven und dem Freien; denn hier sind alle eins in Christus (Gal. 3, 28). Alle wurden zu einem Leibe getauft und mit einem Geiste getränkt, Juden und Heiden (1. Cor. 12, 13), und es gibt keinen Unterschied mehr, da ein Herr alle erhört (Röm. 10, 12).

γ) Dem Bewußtsein und Gemüte des einzelnen kündigte sich die von Christus ausgehende Religion als wahr an durch die unaussprechliche Freude und den Frieden, den sie über die Seele des Gläubigen verbreitete. Freude und Friede, Langmut, Güte, Sanftmut, Enthaltsamkeit u. s. w., also Tugenden und Seelenstimmungen, in denen sich vorzüglich die innere Befriedigung der Seele ausspricht (Mt. 11, 29), sind die Früchte des in dem Gerechtfertigten wirksamen Geistes (Gal. 5, 22). Mit Freude und Friede erfüllt der Gott der Hoffnung die vertrauende Seele (Röm. 15, 13). Phil. 4, 7 wünscht der Apostel: der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, möge Herz und Sinn im Glauben an Christus bewahren; ist er ja selbst schon der herrlichste Lohn des Glaubens (s. 2. Thes. 3, 16). Von sich selbst schreibt Paulus, er habe in aller Trübsal Überfluß an Freude (2. Cor. 7, 4) und er will die, an welche er schreibt, zu Genossen seiner Freude machen (2, 3). Allzeit soll man sich im Herrn freuen, heißt es Phil. 4, 4 (cf. 1. Thes. 5, 16). Das frohe Bewußtsein dessen, den keine Schuld mehr vom Vater trennt, drückt sich in dem freudigen Ruf aus: „Abba, Vater“ (Gal. 4, 6; Röm. 8, 15). Es ist der Geist der Kindschaft, den wir erhalten haben, der uns zu diesem kindlichen Stammeln und zu den unaussprechlichen Seufzern des Gebetes drängt (Röm. 8, 26). Dieser Geist gibt Zeugnis unserm Geiste, daß wir Kinder Gottes sind (16). Darin spricht sich das volle Bewußtsein, die feste Sicherheit aus, im Christentum den wahren Geist, das wahre Leben der Seele gewonnen zu haben.

4. Einen gewissen Abschluß erhält die neutestamentliche Theologie durch den hl. Johannes. Derselbe faßt in dem Begriffe λόγος, Wort, alles das zusammen, was er in der Erscheinung Christi erfahren hatte (1. Joh. 1, 1). Kein anderer Begriff war passend, den ganzen Eindruck, den die Lehre und das Leben Christi auf ihn machte, wiederzugeben. Die Offenbarung, welche in Christus sich vollzog, überstrahlte alle andern Offenbarungen, und wenn im Alten Testamente einzelne λόγοι an die Menschheit ergingen, so ward dies alles zusammengefaßt in der einzigartigen Erscheinung Jesu. Er war der λόγος schlechthin, er mußte dies

sein. Denn anders ließ sich die Fülle der Herrlichkeit, Gnade und Kraft, die von ihm ausging, nicht erklären. Dieser λόγος erschien in seiner historischen Gestalt als eine persönliche Macht und es handelte sich nur, seine Stellung zu Gott dem Vater zu bestimmen. Johannes thut dies in jener herrlichen Einleitung zu seinem Evangelium, welches uns in den Schoß der Gottheit versetzt; im hohenpriesterlichen Gebet sehen wir entsprechend dieser Anschauung den Sohn im Verkehr mit dem Vater (Joh. 17).

### 4. Das gegenseitige Verhältnis von Heidentum und Christentum.

Wenn zwei fremdartige Elemente oder Wesen zu einander geraten, werden sie zunächst ihres großen Unterschiedes viel stärker gewahr, als wenn sie sich ferne geblieben wären, sie verhalten sich daher abstoßend, es entsteht ein schrofferer oder gelinderer Gegensatz, eine gegenseitige Verfolgung und ein Kampf. Erst wenn sich die beiden Elemente aneinander gewöhnt oder eins sich dem andern untergeordnet hat, entwickeln sich freundlichere Beziehungen. Es bildet sich eine gemeinsame Interessensphäre, und es entsteht ein gegenseitiges Sichaufeinanderbeziehen, Sichbenutzen und Sichsuchen. So war es mit dem Christentum und Heidentum.

1. Das Christentum konnte sich freilich nicht dem Heidentum unterordnen und anbequemen, es war vielmehr direkt darauf aus, dasselbe von innen heraus zu überwinden. Aber nicht das ganze Heidentum war zu verwerfen, es gab vieles, dessen sich die Christen bedienen mußten, und vieles, das sie sich aneignen konnten. Es stellte sich von Anfang an auf den bestehenden Rechts- und Reichsboden und nahm in dieser Hinsicht das ganze Inventar des Heidentums herüber, als es siegte. Wohnen und sich kleiden, reden und schreiben konnten die Christen nur wie die Heiden, sie nahmen aber auch Kunstformen und philosophische Begriffe frühe ins Heiligtum auf, malten Christus wie Orpheus und die Symbole des Glaubens, den Pfau und Hahn, den Fisch und die Taube, wie man sie in den Bädern und Prachthäusern sehen konnte, sie redeten von Gott und seinem Sohne in der Sprache des Cicero und von der Tugend wie die Stoa.

Es war bereits eine im Zerfall begriffene Sprache, Kunst und Philosophie, deren sich die Christen bedienten, allein es war besser und es war notwendig, daß die alte Welt im Verfall begriffen war. Denn in der Blütezeit wäre sie dem Christentum unzugänglich gewesen, und dieses hätte es schwer vermocht, aus den festgefügten Elementen der Sprache,

der Kunst und Philosophie, sich einen Bau zu zimmern, mit dem es das antike Wesen ersetzen konnte. Die antike Architektur, Plastik und Malerei, die noch nicht hellenisierte Sprache, die sokratische Philosophie in ihrem Höhepunkt hätte sich viel zu spröde bewiesen, jenen Zwecken und Ideen zu dienen, welche wesentlich anderen Voraussetzungen entsprangen.

2. Wie verhielten sich nun umgekehrt die Heiden zu den Christen?

Die Christen machten auf die Heiden einen verschiedenen Eindruck. Viele zog ihre Einfachheit und Sittenstrenge an, sie vertrauten ihrer Verheißung, die Wahrheit und das Leben denen zu bringen, die ihnen beitreten. Das waren freilich zunächst nur Leute aus dem niedern Volke: wie der Apostel Paulus sagt, „nicht viel Weise nach dem Fleische, nicht viel Mächtige, nicht viel Vornehme sind berufen, sondern die Thoren vor der Welt hat Gott dazu erwählt, die Weisen zu beschämen, und die Schwachen und Niedrigen hat er berufen, die Mächtigen zu beschämen." Dies bildet denn auch einen Vorwurf der Heiden; niedrige Leute, Wollarbeiter, Schuster und alte Weiblein, meint Celsus, werden durch die Christen geködert. Den vornehmen Heiden schien Haltung und Lebensansicht des Christen zu trübe und finster. Bei Minucius Felix nennt sie Cäcilius „eine schlupfwinklige, lichtscheue Nation, stumm im öffentlichen Leben, geschwätzig in den Winkeln." Sie ehren die fröhlichen Götter nicht und enthalten sich aller Freuden des Heidentums, der Theater und Gastmähler.

Wie sollte man dieses finstere Wesen der Christen, dies ablehnende Verhalten gegen allen Frohsinn erklären? Aus Tugendstrenge und Bußernst oder aus einer Lasterhaftigkeit, welche das Dunkel für ihre schwarzen Thaten braucht?

Wer die Christen nicht näher kannte und es verschmähte, sie näher kennen zu lernen, der geriet leicht auf letztere Annahme. Sie sind Magier, hieß es, und suchen die Verborgenheit auf, um ihre schwarzen Thaten vor dem Tageslicht zu verbergen. In ihren Versammlungen feiern sie Orgien der Wollust und verspeisen Menschenfleisch, wie Barbaren. Ist doch ihre Lehre selbst barbarisch, voll Aberglauben und Unglauben, sie sind Atheisten und Feinde des Menschengeschlechtes, dazu träg, unbrauchbar und untauglich zu Staatsgeschäften, wie es bei Tertullian heißt, sie achten den Kaiser nicht und meiden den Heerdienst.

Auf Grund dieser Annahme konnte man den Christen den Prozeß machen und sie nach dem Gesetze gegen Magie, unerlaubte Versammlungen und Majestäts- und Staatsverbrechen verurteilen.

Wer nur einigermaßen ehrlich war und die Christen näher ins Auge faßte, der mußte allerdings die Lächerlichkeit dieser Anklagen leicht durchschauen. In der That haben auch viele Heiden sie durchschaut und den Christen das beste Zeugnis ausgestellt.

„Wir sind Zeugen," sagt der Arzt Galenus, „daß sie den Tod verachten gelernt haben und daß sie aus Scham sich hüten vor den Freuden des Fleisches. Es gibt bei ihnen Männer und Frauen, die sich von der Ehe zurückhalten. Es gibt bei ihnen auch solche, welche in ihren Bemühungen, ihre Seele zu beherrschen und ehrbar zu leben, so weit gekommen sind, daß sie in nichts hinter wahren Philosophen zurückstehen."

Selbst Celsus, der erbitterte Feind der Christen, muß zugeben, daß es einige maßvolle, fromme und verständige Leute unter ihnen gibt. „Sehet," riefen die Heiden, „wie sie sich unter einander lieben," „sie lieben sich, ohne sich zu kennen." Wie großartig und unerschöpflich die Liebesthätigkeit der Christen war, davon gibt auch Lucian Zeugnis: „Sie legen eine unerreichbare Schnelligkeit an den Tag, wenn es gilt, einen aus ihrer Mitte zu unterstützen und zu trösten. Der Grund davon," meint er spöttisch, „sei der, daß ihr Gesetzgeber ihnen weis gemacht hat, sie seien alle Brüder."

## 5. Die Heiligen und Martyrer der Kirche.

Der höchste Ruhm und der glänzendste Schmuck der Kirche sind jene Wunderwerke der Heiligkeit und Weisheit, die sie in sich hervorbrachte. Engel im Fleische, Männer voll Weichheit, Milde und Liebe und doch voll Kraft und Entsagung, Frauen voll Opfermut und Stärke bilden ihren Heldenstaat. Das Herz erfüllt sich mit Jubel, die Seele mit unnennbarer Wonne, wenn sie an jene erhabene Reihe heiliger Gestalten denkt, die durch alle Jahrhunderte den Triumph Christi verkündigen. Keine Zunge und keine Sprache kann ausdrücken, was das Herz bei dieser hehren Anschauung fühlt. Was ist ein Lessing, ein Kant, ein Schleiermacher gegen einen hl. Ignatius, Bernhard, Franziskus, was ein Friedrich der Große gegen Ludwig den Heiligen?

Wo hat die Welt nochmals solche Männer aufzuweisen, welche wie die Apostel, mit der größten Einfalt und Einfachheit des Lebens' den höchsten Tiefsinn, nachhaltigste Kraft und wärmste Empfindung verbanden? Wohl haben auch andere Religionen und außerchristliche Ideen

Fanatiker erzeugt, die im wilden Taumel, berauschten oder aufgeblasenen Sinnes in den Kampf und in Leiden sich stürzten, aber keine Religion kennt Martyrer von so verschiedener Gemütsart und Altersstufen, keine kennt Martyrer, die so frei sind von jeglicher Ruhmsucht und jedem Hintergedanken, und dem Spotte und der Verachtung der Umgebung nur stummes Schweigen und entsagende Geduld entgegensetzten, wie die christliche.

Die Seelenstimmung eines angehenden Martyrers enthüllen die Briefe des hl. Ignatius. Sein ganzes liebeglühendes Herz hat er in diese Schriften ergossen, die er kurz nacheinander unmittelbar vor seinem Martyrium verfaßte. Der Pulsschlag seines Lebens ist die Liebe Christi und die Liebesgemeinschaft der Kirche. Mit innigster Zartheit und wärmster Hingabe umfing er alles, was christlich war. Alle Brüder, die ihm auf seiner Reise nach Rom begegneten, erfreuen ihn; alle Erweise der Teilnahme und Liebe bringen seine Seele zum Jauchzen. In der gehobensten Stimmung geht er seinem Martyrium, wie einem Freudenfest entgegen. Keine Spur von Furcht und Zagen trübt seine Seele, sie singt nur Jubelgesänge zur himmlischen Hochzeitsfeier. Besonders der Brief an die Römer ist voll der freudigsten Hoffnung.

Seine Liebe, sagt er (Röm. 7, 2), sei gekreuzigt; sein Herz ist ganz ins Leiden Christi eingegangen. Er will daher Nachahmer Christi im Leiden werden (6, 2). Lebendiges Wasser, ein Strom des Verlangens ergießt sich in ihn und ruft ihm innerlich: Komm zum Vater! (7, 2.) Alles drängt ihn, sich Gott zu opfern (2, 2). Er will durch die Zähne wilder Tiere gemahlen werden, wie das Getreide, um als reines Brot Christi erfunden zu werden (4, 1). Er will die wilden Tiere kirre machen, sie liebkosen, daß sie ihn rasch verschlingen. Mit kühnem Ausdruck nennt er sie sein Grab und wünscht, sie möchten nichts von seinem Körper übrig lassen. Durch solche Werkzeuge will er zur Hostie Gottes bereitet werden (4, 2). Der Tiere, die ihm den Eingang ins wahre Leben verschaffen, will er genießen (5, 2), wie er derer genießt, die ihn erbauen und trösten (Magn. 2, Eph. 2, 2). — Jetzt hofft er, wahrhaftiger Jünger Christi zu werden, wenn sein Körper die Welt nicht mehr schaut (4, 2; 5, 3). Nichts Sinnliches wünscht er, möge ihn mehr fesseln, um Christus zu gewinnen. Wenn sich das Martyrium an ihm vollzieht, wird er ein **Wort Gottes**, ein Zeuge und Offenbarer göttlicher Kraft und Heiligkeit werden, während er sonst ein verklingender Schall wird (Röm. 2). Erst durch sein Martyrium hofft er etwas der Rede Wertes, etwas Wesentliches (9, 2), ja erst dann ein wahrer Mensch zu werden. Eine Neugeburt ist sein Leiden, in dem sein Sehnen nach Gott und dem reinen Lichte gestillt wird (6).

Solche Gesinnung war nicht vereinzelt; sie beherrschte die Mehrzahl der Christen, wie wir schon aus den herrlichen Urteilen ersehen können, die Ignatius über die Empfänger seiner Briefe fällt. Er nennt sie

Götterträger, Christusträger, Tempelträger mit Anspielung auf die Prozessionen, die in Ephesus zu Ehren der Artemis stattfanden (Eph. 9, 2). In ganz anderm Sinne als sie früher Artemisstatuen und Tempelchen zur Schau herumführten, tragen sie jetzt Gott, Christus und den heiligen Geist im Herzen und sind sie selbst Tempel Gottes (Eph. 15, 3).

Wie die ziemlich spät verfaßten Martyrerakten des hl. Ignatius berichten, litt er unter Trajan. Ignatius wurde nach Rom geführt, und nachdem er kaum seine Brüder hatte begrüßen können, den wilden Tieren an den Saturnalien vorgeworfen. So fiel er, wie er gewünscht hatte, den römischen Gläubigen nicht zur Last und wurde durch die Zähne der wilden Tiere zu einem reinen Brote gemahlen. Nur die härtern Bestandteile seines Körpers konnten gesammelt und in Leinwand eingewickelt nach Antiochien gebracht werden. Unter Mark Aurel (155) fällt das Martyrium des hl. Polykarp, dessen Akten zu den ältesten und zuverlässigsten gehören. „Auf Christi Gnade den Sinn gerichtet," heißt es hier, „verachteten die Martyrer die Foltern der Welt und kühlend dünkte ihnen das Feuer der rohen Henker. Wenn sie auch von Geißeln zerfleischt waren, daß die innern Adern bloß lagen, jammerten sie nicht, ob auch die ganze Umgebung in Weheklagen zerfloß." Bischof Polykarp floh in dieser Verfolgung von Landhaus zu Landhaus, aber ein Sklave verriet ihn auf der Folter. Ein nächtlicher Traum, in dem er sein Kopfkissen vom Feuer ergriffen sah, bereitete ihn auf sein Schicksal vor. Die Polizei mit einer Abteilung Reiter[1] ergriff ihn und führte ihn zur Stadt. Da kam der Irenarch[2] Herodes ihm entgegengefahren, nahm ihn auf seinen Wagen und suchte ihn zum Abfall zu bewegen, aber vergebens. Vor den Provinziallandtag (commune Asiae) in der Rennbahn geführt, gab er dem Prokonsul die schöne Antwort: „86 Jahre diene ich Christus, er hat mir noch nie etwas zuleide gethan, wie könnte ich da meinem Könige fluchen, der mich erlöst hat?" Der im übrigen milde Prokonsul gewährte ihm Appellation an das Volk, allein auch das wies der Heilige zurück: der Obrigkeit erweise er Achtung und Gehorsam, das Volk aber sei nicht wert, daß er sich vor ihm verteidige. Es war auch im Gegenteil das Volk, welches von dem Asiarchen[3] Philipp verlangte, daß er auf ihn Löwen loslasse; Philipp erklärte jedoch, das sei nicht erlaubt, weil die Zeit der Tierhetzen

[1] διωγμῖται (Häscher) καὶ ἱππεῖς.

[2] Ein Polizeibeamter.

[3] Oberpriester Asiens, welcher bei den Provinziallandtagen für die Spiele zu sorgen hatte.

vorüber sei. Man entschied sich hierauf für Verbrennung und alle trugen aus den Werkstätten und Bädern Holz und Reisig zusammen. Polykarp legte seine Oberkleider (ἱμάτια) ab und löste den Gürtel der Tunika. Ohne sich binden zu lassen, stellte er sich auf den Scheiterhaufen, und das Feuer schlug über ihm zusammen wie ein vom Winde geschwelltes Segel. Da er nicht verbrannte, ließ man ihm durch einen Konfektor den Todesstoß geben. Die Gläubigen sammelten die verbrannten Gebeine und hielten sie wertvoller als Gold.

Nicht weniger stark als die Männer erwiesen sich die Frauen und Jungfrauen. Besonders rührend sind in dieser Hinsicht die Martyrien der hl. Blandina, Potamiäna, Felicitas und Perpetua. Blandina erlitt unter demselben Kaiser, wie Polykarp, den Martertod. Sie war eine Sklavin und wurde gegeißelt, den Tieren vorgeworfen und zuletzt auf einen glühend gemachten Sessel aus Eisen gesetzt; wie die Legende sich ausdrückt, „eilte sie zum Tode wie zum Brautbette und zum Hochzeitsmahl."

Eine andere Sklavin Potamiäna von seltener Schönheit ward unter dem Kaiser Septimius Severus gemartert. Ihr Herr wollte sie verführen und da sie widerstand, zeigte er sie dem Präfekten als Christin an. Der Präfekt befahl, sie in einen Kessel voll glühenden Pechs zu tauchen. Potamiäna aber bat beim Leben des Kaisers, man möge sie nicht entkleiden, sondern mit den Kleidern allmählich in den Kessel tauchen. Diese Gnade wurde ihr bewilligt. — Die sieben Jungfrauen von Ancyra retteten sich vor der Frechheit einiger Jünglinge dadurch, daß die älteste den Schleier vom Gesichte nahm und sprach: „Du hast vielleicht auch eine graue Mutter wie ich, laß uns die Thränen und nimm für dich die Hoffnung."

Zu den heldenmütigsten Martyrinnen gehören Felicitas und Perpetua, jene eine Sklavin, diese eine vornehme Frau von 22 Jahren. Beide wurden miteinander eingekerkert und hatten viel unter der schwülen Hitze des dunkeln, gedrängt vollen Kerkers zu leiden. Am meisten aber ängstigte die Perpetua der Kummer um ihr säugendes Kind. Da bewirkten zwei Diakone, welche die Gefangenen zu besuchten pflegten, daß sie für Geld einige Stunden an einen bequemen Ort gelassen wurden, dort Luft zu schöpfen; auch bekam Perpetua ihr Kind. In einem Gesichte sah sie, wie sie eine mit Schwertern, Speeren und Sicheln besetzte Leiter zu einem herrlichen Garten emporstieg und dort von einem melkenden Schäfer einen Mundvoll Milch erhielt. Als sie erwachte, hatte sie etwas Süßes im Munde und sie ward nun ihres Martyiums sicher. Ein anderer der

Mitgefangenen schaute gleichfalls einen herrlichen Garten, und darin einen Ort, dessen Wände wie das Licht erbaut waren und alles voll schöngekleideter Engel. In der Mitte saß einer, gleich einem Menschen mit weißen Haaren und jugendlichem Antlitze. Trotz der wiederholten Bitten ihres Vaters blieb Perpetua treu. Am Tage vor der Hinrichtung gab man den Gefangenen das Freimahl, das sie, so gut es ging, in ein Liebesmahl verwandelten. Im Amphitheater angelangt, sollten die beiden Frauen entkleidet und in Netze gespannt werden, allein das Volk hatte Mitleid und man warf ihnen flatternde Gewänder über und so wurde Perpetua einer wilden Kuh preisgegeben. Sie wurde zuerst zu Boden geworfen und ihr Gewand zerrissen; aufmerksamer auf die Züchtigkeit als ihr Leiden zog sie das Gewand über den entblößten Fuß. Da die Tiere die Martyrer nicht tödlich verwundeten, mußten sie enthauptet werden.

## 6. Die Krisis des Heidentums.

Den einfachen und schlichten Leuten ging es verhältnismäßig leicht, Christen zu werden und an der Himmelshoffnung sich aufzurichten. Aber schwerer wurde es den Gebildeten und den Vornehmen, den „Weisen und Mächtigen“. Und doch drängte sich auch diesen das Christentum auf. Man konnte ihm auf Schritt und Tritt begegnen und selten blieb mehr einer in den Mittelpunkten der Gesellschaften vom 2. Jahrhundert an ohne alle Berührung mit Christen. Da halfen nicht mehr die Phrasen und Ausreden der ersten Perioden, es galt sich auseinandersetzen, ihre Lehre zu prüfen, sich überzeugen zu lassen oder Gegenbeweise anzuführen. Wie es leicht denkbar ist, ließen sich viele gewinnen, viele aber blieben verstockt. Die Wege, auf denen die einen zum Glauben gelangten, mögen uns einige Bekehrungsgeschichten gebildeter Männer zeigen, während wir von Celsus lernen können, was für Gründe vom Glauben abhielten.

1. Der Verfasser der pseudoclementinischen Rekognitionen, ein Römer, erzählt, wie er bei keiner philosophischen Lehre Befriedigung fand. Besonders bedrängte ihn die Frage nach der Fortdauer der Seele, und er geriet in dieser Unruhe zu einer Art Verzweiflung. „Wozu sollen wir uns abarbeiten, wenn das Ende der Dinge offenbar ist? Wenn es aber ein Fortleben gibt, wie werde ich bei dieser Unsicherheit so leben können, daß ich dem Schicksal eines Tantalus und Ixion entgehe?“ In dieser Unruhe dachte der Verfasser daran, sich an die ägyptischen Priester zu wenden und die Totenbeschwörung zu lernen; allein ein befreundeter

Philosoph hielt ihn davon ab als von einer Gottlosigkeit. Da kam die Kunde zu ihm, daß in Judäa ein gottgesandter Mann auferstanden sei, und bald hörte er auch einen seiner Anhänger, Barnabas, die tröstliche Lehre verkünden, daß dieser Mann allen das ewige Leben verspreche, die sich zu Gott bekehren. Man verspottete zwar den Barnabas ob der Einfalt seiner Rede und suchte ihn durch dialektische Kunstgriffe ins Gedränge zu bringen, allein er zog sich mit bewunderungswürdiger Ruhe heraus und gewann die Liebe des Verfassers. Dieser nahm ihn ins Haus auf und folgte ihm bald nach Palästina. Petrus belehrt ihn hier, daß vor allem das Gewissen gereinigt und des Geistes Auge frei gemacht werden müsse, um das Licht zu sehen, und er ward von ihm in der christlichen Religion genauer unterwiesen.

Justinus erzählt von sich, daß er zuerst Schüler eines Stoikers gewesen sei; da er aber nichts über die Gottheit zu sagen wußte, sei er einem Peripatetiker gefolgt, aber dessen Gewinnsucht habe ihn wieder abgetrieben. „Dann ging ich," sagt er, „zu einem Pythagoreer, der sich viel mit seiner Weisheit brüstete; aber er entließ mich, als ich ihm bekennen mußte, daß ich keine Musik, Astronomie und Geometrie verstehe." Besser gefiel ihm ein Platoniker, der ihn zur Erkenntnis übersinnlicher Dinge emportrug und den Geist beflügelte.[1] Um diese Zeit traf er in der einsamen Nähe des Meeres einen ehrwürdigen Greis und es entspann sich zwischen beiden ein Gespräch über die Philosophie. Der Greis überwand Justinus und belehrte ihn, daß nur Gott der Seele das Leben geben könne, welches sie aus sich nicht habe. Ohne weitere Übergänge sprach dann der Greis sogleich von den Propheten, die besser als Philosophen die Wahrheit erkannten und Christus, den Logos oder die Weltvernunft, priesen. Die biblische Lehre habe eine majestätische Größe (*δέος*), sei aber „denen, die sie betrachten, süße Ruhe."

2. Es gab viele, welche trotz näherer Bekanntschaft mit dem Evangelium dasselbe zurückwiesen. Ein typischer Vertreter dieser Partei unter den Heiden ist Celsus. Demselben waren die biblischen Berichte nicht unbekannt, er kennt vor allem das Matthäusevangelium. Allein er hält das Leben und die Thaten Jesu für unvereinbar mit einer richtigen Gottesidee.

---

[1] *καί με ᾕρει σφόδρα ἡ τῶν ἀσωμάτων νόησις καὶ ἡ θεωρία τῶν ἰδέων ἀνεπτέρου μοι τὴν φρόνησιν* s. S. 168 ff.

Ein Gott, meint er, hätte wie die Sonne in der Welt erscheinen müssen, alles beleuchtend und überwindend,[1] ein Gott hätte keiner Nahrung bedurft und nicht am Kreuze geduldet.[2] Seine Richter wären wie Pentheus zerfleischt worden oder er wäre wenigstens unsichtbar geworden.[3] Gerade verkehrt habe sich Christus vor aller Welt kreuzigen lassen und habe sich als auferstanden nur wenigen Personen gezeigt.

Christus sei eben ein gewöhnlicher Mensch gewesen, der in Ägypten die Zauberei lernte und dadurch Aufsehen erregte. Die Wundererzählungen, bes. der Auferstehungsbericht, seien Mythen, einer verzückten Phantasie entsprungen.[4]

Celsus verstand so wenig wie seine Nachtreter Strauß und Renan das Geheimnis des Kreuzes. Das Kreuz ist ihnen nach den Worten des Apostels ein Ärgernis und eine Thorheit, Gott aber erwählte die Thorheit, die Weisheit zu überwinden.

Celsus und seine Genossen waren eben zu stolz, dies zu erkennen, sie drehten die Sache geradezu um und thaten, als ob die Christen (und Juden) stolz und übermütig wären. Denn es sei Einbildung, meint C., zu glauben, Gott bekümmere sich so um sie, daß er um ihretwillen Mensch wurde.

Es sei, wie wenn die Frösche sprächen, wenn die Juden sich rühmen: „Alles offenbart uns Gott zuerst, und die ganze Welt und den himmlischen Lauf verlassend, wohnt er allein in unserer Mitte.“ „Unsertwegen,“ sprechen die Christen, Würmern vergleichbar, „ist alles da, und Gott wird seinen Sohn senden, den Ungerechten zu verbrennen und den Christen ewiges Leben zu geben.“ Ob denn Gott den Stuhl im Himmel leer gelassen habe, als er herabkam? Da wäre ja die ganze Welt in Verwirrung geraten. Dieser albernen Behauptung liegt der Irrtum zu Grunde, als ob Gott in einer beschränkten Erscheinung aufginge, ein Irrtum, der sich in anderer Form im Laufe der Geschichte oft wiederholt.

3. Schon damals gab es wie heute eine Art Mittelpartei und eine Vermittlungstheologie. Sie waren „Halbe,“ wie die heutigen Vermittlungstheologen, und wollten Kern und Wesen des Christentums sich aneignen ohne dessen Dogmen und Sakramente, nur hüllten sich die alten in platonische, die neuen in christliche Formen. Wie die Christen erhoben die Neuplatoniker die Forderung, der Mensch müsse sich durch Askese, durch Reinigung und Läuterung des Fleischlichen und Sinnlichen entledigen und darnach streben, sich geistig zu sammeln und pneumatisch zu werden. Wer dies ernstlich betreibt, wird dahin gelangen, wo (nach

[1] *πάντα τὰ ἄλλα φωτίζων πρῶτον αὐτὸν δεικνύει* (Orig. c. C. II, 30).

[2] Sein Blut wäre gewesen *ἰχώρ . . . οἷος περ ῥέει μακάρεσσι θεοῖσιν* (cf. Il. 5, 340).

[3] *ἀφανὴς γενέσθαι ὤφειλεν* (II, 68).

[4] Eine *γυνὴ πάροιστρος* und ein Jünger *ὀνειρώξας, φαντασιωθείς* habe den Auferstandenen gesehen (vgl. Renan).

der Präexistenzlehre Platos) das wahre Vaterland des Menschen ist und wo er der rechten Freude teilhaftig werden kann. Er gelangt zur Anschauung des höchsten, unendlichen Wesens; in seiner Anschauung findet er Ruhe und Seligkeit, alle Disharmonie ist gelöst und die Schauenden umkreisen den Ewigen in einem göttlichen Reigentanz. In der Berührung und Verähnlichung mit Gott besteht Tugend und Glück.

Um jedoch zum Ziel zu gelangen, genügt nicht das Denken allein, man bedarf hierzu verschiedener Hilfsmittel, Gebet, Predigt und unblutiger Opfer, wie im Christentum. Der heidnische Kultus soll vergeistigt und auch das Volk soll unterwiesen werden. Ferner bedarf man eines Führers und Vorbildes, eines Propheten und Heilandes, durch dessen Nachahmung man das Ziel erreichen kann. Ein solcher Führer kann Plato, Pythagoras oder Apollonius von Tyana sein. Das Leben des letztern, bezw. seine Lebensbeschreibung ist eine vollständige Nachäffung Christi. Ja sogar eine Art Bibel brachte der Neuplatonismus auf, eine Sammlung von Göttersprüchen, welche die wahre Gottesoffenbarung ersetzen sollte.[1]

---

Die Zeit der Krisis wurde durch Konstantin beendigt. Es mußte auf einen überzeugten Heiden einen seltsamen Eindruck machen, als er mit einem raschen Umschwunge Thron und Reich eines Tages christlich fand, es mußte ihm fast so vorkommen, wie es uns vorkäme, wenn eines Tages ein sozialdemokratischer Kaiser die Zügel der Herrschaft an sich risse. Alles, worauf die Ordnung und die Größe des Reiches beruhte, schien ihm umgestürzt, die Reichsfeinde im Besitz der Herrschaft, und finsterer Aberglaube mit Sieg gekrönt. Unmittelbar vor der entscheidenden Stunde hatte die Verfolgung heftiger gewütet als je einmal; es war ein mörderischer Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod, die letzte entscheidende Schlacht, welche das Heidentum dem Christentum in der Zeit von 303—311 lieferte. Der Kaiser Diokletian, klug, kräftig und besorgt um das Reichswohl, wie ein Decius und Trajan, verfolgte den einzigen Gedanken, wie er das Reich stützen und stärken könne. Die heidnischen Freunde, besonders Galerius, machten ihm weis, daß es nur durch Christenblut geschehen könne. Wider Willen wurde Diokletian in gräßliche Metzeleien hineingetrieben, aber bald erlahmte er und dankte die Herrschaft ab. Da führte Galerius die Verfolgung allein weiter,

[1] Uhlhorn, a. a. O., S. 262.

bis er endlich unter Folterqualen in seiner Todeskrankheit alles widerrief: 311 erließ er gemeinschaftlich mit Konstantin das merkwürdige Edikt, worin er sagt, es sei seine Absicht gewesen, alles nach der Staatsordnung und den Gesetzen der alten Römer wieder herzustellen und die Christen, welche die Religion ihrer Voreltern verlassen, zu guten Gesinnungen zurückzuführen, aber vergebens. Die Christen seien bei ihrer Ansicht verharrt und so wolle er ihnen die Freiheit lassen. Sie mögen zu ihrem Gotte um des Kaisers und Staates Wohl beten, damit der Staat unversehrt bleibe und sie selbst sicher leben könnten.

Einen Schritt weiter that das Toleranzedikt des Konstantin vom Jahr 313, wornach jeder im Reiche die volle Freiheit haben soll, der Religion zu folgen, welche er für die beste erkennt. Im selbigen Jahre noch stattete er die Geistlichen und Kirchen mit Privilegien (Testierrecht) aus, schaffte die Kreuzigung und die Gladiatorenspiele ab.

Wie kam auf einmal dieser Umschwung von der Verfolgung zur Duldung und von der Duldung zur Begünstigung? Die Hand Gottes selbst hatte eingegriffen, sie hat dem Galerius das Todesgeständnis abgenötigt und dem Konstantin das Zeichen gewiesen, aus welchem Segen und Heil fließt. Ein wunderbarer Traum hatte dem Konstantin das Kreuz vor Augen geführt und die Verheißung des Sieges daran geknüpft, und er hatte mit diesem Zeichen gesiegt. Gewiß stand dieser Traum nicht zusammenhangslos im Seelenleben des Konstantin da; er mußte sich oft die Frage vorgelegt haben, ob nicht am Ende der Christengott anstatt den Untergang vielmehr die Wiedererneuerung des Reiches veranlassen könnte, und der wunderbare Traum und der darauffolgende Sieg mochte nur den zögernden Entschluß zur Reife gebracht haben. Allerdings entschieden war Gesinnung und Glauben Konstantins lange noch nicht. Er duldete nicht bloß den alten neben dem neuen Kultus und ließ neue Tempel bauen, sondern führte auch selbst noch heidnische Titel und ließ dem Staate und den Staatshandlungen heidnische Umkleidung. Doch ein bloßer Heuchler war er nicht, er näherte sich immer mehr der Kirche, nannte sich „einen Bischof für das Auswärtige“[1] und suchte selbst viele zu bekehren.

Es bedurfte allerdings noch langer Zeit, bis alle Reste des Heidentums beseitigt wurden, bis die Tempel leer standen und Priester und Opfer aufhörten. Das Heidentum erhob sich sogar wieder halb aus seiner

---

[1] ἐπίσκοπος τῶν ἔξω.

Niederlage und bestieg in Julian vorübergehend den Thron. Nachdem der offene Kampf unmöglich war, begannen geheime Angriffe. Das Heidentum drang verkleidet in die Kirche ein, befriedigte im kirchlichen Prunk seine Eitelkeit oder entstellte die Lehre. Es knüpfte bald an frühere Systeme an, an die Gnosis und den Manichäismus, oder erfand neue Systeme, den Arianismus und Pelagianismus, um sich den Glauben leichter zu machen. Wie dem Manichäismus alle Reize des Heidentums zu Gebote standen, wie er selbst nur verkapptes Heidentum war und daher alle anzog, welche auch unter veränderten Bedingungen heidnisch leben wollten, zeigt besonders die Lebensgeschichte des hl. Augustinus, die er mit eigener Hand geschrieben hat (confessiones). Zugleich ersehen wir aus dieser Lebensgeschichte, wie sich der Geist von den letzten Fesseln des Heidentums befreit und das Christentum in vertiefter Form erfaßt.

---

Die Bekenntnisse des hl. Augustinus eröffnen uns einen Blick in die eben so tiefe, empfindungsvoll warme als scharfsinnige und klare Seele des Heiligen.

Die Form und der Lebensumkreis und -untergrund ist noch antik, der Inhalt aber christlich und geistlicher Art, während das Subjektive und Persönliche der Auffassung und Darstellung uns ganz modern anmutet. Kommt doch hier schon der später von Cartesius aufgegriffene Gedanke vor, daß bei allem Zweifel die Gewißheit des eigenen Denkens und Seins beharrt. Alles was erzählt wird, trägt die frische Farbe lebendiger Erfahrung, nichts ist künstlich nach- oder anempfunden, kein Begriff ist hohl und kein Gedanke anschauungs- oder empfindungsleer.

In beständigem Zwiegespräch mit Gott entrollt er sein Leben vor dem Angesichte des Allwissenden und legt Rechenschaft ab. Mit schmerzlichen Klagen gedenkt er der Verirrung seiner Jugend und preist die Erbarmung und Gnade Gottes, die ihn trotz der eigenen Sündhaftigkeit und Schuld auf guten Weg zurücklenkte. Er hatte das tiefe Verderben, in welchem die Menschheit schmachtet, an sich kennen gelernt und wußte die freiwählende, zuvorkommende und wirksame Gnade zu schätzen, die den Berufenen zur Seligkeit führt. Hatte er sie doch in einem scheinbar zufälligen Ereignisse über sich leuchten sehen und war sie ihm erschienen wie ein Freund, den ein guter Augenblick darbietet. Aus persönlichen Erfahrungen erwachsen ihm seine strengen Ansichten über Sünde und Gnade.

Schon im Kinde schlummert die sinnliche Begehrlichkeit: es will die ältere Umgebung beherrschen, indem es durch Zorngeschrei ihr die Erfüllung seines Begehrens abtrotzt, und wenn ein Milchbruder die Nahrung teilen will, befällt es der bleiche Neid (I, 7). Das alles hat

Augustinus an andern Kindern beobachtet und überträgt es auf die eigene Jugend. An die Spiellust seiner Kindheit erinnert ihn schon deutlicher das eigene Gedächtnis und stellt die Abwehr der Eltern gegen eitles Spiel vor die Augen. „Warum wehren doch die Alten dem kindlichen Spiel, da doch ihre ernstlichen Geschäfte nur Tand und Spiel sind?"

An dem noch ziemlich antiken Unterricht tadelt er, daß er mehr auf die Form als den Inhalt sehe und die sittenlosen Erzeugnisse der alten Mythologie um der schönen Schale willen, in der sie gereicht werden, nicht verwerfe. Hier lehnt sich der christlich mittelalterliche Mensch gegen den antiken auf, ein neues Bewußtsein erwacht, und was andere schon lange gefühlt und praktisch befolgt, spricht sich jetzt aus (s. I, 122). Freilich unter dem Einfluß seiner Erziehung hatte Augustinus lange die Form dem Inhalte vorgezogen; die hl. Schrift verachtete er und zog die schönklingenden Reden der Manichäer vor. „Mein Schwulst (tumor) verstand ihr Maß nicht, und meine Schärfe drang nicht ein in ihre innere Tiefe; und doch ist sie es, welches mit den Kleinen wächst, aber ich verschmähte klein zu sein, und, durch Dünkel aufgeblasen, glaubte ich groß zu sein!"

Beim Eintritt ins Jünglingsalter erwachte die fleischliche Lust und umnebelte den Sinn.[1] Es war ein verderbliches Dorngestrüpp (vepres), welches die Seele überwucherte, und der Strudel riß ihn mit sich fort.[2] „O meine späte Freude und Wonne, ruft Augustinus Gott zu, du schwiegest damals, und ich wandelte ferne von dir auf der Samenspur der Schmerzen in stolzer Niedertracht und unruhiger Ermüdung! Daß mich doch damals jemand zur Ehe aufgefordert und so den flüchtigen Schönheiten eine praktische Wendung gegeben[3] und ihren Süßigkeiten ein Ziel gesetzt hätte!" Wohl mahnte die bekümmerte Mutter zum Guten, aber auch sie erschwang sich nicht zu einem Rate, der die irdischen Aussichten und Hoffnungen gehemmt hätte. Die Theater gaben der Sünde neuen Zunder und zeigten, wie A. bekennt, ein Bild seines Elendes (imagines miseriarum mearum). Sogar die heilige Feier und das Innere der Kirche ließ ihn begehren und Früchte des Todes sich schaffen (III, 3). Dieser Seelenstimmung entsprach offenbar eine so übersinnliche, übernatürliche Religion wenig, wie sie das reine Christentum

[1] . . . exhalabantur nebulae de limosa concupiscentia carnis et obnubilabant atque obfuscabant cor.

[2] mersabat gurgite flagitiorum.

[3] . . . fugaces pulchritudines in usum verteret earumque suavitatibus metas praefigeret.

darstellt. Der praktische mußte in einen theoretischen Naturalismus oder Pantheismus endigen, und als ihm ein solcher unter christlicher Verbrämung im Manichäismus entgegentrat, fiel er ihm rasch zu. Doch behielt im tiefsten Grunde sein Herz immer noch eine edle Ader und er teilte nicht die frivole und blasiert ironische Lust eines großen Teils seiner Studiengenossen und blieb daher dem Treiben der sogenannten Umstürzler (eversores) ferne. Seine Mutter seufzte in Thränen um ihn, und es war ihr das prophetische Wort eines Bischofs zum Troste, ein Sohn so vieler Thränen könne nicht verloren gehen (III, 12).

Es war zunächst ein Buch, das er im Zusammenhang mit seinen philologischen Studien las, der „Hortensius" des Cicero, der in ihm zuerst einen höheren philosophischen Drang erweckte. Bei den Manichäern sah er allmählich seine Erwartungen getäuscht, er wurde mit akademischen, aristotelischen und neuplatonischen Schriften bekannt und es genügte ihm nicht mehr, Gott natürlich und sinnlich zu denken, er drang allmählich zum geistigen Begriffe durch. Die Bekanntschaft mit Bischof Ambrosius vollendete die Umwandlung. Er war in dessen Nähe als Lehrer der Rhetorik durch staatliche Vermittlung gekommen, nachdem er vorher in Karthago und Rom dasselbe Amt unter verdrießlichen Erfahrungen mit der Studentenschaft verwaltet hatte. Zunächst waren es äußerliche Gründe, die Beredsamkeit, das Wohlwollen des Ambrosius, was Augustinus zu ihm hinzog. „Indem ich aufmerksam war, zu vernehmen, wie beredt er spreche, prägte es sich mir allmählich auch ein, wie wahr er spreche." Damit war aber A. noch lange nicht gläubig. Zunächst suchte er bei der Philosophie Lösung der Fragen, die er bisher bei den Manichäern zu finden geglaubt hatte, der Fragen nach dem Wesen des Absoluten und dem Ursprung des Bösen. Er erkannte bei Plato, daß der Urgrund der Dinge raum- und zeitlos, unkörperlich und jenseitig sein müsse, und sah ein, daß das Böse vom freien Willen kommt und der Strafe harrt. Christus aber erschien ihm noch immer als ein weiser Mann, der aus eigener Kraft so groß, nachahmungs- und verehrungswürdig war. Wenn er nicht mehr erkannte, kam es, wie er selbst gesteht, davon her, daß er die menschliche Schwachheit nicht fühlte und die erbarmende Liebe nicht zu schätzen wußte, die Gott auf die Erde herabzog. Zuerst mußte sein Leben eine andere Richtung bekommen. War schon der pythagoreische Freundesbund, in den er sich von den Geschäften zurückzog, eine Vorbedingung, so trat hierzu noch das ermutigende Beispiel vornehmer Männer und die Kunde großer Asketen, z. B. des heiligen Antonius.

Freilich sträubte sich das Fleisch gegen einen Verzicht auf alle Plane des Ehrgeizes und Weltlebens, obwohl, wie er sagt, alle Vernunftgründe erschöpft waren; aber „es blieb der stumme Schrecken, und die Seele fürchtete, in ihren weichlichen Gewohnheiten, in welchen sie gleichsam zum Tode verschmachtete, eingeschränkt zu werden, als ob das ihr Tod wäre" (8, 7). Die Erzählung von dem Leben ägyptischer Einsiedler ergriff ihn im innersten und tiefsten Herzensgrund und nach längerem Kampfe rief er:

„Was geschieht? was ist das? was hast du gehört? Die Ungelehrten stehen auf und reißen das Himmelreich an sich, und wir mit unserm kalten Wissen wälzen uns in Fleisch und Blut!" Um den inneren Sturm zu bewältigen, eilte er in den Garten und flehte hier zu Gott: „Herr, wirst du wohl ewig zürnen? O gedenke nicht meiner alten Übertretungen! Wie lange werd' ich noch sprechen: Morgen! Morgen! Warum nicht jetzt? Warum soll nicht in dieser Stunde meine Schmach endigen?"

Als Antwort tönte ihm eine wunderbare Stimme zu: „Nimm und lies!" Er ging hin und fand die Stelle:

„Wandelt nicht in Eß- und Trinkgelagen, nicht in den Gemächern der Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum und pfleget des Leibes nicht in Lüsten!"

Damit war der entscheidende Umschwung vollzogen, wenn Augustinus auch noch längere Zeit auf philosophischem Boden festgehalten wurde, ähnlich wie Boethius, und eine Reihe von diesbezüglichen Schriften veröffentlichte. Seine spätere Wirksamkeit gehörte um so ungeteilter der Kirche und der kirchlichen Wissenschaft.

## 7. Die religiöse Spekulation.

Das christliche Denken beschäftigte sich im Unterschied vom Altertum damit, den Gegensatz zwischen Gott und Welt, zwischen Göttlichem und Menschlichem in der Person des Erlösers und im Heilswerke des einzelnen zu vermitteln. Ein oberflächliches Denken begnügt sich damit, je die eine Seite dieser Gegensatzpaare in der andern aufgehen und verschwinden zu lassen. So leugneten die griechischen Naturphilosophen und die Atomisten das Dasein Gottes, die buddhistische und eleatische Lehre aber die Realität der Welterscheinung, in Christus sahen die einen nur die menschliche (Ebioniten), die andern nur die göttliche Natur (Doketen), oder die einen (Nestorius) trennten, die andern (Eutyches) verschmolzen beide Seiten in ihm und endlich im Heilswerk betonten die einen (Pelagius) zu ausschließlich den menschlichen, andere (Prädestinatianer) den göttlichen Faktor. Hier galt es, Gott als den zu fassen,

der über allem und in allem ist, der, selbst raum- und zeitlos, die Zeit hervorgebracht hat und in sich trägt. Dies thaten die christlichen Denker, ein Klemens, Gregor von Nyssa und Augustinus. Zur Welt und zum Weltleben nahmen sie eine gleichartige, doch im einzelnen verschiedene Stellung ein (S. 112). Tertullian will jede Regung des Sinnlichen und Natürlichen ersticken und schmäht alles Weltliche, doch ist ihm die Seele von Natur eine Christin, und Gott bezeugt sich überall. Alle Völker sind ein Mensch, nur mit verschiedenen Namen, eine Seele, nur mit verschiedener Sprache, ein Geist, nur mit verschiedenem Ton. Der heilige Augustinus lehrt im Anschluß an Plato, daß Gott nach den ewigen Musterbildern, den Ideen, alles Irdische geschaffen und mit Zahl, Maß und Gewicht schön geordnet habe. Diese Schönheit besteht zum guten Teil darin, daß die Gegensätze der Welt in höhere Einheit sich lösen, und daher dient auch das Böse dem Plane Gottes.

Die Orientalen betonen noch stärker als die Abendländer die natürliche Offenbarung. Der Logos ist nach Klemens der Sänger, der die ewige Harmonie singt, und die widerstreitenden Elemente der Welt wieder zur Versöhnung führt. Er spricht in der Tiefe des Geistes, im Gewissen zu den Menschen, die Seele Christi hat sich ihm nach Origenes so hingegeben, daß sie mit ihm zu einem Geiste wurde. Die Verbindung der menschlichen Seele mit dem Logos wurde später Gegenstand kirchlicher Entscheidung, und hierbei suchte man das volle menschliche Denken und Wollen neben und in der göttlichen Hypostase des Logos zu wahren.

Wie in der Christologie bewegte sich die Lehre der Kirche auch in der Gnaden- und Sakramentenlehre zwischen einem Gegensatz, der entweder nur das Menschliche und Sinnliche oder nur das Göttliche und Innerliche anerkennt, und daher gab sie in der Abendmahlslehre weder dem Spiritualismus noch dem Materialismus recht.

### 8. Ausbildung der Dogmen, des Kultus und der Organisation der Kirche.

Im Zusammenhang mit der religiösen Spekulation stellte die Kirche die Dogmen allseitig fest. Hierbei ist das Merkwürdige zu beobachten, daß die Dogmenentwicklung fast genau nach dem durch das apostolische Glaubensbekenntnis gegebenen Schema der Dogmatik verläuft. Man könnte meinen, die Geschichte hätte ein System der Dogmatik bilden wollen.

Zuerst handelte es sich um die Lehre von der Gottpersönlichkeit Jesu (Arius, Nestorius, Eutyches) und dem in der Kirche fortlebenden

heiligen Geiste (Macedonius), sodann um die Gnadenlehre (Pelagius), und endlich um die Sakramentenlehre (Berengar, Reformatoren). Alle diese verschiedenen Kämpfe verbindet aber ein Grundzug, eine beherrschende Tendenz und ein letztes Ziel, nämlich die Göttlichkeit, die übernatürliche Bedeutung, die Absolutheit und Alleinberechtigung der christlichen Religion zu wahren. Das geschlossene System der Dogmatik führt diese Wahrheiten auf ein Prinzip zurück.

Die Entwickelung des Kultus beherrscht die Tendenz, die ewigen Gedanken der Religion immer würdiger, feierlicher und verständlicher darzustellen; das Göttliche soll allen überall und zu aller Zeit nahe gebracht werden. Daher vereinfachte sich z. B. die Darbringung des hl. Meßopfers und es erhielten alle Orte Kirchen und Priester. Durch die Verbreitung des eucharistischen und Marienkultus sollten die hohen Geheimnisse dem schlichten Sinne näher, anschaulicher und ansprechender dargestellt werden.

In der äußern Organisation der Kirche waltet das Bestreben, die für eine gedeihliche Wirksamkeit vorzüglich notwendige Einheit in Glaubens-, Sittenlehre und Kultus zu wahren und zu erhalten. Einheit und autoritative Bindung ist auf dem Gebiete der Religion nicht an sich und um ihrer selbst, sondern um eines in dem Wesen der Religion liegenden Zweckes willen notwendig. Ohne die Einheit und Übereinstimmung, welche dem einzelnen Geistlichen den Rückhalt sichert, vermöchten die Träger der Religion den eigenwilligen Neigungen der Natur nicht mit den harten Forderungen gegenüber zu treten, welche die Religion vielfach selbst als hart erscheinen lassen. Nur die Einheit gibt hier jene Sicherheit und Stärke, welche sich durch keine weichliche Nachsicht von dem strengen Gebote abbringen läßt. Von der Einheit hängt die autoritative Stellung der Religionsdiener und von dieser die eindringliche Kraft und der Einfluß der Religion ab.

Würde man es den einzelnen Nationen überlassen, ihre religiösen Verhältnisse zu ordnen, so würde jede ihre Religion nach ihrem Charakter einseitig gestalten: sie würde ihre Lieblingsgedanken und Lieblingswünsche in sie hineintragen.

In diesem Falle würde entweder das Staatsoberhaupt nach seinem Sinn und Willen die Entscheidung über die Art und Weise der Religionsübung in die Hand bekommen, was ein höchst unwürdiger Zustand wäre, oder unter freieren Verhältnissen würden die Staatsbürger sich zu Sekten zusammenthun. Nun gibt es aber, wie Napoleon I. als Konsul sich äußerte, „nichts Häßlicheres als eine Menge von Sekten, die sich gegenseitig herumstreiten, aufeinander losziehen und sich mit bewaffneter Hand

bekämpfen, wenn sie in ihrem ersten Eifer sind, oder sich mit eifersüchtigem und mißgünstigem Auge betrachten, wenn sie sich gewöhnt haben, nebeneinander zu leben; immer bilden sie im Staate Ringe (coteries), die sich unterstützen, ihren Gliedern forthelfen und ihre Nebenbuhler wegdrücken. Die Sektenzwiste sind die unerträglichsten. Der Streit gehört in die Wissenschaft, belebt sie und führt zu Entdeckungen. Die religiösen Streitigkeiten führen nur zu Unsicherheiten und zur Zerstörung jedes Glaubens. Theologische Kontroversen nehmen die Kräfte so in Anspruch, daß sie dieselben von nützlichen Untersuchungen abhalten; sie sind entweder grausam oder trocken, unfruchtbar und bitter."[1]

---

[1] Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire III. 218.

# Sechstes Kapitel.

# Wandlungen des Geisteslebens im Mittelalter.

## I. Die Zeit der Gärung.

Am Anfang des Mittelalters geraten verschiedenartige Lebenselemente durcheinander, erst nach langer Gärung klärt sich diese Mischung ab und es entsteht aus der organischen Verbindung des Byzantinischen, Germanischen und Romanischen eine neue Lebensordnung.

### 1. Der Byzantinismus.

Für die Entwicklung der mittelalterlichen Kultur war es sehr bedeutsam, daß sie eine fortwährende Bezugsquelle antiker Kulterelemente in dem byzantinischen Osten besaß. Das oströmische Reich war von der Vorsehung dazu bestimmt, eine Zufluchts- und Aufbewahrungsstätte der alten Kultur zu sein. Durch das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Beziehungen zwischen dem christlichen Orient und Occident, bis die abendländischen Völker gereift waren. Von dort kamen künstlerische, litterarische und politische Anregungen, Anregungen, welche dem germanischen Geist zum Teil entgegengesetzt waren. Dort waren nämlich der Centralismus und Uniformismus zu Hause, wie er sich am bezeichnendsten in der Baukunst (Centralbau) und Malerei (einförmige Gestalten) ausspricht. Im Osten war der Stapelplatz aller klassischen Geisteserzeugnisse; als aber die abendländischen Völker gereift waren, hatte Konstantinopel seine Aufgabe erfüllt und es fiel dem muhamedanischen Ansturme.

Die älteste Minaturmalerei ist byzantinischen Ursprungs. Sie geht zwar auf die antike Kunst zurück, ist aber viel steifer, wenn auch farbenreicher und prunkender als diese. Die Augen schauen einen voll und staar an, doch sind die Züge weich und für heilige Personen schickt

sich gut die majestätische Ruhe und ernste Haltung, die man ihnen gab. In den Mosaiken erscheint der göttliche Heiland in seiner ganzen Größe, voll Tiefe im Blick und erhabener Würde im Ausdruck.

Aus Byzanz stammt das älteste Passionsdrama. Früher schrieb man es dem hl. Gregor v. Nazianz zu, die neuere Kritik aber rückt es ins 12. Jahrhundert herab und mutmaßt Theodor Prodromus als Verfasser (Brambs). In der Einleitung bekennt der Verfasser offenherzig, er „wolle nach Euripides des Welterlösers Leiden erzählen", und benutzt auch in der Folge getreulich den griechischen Tragöden. Der Mittelpunkt des Stückes ist die Gottesmutter Maria, ihr werden die einzelnen Ereignisse berichtet und sie begleitet alle Gänge Jesu mit ihren wechselnden Empfindungen. Besonders lang und nicht ohne gewisse Wärme ist die Klage Mariä beim Tode des Heilandes.

Ja! ja! ich seh' ihn neigen schon sein herrlich Haupt!
— — — — — — — — — — —
Ach weh! was seh' ich! tot, mein Sohn, seh' ich den Leib,
Den Leib, der doch der größten Ehren würdig war!
So eben rief er laut noch seinen Vater an,
Mit mächt'ger Stimme, die der Erde Festen brach,
Mit einem Schall, von dem die ganze Welt erfüllt
Erschauernd wiedertönte — —
O laß mich deine heilige Rechte küssen, Sohn!
Geliebte Hand, die oft ich faßte, d'ran ich mich
Emporhielt, wie der Epheu an des Eichbaums Kraft!
Erloschnes Licht des Auges, vielgeliebter Mund,
Holdselige Züge, edles Antlitz meines Sohnes!
O dieser sanften Lippen anmutreiche Form!
Hauch Gottes, der den gottentstammten Leib des Sohns
Mit Himmelsduft umwitterte, und der mein Herz,
Spürt' ich nur seine Nähe, jedem Gram enthob!

Am Ostermorgen erscheint Christus seiner Mutter, und es entspinnt sich folgendes Gespräch

Maria: Gegrüßt, erhab'ner Sohn, mein König, Herr des Alls,
Der Du den letzten Feind, den Tod, bezwungen hast,
Herr, unvergänglich ew'ger Herr, Du großer Gott,
Laß Deine Füße mich berühren voller Furcht,
Laß sie uns küssen nun vor Dir im tiefsten Staub,
Die Freude hat uns ganz verwirret und die Furcht.

Christus: Fürchtet euch nicht; nein, jede Furcht sei ferne euch!
Geht hin und sagt den Brüdern nun, sie sollen schnell
Nach Galiläa gehen, und dort werden sie
Mich wiedersehen, wie ich's ihnen einst verhieß.

Vergleichen wir mit der oben angeführten Klage Mariä folgenden Abschnitt aus einem mittelalterlichen Mysterium, so können wir nicht umhin, diesem den Vorzug zu geben.

„O wehe, Jesus, viel liebes Kind, o wehe, wie dir deine Adern zerrecket sind! ach, wo ist nun das süße liebe Wort, das ich vor Zeiten han gehört: du bist voll Gnaden Maria. Da ich dich empfing, da waren fröhliche Ding. Die Freude ist allhin geleit', ich han nun nichts denn Bitterkeit. Ach liebes Kind, wie ist dein Haupt? das ist dir so gar betäubt mit einer Dornenkrone, die ist dir an dem Haupte Schein. Wie ist nun, liebes Kind, dein Herze? das leidet große Schmerzen. Wie ist, Kind, deiner Augen Schein? mit Blute sie dir bedecket sein! Wie ist hin dein roter Mund, der mir oft zu mancher Stund lieblich hat gesprochen zu? Wie sind deine Hände, liebes Kind, die aller Welte Meister sind? die sind gar unkenntlich mit Nägeln zerstochen jämmerlich." Wie ist hier alles so natürlich und doch voll wärmster Empfindung!

Das Leiden Jesu wurde ein beliebtes Schauspiel des Mittelalters, und noch bis heute hat sich diese Sitte in einigen Orten erhalten. Erst voriges Jahr konnte man zu Oberammergau in herrlicher Naturumgebung jenes einzigartige Schauspiel mit all seinen wechselvollen Stimmungen und Scenen dargestellt sehen. Die wütende Leidenschaft der Feinde, die Geldgier und Hoffart im Kampf mit der menschgewordenen Sanftmut, Unschuld und Liebe, die teilnehmende Hingabe der Freunde, die Verzweiflung des Verräters und die schwankende Haltung des im übrigen gerechtigkeitsliebenden Römers bedingt eine solche Mannigfaltigkeit von Auftritten, welche doch innerlich zusammenhängen und so ein Ganzes von ergreifender Wirkung darstellen. Nur wird freilich ein Mensch nie einen Gottmenschen darstellen können, der ebenso weit von weichlicher Sentimentalität als stolzem Selbstbewußtsein ist.

Die byzantinische Welt blieb beinahe unberührt für sich und entwickelte ihren Kulturbesitz zu einem eigenartigen System, von dem in Rußland noch lebendige Reste zu finden sind. Im Abendland aber arbeitete sich aus dem Chaos ein neues Gebilde heraus, die germanisch-romantische Kultur des Mittelalters. Bevor es aber hierzu kam, bedurfte es einer großen Abklärung und es ging eine lange Zeit schmerzlicher Leiden voraus.

### 2. Die Völker- und Kulturmischung.

Die Wanderungen und Verschiebungen der Völker vom 4. bis zum 6. Jahrhundert erfolgten so allmählich, daß kaum der Augenblick bestimmbar ist, in dem das römische Reich aufhört und das germanische Mittelalter beginnt. Allein doch bemerkt das Auge überall Trümmer, das Leben wurde rauh und unsicher, und nicht selten waren Thaten der Ruchlosigkeit und barbarischer Grausamkeit.

Im Privatleben mischten sich wie im Kunst- und Geistesleben byzantinische, römische und germanische Elemente und schoben sich in

einander. Da stand neben einem römischen Quaderbau ein leichtes Ziegelhaus oder die Holzhalle des Germanen, und der Hausrat des Deutschen bestand aus altväterlichen Waffen, römischen oder orientalischen Teppichen, Mosaiken und andern Kunstwerken. Die Basilika ruhte auf antiken Säulen und zeigte gleich dem germanischen Holzhaus einen offenen Dachstuhl. Wie die Kleidung, bekam auch die Kunst byzantinisches Gepräge.

Die Germanen lernten die Laster und die List der Römer, und diese nahmen die Roheit jener an, so daß bei Gregor von Tours der Charakter von beiden wenig verschieden ist. Die Römer verachteten zwar die Deutschen als Barbaren, und den Deutschen hinwieder schien nach dem Ausspruche Liutprands „der Name Römer alle Schmach, Niederträchtigkeit, Feigheit, Lüge, Habsucht, kurz alle Laster zu umfassen“. Allein nichtsdestoweniger begrüßten die Römer die Deutschen als die Befreier vom byzantinischen Joche, der unparteiische Priester Salvian tadelt zwar ihre Trunksucht und Unmenschlichkeit, rühmt aber ihre Züchtigkeit, und die Deutschen achteten hinwiederum römische Klugheit und Kunst hoch.

### a) Die letzten Zeiten des Römertums.

Auf den Ausgang der Römerherrschaft in Deutschland und den Beginn der Germaneneinfälle in die Donaugegend wirft die Lebensbeschreibung des hl. Severinus das hellste Licht. Die Not war aufs höchste gestiegen, „nur von Städten aus wurden die Felder bebaut und häufig fielen Ernte und Schnitter in die Hände der Barbaren. Die Grenzsoldaten erhielten aus Italien keinen Sold mehr, und infolge davon lösten ihre Scharen sich auf; nur die Batavische Kohorte in Passau hielt noch zusammen, und einige von ihnen machen sich auf, um den Sold über die Alpen zu holen, werden aber unterwegs erschlagen.“ „Der Tribun Mamertinus hat so wenig Mannschaft, daß er keinen Angriff wagen will, bis Severin ihm den göttlichen Beistand verheißt; da zieht er mutig hinaus und gewinnt den Sieg“ (Wattenbach). Severinus erschien in dieser traurigen Zeit als Tröster und Retter und er that sein möglichstes, in der verzweifelten Lage Hilfe zu bringen; er forderte förmlich Zehnten ein, die Gefangenen loszukaufen und die Armen zu unterstützen. Auch den Barbaren nötigte er Ehrfurcht und Achtung ab und that ihrer Grausamkeit Einhalt, als sie allmählich das ganze Gebiet eroberten.

### b) Die Hunnen.

Um den Schrecken und die Verwirrung voll zu machen, erschienen die Hunnen. Diese trieben erst recht die Völker durch- und ineinander,

veranlaßten aber namentlich auch eine friedliche Annäherung der Germanen und Römer, die sich doch gegenseitig näher standen, als den Hunnen. Auf den katalaunischen Feldern haben denn auch beide Völker vereint gegen ihren gefährlichen Feind gekämpft und so die Kultur gerettet.

Es war ein fürchterliches Volk, diese Hunnen. Ammianus beschreibt sie uns:

„Die Hunnen übertreffen alles, was man sich nur als höchste Barbarei und Wildheit denken kann. . . . Ihr untersetzter Körper mit außerordentlich starken Gliedern und einem unverhältnismäßig großen Kopfe gibt ihnen ein ungeheuerliches Ansehen; man könnte sie Tiere auf zwei Beinen oder Abbilder jener schlecht zugehauenen Holzbilder nennen, mit denen man die Brückengeländer schmückt. Sie kennen weder Haus noch Hütte, weder Pflug, noch Gewürz und Feuer zur Speisebereitung. Ihre Herden folgen ihnen auf ihren Wanderungen und ziehen die Karren, auf denen ihre Familie eingeschlossen ist. . . . Sie sind durchaus unfähig, als Fußgänger zu kämpfen, sitzen aber auf ihren kleinen, häßlichen, aber unermüdlichen Pferden wie angenagelt. Mit fürchterlichem Geschrei werfen sie sich auf den Feind; finden sie Widerstand, so zerstreuen sie sich, um jedoch mit gleichem Ungestüm zurückzukehren. . . . Nichts gleicht der Gewandtheit, mit der sie in außerordentlichen Entfernungen ihre mit spitzen Knochen versehenen Pfeile abschießen, die ebenso hart und tödlich sind wie eiserne. Im Handgemenge kämpfen sie mit einem Schwerte, das sie in der einen Hand, und mit einem Strange, den sie in der andern Hand führen, und womit sie den Feind, während er das Schwert abwehrt, umwickeln. Die Hunnen sind unbeständig, treulos, unstet wie der Wind, ganz von der Wut des Augenblickes fortgerissen. Ebenso wenig wie die Tiere wissen sie, was unanständig oder ehrbar ist. Ihre vorherrschende Leidenschaft ist der Raub.“ Attila war nach Jornandes untersetzt von Gestalt, breit auf der Brust, hatte einen großen Kopf, kleine, tiefliegende Augen, schwachen Bart, eingedrückte Nase und eine fast schwarze Farbe. List und Verschlagenheit war die Haupteigenschaft Attilas wie aller Hunnen. Er war gewohnt, seine Feinde durch listige Anschläge zu umgarnen, zu täuschen und zu entzweien; gewandt und beweglich, wich er zurück oder schlug los, wo es von Vorteil schien.

Im Heer und Hofe Attilas befanden sich nicht bloß Hunnen, ein großer Bruchteil war germanischer und sogar römischer Herkunft, so z. B. der Römer Orestes, der Schreiber des Attila und Vater des letzten Kaisers Romulus Augustulus, und der Germane Ediko, der Vater des Odoaker, der den Romulus vom Throne stieß. In der Schule Attilas mochten diese Deutschen erst lernen, wie man mit den Römern umzugehen hätte. Eine lebendige Schilderung des Verkehres zwischen Römern und Hunnen und dem Treiben am Hunnenhofe gibt der Grieche Priscus, dessen Bericht wir nach G. Freitag auszugsweise mitteilen.

Attila hatte wiederholte Gesandtschaften an die Oströmer gesandt, um die Überläufer herauszufordern, mehr noch aber, um Geld zu erpressen. So kam auch Ediko als hunnischer Gesandter nach Konstantinopel

und wurde von einem vornehmen Eunuchen bestochen, gegen fünfzig Pfund Goldes den Attila zu ermorden. Ediko verlangte, daß mit ihm der Dolmetsch Vigila und Maximin als Gesandter ins Hunnenlager ziehe, um wegen der Überläufer Antwort zu geben, in Wahrheit aber um die versprochene Goldsumme unvermerkt einzuschmuggeln, da er selbst es vor seinen Mitgesandten nicht verbergen könne. Dem Maximin schloß sich der Berichterstatter Priscus an. Auf dem Wege gerieten die hunnischen und byzantinischen Gesandten in Streit, als jene den Attila, diese den Kaiser rühmten, Vigila aber den Ausspruch that, es sei nicht recht, Göttliches mit Menschlichem zu vergleichen, denn Attila sei ein Mensch, Theodosius aber ein Gott. Nicht weit vom Hunnenlager ging Ediko voraus, die Ankunft der Gesandten zu melden. Dabei verriet er alles, den Bestechungsversuch und die Rede des Vigila. Daher ward ihnen ein übler Empfang; aber Attila ließ nichts merken, schickte den Vigila mit einem Hunnen nach Byzanz zurück, damit er sorglos dem Ediko das Geld herbei schaffe. Maximin und Priscus mußten zurückbleiben und zogen nun mit dem Hunnenlager von Ort zu Ort.

Am Hofe Attilas befanden sich außer den oströmischen noch weströmische Gesandte. Attila hatte nämlich die Auslieferung des Silvanus, Vorstehers der Wechselbank in Rom, verlangt, weil er goldene Kelche von seinem Schreiber Constantius angenommen hätte, den er, als des Verrates verdächtigt, gekreuzigt hatte. Die Gesandten erklärten nun, Silvanus habe jene Kelche pfandweise und nicht durch Diebstahl erhalten, jetzt aber seien sie in kirchlichen Händen und dürften nicht mehr entweiht werden, womit sich aber Attila nicht begnügte.

Im Hunnenreiche lebten natürlich zahlreiche frühere Landeseinwohner, Römer und Griechen. Solch einen Griechen trafen die Gesandten, er lobte dabei die Barbarenherrschaft gegenüber der byzantinischen über die Maßen. Man genieße bei den Barbaren alles, was man habe und werde gar nicht oder nur wenig belästigt, um so mehr aber bei den Byzantinern mit ihren großen Steuern und ungerechten Gerichten. Der Reiche erhalte bei diesen keine Strafe und es öffne sich niemanden das Gericht, ohne daß er dem Richter und seinen Dienern etwas Silber hinlege.

Als Attila in seine gewöhnliche Residenz einzog, empfingen ihn Mädchen. Sie zogen in Reihen vor ihm her mit feinen weißen Schleiern, welche sie hoch über sich ausgebreitet hielten, so daß unter jedem Schleier sieben und noch mehr schritten. Da der Zug nahe an die Häuser des Onegis, des obersten Kriegsmannes, kamen, trat die Gemahlin des Onegis mit Mägden heraus und reichte dem Attila Speise und Wein. Er aber, huldvoll gegen die Frau, aß auf dem Pferde sitzend, indem sein Gefolge die silberne Speisetafel in die Höhe hielt. Bei den Häusern des Onegis war auch ein Bad, das ihm ein römischer Kriegsgefangener gegen das Versprechen der Freiheit erbaut hatte, der Gefangene wurde aber in seiner Hoffnung getäuscht und mußte fernerhin als Bader dienen.

Die Häuser des Attila wie die seiner Frau Kerka bestanden teils aus zierlich geschnitztem und geglättetem Tafelwerk, teils aus geglätteten Balken, die entfernt von einander standen und mit geschweiftem zusammenschwingendem Holzwerk bekrönt waren. Diese Bogen fingen am Boden an und reichten zu mäßiger Höhe. Einmal wurden die Gesandten zu dem Mahle geladen. Eintretend mußten sie auf der Schwelle dem Attila gegenüber stehen bleiben und nach der Landessitte den Becher mit dem Heilwunsche trinken, dann wurden sie auf die Stühle geführt, welche längs den Wänden des Saales auf beiden Seiten standen. Die dritte Seite nahm das Tafelbett Attilas ein. Als alles sich gesetzt, grüßte Attila den ersten im Range mit einer Schale Weines, der aber stand auf, trank und gab den Becher dem Schenken zurück. Hierauf wurden den Gästen die Speisetafeln vorgesetzt. Die Speisen bestanden hauptsächlich aus Fleisch. Bei jedem Gange mußte dem Attila der Heilwunsch mit dem Weine dargebracht werden. Als es Abend wurde, zündete man Fackeln an, und zwei Barbaren, die dem Attila gegenübertraten, sangen Heldenlieder auf ihn. Da freuten sich die einen, die andern aber, die kraftlos geworden waren, weinten. Hierauf belustigte ein skytischer Narr und ein mißgestalteter Zwerg die Gäste.

Nach einigen Tagen brachte Vigila den für Ediko bestimmten Schatz herbei und wurde ergriffen und zum Geständnisse genötigt. Da schickte Attila dem Theodosius seine Botschaft und ließ ihm sagen, er habe seinen Adel verloren und sei sein Knecht geworden, er handle unrecht, wenn er dem bessern Manne, den ihm das Schicksal zum Herrn gesetzt, wie ein elender Bauer diebisch nachstelle.

### c) Die Merowingerzeit.

Über diese merkwürdige Zeit besitzen wir eine ausgezeichnete Geschichtsquelle in der „kirchlichen Geschichte der Franken“ vom Bischof Gregor von Tours.

In der Zeit Gregors (6. Jahrhundert) teilten sich drei Brüder, die Enkel Chlodwigs, nämlich Guntchramn, Sigibert und Chilperich in die Regierung Frankreichs. Der erste besaß den burgundischen Teil, der zweite Austrasien (Osterrike) mit ripuarischer Bevölkerung, Chilperich das salische Neustrien (Neosterrike). Die Unterthanen Sigiberts waren roher und die Aristokratie unbändiger, als im Westen, und aus der Reihe seines Adels ging später das Geschlecht der Pippiniden hervor. Sigibert war ein geschickter, verhältnismäßig maßvoller und ein heldenhafter Mann, der sich schämte, daß „seine Brüder mit so unwürdigen Gemahlinnen sich verbanden“. Er verheiratete sich daher mit der westgotischen Brunehilde, welche Gregor als fein und schön, voll Anstand

und Würde schildert. Ganz andern Charakters war Chilperich. Voll der wildesten Grausamkeit und Unruhe „gefiel er sich nur in Mitte von Bränden und Plünderungen“. Doch auch auf ihn, wie auf seinen Vater Chlotar und seinen früh verstorbenen Bruder Charibert, wirkte die Bildung der Römer. Treffen wir ja doch noch zahlreiche Römer am Hof und in Beamtenstellen der drei Reiche. Er mischte sich in die Theologie, machte schlechte Verse und wollte das Alphabet verbessern. Nach dem Beispiele seines Bruders vermählte er sich mit Galeswinthe, einer Schwester der Brunehilde, unter großer Feierlichkeit.

„Alle Vasallen von Neustrien leisteten den Treueid, schwangen ihre Schwerter, indem sie eine alte heidnische Formel recitierten, welche den Meineidigen der Schneide des Schwertes weihte.“ Als Morgengabe schenkte ihr der König, einen Halm Stroh auf sie werfend, fünf Städte. Bald störte seine frühere Konkubine Fredegundis die Eintracht, und Chilperich ließ die Neuvermählte ermorden. An ihrem Grabe fand ein Wunder statt: „Denn eine Lampe, die an einem Seil an ihrem Grabe aufgehängt brannte, stürzte von selbst mit zerrissenem Strick auf den Estrich herab“ und der Marmor gab ihr nach, so daß sie unverletzt blieb. Die Vasallen, welche der Galeswinthe Treue geschworen hatten, fielen von Chilperich ab, er mußte sich dem Gerichte (Malberg) stellen und wurde zum Wergeld, d. h. zur Auslieferung der Morgengabe an Brunehilde verurteilt.

Auf seine zweite Gemahlin, die „Teufelin“ Fredegunde, kommen wir sogleich zurück und wir gehen zunächst auf den ältesten der drei Brüder, Guntchramn über.

Guntchramn war von ruhiger und milder Art, fromm und kirchenfreundlich. Nur einigemal riß ihn der Zorn zu rascher That fort, so wenn er einen Untergebenen auf den bloßen Verdacht hin, einen wilden Stier auf einem königlichen Gute getötet zu haben, oder Ärzte, weil sie nicht helfen konnten, ermorden ließ. Nach der Ermordung Sigiberts schützte er dessen unmündigen Sohn Childebert, stellte ihn auf den Königsstuhl und bezeichnete ihn als Erben mit den Worten: „Ein Schild decke uns, eine Lanze verteidige uns beide &c.“ Zehn Jahre später übergab er ihm die Lanze und wies ihn in seinen Besitz ein. — Merkwürdig ist die Bitte, welche Guntchramn in der Kirche am Sonntag vor der Messe an das Volk richtete: „Ich beschwöre euch, bewahrt mir die Treue und tötet mich nicht, damit ich meinen Neffen von Neustrien und Austrasien erziehen kann, es möchte sonst von unserem Stamme kein wehrhafter Mann mehr übrig sein, das Volk zu verteidigen.“ Er nahm sich auch des einzigen Sohnes der Fredegunde an und vertrat Patenstelle. Aber auf dem Erben einer solchen Mutter lag wenig Segen, gering war sein Besitz und er starb kinderlos.

### Fredegunde und ihre Mordanschläge.

**Fredegunde, die treibende Seele der Merowingergeschichte von 567–597, war vielleicht das größte weibliche Scheusal, das der Erdboden trug. Drei Stiefsöhne, ihren Schwager und ihren Mann schaffte sie aus der Welt und stellte andern Verwandten unzähligemal nach dem Leben.**

Der austrasische König Sigibert war in Neustrien eingedrungen, hatte von der Mehrzahl der neustrischen Großen den Treueid erhalten und ward auf den Schild gehoben; schon schritt er zur Entthronung seines Bruders, obwohl ihm der hl. Germanus Schlimmes prophezeite, wenn er weiter gehe. Da erinnerte sich Fredegunde, heißt es, ihrer Zauberkünste und ließ zwei ergebene Krieger kommen, berauschte sie mit unbekannten Getränken, welche ihnen das Gehirn erregten, und sandte sie dann gegen Sigibert. Ihr Mordanschlag gelang ihnen und Chilperich gewann mehr zurück, als er verloren hatte. Nach einigen Jahren fand auch er sein Ende durch seine Gemahlin: als er eines Abends von der Jagd zurückkehrte und vom Pferde gehoben wurde — er hatte noch die eine Hand auf die Schulter des Dieners gelegt —, da trat einer auf ihn zu, stieß ihm ein Messer unter der Achsel in die Brust und durchbohrte ihm mit einem zweiten Stoß den Bauch, es stürzte ihm eine Menge Blutes aus dem Munde und der offenen Wunde und er gab seinen ruchlosen Geist auf. Gegen Brunehilde stiftete die nämliche Frau einen vertrauten Kleriker[1] auf, er solle sich in ihren Dienst einschmeicheln und ihr Vertrauen gewinnen. Er that so und stellte sich, wie wenn er vor Fredegunde flöhe. Allein sein Anschlag wurde entdeckt, er wurde gebunden und gegeißelt an seine Herrin zurückgesandt, die ihm zur Strafe Hände und Füße abhauen ließ.

Einige Zeit später schickte sie wieder zwei Diener mit vergifteten Messern (Skramasaxe) ab, Brunehilde und ihren Sohn Childebert zu ermorden, nachdem sie dieselben durch einen Trunk verzaubert hatte. Sie sollten sich als Bettler vorstellen, sich zu den Füßen der beiden werfen, um Almosen bitten und sie dann durchbohren. Allein der Versuch mißlang wieder und die Attentäter wurden hingerichtet.

Ebenso mißlangen ihre Anschläge gegen ihren Schwager König Guntchramn. „Eines Morgens begab sich dieser in die Frühmette, und da ihm der Träger einer Wachskerze voranschritt, sah man einen Mann, gleich als ob er trunken wäre, in einem Winkel des Gebethauses schlafen: er war mit dem Schwert umgürtet, sein Speer aber lehnte an der Wand. Sowie der König ihn sah, stieß er einen Schrei aus und sprach, das sei nicht geheuer, daß ein Mensch in diesem Grauen der Nacht an einem solchen Orte schlafe.“[2] Überwältigt, mit Riemen gebunden und auf die Folter gespannt, bekannte er, von Fredegundens Gesandten abgeschickt zu sein.

---

[1] Dahn u. a. übersetzen clericus immer mit „Geistlicher“ und erwecken absichtlich den Schein, als ob es Priester gewesen wären; diese Kleriker waren sicherlich meistens nur Tonsurierte und Minoristen.

[2] Wo wie hier wörtlich Stellen aus Gregor angeführt sind, sind sie zumeist Dahn, Gesch. d. germ. u. rom. Völker, entnommen, einem sonst durchaus unerquicklichen Buche. Die schon an und für sich „behagliche“ Darstellung Gregors wird durch die fortwährende Zwischenkritik Dahns noch verworrener. Und dann vollends die Tendenz! Daß der Kirche nicht alle Schandthaten der Merowinger zur Last gelegt werden, ist alles. Aber ausdrücklich wagt D. die infame Verleumdung, das christ-

Kurz darauf drohte dem Guntchramn ein weiteres Attentat, das jedoch nicht von Fredegunde ausging. Als er am Feste des hl. Marcellus zu Chalons nach Beendigung der Feier zum hochheiligen Altar trat, das Abendmahl zu empfangen, kommt einer auf ihn zu, als wollte er ihm etwas sagen. Da er auf den König loseilt, gleitet ihm ein Messer aus der Hand, und als sie ihn sofort ergreifen, finden sie ein anderes gezogenes Messer in dem Gewand, und ohne Verzug wurde er aus der Basilika herausgeführt, gebunden und gefoltert. Doch hielt es der König für unrecht, einen Mann zu töten, den man mit Verletzung des Asylrechtes aus der Kirche geführt hatte, und ließ ihn frei.

Erfolgreicher waren die Mordversuche der Fredegunde gegen ihre Stiefsöhne, die sie alle nacheinander aus dem Leben räumte.

---

In vollem Maße hatten die Bischöfe Prätextatus und Gregor von Tours den Haß Fredegundes zu tragen. Jener hatte ihren Stiefsohn Merowech, sein Patenkind, mit dessen Muhme Brunehilde vermählt, ihn wiederholt in Not mit Geld unterstützt und sollte aus dem Schatze Brunehildes Geschenke an das Volk verteilt haben, um es dem Merowech zu gewinnen. Er wurde daher von König Chilperich vor ein Konzil gestellt, um verurteilt zu werden. Unter den Bischöfen hatte nur Gregor den Mut, dem königlichen Ansinnen zu widerstehen; der König ließ ihn daher zu sich bescheiden.

„Als ich ankam," erzählt er, „stand der König bei einem Zelte, das aus Zweigen gemacht war; zu seiner Rechten und Linken stand je ein Bischof, und vor ihnen waren niedrige Tafeln, die mit Brot und verschiedenen Gerichten (Geflügel und Küchenerbsen) besetzt waren. Nach einigen Auseinandersetzungen lud ihn der König ein, an dem Mahle teilzunehmen. Der Bischof aber antwortete: „Unsere Speise soll sein, den Willen Gottes zu thun, und nicht, sich zu ergötzen an solchen Leckerbissen." Nur wenn er verspreche, die Kanones nicht zu übertreten, wolle er teilnehmen; der König versprach das, und Gregor aß. Des Nachts aber kamen Diener der Fredegunde an seine Wohnung, pochten an der Thüre, wurden eingelassen und versprachen ihm 200 Pfund Silbers, wenn er den Prätextatus verurteilen wolle, was jener ablehnte."

Doch half der Widerspruch Gregors nicht viel, Prätextatus wurde verurteilt und auf eine Insel verbannt, umsomehr als er zum Teil eingestand, daß er von den Schätzen Merowechs Geschenke verteilt habe. Nach dem Tode Chilperichs kehrte Prätextatus in sein Bistum zurück und wurde von Guntchramn beschützt, aber vergeblich. Wenn Fredegunde einmal jemand dem Tode bestimmt hatte, schützte ihn kein König und keine Kirche mehr. Sie scheute auch vor dem Kirchenfrevel nicht zurück.

„Am Ostermorgen," heißt es, „eilte der Bischof früh zur Kirche und stimmte den Wechselgesang an. Da er sich während des Psallierens auf eine niedere Bank

---

liche Himmelsziel habe in den Germanen eine Selbstsucht erweckt, welche dem Wallhallaideal fremd gewesen sei (III, 257; vgl. zu dieser Unterstellung hist. pol. Blätter CVI, 292). Wie ganz anders hat Thierry jene Zeit verstanden und geschildert!

niederließ, war der grausame Mörder zur Stelle, zog das Messer aus dem Wehrgehäng und traf den Bischof, wie er auf der Bank ruhte, unter der Achsel. Der Bischof streckte seine Hände voll Blutes gegen den Altar aus, betete und dankte Gott, dann ward er von seinen Dienern in sein Schlafgemach getragen und auf sein Bett gelegt."

Fredegunde hatte noch die Frechheit, den Bischof auf seinem Todbette zu besuchen, er aber sprach den Fluch über sie, beschickte sein Haus und verschied.

Ein vornehmer Franke machte der Fredegunde über ihre That einen Vorhalt. Da lud sie ihn zum Mahle ein, und als er ablehnte, bat sie ihn, wenigstens einen Becher zu leeren, damit er nicht ungelabt aus dem königlichen Hause scheide. Hierauf nahm er den Becher und trank daraus Wein mit Wermut und Honig nach Sitte der Barbaren gemischt, aber der Trank war vergiftet. Es ward ihm schwarz vor den Augen, er bestieg sein Roß und fiel beim dritten Stadium vor der Stadt tot nieder.

Den Bischof Gregor v. T. suchten auf Anstiften der Königin der Emporkömmling Leudast und der Archidiakon Rikulf zu umgarnen und klagten ihn an, er habe die Fredegunde des Ehebruches mit Bertchramn geziehen. Gregor wurde durch das Vorgeben, seine Stadt sei gefährdet, aus dieser herausgelockt und vor die Bischöfe im Königshof Braine gestellt. Die Königstochter Riglunthis fastete aus Mitleid mit dem ganzen Hause, damit er freigesprochen werde. Nach Beschluß der Bischöfe mußte er sich dem Gottesurteile des dreimaligen Messelesens und dem Eide unterziehen. Damit war er kanonisch gereinigt, Leudast wurde verbannt und Rikulf zum Tode verurteilt, auf Fürsprache Gregors aber zur Folter begnadigt. „Man spannte ihn auf den Bock, schlug ihn mit Knitteln, Ruten und doppelten Riemen" so lange, daß er beinahe den Geist aufgab.

Wie häufig es die Bischöfe mit unbotsamen Untergebenen zu thun hatten, zeigen verschiedene Fälle. Ein Kleriker des Ätherius trieb mit dem Weibe eines andern Unzucht, nachdem er ihr das Haar geschoren und sie in Männerkleidung vom Hause entfernt hatte. Ihre Gesippen rächten nach germanischer Sitte die Schmach, verbrannten die Frau und banden den Verführer. Der Bischof kaufte ihn aber aus Barmherzigkeit mit 20 Goldstücken los und gab ihm Knaben zum Unterweisen. Doch er versank wieder in sein altes Laster und fiel der Familienrache anheim. Nochmals erbarmte sich der Bischof, aber er wurde mit Undank belohnt, der Kleriker ließ sich in eine Verschwörung gegen ihn ein. Als der Bischof eines Tages Arbeiter auf das Feld zum Furchenziehen bestellt hatte, folgte jener ihm heimlich mit der Doppelaxt, ihn zu töten, ohne jedoch zu seinem Ziele zu kommen. Nun suchten die Verschworenen den Bischof unter falschem Vorwand vor das Gericht zu stellen. Der König erkannte aber seine Unschuld und gab ihm Briefe an alle Bischöfe des Reiches mit, daß sie den Fremdling um Gotteswillen auf irgend eine Weise unterstützen möchten. So durchzog er die Städte, erhielt viele Geschenke, Kleider und Gold und wurde von den Bürgern seiner Stadt mit großen Ehren aufgenommen.

Die Laster der Zeit.

Wir haben im Vorausgehenden schon genug erfahren, um die Sittlichkeit der Zeit Gregors beurteilen zu können. Es sollen aber noch einige Einzelzüge folgen.

a) In der Unmäßigkeit und der Ausschweifung gaben die Könige ein schlechtes Beispiel. Von Chilperich sagt Gregor v. T., sein Bauch sei sein Gott gewesen und er habe auf dem Gebiete der Ausschweifung Handlungen begangen, die alle Einbildung übersteigen. Der Steuerbeamte Parthenius pflegte nach römischer Sitte, um schneller wieder Eßluß zu bekommen, Aloë zu nehmen, und hatte unflätige Gewohnheiten, die nicht einmal genannt werden können. Einige vornehme Römer von lasterhaften Anlagen hatten sich in kirchliche Würden eingeschlichen, setzten aber bald nachher ihr ausschweifendes Leben wieder fort.

„Sie brachten meist die Nächte schmausend zu, so daß sie noch, wenn schon die Geistlichen in der Kirche die Frühmetten feierten, frische Becher Wein forderten und zechten. Von Gott war fortab keine Rede und die Ordnung der täglichen Gebete hielten sie nicht mehr ein. Erst wenn die Morgenröte kam, erhoben sie sich vom Schmaus, deckten sich mit weichen Gewanden zu, und von Schlaf und Wein begraben schliefen sie bis zur dritten Stunde des Tages. Und nachdem sie sich erhoben, nahmen sie Bäder und legten sich wieder zu Tische, von dem sie erst am Abend aufstanden. Dann fielen sie über den Abendschmaus her bis zu der Zeit des beginnenden Tages, wie wir oben angegeben haben."

Das Beispiel der Vornehmen fand beim Volke bereitwillige Nachahmung, und wie die Vornehmen, machten auch Niedere aus der Frömmigkeit ein Handwerk, nur daß sie nicht die Rolle von Bischöfen, sondern von Wunderthätern und Heiligen spielten. Da trug mancher ein Bußgewand, eine Kapuze und einen Rock von Ziegenhaaren, oder einen ärmellosen Rock von Baumwolle, führte ein Kreuz, von welchem Fläschlein mit hl. Öle herabhingen und gab sich ein heiliges Ansehen. Aber heimlich frönte er der Üppigkeit. So fand einmal Gregor v. T. mit seinen Geistlichen einen solchen Betrüger, als sie Mitternachts zum Gebete in die Kirche eilten, dort trunken im Kote liegen und brachten ihn mit Mühe weg.

b) Andere Beispiele der Ausschweifung übergehen wir und wenden uns einem Laster zu, in welchem Germanen und Römer mit einander wetteiferten, nämlich der Grausamkeit. Wir treffen alle Arten der Grausamkeit, Volksbedrückung, Quälereien der Sklaven, Sträflinge und Kirchendiener. Ein besonders berüchtigter Sklavenschinder war Rauching.

„Wenn etwa ein Diener, wie es zu geschehen pflegt, beim Gastgelage vor ihm eine brennende Wachsfackel hielt, ließ er ihm die Schienbeine entblößen und so lange auf dieselben die Fackel stoßen, bis sie erlosch, und wenn sie dann wieder angezündet war, setzte er es fort, bis daß die Schienbeine des Fackelträgers ganz verbrannt waren. Wenn jener aber zu schreien oder sich von der Stelle zu bewegen versuchte, drohte er ihm sofort mit gezücktem Schwert, und während jener weinte, jauchzte er auf vor großer Freude."

Der Bischof Cautinus von römischem Geschlechte ließ einen Priester in ein Grabmal von parischem Marmor über die Leiche legen. Der

Leichendunst war so stark, daß er ihm die innersten Eingeweide durchrüttelte. Indessen war ein Hebebaum, mit dem der Sargdeckel gehoben worden war, stecken geblieben und so konnte er mit großer Mühe den Deckel bewegen und herausschlüpfen. Die Thüre der Krypta war zwar mit starken Nägeln und Riegeln versperrt, hatte aber einen Spalt, durch den er sich Hilfe herbei rief.

c) Daß in solcher Zeit Raub und Diebstahl blühte, ist ganz begreiflich; hören wir einen Fall.

In einer Nacht erbrachen Diebe die Basilika des hl. Martinus, sie „legten an ein Fenster des Altarraumes (absis) ein Gitter, das auf dem Grab eines Verstorbenen sich befand, stiegen so hinauf, zerbrachen die Glasscheiben (vitrea) und drangen ein. Sie nahmen viel Gold und Silber, wie eine große Zahl von ganz seidenen Priestermänteln (pallia holoserica) und verschwanden.“ Bald nachher gerieten die Diebe mit einander in Streit und erschlugen sich.

d) Mit Treu und Glauben ging man ungemein leichtfertig um; man sollte nicht glauben, daß man die von Tacitus wegen ihrer Treue so gerühmten Deutschen vor sich habe.

Der Empörer Munderich wurde in einer festen Burg belagert, da ging Aregisil zu ihm hinein und schwur ihm, er solle sicher abziehen können, aber kaum war er aus der Festung, so stürzten die Außenstehenden auf ihn los und töteten ihn, nachdem er sich vorher an Aregisil selbst gerächt hatte. — Ähnlich erging es dem Prätendenten Gundobald. Man lockte ihn aus der fast uneinnehmbaren Festung heraus, durchbohrte ihn mit der Lanze und schleifte ihn durch die Lagerzelte, nachdem das lange Haupt- und Barthaar ausgerissen war, das er sich als Königssohn hatte wachsen lassen.

### Die Kirche, die kirchlichen Asyle und die Leibeigenen.

Eine Geschichtsschreibung, welche nur bei den Schattenseiten des Lebens verweilt, ist ebenso unwahr, als die naturalistische Dichtung der Neuzeit. Zur vollen Wahrheit gehört auch die Würdigung des vielen Schönen und Edlen, das sich im Menschenleben zu jeder Zeit findet und es gehört namentlich auch die Erwähnung, wenn nicht Schätzung der großen Masse, die sich zwischen jenem Extremen bewegt. Das Gute macht freilich nicht viel Lärm und noch weniger erregt die große Durchschnittsmasse viel Aufsehen, aber wenigstens übersehen soll man sie nicht.

Mitten in der Zeit der merowingischen Verwirrung und Verrohung blühten, wie Rosen im Winter, herrliche Tugenden, die Nächstenliebe, Enthaltsamkeit und Lauterkeit. Die Kirche allein stand fest in der schwankenden Zeit und hielt die Ordnung einigermaßen aufrecht. Alles war unsicher, nur ihre Gotteshäuser boten noch einigen Schutz. Hierher flohen in der Regel alle, welche in Bedrängnis und Not kamen. Gregor berichtet eine Menge solcher Fälle.

So nahm z. B. der entsetzte Graf Firmin vor dem Königssohn Chramn mit seiner Schwiegermutter Zuflucht in der Kirche zu Arvern. Er wurde freilich arglistiger Weise, als der Bischof mit dem Volke auf einer Prozession sich befand, von den Dienern des Chramn an die Thüre gelockt und da gefangen. Ebenso flüchtete sich Herzog Austrap vor demselben Chramn zum hl. Martin von Tours und wurde von jenem so strenge bewacht, daß ihm niemand Nahrung, selbst kein Wasser reichen konnte, doch kam er mit heiler Haut davon und trat in den geistlichen Stand. Ebenda fand Guntchramn Boso (der Böse) mit seinen Töchtern Schutz, und als sein Verfolger bei Gelegenheit einer Prozession zu Roß dem vorausgetragenen Kruzifix und Fahnen folgend, eindringen wollte, befiel ihn das göttliche Strafgericht, hatte er ja überdem ein Stück Kaninchenfleisch — obwohl es gerade Fasten war — gegessen. Boso aber bekam bald einen Genossen an Merowech, dem Stiefsohn der Fredegundis.

Als Merowech sich mit Brunehilde, der Gegnerin Fredegundes, vermählt hatte, mußte er zunächst vor ihren Nachstellungen mit seiner Gattin in die Basilika des hl. Martin zu Soissons ziehen, welche, aus „Holzbrettern[1] gezimmert, an der Stadtmauer (auf dem Walle) lag". Er söhnte sich nun freilich bald mit seinem Vater aus, aber seine Stiefmutter Fredegunde verfolgte ihn aufs neue, ließ ihm die Tonsur geben und ins Kloster abführen; aber er entkam und begab sich auf Einladung Bosos nach Tours und trat in die Kirche, eben als Gregor v. T. das hl. Opfer feierte. Da ihn der Diakon bei der Austeilung der Eulogien überging, machte er dem Gregor heftige Vorwürfe. Dieser mußte den Asylsuchenden vorschriftsmäßig dem König anzeigen, und so begannen bald aufs neue die Verfolgungen, ohne daß sie Erfolge hatten. Die im Asyl Befindlichen vertrieben sich die Zeit mit Gastereien, Unterhaltungen und andern Zerstreuungen. Merowech machte sich über seine Eltern lustig und schilderte Fredegunde als eine Dirne. Auch waren sie auf Mittel und Wege bedacht, wie sie entfliehen konnten, suchten die Zukunft zu erforschen und wandten sich an eine Wahrsagerin, die ihren Wünschen entgegen kam und einen trügerischen Spruch that. Einmal lockte Boso den Merowech auf die Jagd: „Was hocken wir," sprach er, „wie Dummköpfe um diese Basilika, lassen wir unsere Pferde kommen, nehmen wir Hunde und Falken, gehen auf die Jagd und erfreuen uns an schöner Aussicht." Beinahe wäre Merowech in den ihm von Boso gelegten Hinterhalt gefallen, allein die Stunde des Schicksals hatte noch nicht geschlagen. Der Plan zur Flucht war inzwischen soweit gediehen, daß die beiden in Begleitung von 500 Mann leicht auf austrasisches Gebiet gelangen mochten, zuvor aber wollten sie noch das Buchorakel fragen. Dieses bestand darin, daß nach mehrtägigem Fasten der Psalter, das Königsbuch und die Evangelien aufgeschlagen und aus der zutreffenden Stelle eine Deutung gewonnen wurde. Das Orakel lautete schlecht, nichtsdestoweniger verließen beide ihr Versteck und gelangten bis Auxerre, wo sich ihnen der Herzog Erpo entgegensetzte. Dafür wurde dieser von Guntchramn entsetzt und zu 600 Goldstück Strafe verurteilt.

[1] In diesen Holzkirchen konnte nur spitz gewölbt werden, und daraus entstand nach Thierry der Spitzbogen (oeuvres. VIII, 9).

Die beiden Flüchtigen aber irrten unstet umher; zuletzt verriet Boso den Merowech und er selbst fiel bald dem Strafgericht anheim.

Ein weiteres Opfer Fredegundes, aber auch göttlicher Rache war der Oberkämmerer Eberulf.

Eberulf hatte viele Frevel, selbst in der Vorhalle der Kirche, begangen, er warf einst einen Priester, weil er ihm weitern Wein zu geben zögerte, da er schon ganz betrunken war, auf einen Schemel nieder, stieß ihn, so daß er beinahe gestorben wäre, wenn ihm nicht die Schröpfköpfe der Ärzte geholfen hätten. Seine Pferde und Herdentiere trieb er in die Saaten und Weinberge der Armen, und wenn sie sich dagegen wehrten, befahl er sie niederzuhauen. Durch einen angestifteten Menschen ließ er den Verwalter der Hauptkirche anklagen und brachte Kirchengüter an sich. Nun ereilte ihn die Strafe. Auf Anstiften Fredegundens wurden ihm seine Güter, Rosse, Rinder konfisziert, sein Haus, angefüllt mit dem Ernteertrag, mit Wein, Schinken und andern Dingen, ausgeplündert, und er selbst mußte das Asyl suchen.

Aus Furcht vor der Königin hielt er immer sein Nachtlager im Begrüßungszimmer oder in der Sakristei der Kirche. „Wenn der Priester, der die Schlüssel der Thüre hatte, nachdem er die übrigen Pforten verschlossen, fortgegangen war, dann kamen durch diese Thüre der Sakristei junge Mädchen mit seinen andern Dienern in die Kirche, sahen sich die Wandgemälde an und kramten in den Schmuckstücken des heiligen Grabmals umher, was den frommen Brüdern sehr anstößig war. Als jener Priester das merkte, schlug er Nägel an der Thür ein und brachte von innen Riegel an.“ Da Eberulf in seiner Trunkenheit dies wahrnahm, und der Bischof mit seinen Geistlichen anfangs der Nacht zur Vigilie kam, schmähte er ihn, er wolle ihn von der Altardecke des hl. Bischofs wegbringen und störte das Nachtgebet so, daß es abgebrochen werden mußte. Er drohte dem Bischof, wenn man ihn aus der Kirche zerren wolle, werde er mit der einen Hand die Decken des Altares halten, mit der andern aber sein Schwert zücken und so viel Geistliche töten, als er erreichen könne. Ein gewisser Claudius suchte bald nachher durch List sein Vertrauen zu gewinnen und sprach eines Tages zu ihm: „Es lüstet mich im Herzen in deiner Wohnung hier (einem noch durch das Asyl geschützten Gemache in der Nähe der Kirche) einen Trunk zu thun, wenn der Wein duftig gewürzt ist.“ Eberulf freute sich über seine Rede und schickte Diener in sein Haus, einen nach dem andern, starken Wein zu holen. Als so alle Diener sich entfernt hatten, ließ ihn Claudius packen und er wurde nach heftiger Gegenwehr mit einem Kurzschwerte (Skramasaxe) ermordet. Aber seinen Mörder ereilte kurz nachher in der Zelle des Abtes, wohin er geflohen war, das gleiche Geschick.

Ausnahmsweise hören wir auch von niedern Leuten, daß sie das Asyl aufsuchten. So hatte sich einmal aus dem Gesinde des obenerwähnten Rauching ein Paar wider seinen Willen verheiratet und suchte nun in der Kirche Zuflucht. Auf das Versprechen des Rauching, sie nicht trennen zu wollen, gab sie der Priester heraus. Dieser aber ließ einen Baumstamm durch einen Keil spalten und aushöhlen. In die Höhlung wurden die beiden eingeschlossen und so begraben.

Die Kirche sorgte nicht bloß für Sicherheit und Ordnung, soweit es ihr möglich war, sondern suchte auch das Los der untern Klassen zu erleichtern. Besonders berühmt war der hl. Germanus von Paris. Oft schenkte er, wie die Legende erzählt, einem Armen all seine Kleider und begnügte sich mit einer Tunika. Unzählige Gefangene und Sklaven hat er losgekauft, und wenn er nichts mehr hatte, saß er traurig und unruhig da mit düsterm Gesichte und trübem Tone. Lud ihn dann jemand zufällig zum Mahle ein, so forderte er seine Tischgenossen auf, sich zum Loskauf eines Gefangenen zu vereinigen, und seine Seele erhob sich etwas aus ihrer Niedergeschlagenheit. Er dankte Gott, so oft er eine Gabe erhielt, sein Gesicht wurde heiter, sein Gang leichter und seine Rede voller und freudiger, so daß man glauben konnte, während er andere erlöse, befreie er sich selbst von dem Joch der Sklaven.

Zahllos sind die Thaten der christlichen Mildthätigkeit, welche in den Annalen der Kirchengeschichte verzeichnet sind. Hier nur einige Beispiele.

Der hl. Wandregisil sah eines Tages, wie ein Armer seinen Karren vor dem Schlosse des Königs umgeworfen hatte und vergeblich ihn aufzurichten sich bemühte. Niemand half ihm von denen, die da ein- und ausgingen, bis der Heilige hinzukam und ihm aufhalf, obwohl er sich dabei beschmutzte und den Spott der Höflinge sich zuzog.

Ein Dieb war einmal in die Speisekammer des heiligen Bischofs Sulpicius eingedrungen und fand keinen Ausgang mehr. Der Bischof wollte ihn befreien, er aber stürzte sich vor Furcht und Schande in einen Brunnen, entkam jedoch wunderbar.

Der heilige Bavo hatte zur Zeit seines weltlichen Lebens einen Menschen verkauft. Als er ihn später traf, flehte er ihn um Verzeihung an und bat, er möge ihn mit Ruten schlagen, sein Haupt scheeren, wie man Dieben thut, und ihn ins Gefängnis werfen. Dieser that, was er wünschte, und so büßte Bavo einige Tage im Gefängnis eine That seines frühern Lebens.

Auch in der Geschichte des Sklaven Attalus tritt ein Geistlicher hilfreich ins Mittel, und so möge sie kurz folgen. Attalus, der Neffe eines Bischofs, war als Geisel in die Hände eines Franken gekommen und sein Pferdeknecht geworden. Ihn zu befreien, erbot sich der Koch des Bischofs, Leo, und er ging hin und verdingte sich jenem Franken als Koch. Durch seine Kunst erwarb er sich die Liebe seines Herrn und ersah die Nacht nach einem üppigen Mahle zur Rettung des Attalus. Er weckte diesen, hieß ihn zwei Pferde satteln und stahl sogar Schild und Schwert aus dem Gemache seines Herrn. Als dieser erwachte, gab Leo vor, er wolle den Attalus rufen, daß er die Pferde auf die Weide treibe. Beide gingen hinaus und fanden die Hofthüre, welche sonst bei Nacht mit Keilen geschlossen war, offen. Nach einigen Abenteuern gelangten sie am Sonntagmorgen nach Rheims, eben da die Glocken zur Frühmette läuteten. Ein Priester, zu dem sie gingen, reichte den Hungrigen

Brot in Wein getunkt, obwohl es gegen die allgemeine Sitte war, am Sonntag vor der Messe etwas zu genießen, und rettete sie vor den Nachstellungen des Franken.

### Die Laufbahn zweier Freigelassenen.

Unter dem Einfluß der Kirche änderte sich die Meinung über die Sklaven, und wir treffen daher häufig Männer an, die sich aus niedern Diensten empor arbeiteten, sich aber dabei oft schlecht bewährten, z. B. Andarchius und Leudast. Andarchius, ein Mann von großem Wissen, schmeichelte sich bei Herzog Lupus ein. Dieser übergab ihn dem König Sigibert und er wurde hier zu verschiedenen Diensten verwendet und zum honoratus (Beamten) erhoben. In dieser Stellung wünschte er nun die Güter und die Tochter eines reichen Mannes, Ursus, zu erwerben; um dies zu erreichen, legte er heimlich in dem Hause des Ursus seine Brünne in einen Bücherkasten nieder und übergab den Kasten mit dem Vorgeben, er enthalte 1600 Goldstücke der Frau des Ursus und versprach, sie sollen ihr gehören, wenn er ihre Tochter zur Frau erhalte. Durch eine andere List gelang es ihm, einen königlichen Befehl zu erwirken, wonach Ursus ihm entweder seine Tochter und Güter oder 16000 Goldstücke herausgeben mußte. Auf Grund dieses Befehles ließ er sich nun durch den Ortsrichter in das Vermögen des Ursus einweisen und schaltete hier als Herr. Aber Ursus ließ das Haus über ihm in Brand stecken und er fand im Feuertod den Lohn seiner Thaten.

Leudast, der Sohn eines unfreien königlichen Winzers, wurde frühe der königlichen Küche zugeteilt; da er aber triefäugig war und den Rauch nicht ertragen konnte, nahm man ihn von der Mörserkeule (pistillum) und brachte ihn an den Backtrog (cophinum). Hier ergriff er aber bald die Flucht und schwang sich zum Pferdeaufseher (Marschall) und comes stabuli (Connetable) des Königs auf. Später wurde er sogar Graf, war aber als solcher so willkürlich, daß, wenn er als Vorsitzender des Gaugerichtes gerechtigkeitsliebende Schöffen fand, sie mißhandelte und viel Grausamkeiten beging. Er hielt sich vor niemanden sicher und ging daher auch in das Kirchenhaus (Bischofswohnung) nur in voller Rüstung, mit dem Köcher umgürtet und den Wurfspeer in der Hand. Seine Intriguen gegen Gregor wurden oben berührt. Als falscher Ankläger gebannt, mußte er mit seinen Schätzen fliehen. Nach langem Umherirren gelang es ihm, vom König einen Brief zu erwirken, wonach er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden sollte. Aber die Königin Fredegunde litt das nicht, und als exkommuniziert konnte er in der Kirche kein Asyl finden, so wurde er von den Dienern der Königin gefangen und zu Tode gequält.

### Die Sprache der Germanen.

Wenn ein Volk über ein anderes herfällt und es in Dienstbarkeit bringt, ist zu erwarten, daß es ihm auch seine Religion, Sitte und Sprache

aufdrängt, zumal wenn das neue Volk sich zwischen dem alten niederläßt oder gar eine fortgeschrittenere Bildung besitzt. So geschah es fast immer im Altertum: die Arier und Semiten, Griechen und Römer haben ihre Unterthanen nach ihrer Mundart zu sprechen gewöhnt und nur von den Griechen als Unterthanen der alten Ägypter, der Lydier (Krösus), der Perser und Römer wird berichtet, daß ihre überlegene Bildung sich im Leben und in der Sprache ihrer Oberherren wirksam erwies. Immer dagegen beeinflußte das unterworfene Volk die Sitten seiner Besieger, auch wenn es nicht den Griechen an Bildung gleichkam, und in der nachchristlichen Geschichte bestimmte es auch im allgemeinen die Sprache. So haben die siegreichen Germanen in Frankreich, Italien und Spanien lateinisch zu sprechen gelernt und die Normannen vertauschten ihr entwickeltes Französisch gegen das Angelsächsische. In späterer Zeit noch lernten die Deutschen Slavisch und Italienisch, auch wenn sie dem herrschenden Volke angehörten. Nur wo ein an Bildung entschieden überlegenes Volk ein barbarisches sich unterwirft, wie in Nord- und Südamerika, siegt auch seine Sprache.

### d) Sachsen und Normannen.

Als die Normannen die Angelsachsen im 11. Jahrhundert unterwarfen, befolgten sie nur das Beispiel, welches diese selbst einst gaben. Die Angelsachsen waren im 8. Jahrhundert ebenso gegen die nordischen Barbaren zu Hilfe gerufen worden, wie jetzt die Normannen, und hatten die Gelegenheit benutzt, sich Land und Herrschaft zu sichern. Die Angelsachsen waren ursprünglich mit den Normannen stammverwandt. Ihre Sitze lagen ehedem bei einander am stillen Nordrand des westlichen Europa, als die Normannen noch Dänemark bewohnten. Auf dem fetten, sumpfigen Boden dieser Gegend mit ihrer nebeligen Luft mußten die Leute notwendig stark und abgehärtet, finster und schwerfällig werden und blieben dies auch in England, wo sie den gleichen Boden vorfanden. Sie waren große Esser und Trinker, aber auch ausdauernde Arbeiter, gewohnt, ihre Kraft in ein gleichförmiges Geschäft zu legen und ihren Mut zu zähmen. Wenn aber die Gefahr nahte und die Nerven anspannte, brach der gehaltene Geist los und sie strömten ihre Kraft in gewaltige Thaten aus. Wie ihr Thun war ihr Sprechen, gewaltig, kurz und groß. Ihr Gesang glich einem Schrei und ihr Lied einem Ausruf. Da drängte sich in wenigen Zeilen alles zusammen, was ein Romane weit und breit entwickelt hätte.

„Die fünfzig Lichtstrahlen,“ sagt Taine, „die jede Sache in einen regelmäßigen, gemessenen Geist nach und nach eindringen läßt, bringen in jene Geister auf einmal als brennende, wirre Masse, um dieselben durch ihren Stoß und Zufluß außer Fassung zu bringen.“ Ihre Kriegslieder sind unbändig und entsprechen ihren schrecklichen Stimmen, deren Ton Karl der Große mit dem Knarren des Wagens vergleicht. Ganz anders als der Germane erfaßt der Romane ein Ereignis oder einen Gegenstand. „Da macht sich keine innere Störung geltend, keine voraufgehende Gärung wirrer, ungestümer Gedanken, deren schließliche Verdichtung und Klärung sich in einem Schrei Ausdruck verschaffen würde. Die Bewegung seines Verstandes sind geschickt und flink, wie die seiner Glieder . . ., er läßt alle tiefen, verwickelten Verlängerungen beiseite, durch die der Gedanke in andere eindringt und sich dort verzweigt.“

Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt im ganzen Naturell der Völker und erklärt sich zum guten Teil daraus, daß die einen Völker weniger zur Unterhaltung geneigt und befähigt sind, als die andern; wer aber wenig spricht und viel Gedanken hat, will alles auf einmal sagen, während der Vielsprecher Zeit genug hat, seine wenigen Gedanken in die Länge und Breite zu entwickeln.

Der dem Meer zunächst gelegene Teil der Nordgermanen war frühe unternehmend genug, sich kühn aufs Meer zu wagen und weniger vom Handel als vom Raub zu leben. Seitdem sich vollends das Land stark bevölkerte, waren viele auf diesen Erwerb angewiesen. Auf dem Meere wuchs noch die Kühnheit und Unternehmungslust dieser Nordmänner, sie verwuchsen mit ihren Schiffen, wie der Turanier mit seinem Pferde; nannten sie doch ihre Schiffe „Seepferde“ oder „schaumhalsige Wellenrosse.“ Da rühmte sich mancher Wikinger (Krieger), nie unter den rauchigen Balken eines Daches geschlafen und nie am häuslichen Herde ein Bierhorn geleert zu haben. Sie fühlten sich nur wohl im Sturm und Kampfe.

„Das Blasen des Sturmes kommt unsern Rudern zu Hilfe; das Brüllen des Himmels und die Blitzschläge schaden uns nicht; der Orkan steht in unseren Diensten und wirft uns dahin, wohin wir gehen wollen.“ „Zu kämpfen und zu töten, ist mir ein so großes Vergnügen, als mit Mädchen zu spielen,“ sagt der aus Webers „Dreizehnlinden“ bekannte Ragnar Lodbrog. „Wer nie verwundet wird, führt ein langweiliges Leben.“ Die Jungfrau stieß den Jüngling von sich, wenn er selten den Wölfen Gelegenheit gab, warmes Fleisch zu fressen, und den Raben keinen Schmaus gab. Nur wenn er beweisen konnte, daß die Raben seinen Spuren folgten, durfte er auf Gnade rechnen.

Das Muster eines nordgermanischen Seehelden ist Beowulf.

Beowulf hat, das blinkende Schwert in der Hand, die See befahren inmitten wilder Wogen und eisiger Stürme, während des Winters Wut über den Wellen des Abgrundes tobte. Die Meerungeheuer, die buntscheckigen Feinde, ziehen die Männer

hinab auf den Grund und fassen sie mit ihren entsetzlichen Klauen. Aber Beowulf trifft die Abscheulichen mit seinem Schwert und seiner Kriegsaxt.

Ein solcher Meerdrache, ein sumpfbewohnender Unhold, Grindel, schleicht regelmäßig nachts in den hohen gewölbten Metsaal des greisen Dänenkönigs Hrodgar und verschlingt seine Unterthanen, einen nach dem andern. Beowulf aber tötet den Drachen und seine Mutter nach hartem Kampfe. Noch viel solcher Thaten vollführt er, stirbt aber zuletzt an den Giftwunden, die er im Drachenkampfe davontrug.

So war Leben und Ideal eines normannischen Helden, und wenig verschieden das des Angelsachsen. Als jedoch die Normannen in der Normandie und Unteritalien sich niederließen, nahmen sie Sprache, Charakter und Lebensweise ihrer Unterthanen an und wurden dort zu Franzosen, hier zu Italienern. Als romanisierte Germanen überfielen sie die Angelsachsen und brachten sie in ihre Hörigkeit. So sehr sie sich jedoch bemühten, ihre neue Bildung zu bewahren, es half alles nicht, sie mußten sich der englischen Sitte und Sprache anbequemen. In niedern und höhern Schulen wurden zwar die Jünglinge zum Französischen genötigt.

„Zweihundert Jahre hindurch," sagt Hygden, „mußten die Kinder in der Schule ihre eigene Sprache aufgeben und ihre lateinischen Aufgaben ins Französische übersetzen. Selbst die Landleute verlegten sich auf französische Konversation, um sich das Ansehen von Edelleuten zu geben. Um noch sicherer zu gehen, schickte der Vornehme seine Kinder nach Frankreich zur Erziehung. Troubadours kamen von Frankreich herüber und ihre Poesie wird von Engländern nachgeahmt. Allein trotz allem siegt die angelsächsische Sprache, denn mit Ausnahme der hohen Herzöge und Grafen, Bischöfe und Äbte, redet sie jedermann, selbst die Frau im Hause des Vornehmen."

Die Lage des angelsächsischen Bauern hatte sich sehr verschlechtert. Er entbehrte nicht bloß der feineren Bildung und Litteratur der Franzosen, sondern erlitt auch viel Unbill und Grausamkeit. Die Erzählungen Walter Scotts in „Ivanhoe" entsprechen durchaus der Wirklichkeit.

„Die Normannen," sagt Wilhelm von Malmesbury, „hielten alles für erlaubt, was ihnen einfiel, vergossen mutwillig Blut, rissen den Unglücklichen ihr Stückchen Brot vom Munde weg und bemächtigten sich alles Geldes, aller Güter und Grundstücke." Noch in späterer Zeit wird darüber geklagt, daß die Barone im Lande umherfahren, die Frauen entführen und die Leute brandschatzen. Vor Gericht gestellt, erscheinen sie mit so großem Heerbann, daß der Richter nicht Recht zu sprechen wagt. Während die Sachsen ihr ganzes Einkommen in Gelagen aufgehen lassen und sich mit elenden Wohnungen begnügen, sagt der nämliche Wilhelm v. M., wohnen die Normannen in prächtigen Palästen.

Allein der sächsische Bauer war nicht umzubringen, er gelangte bald wieder zu Recht und Wohlstand. Er erkämpfte sich die Freiheit

und ließ sich seine Rechte in der magna charta und im Domesday-book festsetzen. Dieser Freiheit verdanken die Engländer nach Fortescue (15. Jahrhundert) ihre großen Reichtümer.

„Sie trinken kein Wasser," sagt dieser, „essen reichlich Fisch und Fleisch." Bei dem Freisassen steht nach Chaucer stets Bier und Brot auf dem Tische und geht der Braten nicht aus.

Mit seinem Herrn steht der Bauer auf stetem Kriegsfuß und Robin Hood, der wackere Räuber, ist sein Ideal. Hood bietet dem Sheriff und dem Gesetze Trotz und bekümmert sich nicht um das bischöfliche Gericht, aber er ist rücksichtsvoll gegen den Bauern und die armen Ritter. Häufig kämpft er mit Yeomen, immer aber halten sich diese tüchtig. Bald ist es ein Gerber mit einem Stock von neunthalb Fuß, mit dem man ein Kalb töten könnte, bald ein Kupferschmied, ein Schäfer oder der Wächter (pinder), der das Vieh auf der Gemeindeweide besteuern muß.

Der heitere Robin sagte zu dem Wächter: „Es wäre eine Schande, dich anzugreifen, denn du bist allein und wir sind unser drei." — Aber der Wächter machte einen Sprung von dreißig Fuß nach rückwärts, lehnte sich mit dem Rücken an einen Dornbusch, stemmte den Fuß gegen einen Stein und kämpfte so einen ganzen langen Sommertag hindurch mit Robin, bis die Schwerter der beiden an ihren Schildern fast zerbrochen waren.

Einstmals begegnete Robin dem kleinen John auf einer Brücke und machte mit ihm aus, sich einander mit Stricken solange zu bearbeiten, bis einer ins Wasser falle. Sie zerbleuen sich so, daß ihre Beine erklingen. Robin wird aber besiegt und spricht dem John seine Achtung aus. — In diesen Erzählungen verrät sich die alte Lust des Engländers zum Boxen- oder Faustkampf.

### 3. Die Araber und Muhamed.

Von Nordwesten wenden wir uns nach Südosten. Dort begann im 7. Jahrhundert sich ein Volk zu rühren, von dessen Bewegungen die mittelalterliche Geschichte der europäischen Völker nicht unwesentlich berührt wird, ich meine die Araber. Schon im 8. Jahrhundert beginnt jene bald freundliche, bald feindliche Wechselwirkung, welche das Abendland vielfach veränderte. Um der Araber Wesen und Leben genauer kennen zu lernen, müssen wir um einige Jahrhunderte zurückgehen und den ursprünglichen Ausdruck ihres Wesens in der Dichtung erforschen.

#### $\alpha$) Das arabische Heldentum.

Schon von altersher herrschte ein kriegerisch heldenhafter Geist unter den Söhnen Ismaels, und zu allen Zeiten galt das Wort der Bibel: „Ihr Schwert ist ihr Gott." Dreier Gefährten rühmt sich der Held: eines kühnen Herzens, eines blanken Schwertes und eines langen

braunen Bogens, eines klingenden, glattschaftigen. Er freut sich des Pfeilwurfes; der Pfeil, wenn er fliegt, seufzt auf „wie die betrübte Klagemutter, die um des Sohnes Tod Weheruf und Schmerzlaut übt." — Mit Schwertern droht einer in der Blutrache, mit Schwertern, die der Saft der Schädel rötet, wann sie vom Feger kamen hell und licht; wie ein Blitzstrahl, blitzen sie, wenn man sie zückt. Blut schlürfen lassen die Helden ihre Speere und, wenn sie getränkt sind, lenken sie dieselben zum zweiten Tranke zurück. Kein beherzter Mann senkt den Speer vor dem Feinde, und die Männer freut es, im Nahkampfe „sich wie räudige Kamele zu reiben oder wie Mühlsteine zu zermalmen." Gleich auf- und abgehenden Brunnenseilen sind die wechselnden Lanzenstöße und saugen Blut aus dem Wundenquell.

Wenn er nicht leben kann in Lust, will der Held sterben unter Lanzengeklirr und Fahnengedräng. Spitzen der Lanzen vertreiben geschwind die Stachel des Grolles. Der Sattel des Hengstes ist seine Lagerstätte und der Panzer sein Hemd. Der Stolz des Arabers ist sein Pferd. „Er deckt es mit dem Schenkel vor den Kampfeswunden und ist mit seinem Bug als Freund verbunden." Das beste Roß ist, das sich vorwärts reißt und in die Stange beißt. Wie ein Pfeil rennt und saust es durch die Wüste mit wallenden Schabracken, und vom Rennen wird so straff sein Fleisch, als ob „dem Reiter ein Weberbaum am Zaume ging."

Es gab freilich nicht lauter Helden, es gab auch Weichlinge und feine Knaben, die sich dem Weiberdienst weihten. Der zahme Hausfreund, der gelernt zu kosen und klimpern, salbt am Morgen und am Abend sein Haar und färbt die Wimpern. Er ist feige und schwach im Fechten; wo man ihn schreckt, wickelt er sich in sein Gewand.

Es gibt endlich auch arme Leute, sie entbehren der Salbung und der Säuberung; unentwaschene Krusten, die ein Jahr schon lagen, bedecken ihre Haut, und ihr Haargelock flattert in Zotteln, die sich nicht kämmen lassen. Keine Kappe oder Kapuze bedeckt ihr Haupt, höchstens ein Lappen gestreiften Zeugs. An dem Rücken stechen spröd die Wirbelbeine hervor, die Schulter ist ohne Fleisch und das Eingeweide eingezogen. Der Alte geht am Stab, um den sich der Finger biegt, und schleicht hingebückt. Er ist ein Schwert mit abgerissener Scheide. Gerne erzählt er Geschichten von vergangenen Zeiten.

### β) Muhamed (571—632).

Zu einer eigentlich geschichtlichen Bedeutung erhob Muhamed das arabische Volk. Er trat als Prophet auf, gab seinem Volke eine neue Religion und hauchte ihm einen neuen Geist ein.

Wahrer Prophet war freilich Muhamed nicht, er ward keiner neuen Gottesoffenbarung gewürdigt, wie ein echter Prophet, er gleicht vielmehr jenen falschen Propheten in Israel, welche sich äußerlich durch nichts von den echten unterschieden. Wie über diese gerieten auch über ihn ekstatische Zustände, und in Gesichten und Träumen ergriff und bewegte ihn eine gewaltige Macht. Nervöse, mit Hysterie verwandte Zustände und ein äußerst bewegliches, phantasievolles Gemüt bildeten die Grundlage seines Schauens.

In seinem vierzigsten Jahre erhielt Muhamed die erste entscheidende Vision. Der Engel Gabriel erschien ihm, von Lichtglanze umflossen, und hielt ihm ein mit Schriftzeichen bedecktes seidenes Tuch vor und rief ihm zu: „Lies im Namen deines Herrn, der alles erschaffen hat aus geronnenem Blut. Lies, denn dein Herr ist der Hochherrliche, Gnadenvolle, der den Gebrauch der Schreibfeder gelehrt hat, der den Menschen lehret, was er nicht weiß."

Als Muhamed erwachte, war er voll Angst und Besorgnis, ein böser Geist, ein Dschin, möchte sein Spiel mit ihm treiben. Doch seine Frau tröstete ihn, und in wiederholten Erscheinungen bestärkte ihn der Engel in seinem Vertrauen; er beteuerte, kein böser Geist habe ihn ergriffen, er möge aufstehen, dem Götzendienst fern bleiben und sein Gewand reinigen und seine Offenbarungen predigen.

Zehn Jahre später wurde der Prophet im Traum nach Jerusalem und dann in den Himmel versetzt.

„Gabriel weckte mich," erzählt Muhamed, „mit dem Rufe: Muhamed, stehe auf und folge mir. Hierauf befahl er dem Michael, eine Schale Wasser von der heiligen Quelle zu bringen, öffnete mir die Brust, zog das Herz heraus, wusch es und goß ihm mit dem Wasser der Quelle Glaube, Weisheit und Erkenntnis ein und führte mich heraus aus dem Heiligtum." Auf dem Wege, den er nun geführt wurde, stand Borak mit einem Menschengesichte, Elefantenohren, Kamelhals, Pferdeleib mit dem Schwanze eines Maultieres und den Klauen eines Stieres. Seine Brust leuchtete wie ein Rubin und seine Füße wie Perlen, er hatte eine Schabracke von Paradiesseide. „Steig auf, Muhamed," sagte Gabriel, „dieses ist der Borak, den Abraham ritt, als er die Kaaba besuchte." Der Ritt ging nach Jerusalem, eine Schar Engel zur Rechten und zur Linken, hinten und vorne. „Dreimal wurde ich auf dem Wege angerufen," fährt Muhamed fort, „von zwei Männern und einer Frau, aber ich gab keine Antwort." „Du hast es recht gemacht, nicht zu antworten," sagte Gabriel, „der erste Mann rief für die hebräische Religion, der zweite für das Christentum, die Frau für die Welt. Wenn du dem ersten geantwortet hättest, so hätte dein Volk das Judentum angenommen, wenn aber dem zweiten, das Christentum, und wenn du der Frau erwidert hättest, so hätte sich Gleichgiltigkeit für die jenseitige

Welt seiner bemächtigt." „Im Tempel zu Jerusalem begrüßten mich die Chöre der Engel und Propheten und sprachen: Gegrüßt seist du, o erster und letzter und Vereiniger. Was bedeutet dieser Gruß? fragte ich meine Begleiter, und Gabriel antwortete: Du bist der erste, der Vermittler, der letzte der Propheten, du wirst dein Volk am Tage des Gerichtes vereinigen. Nachdem ich ein Gebet verrichtet und zwei Verbeugungen mit den Engeln und Propheten gemacht hatte, führte mich Gabriel zu dem Felsen, auf welchem Abraham seinen Sohn opfern wollte. Hier hob er mich auf seine Flügel und flog zum Thore des Paradieses, zum Wachtthore." Im Himmel begrüßt Muhamed Adam, dessen Gesicht freudig bewegt ist, wenn er nach rechts schaut, traurig aber, wenn er nach links sieht, wo der Weg zum Orte der Qual führt. Im zweiten Himmel findet er Jesus mit Johannes an seiner Seite, die sprachen zu ihm: Willkommen, Muhamed, Sohn des Gottergebenen, ergebener Prophet. Im dritten Himmel sah er Joseph, das Ideal der Schönheit, im vierten Henoch, im fünften Aaron, im sechsten Moses und im siebenten Abraham. Hierauf gelangt er zu dem Baum der Erkenntnis, umstrahlt vom himmlischen Lichte, unter dessen Wurzeln vier Ströme hervorbrechen, der erste feurig wie Wein, der zweite süß wie geläuterter Honig, der dritte wie reine Milch, und der vierte lauterer Krystall. In prachtvollen Schalen trank Muhamed aus den Bächen, zuerst Honig, dann Milch, verschmähte aber den Wein. Da rief Gabriel aus: Gott sei gelobt, daß du in der Wahl des Trankes die wahre Natur des Islam, der Gottergebenheit, für dein Volk getroffen hast. Sie kamen darauf zum himmlischen Zelte, das sich unmittelbar über der Kaaba befindet. Gabriel läßt Muhamed vorantreten, da er ein größeres Verdienst habe bei Gott, als er, und zuletzt bleibt er ganz zurück. Die Engel sangen: „Wir bezeugen, es gibt keinen andern Gott als Gott," und hinter einem Vorhang tönte die Stimme Gottes: „Ich bin Gott, es gibt keinen andern Gott außer mir." Die Engel riefen: „Muhamed ist der Prophet Gottes" und Gott bestätigt es. Ein langer Weg führt ihn immer näher zu Gott, durch Tausende von Lichthüllen muß er hindurch. Endlich gelangt er zum grünen Lager mit grünen Polstern, von grünem Lichte umflossen. Da sah er Gott in glänzender Erscheinung und betete ihn an, in einer Entfernung von etwa zwei Bogenschüssen. Verschiedene Offenbarungen wurden ihm zu teil, er erhielt Gebetsformeln und Nachlassung der Sünden seines Volkes, mit Ausnahme des Götzendienstes. Nachdem nun Gott ihm bezeugt hatte, daß er um seinetwillen die Erde erschaffen habe, fiel ein Tropfen vom Throne Gottes in seinen Mund, und die Erkenntnis der Vergangenheit und Zukunft war ihm eingegossen.

Der Engel der Offenbarung war dem Muhamed sehr gefällig. Als er sich mit der Tochter seines Sohnes vermählte, tröstete ihn der Engel, er habe recht gehandelt, außer Gott brauche man niemanden Rechenschaft abzulegen.

Was den tiefern Gehalt der Offenbarungen betrifft, so war er wenig ursprünglich und neu. Sowohl seine Lehre als seine Moralvorschriften und Rechtsgesetze tragen halb jüdisches, halb arabisches Gepräge an sich; doch bleibt ihm der Ruhm, das arabische Volkstum durch seine energische Persönlichkeit gehoben und zum Selbstbewußtsein geführt zu

haben. So sehr er dem arabischen Naturell in solchen Richtungen nachgab, wo eine Überwindung unmöglich gewesen wäre, so legte er doch auch wieder Schranken und Fesseln auf, die nicht ohne heilsame Wirkungen blieben. Er gestattete die Vielweiberei und ließ dem wollüstigen, rachsüchtigen und kriegerischen Geiste seiner Araber freien Spielraum. Die Blutrache heiligte er und dem feurigen waffenfreudigen Kampfmut gab er einen höheren Inhalt. Dagegen verbot er Weingenuß und Würfelspiel, Wucher, Genuß des Schweinefleisches, das Aussetzen der Mädchen und legte viele Waschungen, Gebete, Almosen und Fasten auf (Ramadan). In seiner Lehre erneuerte er den starren, semitischen Monotheismus und knüpfte sinnliche Erden- und Himmelsaussichten daran, um die Leidenschaften seiner Araber zu erregen. Um auch Juden und Christen zu gewinnen, anerkannte er die Verdienste Mosis und Christi.

Von Jesus sagt er, er sei Adam gleich, den Gott geschaffen, indem er sagt: „Werde", und er ward. „Der Geist Gottes und sein Wort haben sich über die keusche Jungfrau Maria geworfen und sie empfing von ihm Jesus. Die Juden sagen zwar, sie haben ihn getötet, aber es schien ihnen nur so; gewiß, sie haben ihn nicht getötet, sondern Gott hat ihn zu sich erhoben." Dennoch betrachtete Muhamed Jesus als einen Menschen und stellte ihn in gleiche Reihe mit Abraham, Moses und sich selbst.

Die Verehrung Jesu als Gottes bezeichnet er als Götzendienst, und nicht weniger ungerecht scheint es ihm, Moses in jener übertriebenen Weise zu verehren, wie die Juden. Dagegen hat er gegen die heiligen Schriften der Juden und Christen wenig einzuwenden, er meint nur, sie legen mehr in sie hinein, als in ihnen steht. Er fordert einmal sein Volk auf, zu den „Schriftbesitzern", den Juden und Christen zu sprechen:

„Ihr Schriftbesitzer, kommt und laßt uns folgende Vereinigung zwischen uns finden: laßt uns nur Gott allein verehren und ihm kein anderes Wesen gleich, auch keinen von uns außer Gott vergöttern und als unsern Herrn anerkennen." Weigern sie sich dessen, so sprecht: „Seid wenigstens Zeuge, daß wir (Moslems) wahrhaft gottergeben sind."

Der Muhamedanismus hat auf die abendländische Christenheit tief eingewirkt. Das Heldentum und der Glaubenseifer der Araber hat den Mut der Christen entflammt und ihr Bewußtsein geschärft, leider hat aber auch muhamedanische Sinnlichkeit viele Ritter bestrickt und dem Ideal der Minne falsche Züge geliehen.

## II. Das Morgenrot der Romantik.

Vom arabischen Anschauungskreis müssen wir uns auf den germanischen Boden zurückversetzen, dorthin, wo dunkle Wälder hohe Burgen umsäumen und wo kaum noch das Zwielicht der Geschichte hindringt.

Die Phantasie des Volkes ist freilich nicht mehr nur auf seine Wälder und Berge beschränkt, sie schweift weiter und träumt sich schönere Länder im Süden und Osten. Italien, das byzantinische Reich mit Palästina ist dem Germanen nicht ganz unbekannt, dorthin versetzt er alles Reizende und Zauberhafte. Sogar vom Altertum hat sich manche Kunde erhalten und antike Gestalten umschweben den Dichter. Merkwürdig ist die Beleuchtung, in welcher diese Gestalten erscheinen, es ist, als ob das Mondlicht über ihnen leuchte. Daher erscheint z. B. Venus in grünem Schleier mit leuchtenden Glühwürmern in den Locken, wie sie auf einer Hirschkuh die Wälder durchstreift und alle in den Berg führt, die dem treuen Eckart nicht folgen.

### a) Helden und Heldinnen.

Wir haben in der deutschen Dichtung zwei Perioden scharf zu unterscheiden, die ältere, kriegerisch rohe und harte Zeit, in welche das Hildebrands-, Nibelungen- und Rolandslied zurückführt, und eine jüngere, mildere, welcher das Minnelied und Ritterabenteuer angehört.

1. Im Nibelungenlied gestaltet die dichterische Einbildung aus verschiedenartigen Erinnerungen, aus Elementen des Mythus, der Sage und geschichtlicher Erzählung ein übersichtliches, wohlmotiviertes und anschauliches Gemälde des deutschen Lebens im frühen Mittelalter.

Die Wurzel der Erzählung ruht im altgermanischen Gewitter- und Jahresmythus.

Der Frühlingsgott, Baldr, Sigurd, Siegfried erschlägt hier den Drachen Fafnir und gewinnt den Schatz der Nibelungen, die Schätze, welche der Frühling über die Erde ausbreitet. Wie eine Braut schmückt sich im Lenze die Erde. Sie ist Brynhilde, die durch Sigurds Liebe aus dem Schlafe erwacht. Sigurd verspricht ihr Treue und gibt ihr den verhängnisvollen Ring, den er vom Nibelungenschatz genommen hat. Allein er muß ihr untreu werden. Bald kommt die Sommersonnenwende und von da an beginnt die Herrschaft der winterlichen Macht. Gunnar, der dunkle Gott des Winters, in welchem der falsche Loki und der blinde dunkle Hödur (der Hitze- und Wintergott) in eins verschmolzen sind, entführt Brunhilde und seine Schwester Gudrun, Tochter der Grimhilde, die Göttin des Nachsommers wird mit Sigurd vermählt. Sigurd verfällt dem Verhängnisse, die frühere Beziehung Sigurds und Brynhildes wurde entdeckt und es ist nach älterer Sage Gunnar, nach jüngerer Brynhilde, welche den Mord Sigurds verursacht. Der Frühling erliegt einer dunklen Macht. Denn das ist das Los alles Schönen und Edlen auf Erden, daß es bald dahin welkt und erstirbt.

Dazu kommt die geschichtliche Erinnerung an die Völkerwanderung, das Untergehen ganzer Stämme und die verheerenden Siege der Hunnen. Gunnar wird mit dem Burgunderkönig Gundicar, der rächende

Atli mit dem Hunnenkönig Etzel verschmolzen. Wenn dann in der Geschichte die Hunnen nach Besiegung vieler Stämme auf den katalaunischen Feldern von dem Westgotenkönig Theodorich in Verbindung mit den Römern blutig geschlagen wurden, so hat auch das Nibelungenlied die Erinnerung hieran bewahrt, indem am Schlusse des großen Gemetzels zwischen Hunnen und Burgundern nur Dietrich (Theodorich) von Bern und sein Dienstmann Hildebrand am Leben bleiben.

Doch die Phantasie mischte noch mehr historische Stoffe durcheinander. In die Feindschaft zwischen Brunhilde und Kriemhilde, welche dem Gedichte die eigentliche Verwicklung gibt, spielen Erinnerungen an jene unheilvolle Eifer- und Rachsucht zwischen der austrasischen Königin Brunehilde und der neustrischen Königin Fredegunde herein, welche die Schwester Brunehildes verdrängt hatte. Das traurige Los Siegfrids klingt an dasjenige des fränkischen Sigbert an, welcher auf Veranlassung Chlodwigs auf der Jagd meuchlings ermordet wurde. Man will sogar die aufsteigende Macht der Pippinniden im Nibelungenkönig Albero erkennen.

Den Namen „Nibelungen" führen die Helden des Liedes vom Besitze des Nibelungenhortes oder eines unterirdischen Schatzes, auf dem der Fluch ruht.

Der Besitz eines „Schatzes" war nämlich dem Germanen höchster Wunsch, darin lag für ihn die Macht und der Glanz, den er begehrte. Nichts zog ihn mehr nach dem Süden, als die schimmernde Aussicht auf reiche Prunkstücke, Armspangen, Diademe, Schalen, Becher und Aufsätze aus Silber und Gold. Um diesen Besitz wagte er Frevel und Raub, und darum lag vielfacher Fluch auf ihm. Diesen Fluch bestätigt Sage und Geschichte und so bildet er auch den geheimnisvollen Hintergrund des Schicksals Siegfrieds und der Burgunder. Zu dieser Männerleidenschaft gesellt sich die Frauenleidenschaft, ihr Ehrgeiz und ihre Rachsucht. Jede will den schönsten und kräftigsten Mann haben und ist auch auf dem Kirchgang von dieser Leidenschaft erfüllt. Lieber will Brunhilde, daß der Mann ihrer Nebenbuhlerin untergehe, als daß er ihrem Ehrgeiz im Wege stehe; um ihren erschlagenen Gatten zu rächen, will Kriemhilde alles leiden und fallen sehen, was sich ins Los des Mörders (Hagen) verwickelt. So stehen sie wie Furien gegen einander. Andererseits umgibt aber die Frauen bereits jene Achtung und Verehrung, in welcher das deutsche Mittelalter mit dem deutschen Altertum wetteifert, sie stehen auf ehrfurchtgebietender Höhe, und mit der dämonischen Kraft ihrer Natur verbindet sich gut jene prophetische, geheimnisvolle Tiefe, die nach den Worten des Tacitus bereits das Altertum zu schätzen wußte. Besonders im Traume entschleiert sich dem Auge der Frauen die Zukunft. Kriemhilde, die „aus trüben Wolken tritt,

wie Morgenrot und wie lichter Vollmond vor den Sternen scheint," hat gleich beim Beginne des Liedes einen Traum, „sie ziehe einen Falken, stark, schön und wild, aber zwei Aare zerhacken ihn mit ihren Klauen". Dieser Falke war Siegfrid. Unmittelbar vor der verhängnisvollen Jagd träumte sie, wie die Gesellschaft zwei Eber über die Heide jagte: „Da wurden die Blumen rot, daß sie weinte," „über Siegfrid aber fielen zwei Berge nieder, da sah man ihn nimmermehr." In rauher Umgebung verhärtet sich auch das sanfteste Herz, Kriemhilde wurde eine „Tiuvelinne", und das Morgenrot, das beim Aufgang unter den blassen Wolken hervorschien, endete mit Sturm. Als Frau des Etzel bekam sie die Mittel in die Hand, Rache zu nehmen. Die Burgunder ließen sich ins Hunnenland (nach Gran) locken trotz übler Vorzeichen. Es waren wieder Frauen, beim Bade überraschte Meerweiber, welche weissagten, daß das ganze Heer mit Ausnahme des königlichen Kaplans zu Grunde gehe.

Auf der Burg des Rüdiger zu Bechlarn wurden die Helden festlich empfangen. Die Frauen — „sie trugen kein gefälschtes Haar, sondern ein goldenes Band, daß der Wind nicht zerführe das reiche lange Haar, und eine Schapel schön, goldene Spangen und festlich lichtes Kleid" — die Frauen brachten nach der Sitte Gruß und Kuß den Helden. Darauf gesellten sie sich paarweise, führten sich aber nach germanischer Sitte nicht am Arm, sondern an der Hand. Die Tafel der Frauen und Männer war gesondert, und erst nach der Mahlzeit vereinigten sie sich wieder und unterhielten sich mit Scherz.

In Gran angekommen, hüteten sie sich, zuvor die Waffen abzulegen, und als es zur Kirche geht, mahnt Hagen:

„Traget für die Rosen die Waffen in der Hand, für Schapel wohlgesteinet (mit Edelsteinen versehen) die lichten Helme gut. . . . Ihr sollt für seiden Hemden die Halsberge (Ringpanzer) tragen, und für bunte Mäntel die guten Schilde weit; klaget Gotte dem Reichen euere Sorge und Not . . . es will Gott im Himmel, ihr vernehmet Messe nimmermehr."

Bald nach dem Kirchgang begann jener tragische Kampf, in welchem die Helden mitsamt der Kriemhilde fielen.

2. Ein Gegenbild zu den Frauen des Nibelungenliedes bildet die Gudrun. Das Lied beruht auf einer Entführungsgeschichte, welche an die Helenasage erinnert, um jedoch sogleich den großen Unterschied zwischen dem Charakter des griechischen und germanischen Ideals fühlbar zu machen. Gudrun duldet 13 Jahre lang niedrige Magddienste und trotzt dem Entführer. Ein Engel in Vogelgestalt, in ursprünglicher Fassung aber eine Schwanjungfrau tröstet sie, und am Ende kommt Hilfe. Sie wird frei und Gattin ihres frühern Geliebten.

Beide Lieder sind ihrem Wesen nach noch heidnisch, obwohl die äußere Lebensform bereits christlich war, sie sind Volksdichtung, naive Erzeugnisse des Volksgeistes, wenn auch bereits die Hand des Kunstdichters über sie geriet. Es ist alles noch so frisch und unmittelbar, das eigentlich romantische Element, der Minnetraum und die Ritterehre ist kaum dem Keime nach vorhanden.

3. Der karolingische Kreis der Sage und Geschichte ist bereits vom christlichen Geiste so durchdrungen, daß z. B. das Rolandslied ebensowohl eine geistliche als weltliche Dichtung heißen kann. Das Gedicht beginnt mit einem Gebete und schließt mit einem solchen; in allen wichtigen Stunden sendet der Held Gottes, der Kaiser Karl, sein Gebet zu Gott empor, und die Hilfe und Gnade Gottes wird ihm wiederholt in Gestalt von stärkenden und tröstenden Engeln zu teil. Alle Thaten zielen auf die Bekehrung der spanischen Mauren ab. Die mächtige Stütze des Kaisers, des Dienstmannen Gottes, ist Roland, ihn belehnt er nach Unterwerfung eines großen Teiles von Spanien mit der Hälfte hiervon. Er „empfängt den Fahnen (das Zeichen der Belehnung) in den drei Namen, daran wir glauben" und hofft im Himmel Lohn zu finden.„ O wehe, wär' ich da (im Himmel) Ingesinde!" Aber wie dem Siegfrid der tapfere, aber hinterlistige Hagen gegenübersteht, so hat der treue Roland an Genelun einen verderbenbringenden Feind. Verraten fallen Olivier und Roland und beten im Todeskampfe:

„Gnädiger Herr, du weißt wohl, daß mein Herz dich meinet, deine Tugend hast du mir erzeiget an meinem Ende. Was ich je wider deine Huld that, das reuet mich sehr. Schicke mir dein Geleite, deine Boten, daß kein böser Geist der Seele schade."

Beide empfehlen Karl ihren Herrn in die Gewalt Gottes. Als Roland stirbt, erscheint vom Himmel ein Licht, und ein Sturm erhebt sich, schüttelt die starken Waldbäume, hebt Schiffe und stürzt Türme nieder. Auf die Kunde von seinem Tode weint der Kaiser Blut, und noch ist der Stein, auf dem er saß, davon naß.

### b) Der Dienstmann.

Die Lebensverhältnisse sind noch einfach, aber es bieten namentlich drei Lebenskreise, der des Dienstmannen, des Meisters und Sängers Gelegenheit zur Entwicklung eigentümlicher Anlagen und Charaktere.

Zwischen dem Herrn und Dienstmann besteht eine Pflicht gegenseitiger Treue, ja die Dienstmannentreue erscheint als allgemeine sittliche Triebfeder, während der Frauendienst noch fehlt. Schon Tacitus berichtet:

„Wer ohne seinen Führer und Herrn vom Schlachtfeld heimkehrt, ist lebenslänglich gebrandmarkt.“ Ein Dienstmann träumt verbannt in der Edda, er ruhe im Schoße seines Herrn, wie es früher so oft geschah. Aber er erwacht und sieht mit Trauer die verödeten Pfade, und von neuem bluten ihm die Wunden. Ein alter silberhaariger König umarmt und küßt den besten seiner Thane und Thränen wallen über seine Wangen.

Im Kampfgetümmel und in Meeresnot, am heiligen Grabe und im Erdenglück gedenkt König Rother seiner gefangenen Dienstmannen und wie diese endlich nach langen Jahren seine Gegenwart fühlen, beim bloßen Hufschlag und verhallenden Klange seiner Stimme werden sie in Banden froh.

Freilich ist die Treue nicht ausnahmslos. Ermenrich opfert seine Mannen der Rachsucht, mordet Kinder und Frauen; Wittich, der im Schild eine Schlange führt, und Heine, ein ungetreuer Diener, üben Verrat und treten zugleich als Feinde des Schönen, als Verächter der Frauen auf. Untreue ist größtes Verbrechen, doch kennt die spanische Cidsage ein motiviertes Abfallen. Cid will keinem ruchlosen Herrn dienen und stellt sich auf eigene Füße. Er erwirbt so großen Ruhm, daß zuletzt auch der König sich ihm nähert und für die Freier seiner Töchter Fürsprache erhebt. Das sind nun freilich feige Schwiegersöhne, die sich bei der Gefahr hinter Stühle und Weinkelter verbergen, sie sind auch schlechte Gatten und müssen zuletzt andern Platz machen.

„Heergesellen“ begleiten den Kriegfahrer und starke Recken, gewöhnlich zwölf umgeben den Herrn. So ein Recke soll ein rechter Berserker (Ohnepanzer) sein und durchs Feuer laufen. Löwenkraft und Todesmut soll ihn erfüllen, mit „griesgramenden Zähnen“ soll er in die Welt hineinschauen. Im Kampfe verjüngt er sich, sein Herz klingt vor Freude wie eine Schelle. Er tobt umher, daß das Blut von den Füßen über das Haupt springt; Raben und Geiern und wen dürstet, dem ruft er, sich mit Blut zu laben. Das Feld will er mit Leichen düngen. Im Alexanderlied vergleicht sich der kühne Degen mit dem Wind, dem es gegeben ist, Wald und Bäume zu bewegen; so lasse er die Menschen nicht träge ruhen. Selbst Mönche, wie Ilsan, ergreift die Kampflust, und sie begehren mit blutroten Buchstaben zu schreiben und üblen Segen zu spenden. Solche Mönche singen üble Töne, geben schwere Buße und fällen manchen in das Gras.

Zwischen dem Jüngling und dem lehrenden „Meister“ knüpft sich ein inniges Band, so zwischen Berchtung und Wolfdieterich, zwischen Berchter und Rother. In lichtem Harnisch und langem Bart sitzt der

Greis Berchter auf blankem Roß, und von Schild und Helm leuchten die Edelsteine wie Sterne. Als „schneeweißer Wigand“ kommt er zum gealterten Rother und rät ihm, im Kloster die „ewige Seele“ zu besorgen. In der Gudrun ist Wate Meister, ein grimmiger Mann mit breitem Bart, die greisen Locken in Gold gewunden. Er kennt wie Hagen alle Wege und gibt Zeichen mit dem Schall des Hornes.

c) Der Sänger.

Die Sangeskunst ist gesucht und geehrt, und Sagen, die an Orpheus erinnern, finden sich auch im deutschen Altertum. Die Jungfrau im Elfenhain, eine Hirtin, ein Mühlmädchen singt so zauberisch, daß der Vogel seine Schwinge breitet, die Tiere hüpfen, Holz und Halm tanzt; den Menschen und Wassergeistern lacht und weint zugleich das Herz. Der König Gunnar und Rother versteht das Harfenspiel, und in den ersten Klängen des „reichen Harfners“ Rother begrüßen die Gefangenen die Losung zur Freiheit. Es treten eigene Spielleute auf und handhaben die Fiedel. Volker im Nibelungenlied ist ein edler Spielmann; wie ein scharfes Schwert zieht er den Fiedelbogen, laut oder sanft, ungefüg, stark oder süß, wie es die Lage erfordert. Seine Leiche hallen im Streit durch Helm und Schild, aber er spielt auch die sorgenden Männer in Schlaf.

Neben den ritterlichen gab es geistliche Sänger oder dichtende Kleriker und Scholaren, die gerne wie Spielleute ein fahrendes Leben führten und daher Vaganten hießen. Sie behandelten den Scherz und Ernst des Lebens mit derselben Gewandtheit und Kunst, sangen Hymnen und dichteten Trinklieder, von denen sich bis heute manches erhalten hat.

## III. Das religiöse Leben.

### 1. Die Ideale der religiösen Dichtung.

Die religiöse und kriegerische Leidenschaft war bei dem alten Germanen eins und so trug er auch später in die christliche Religion seinen kriegerischen Geist hinein. Alles Große und Bedeutsame kleidete sich dem Volke in kriegerische Bilder, und daher erschien ihm auch das Göttliche in kriegerischer Gestalt. Ihr Christ war ein Held, wie Balder und Siegfrid, und was er begonnen, müssen seine Gläubigen und Getreuen fortsetzen, den Kampf wider alles Böse, wider Sünde und Heidentum. Es umgeben ihn treue Dienstmannen, die Apostel, aber auch untreue und falsche Leute

stehen ihm gegenüber, wie dem Siegfried ein Hagen, dem Herwig ein Ludwig, dem Roland ein Genelun entgegen ist, und suchen ihn durch List und Verrat zu umgarnen. Der Heiland empfängt schon als Kind die Huldigung gewaltiger „Degen“ aus dem Morgenlande und „Rossehüter“ werden von den Engeln auf ihn aufmerksam gemacht. In Nazareths Burg wächst das Gotteskind heran. Die Edelinge des Volkes strömen von den Burgen ihm zu und er kehrt in ihren Holzhallen ein. Unter freiem Himmel hält er seine Dingtage im Angesichte des ganzen Volkes, wie es der Heliand schildert:

Und näher traten dem trauten Christ, die er sich zum Geleit erwählt,
Es stunden die Weisen um ihn her, von Wunsch nach seinem Wort erfüllt,
Löblich bereit zu tragen, zu thun, wie ihnen sein Befehl entbot.
Dann setzte sich des Landes Hirt von Angesicht zu Angesicht
Dem Volke, verkündet ihm sein Gebot, das sie leisten sollen zu Gottes Lob.
Und schweigend saß er, sah lang sie an, mit dem sanften Mut und holden Herzen.
Und als er den heiligen Mund erschloß, floß herrlich seine Rede hin
Zu allen, die er dazu erwählt, des Volkes Mannen, die Gottgeliebten.
Und also spricht der Wahrheit Mund: „Selig sind auf dem Erdenkreis,
Die arm sich fühlen in Demutssinn, sie haben das ewige Freudenreich.
Und selig sind die Sanftmütigen, sie haben auf Erden mein sanftes Reich“ u. s. f.

Der Heliand versetzt uns ganz in den germanischen Anschauungskreis. Die Erde ist der Mittelgarten. Das Schiff, auf welchem der Herr über das galiläische Meer fährt, ist das Hochbordschiff der alten Seehelden. Die Heergenossen sitzen auf Bänken in der Halle, der König auf dem Königsstuhl. In Humpen und Henkglas schenken die Mundschenken Wein aus Schalen, die Truchsesse tragen auf. Die Tafelgenossen und Wehrmänner werden heiter und auf der Diele beginnt der Tanz. Der Tod führt den Namen der Todesnorne Wurd und das die Welt verzehrende Feuer des Gerichtes heißt Muspilli. Der Teufel besitzt einen unsichtbar machenden Helm (Hehlhelm).

Wie ein König geht der Heliand im Land umher, er ist ein großer Schatzspender und teilt Gnaden und Wohlthaten aus, spricht weises Urteil und richtet das Manngeschlecht am Weltenende. Im Angesichte des herrlich daliegenden Jerusalem verkündet der Himmelskönig, daß „das Feuer es hinwegnimmt, die gefräßige Flamme, während es jetzt so herrlich ist, so weislich gewirkt; so thut das Feuer dieser Welt Geschöpfen, es zergeht die grüne Aue.“

Als das große Wunderwerk der Auferweckung des Lazarus unter dem Volke verbreitet wurde und viele zu Christo zog, war es „widerwärtig verwegenen Männern.“ Denn es gab „unter dem Wehrvolke auch viele mutstarrige Männer, welche die Macht

Gottes nicht erkennen wollten: wider seine Kraft, die große, kämpften sie mit Worten: ihnen war des Waltenden Lehre so leid." — „Die suchten nun der Leute andere in Jerusalem auf, wo der Judenleute Hauptstadt war und des Heervolks Gerichtsstätte und eine große Menge grimmer Männer, und diese hießen aus den Gauen sich sammeln das Volk und zur Versammlung rufen Männer in Menge. Wider den mächtigen Christ berieten sie sich und redeten also: Nicht mehr ratsam ist's, daß wir das dulden, es wollen der Degen zu viele seinen Lehren glauben. Dann überfahren die Leute uns unter ihren Hauptleuten und übers Haupt wachsen uns die Recken von Rom, daß wir beraubt des Reiches leben fortan oder gar den Leib verlieren, wir Helden unser Haupt."

Da die Lage Jesu immer gefährlicher wird, werden die Zwölfboten mutlos, aber Thomas spricht: „Dulden wir mit dem Dienstherrn, das ist Degens Ruhm, daß er seinem Fürsten zur Seite steht." Nur Judas wird treulos. Gramgeister fahren in seinen Leichnam, leidige Wichte, und Satan umschnürt sein hartes Herz. Der Landwart, der heilbringende Christ leidet am Verbrecherbaum, aber der Siegesherr erhebt sich aus dem Grabe und der Engel im Federkleide erscheint und spricht: „Ihr sucht euren Drost von der Nazarethburg, er ist nicht hier, er ist auferstanden."

Eine andere kunstmäßige Bearbeitung des Lebens Jesu stammt von dem Weißenburger Mönche Otfried. Derselbe verwebt mit der objektiven Erzählung fromme Betrachtungen und mystische Auslegungen. Dann und wann bricht sein Gemüt durch, z. B. bei der Schilderung der Mutter- und Heimatliebe. Die Franken rühmt er als kühn wie die Römer und zu Waffen bereite Degen; was sie denken, wirken sie mit Gott, und ohne seinen Rat thun sie nichts in der Not.

Schon frühzeitig wurde auch das Leben Mariä ein Gegenstand poetischer Bearbeitung. Des Pfaffen Wernher Gedicht auf die Jungfrau Maria ist ausgezeichnet durch seelenvolle Sprache. Als die „Himmelsrose", die „reine Magedin" geboren war, floß Milch und Honig aus der Erde und Heil regnete vom Himmel. Im Tempel wächst sie heran, so tugendreich, daß alle Gottesfürchtigen darüber weinen. Sie leuchtet wie die Sonne aus allen ihres Geschlechtes hervor. Ihr Antlitz ist so edel, ihre Augen so königlich, ihre Gebärde so rein, daß die Leute sie mit heiliger Scheu anschauen. Sie arbeitet in Leinwand und Seide, übt werkthätige Liebe, und ihre Tugenden „treiben Äste und greifen weit um sich". Im folgenden wird die Freiung des heiligen Joseph, die Engelsbotschaft, die ihr gerade zu teil wird, als sie feine Seide spinnt, die Unruhe des Joseph, welche die Unschuldsprobe mit Wasser beseitigt, die

Geburt und Flucht nach Ägypten geschildert. Konrad von Fußesbrunnen malt die Flucht näher aus. Die Bäume geben Obst, und im duftigen Grasgarten, wo die Vögel singen und ein reiner Quell wie kleine Glocken (in Schellen Weise) erklingt, halten sie Mahl. Feindlichen Schächern geht es übel, einer davon wird mit Christus ans Kreuz gehängt. — Die Pilatuslegende schildert Geburt, Leben und Ende dieses unglücklichen Mannes. In einer Waldmühle anfgezogen, zeigt er frühe unbändige Sitten, schwingt sich zum Statthalter auf und gebietet mit dem Zucken seines Auges über Leben und Tod. Nach dem Tode Jesu erfaßt ihn die Verzweiflung, er tötet sich selbst, seine Leiche erregt Überschwemmungen, Wetter und Sturm bis zum jüngsten Tage.

---

Die Ausbreitung des Christentums ist von wunderbaren Folgen begleitet. Die alten Götter und Geister ziehen ab. Wenn die Glocken läuten, erzählt die Sage, rufen die Riesen auf den Felshäuptern einander über die Thäler zu, daß ihres Bleibens nicht mehr ist. Der Fährmann am Ufer wird geweckt und feine Stimmchen der Zwerge verlangen Überfahrt in ein anderes Land. Eine neue Welt, ein neues Reich ersteht und Heilige und Martyrer sind die Helden dieses Reiches.

Solch' einen Heiligen schildert das althochdeutsche Annolied. Wie ein Löwe, sagt der Dichter, saß Anno vor den Fürsten, ein Lamm ging er unter Dürftigen. Waisen und Witwen lobten seine Sitte, Predigt und Ablaß konnte keiner so göttlich thun, und nachts besuchte er manches Münster mit reinem Gebete. Aber Gott that mit ihm, wie ein Goldschmied thut, wenn er eine Spange wirken will, das Gold siedet und schleift er; so schliff ihn Gott mit mancherlei Trübsal.

Noch zahlreicher als Heiligendichtungen sind alte Marter- und Bekehrungsgeschichten. Das Aufkommen solcher Erzählungen beweist, daß das Volksgemüt sich über die Bedeutung, Wahrheit und Kraft des Glaubens Rechenschaft geben wollte. Wenn erzählt wurde, wie die Marterwerkzeuge ihre Kraft gegen Christen verloren, Feuer und Wasser unschädlich wurde und die wilden Tiere zu den Füßen der Bekenner krochen, so erblickte man darin einen handgreiflichen Beweis für die Kraft des Glaubens. So wurden die Martyrerlegenden, wie Gödeke bemerkt, zu volkstümlichen Apologieen des Christentums. In den Bekehrungsgeschichten gibt gewöhnlich ein überraschendes Wunder den Ausschlag. Es waren gleichsam Gottesurteile (Ordalien), in denen sich die Wahrheit

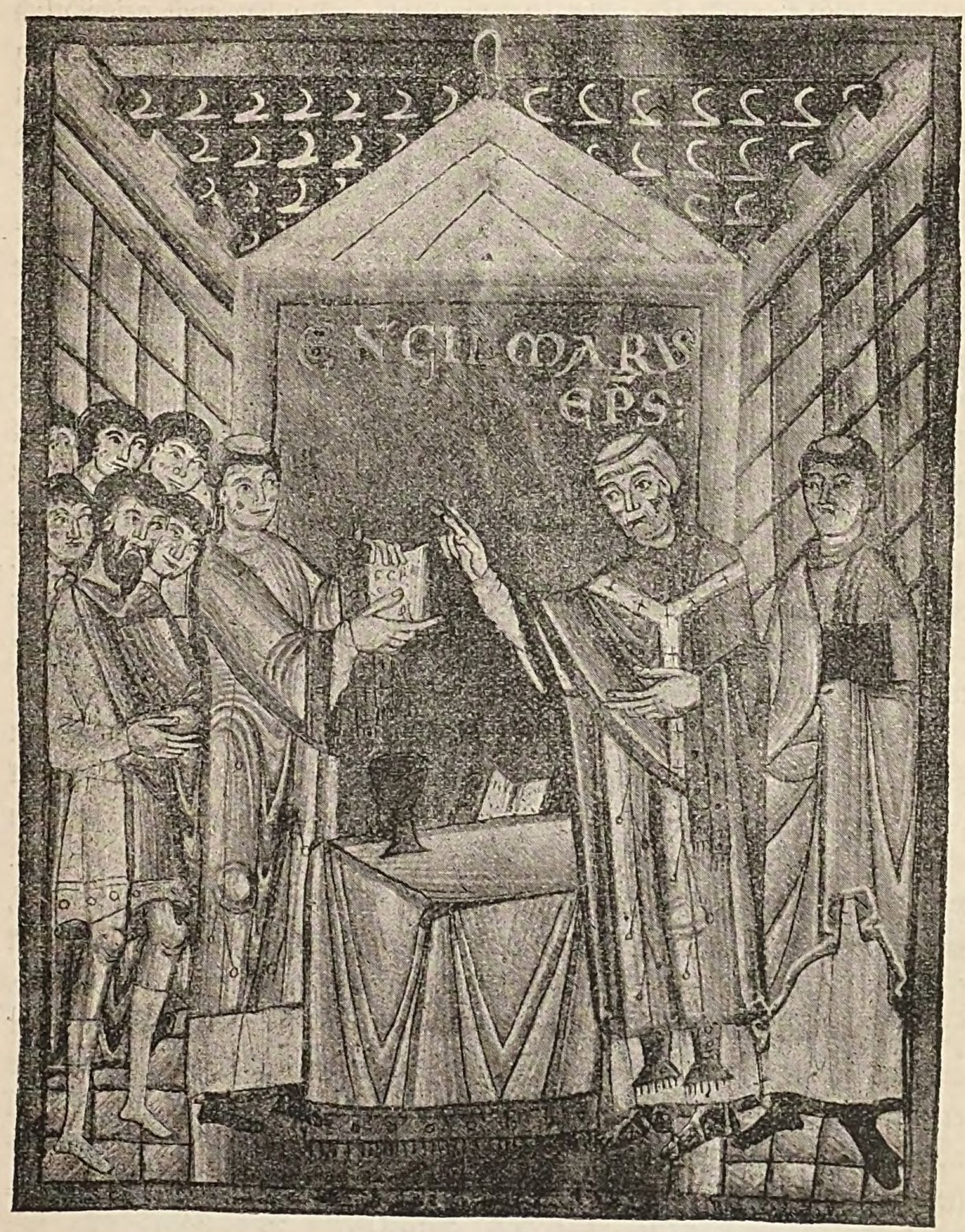



Fig. 20. Ein Bischof segnet das Volk (nach einer Miniatur des Maihinger Benedictionales aus dem XI. Jahrhundert).

Der Bischof — Engilmarus nach der Schrift über seinem Haupte — trägt eine Albe, darüber die Stola, deren Enden sichtbar sind, dann die Dalmatika mit Troddeln an zwei Streifen, endlich die Kasula und darüber das Pallium bzw. Rationale mit eingestickten Kreuzen, um die linke Hand hängt der Manipel. Rechts vom Bischof steht der Diakon, er trägt Albe, Dalmatika mit Troddeln und Manipel (eine Stola ist nicht sichtbar), links steht der Subdiakon mit Albe und Tunicella. Die Geistlichen haben den Altar, auf dem sich das Meßbuch, Kelch und Hostie befindet, im Rücken und sind dem Volk zugekehrt, welches in der Zeichnung links erscheint. Der vorderste, offenbar ein Vornehmer, mit dem auf der rechten Schulter geknüpften Sagum, der Tunika und kurzen Hosen bekleidet, hält in der Rechten ein Brot zur Opferung.

der neuen Religion gegen die alte bewährte. So hat auch geschichtlich in der That der Sieg eines Konstantin und Chlodwig die Bedeutung eines Gottesurteils gehabt. Die Menschen haben von jeher nicht allein auf innere Gründe geachtet, sie wollten auch äußere Thatsachen und Zeichen sehen.

In der Geschichte des hl. Sylvester bekehrt sich Helena, als Sylvester das Tier zum Leben erweckte, welches tot niederfiel, da ein Jude den geheimnisvollen alttestamentlichen Namen Gottes aussprach. — Der indische Königssohn Josaphat, von tiefsinniger ernster Natur, gelangte auf dem Wege eigenen Nachdenkens zum Glauben an ein künftiges Leben und erstaunte, als er hörte, daß die Christen deshalb verfolgt werden, weil sie über das Jenseits manches zu wissen vorgeben. Da kommt eines Tages ein Kaufmann mit Edelsteinen; den edelsten Stein kann er aber nur dem zeigen, der sein Herz von aller Falschheit reinigt (s. S. 220), er meint das Christentum. Darin wird der Königssohn unterrichtet, er bekehrt sich, und als sein Vater die wunderbare Wirkung des Christentums sieht, wird auch dieser Christ.

Die Opferliebe und der Opfersinn hat sich in der Sage vom armen Heinrich und von Engelhart und Engeltrude einen lieblichen Ausdruck geschaffen. Der Aussatz Heinrichs kann nach der Aussage der Ärzte von Salerno nur durch das Herzblut einer reinen Jungfrau geheilt werden. Hierzu erbietet sich nun die Tochter seines Meiers auf dem Gereuthof, wohin er sich zurückgezogen, und geht mit ihm nach Salerno. Der Arzt streicht schon sein Messer, um ihr das Herz auszuschneiden, als Heinrich, der durch einen Ritz der Wand in die Kammer geblickt, eindringt und lieber auf das eigene Leben, als das des Mädchens verzichtet. Nichtsdestoweniger erhält er von Gott die Gesundheit zurück. — In einem ähnlichen Fall opfert Engelhart einem kranken Freunde zuliebe seine zwei Kinder, erhält sie aber wunderbarerweise wieder zurück. So unehrenvoll diese Erzählung für die Arzneiwissenschaft des Mittelalters ist, mildert doch das Liebliche der Dichtung das Grausame in dem Maße, daß man es kaum bemerkt.

Die religiöse Idee vom Erlösungsblut Christi trieb in der Gralsage eine farbenduftige Blüte. Hier können wir sehen, wie gemüt- und phantasievoll man im Mittelalter das Geheimnis zu fassen und darzustellen, und wie anschaulich man zu schildern wußte, was das tiefste Denken andererseits auf die abstrakteste Höhe hob. Das Blut Christi

ruht nach dieser Sage in einem kostbaren Edelstein, durch dessen Kraft der Phönix aus der Asche sich verjüngt. Wer das Gefäß anschaut, dem quillt daraus neue Lebenskraft zu, und wer unaufhörlich hinblickt, dem wird nicht bleich die Farbe, noch grau das Haar, und schaute er sie Jahrhunderte lang an. Die Schale ist aber so schwer, daß das ganze sündige Menschengeschlecht sie nicht heben und fortbewegen kann, und doch wieder so leicht, daß die Hand einer reinen Frau es zu thun vermag, denn nur Unschuld und Reinheit hat diese Macht. Der Gral wird unter einem herrlichen Bau aufbewahrt, der aus lauteren Edelsteinen erbaut ist und Tag und Nacht durch das Licht vieler Ampeln glänzend beleuchtet wird. Zum Reize der Augen kommt Hochgenuß des Gehöres: in einem reichen Orgelwerk vertreten die schönsten Singvögel die Stelle der Pfeifen und singen entzückende Weisen. — Den Gral konnte nur der schauen und genießen, der hierzu berufen war. War einer aber auch berufen, so mußte er doch nach dem Geheimnisse fragen, zu dem er zugelassen wurde. In der Gralburg war alles dazu angethan, seine Verwunderung zu erregen und die Frageluft zu wecken: die einsame, düstere Stille der Umgebung und des Schloßhofes, wo das Gras zwischen den Steinen emporschießt und aller Festesklang verbannt ist, und die feierliche Ruhe, der schmerzliche Ernst und die weihevolle Stimmung in dem herrlich erleuchteten und reich ausgestatteten Saale, wo die Gralsritter, die Templeisen Mahlzeit halten. Hundert Ruhebetten umgeben die Tische, und in der Mitte liegt der Gralkönig auf einem Spannbett, in einen kostbaren Pelz gehüllt, auf dem Haupte eine runde Mütze mit Goldborte und rubinbesetztem Knopfe. In drei marmornen Feuerstätten brennt Aloeholz und spendet Wärme. Ein feierlicher Zug schwarzgekleideter Jungfrauen mit Kränzen (Schapeln) im Haar tritt auf, und zuletzt trägt die schönste von allen mit goldener Krone auf grünem Seidenkissen den Gral, des „irdischen Segens vollsten Strahl". Sie setzt ihn vor den König auf eine Tafel von Granatstein, die auf zwei elfenbeinernen Fußgestellen ruht.

Alle diese Vorgänge sieht Parzival bei Wolfram von Eschenbach, aber in unklug einseitiger Beachtung der ihm gegebenen Anstandsregel, nicht zuviel zu fragen, unterläßt er das entscheidende Wort, und erst nach langer Prüfungszeit, worin er sich größere Welterfahrung erwerben konnte, erging an ihn ein neuer Ruf. Kommt die Gnade dem Menschen auch zuvor und ruft ihn die Vorherbestimmung auf die rechte Bahn, so muß der Mensch doch mitwirken und dem Rufe folgen. Hierzu genügt aber

nicht die naive unerprobte Willigkeit des unerfahrenen, „tumben“ Mannes, des „reinen Thoren“, der die Probe des „Zwivels“, die Versuchung noch nicht durchgemacht hat. Dem geschlossenen, in sich beruhigten und abgeklärten Charakter des Mittelalters erscheint zwar der Zweifel als das größte der Übel. Gleich beim Beginne seines Gedichtes sagt daher Wolfram: „Ist Zweifel des Herzens Nachbar, das muß der Seele werden sauer“, und versteht hier unter Zweifel im damaligen Sprachgebrauch jenen Zwiespalt, welcher das zuvor gläubige Herz infolge der „Untreue“ gegen Gott und unordentlicher Weltliebe erfüllt und bis zur „Verzweiflung“ führt.

Der Knabe Parzival wird von seiner Mutter belehrt, daß es in der Welt zwei Herren gebe, „der eine Gott ist noch lichter denn der Tag, der einst Angesichtes pflag nach der Menschen Angesicht, d. h. Mensch wurde. Ein anderer heißt der Hölle Wirt, der schwarz Untreu nicht meiden wird: von dem kehr die Gedanken und auch von Zweifels Wanken.“ Ein Minnesinger sagt in ähnlichem Sinne:

Zweifel ist ein übler Zimmrer,
Nie war üblerer noch schlimmrer:
Zweifel bauet selten aus,
Je mit starker Säul' ein Haus.

„Zweifel bauet zweifelhafte Wände u. zweifelhaftes Dach. Zweifelgrund ist nirgends fest.“

Nichtsdestoweniger erkannte man, daß Tugend und Glaube ebenso gut erprobt werden müsse, wie die Tapferkeit, und man wollte mit derselben Ritterlichkeit gegen den Teufel und seine Genossen kämpfen wie gegen die Feinde im Gefecht. Beide Vorstellungen vermischten sich oft zu einer, und es war der so verstärkte Antrieb, welcher in die Kreuzzüge trieb und darin reiche Befriedigung fand.

Wenn Parzival der Gnade verlustig ging, weil er nicht fragte, so geht in dem christlich gedeuteten Mythus von Amor und Psyche bei Calderon die Seele des höchsten Gnade- und Liebesglückes dann verlustig, wenn sie den geheimnisvollen Schleier lüften will. Eine ähnliche, wohl aber weniger tiefsinnige Neugier sucht die Inschrift am Gral zu verhindern, wenn sie den ausgesandten Gralrittern verbietet, eine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten. Daher verläßt Lohengrin, der Sohn Parzivals, seine Gattin, sobald sie ihn nach seiner Abstammung fragt.

## 2. Die Klöster.

Das geistige Leben des Mittelalters war in gewissen Lichtpunkten verteilt, in denen sich alles zusammenfand, was Geist und Gemüt besaß

und von wo Strahlen in die umliegende Finsternis hinausdrangen. Wir meinen die Klöster. Zwar machen diese stillen Stätten der Arbeit und des Studiums lange nicht jenen Lärm und jenes Aufsehen, den minder wichtige und nützliche Geschäfte hervorbringen. Die Ruhe der Seele und der Friede des Herzens, den hier der mittelalterliche Mensch fand, ist weit entfernt von der Aufregung des kriegerischen und ritterlichen Lebens, das den Vordergrund erfüllt. Dennoch haben auch sie sich Denkmäler gestiftet, die ihre Thätigkeit nicht in Vergessenheit geraten lassen. Weist doch die gesamte ältere Litteratur, das gesamte klassische und mittelalterliche Schrifttum auf sie als ihre Erhalter, Pfleger und Schöpfer zurück. Der größte Teil der erhaltenen Handschriften stammt aus Klosterhänden[1] und auch die Buchmalerei fand vorzügliche Pflege.

Weber schildert uns in „Dreizehnlinden" meisterhaft das Schaffen und den Charakter der Mönche. Da ist der Abt Warin, früher ein schlachtenkühner Held, durch dessen Seele jetzt noch des Rolandsliedes Weise rauscht, der aber schmerzlich die Eitelkeit aller Dinge erkennt; der blonde blauäugige Prior mit weichem Bart, wortgewandt und zungenfertig, Heribert, der bleiche Denker, der die Gesetze der großen und kleinen Welt erforscht. An den Sänger Bernhard aus dem Gaue der blassen, träumerischen und ahnungsreichen Brukterer, wo Geisterschemen durch die Heide flattern, reiht sich der Dichter Siegeward und Maler Hatto vom Rheine, der Schreiber Biso und der Arzt Beda. Auch ein Baumeister (Ivo) und ein Weidmann, ein Maurermeister (Hadubald), ein Brauer (Hildegrim) und ein Schaf- und Ziegenhirte (Waltram) findet sich in der Genossenschaft.

Was der Dichter in anschaulichem Gemälde vor Augen führt, bestätigt die Geschichte. Montalembert und Digby haben sich mit warmer Teilnahme in die Geschichte der Klöster versenkt und bieten glänzende Perlen aus dem reichen Schatze. Sie schmücken das Klosterleben mit hohem Ruhmeskranz und enthüllen uns den Reichtum von Tugend und Arbeit, der hier verborgen liegt. Wie oft beschleicht uns bei so rührenden Schilderungen der Wunsch, unter dem Schatten der stillen Klosterhallen die Ruhe zu finden, welche uns die Gegenwart nimmer bieten kann. Hat doch selbst David Friedrich Strauß in einem anmutigen Gedichte

[1] Eine große Zahl von Klassikerhandschriften deutscher Klöster (z. B. von Fulda und Korvey) wurden durch italienische Humanisten nach Italien verschleppt (Allg. Ztg. 1890, Nr. 323).

diesen Wunsch ausgesprochen.[1] Daß auch die damaligen Zeitgenossen eine solche Sehnsucht nach dem Klosterfrieden empfanden, beweisen die häufigen Eintritte hochgestellter Personen. Karlmann, der Oheim Karls des Großen, entfloh seiner weltlichen Würde nach Monte Cassino und gab sich zu den niedern Diensten der Schafhut her. Der Lombardenkönig Rachis pflanzte im Kloster einen Weinberg, der in der Folgezeit seinen Namen trug. Der gefeierte Herzog Wilhelm von Aquitanien, Waffengefährte Karls des Großen, baute selbst ein Kloster, nahm das Ordenskleid, und man sah ihn oft zur Zeit der Ernte auf einem Esel reitend, wie er den Schnittern der Reihe nach aus einem großen Kruge zu trinken bot. Ein Doge von Venedig nahm 978 das Kleid des hl. Romuald und that Bäcker- und Sakristandienste. Oft suchten Ritter unmittelbar vom Turniere weg das Kloster auf und nahmen den „Wolfspelz“. Bei dem Kloster des hl. Bernhard hielten einmal junge Edelleute ein Ringelstechen. Der hl. Bernhard mahnte sie vergebens ab,[2] ließ ihnen aber Bier reichen; bald darauf wurden sie andern Sinnes und gingen ins Kloster. Dabei entäußerten solche Personen schon, bevor sie eintraten, sich ihrer vornehmen Kleidung und ein Domherr wäre beinahe zurückgewiesen worden, weil ihn die Mönche wegen seiner Kappe und Kleidung für einen fahrenden Schüler hielten.

Die Beschäftigung im Kloster war eine mannigfaltige. In den Orden vollzog sich zuerst eine Teilung der wissenschaftlichen und religiösen

---

[1] „Wäre ich vor 6 Jahrhunderten geboren,“ bekennt St., „so würde mich ein Kloster einschließen.“

> O holder Ruhesitz, den ich erkoren!
> Wie diese stillen Gänge mich beglücken,
> Der Glocken Silberstimmen mich entzücken,
> Zum Himmel auf mich hebt das Lied der Horen.
>
> Sei mir gegrüßt, du meine schmale Zelle,
> Du Büchersaal, des Geistes Vorratskammer,
> Und meiner Augen Trost, umhegter Garten!
>
> Sanft legt sich hier des Lebens letzte Welle,
> Die Seele schweigt gleich fern von Lust und Jammer,
> Das Schlummerstündlein ruhig abzuwarten.

[2] Das Turnier war von Alexander III. (und vorher schon von Innocenz II. und Eugen III.) streng verboten worden. Solche, die sich daran beteiligten, durften wohl Beicht gehört, nicht aber christlich beerdigt werden. — Jocelin berichtet (nach A. Schultz), daß ein Abt die Ritter, welche in der Nähe seines Klosters turnieren wollten, einsperrte. Diese aber johlten die Nacht über so, daß sie den Mönchen den Schlaf störten, und am Morgen brachen sie die Schlösser auf. Darauf bannte sie der Abt und manche kamen zur Buße zurück.

Arbeit und diese Teilung erstreckte sich soweit, daß die Orden selbst wieder untereinander durch verschiedene Zwecke sich unterschieden (I, 68). Die einen Mönche widmeten sich dem beschaulichen Leben, andere wieder der wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und seelsorglichen Thätigkeit. Wieviel die Mönche der materiellen Kultur in den europäischen Ländern genützt haben, wie sie Sumpf und Waldländer urbar machten und dem Handwerk neuen Aufschwung gaben, ist allgemein bekannt. Mitten in wilden Gegenden entstanden die Klöster St. Gallen, Einsiedeln, Füssen, Trudpert, St. Georgen, Blasien, Ellwangen u. a. Der deutsche Weinbau geht nachweisbar auf Klöster (Fulda, Lorsch, St. Peter) zurück.

Die Klöster waren es, welche uns die entwickelte Wirtschaftsart der Römer vermittelten, die Gartenkunst und Handwerkstechnik der Alten erhielten. Die oben S. 89 angegebenen Kulturelemente gingen daher durch ihre Hand. Sie bauten Brücken (Teufelsbrücke), unterhielten Fähren, sorgten für die Sicherheit der Reisenden und errichteten Fremdenhospize. Es gab zu diesem Zwecke eine eigene Genossenschaft der Brückenbauer, fratres pontifices, im zwölften Jahrhundert durch einen armen Hirtenknaben gegründet. Die Klöster verschafften den Wassermühlen Eingang (Lorsch, Hersfeld, Prüm), trieben emsig Bergbau und errichteten Badeanstalten. Das schon den Römern bekannte Baden-Baden war durch die Völkerwanderung zerfallen, bis es die Benediktiner von Weißenfels 873 wieder aufbauten. Kissingen, Marienbad, Pfäffers, Pyrmont und andere Bäder befanden sich schon frühe im Klosterbesitz. Neuentdeckte Gesundbrunnen wurden zu Heilanstalten erhoben und Kapellen daselbst gebaut, so in Petersthal, Griesbach und Rippoldsau.

Den Segen, welcher auf der Arbeit der Mönche ruhte, veranschaulichte das Volk durch märchenhafte Ausschmückung. Da brauchte einer bloß mit dem Stocke oder der Gabel zu ritzen, und der Acker war gepflügt.

Die wissenschaftliche Thätigkeit war sicherlich noch bedeutender, als uns die erhaltenen Denkmäler zeigen. Denn man war damals, wie Digby sagt, nicht der Ansicht, daß einer kein Philosoph sei, wenn er nicht Bücher schreibe. Einzelne Beispiele zeigen uns, wie groß das Wissen mancher Mönche war. Da kannte einer die ganze hl. Schrift auswendig, ein anderer wußte die Geschichte von Anfang der Welt. Die Klosterchroniken sind die vorzüglichsten und fast einzigen Geschichtsquellen des Mittelalters und die Philosophie der Klosterschule ist heute noch mustergiltig. In ihrer Bescheidenheit vergleichen sie sich mit Zwergen

auf den Schultern von Riesen; „so getragen, sehen wir weiter als sie. Wir machen die Schriften aus früheren Zeiten gefälliger, indem wir streichen, was veraltet ist, und hauchen ihnen sozusagen neues Leben ein" (Peter von Blois).

Auch von der Tiefe und Innigkeit des beschaulichen Lebens in den Klöstern geben die vielen Erbauungsbücher und mystischen Schriften eines hl. Bernhard, Hugo von St. Viktor, der hl. Mechthild und Birgida, des Tauler, Suso und Thomas von Kempen Zeugnis. Häufig werden Visionen lieblichster Art berichtet. Da sahen sie weißgekleidete Engel, so schön und rein wie Schnee, und hörten herrlichen Lobgesang in den Lüften. Die Himmelskönigin erschien im schönsten Strahlenkranz ihrer Herrlichkeit, Christus selbst offenbarte sich ihnen und aus seinen Wunden schöpfte mancher Denker Kraft und Licht zu seiner Arbeit.

Durch Weltüberwindung lernt man erst recht die Welt beherrschen, und so gelang es auch den Klöstern, die Welt in ihren Tiefen zu erregen und zu bewegen. Schon durch die alten Benediktiner und später die Bettelmönche wurde das Mönchsideal der Geistlichkeit Regel und Richtschnur, durch sie wurde die „ultramontane" Richtung zur allgemeinen, und von ihnen ging der Gedanke Gregors VII. aus. Sie hielten die Idee der christlichen Armut, der Keuschheit und des Gehorsams gegen die Autorität aufrecht, und sie wären deshalb auch heute noch berufen, im Kampfe gegen die Umsturzpartei im Vordertreffen zu streiten.

Es ist ja wohl wahr, daß das hohe Ziel, welches sich die Klöster steckten, nicht immer erreicht wurde, setzt es doch außergewöhnliche Kraft und Gnade voraus. Zwischen Orden und Ordensgenossen entstand häufig Eifersucht und Streit, und die Zucht erschlaffte. Aber nichtsdestoweniger war ihre Gesamthaltung ausgezeichnet. Sie erkannten wohl, daß das „Kleid der Kirche buntfarbig" sei und daß es verschiedene Orden mit besondern Zwecken geben müsse. Das beste Zeugnis aber für die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Orden liegt in jenen zahllosen Schenkungen und Stiftungen, die ihre Zahl und ihren Reichtum ins unermeßliche steigerten. Die Schenkungen der Grafen von Öttingen, z. B. an die Klöster Kaisheim, Zimmern, Kirchheim 2c. übersteigen mehrere hunderte, und noch in jenen Zeiten, wo man bereits vom Verfall spricht, werden Schenkungen gewöhnlich motiviert durch Hinweis auf die hervorragende Frömmigkeit, den glänzenden Gottesdienst und die Gastfreundschaft der betreffenden Klöster.

### 3. Heilige und Denker.

Als die Kirche im Mittelalter in Gefahr war, zu verweltlichen, erweckte Gott in ihr einen Gregor VII., einen hl. Bernhard, Dominikus und Franziskus. Diese erhabenen Geister haben den Klerus aus der Umklammerung der Welt herausgehoben,[1] sie haben die weltliche Macht, den Reichtum und Genuß verachten gelehrt und den Weg des beschaulichen Lebens gewiesen. Wir müßten eine vollständige Legende schreiben, wollte unsere Darstellung in demselben Maße dem Reichtum der Tugenden und der werkthätigen Liebe gerecht werden, wie den mehr weltlichen Lebenserscheinungen, die doch auch nicht übergangen werden können. Es sei daher gestattet, auf die größeren Werke von Stolberg, Montalembert, Kobler=Digby, Hefele, Hergenröther und Brück zu verweisen. Nur der Grundtendenzen der Philosophie sei hier kurz im Anschluß an S. 227 gedacht.

Wir haben schon hier gesehen, wie die kirchliche Lehre sich zwischen Gegensätzen hindurch bewegte und in der Gotteslehre, Christologie und Sakramentenlehre weder dem einseitigen Spiritualismus noch dem einseitigen Realismus recht gab. Dieser maßvolle und besonnene christliche Geist erstreckte sich nun auch auf die christliche Philosophie und suchte hier das Extrem jenes platonischen Idealismus, welcher hinter allen Welterscheinungen nur das Begriffliche und Geistige sah, ebenso zu vermeiden, wie das Extrem eines empirischen Nominalismus, welcher die verschiedene Erscheinungen zusammenfassenden Begriffe für willkürliche subjektive Zeichen, Töne oder Namen erklärt. Aber innerhalb dieser äußersten Grenzen gewährte sie freien Spielraum, und es ist bekannt, daß trotzdem der hl. Thomas mehr der einen, Duns Skotus und Occam mehr der andern Seite zuneigte, und jener mehr der apriorischen und dieser dem aposteriorischen Verfahren huldigte, doch in den Hauptpunkten eine erfreuliche Übereinstimmung besteht. Obgleich bei Thomas die Begriffe das Wesen der Dinge enthalten — wieviel hiermit gesagt ist, weiß der am besten zu würdigen, welcher den modernen Kritizismus kennt —, geht doch alles Begriffswissen von der Erfahrung (Sinneswahrnehmung) aus, und fast könnte man fragen, ob dieser Empirismus und jener Apriorismus nicht etwas unvermittelt neben einander stehe. Wie weit übrigens Thomas vom Apriorismus sonst entfernt ist, zeigt seine Kritik des ontologischen Gottesbeweises Anselms; Gottes Dasein läßt sich nach ihm nur aposteriorisch aus der Erfahrung erweisen.

[1] Gregor VII. sagt: „Non liberari potest ecclesia a servitute laicorum, nisi liberentur clerici ab uxoribus.“

Wie der hl. Thomas Gegensätze zu vermitteln trachtet, sehen wir auch darin, daß er trotz aller Hochachtung vor dem natürlichen Denken und Wollen des Menschen doch in der Gnadenlehre fast augustinisch denkt und den göttlichen Einfluß auf den Willen so strenge faßt, daß man ihn schon — freilich mit Unrecht — des Determinismus zieh. Der Wille ist bei ihm überhaupt ein untergeordnetes Vermögen, während umgekehrt Skotus ihn nicht ganz mit Unrecht über die Vernunft erhebt, in Verbindung damit indeterministisch denkt und sich in der Gnadenlehre dem Pelagius nähert, obwohl die Erhebung des Wollens nicht eben notwendig zum Pelagianismus führt; thut doch gerade Augustinus einmal den Ausspruch: „Der Mensch ist nichts anderes als Wille." Fast der Irrlehre nähert sich Skotus mit seiner soteriologischen Acceptationslehre, wonach das Leiden Jesu die Menschheit nicht an sich, sondern kraft der Annahme Gottes erlöste. Wenn wir solche Konsequenzen berücksichtigen, werden wir nicht anstehen, dem hl. Thomas die Palme zu reichen; er hat das Wesen des Christentums viel tiefer gefaßt und der gegenteilige Vorwurf Euckens ist unbegründet.

Mit wenigen Ausnahmen haben alle Philosophen des Mittelalters den geraden Weg verfolgt, welchen ihnen Christus und die Kirche wies. Auch wenn sie keine Theologen waren, forschten sie redlich nach der Wahrheit, nicht neuerungs- und originalitätssüchtig. Der Stolz hat sie nicht verführt und den klaren Blick getrübt. Sie glaubten nicht, es müsse jeder ein neues System finden, um wahrer Philosoph zu sein, sondern beugten sich bescheiden vor den Traditionen, deren Träger und Vermittler sie sein wollten. Jordan von Sachsen stellt denn auch den Philosophen das günstige Zeugnis aus: „Wie Bauersleute, welche Wasser trinken, leichter vom Weine berauscht werden, so werden auch die, welche nur das Wasser des Aristoteles trinken, wenn sie an Sonn- oder Festtagen zur Kirche kommen, durch das Wort Christi leichter bekehrt, während die Theologen den Sakristanen gleichen, welche, weil es tagtäglich geschieht, am Altare vorübergehen, ohne eine Verbeugung zu machen."

Zu den wenigen Ausnahmen in der Reihe orthodoxer Philosophen gehört Abälard (1079—1142). In seinem Werke Sic et non stellt er das Für und Wider der Glaubensartikel zusammen und thut die damals kühne Äußerung, daß diejenigen, die Christum nicht kennen (die Muhamedaner), ja sogar, die ihn kreuzigten und ein gutes Werk zu thun glaubten (die Juden), keine Schuld hätten.

Im 13. Jahrhundert stellte Roger Baco einige freisinnige Grundsätze auf. Baco findet, daß Lehre und Leben der alten Philosophen sittlich höher stehe, als das der Christen, verweist auf die Bibel als echte Quelle theologischer Erkenntnis und wünscht eine stärkere Betonung des ethischen Gehaltes des Christentums. Als Naturphilosoph entwickelt er eine Menge origineller Gedanken, in denen er die Erfindungen der Zukunft voraussah. Mit großer Sicherheit spricht er von den unerschlossenen Naturkräften, welche es noch gestatten werden, die Bewegung zu Wasser und zu Land ungeheuer zu beschleunigen, die Luft zu durchfliegen und die Sehkraft des Menschen zu stärken.[1]

Mehr populärer, freilich auch viel radikalerer Natur war der Freisinn einiger ausgesprochener Epikureer. Schon Johann von Malmesbury erwähnt ihrer und bezeichnet als ihre Ansicht, daß die Seele vom Körper gelöst in der Luft verschwinde und verfliege. Dante weist ihnen in seiner Hölle einen eigenen Platz neben den Ketzern an. Unter ihnen befindet sich bekanntlich auch Kaiser Friedrich II. Dieser Kaiser soll sich namentlich gegen das hl. Altarssakrament Spöttereien erlaubt und z. B. einem Türken auf die Frage, was die Hostien bedeuten, geantwortet haben: „Unsere Priester erdichten, das sei unser Gott.“ Ferner soll er die drei Religionsstifter, Moses, Christus und Muhamed, drei Betrüger geheißen haben, weshalb er lange Zeit als Verfasser des Buches de tribus impostoribus galt. Dafür war er umso abergläubischer. Denn in demselben Grade, wie der Glaube abnimmt, wächst der Aberglaube. Er hielt nach saracenischer Sitte immer einen Astrologen an seinem Hofe. Ezzelin besoldete gar eine ganze Schar Astrologen, welche viel zu seiner Grausamkeit beitrugen. Von dem Sohne Friedrichs II., Manfred, berichtet Villani: „Sein Leben war epikureisch, indem er nicht an Gott, noch an die Heiligen und überhaupt nur an leibliches Vergnügen glaubte.“

In vielfachem Verkehr mit Muhamedanern verfielen die Christen auf eine schwache Seite: die Toleranz, und begannen die Tugenden der Bekenner des Islam zu bewundern: ihren Edelmut, ihre Würde und ihren Stolz. Die Phantasie schuf sich das Idealbild eines muhamedanischen Helden und Weisen und übertrug es auf den Sultan Saladin. Sogar an den Juden, deren schmutzigen Geiz und feile Erwerbgier man im täglichen Verkehr kennen lernen konnte, fand man gute Eigenschaften — und welcher Jude hätte die nicht gehabt? — und so begann

[1] Historische Zeitschrift, LI, 441. Man pries ihn daher als Erfinder der Lokomotive, des Dampfschiffes, des Luftballons und des Teleskopes.

man Juden, Christen und Muhamedaner zu vergleichen und fand, daß alle drei gleich gut sind. Diese Entdeckung spricht sich in der aus Lessings Nathan bekannten Fabel von den drei Ringen aus, welche zuerst im 14. Jahrhundert auftaucht.

## IV. Die Blütezeit der Romantik.

### 1. Charakter und Symbol des Romantischen.

Auf ihrer Höhe angelangt, stellt die mittelalterliche Kultur ein Ganzes dar, dessen herrlichsten Ausdruck die gotischen Dome bilden. Die unübersehbare Menge von Baugliedern bindet ein Gesetz, der Bann der Schwere ist gebrochen, alles atmet Licht und Leben. Das Dämmerige und Geheimnisvolle des Innern erweckt eine Stimmung, welche die Ahnung des Höchsten enthält, und der Gesamteindruck wird weiter geleitet durch Tafelmalereien, deren Glanz und Anmut noch heute entzückt.

So war alles im Mittelalter. Was man hier schuf, ist geheimnisvoll vom Dunkel jenseitiger Ideen umwoben. Es drängt sich in seinen Gestaltungen eine Fülle von Andeutungen zusammen, welche gegenüber dem Klassischen den Eindruck des Unklaren und Verworrenen erwecken. Aber das Gesetz, die geistige Einheit fehlt nicht. Wie wunderbar sind die Gedankensysteme aufgebaut! Ebenso reich an Einzelheiten, als großartig im Überblick! So war der Staat nach der ursprünglichen Idee ein großer Organismus voll Leben im einzelnen. So waren auch die Charaktere nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt, aber doch ideen- und geistvoll. Die Sitte war reich an Symbolen und Ceremonien, sie barg in gemessenen Formen den warmen Inhalt der Treue und des Vertrauens, der Liebe oder des Hasses.

### 2. Rittertum und Minnedichtung.

#### a) Die Ideale des Ritters.

Die Kreuzzüge gaben dem Rittertum neuen Aufschwung und neues Leben. Alle Reize vereinigten sich, den Ritter für diese Züge zu gewinnen: der echt germanische Wandertrieb, der Drang in die blaue Ferne, der Reichtum und Glanz der muselmännischen Reiche und vor allem der christliche Glaube, nach dem es eines der höchsten Verdienste war, die Waffen in der Hand Christo zu dienen. Christusliebe und Waffenfreude standen sich nicht mehr feindselig im Wege. Kriegsmut und Religion wurde eins, wie bei den Gegnern, den Arabern. Mancher Ritter, der

seine Sünden in einsamer Kloster- oder Waldesstille in Gebet und Betrachtung hätte büßen müssen, konnte sich ihrer auf leichtere Art entledigen, er brauchte seine Hand nicht zum Gebete zu biegen, sie durfte das Schwert weiter führen, das seinen Stolz und seine Freude ausmachte.

Aber man vergaß über dem rauhen Kriegerhandwerk das Gebet mit nichten. Gemeinsame Lagerandachten waren nicht selten; namentlich begann und beschloß man den Tag mit Gebet. Da rief vor dem Schlafengehen auf den Kreuzzügen der Herold regelmäßig: „Hilf, heiliges Grab“, und die Krieger streckten mit reichlichen Thränen die Hände zum Himmel und flehten zu Gott, der Herold aber wiederholte noch zweimal den gleichen Ruf. Am Schlachtenmorgen hörte man die heilige Messe und viele empfingen das „lebendige Brot“.

Vor Beginn des Kampfes sprach der Geistliche ein kurzes Gebet, in der Schlacht auf dem Marchfelde rief der Bischof von Basel: „Sant Marei, Mutter und Maid, alle unsere Not sei dir gechlait“, man sang das Kyrie eleison oder den Leis: „In Gottes Namen fahren wir“. Mit dem Ruf „Gott helfe“ oder „hilf, heiliges Grab“ stürzte man unter Hörnerklang in die Schlacht. War der Sieg gewonnen, so dankte man wieder Gott.



Fig. 21. Grabmal des Stifters der Kirche des Klosters Kirchheim, Graf Friedrich II. von Öttingen, † 1357. Auf dem Haupte trägt der Graf eine Beckenhaube mit Helmzier (Brackenkopf) und daran geschmiedeten Ringkragen (cap-mail, camaille), ferner ein Panzerhemd (oder Brustplatte) unter dem an beiden Seiten zugenestelten Waffenrock. Dieser Waffenrock, aus Leder oder Sammet, Lendner (côte-hardie) genannt, wird vom Wehrgehänge umsäumt, in welchem Dolch und Schwert noch überdies je durch eine vom Lendner herabhängende Kette befestigt ist. Die Beine sind mit ledernen Hosen bekleidet, die Kniee schirmen „eiserne Böcklein“, nach damaligem Ausdruck. Der die Schienbeine bedeckende Teil der Hosen hieß nach Hefner-Alteneck Ledersen oder Lersen, am linken Bein ist hier die Nestelung sichtbar. Die mit gesteppten Schuhen bedeckten Füße ruhen auf einem Löwen. Umschrift: Anno domini 1358 (nicht 53) wart gelegt dis (stein an dieser capel) lehere von otingen ligent.

Mit den religiösen Gefühlen des Ritters war sein Frauenkultus enge verbunden. Seine höchste Königin und sein Herzensideal war die Jungfrau Maria:

„Du hast alle Weib gepreiset, du minniglicher Blumenglanz, du blümest aller Mägde Kranz, du Rosenblut, du Lilienblatt, du lichtbringendes Morgenrot und wonnegebendes Herzengelt. Könnte ich doch in meiner Herzensschmiede Gedichte aus Golde schmelzen und lichten Schein von Karfunkelschöne hineinlegen.“ „Mein Gedanke schwebet zum Himmel auf als ein flückes Federspiel (Beize) und geht in aller Tiefe Maß, sein End ich nimmer finde und grübe ich auf den Dillestein“ (Grundstein).

Im Lichte dieses Himmelsideales leuchtete dem Ritter seine Geliebte voran, und er verehrte in seiner Frau ein Abbild jener Himmelsschönheit (s. S. 65). Begeistert von diesen Idealen zog der Ritter aus und erwarb sich Ehre.

Schon frühe verband sich mit dem ritterlichen das erotische Element. Im 12. Jahrhundert, wo die Kreuzfahrten ihren Höhepunkt erreichten, entstand das Lied des Pfaffen Lamprecht von Alexander und das von Herzog Ernst. Beide Helden gelangen mit ihren Mannen in Länder voll Zauber und Wunder; merkwürdige Menschen, Riesen und Zwerge, Plattfüße und Kranichvölker begegnen ihnen auf ihren Wegen.

Da kommen die Helden Alexanders einmal an einen tiefen Wald, sie hören ein liebliches Singen aus kühlem, grünem Walde, wo kein Sonnenstrahl eindringt. Im Schatten der Bäume wuchern Blumen, Gras und Gewürze mancher Art, und klare Quellen rinnen aus dem Dickicht. Da spielen schöne Mädchen auf dem grünen Klee, springen und singen so schön, daß die Helden all Herzeleid und Ungemach vergessen. Woher kamen diese Mädchen? Wenn der Winter vorbei und der Sommer angeht, dann sprossen edle Blumen auf, rund wie ein Ball und hell und weiß in die Ferne leuchtend. Öffnen sich diese, dann springen Jungfrauen hervor, mit roten und weißen Gewändern, die wie Blätter der Blumen an ihnen haften. Wenn aber die Sonne eine bescheint, schmilzt sie dahin, und wenn der Sommer vorbei ist, zergehen sie alle und die Helden ziehen traurig von dannen.

In der Briefsammlung des Wernher von Tegernsee (ca. 1170) finden sich die empfindungsvollsten Liebesbriefe, jenen vergleichbar, welche zwischen Abälard und Heloise gewechselt wurden. Da schreibt die Frau: „Du bist kühn in die Tiefen meines Herzens eingedrungen, dort hast du dir, wunderbar zu sagen, durch den Reiz deines lieblichen Gespräches einen Sitz bereitet, und daß er nicht bei einem Anstoß umgeworfen werde, hast du durch die Rede deiner Briefe dir einen Schemel, ja einen Thron gegründet. . . . Du allein bist in das Heiligtum meines Geistes aufgenommen, du allein bist mir Genüge statt allem. — Du bist beschlossen in meinem Herzen, verloren ist das Schlüsselein, du mußt immer drinnen sein.“

In dieselbe Zeit fallen die rührenden Abschiedslieder Albrechts von Johannisdorf, welcher in den Kreuzzug geht. „Er fahre hin“, sagt er, „wegen seiner Missethat.“ Als seine Frau das Kreuz an seinem Kleide sah, sprach sie: „Wie willst du zwei Pflichten erfüllen, übers Meer fahren und doch mit dem Herzen hier sein?“ „Oft fühlte ich Wehe, doch nie ein so großes Leid. Wie sehr das Meer und die Wellen toben, will ich

nie meinen Eid vergessen.“ — „Gern sollen wir um des heiligen Gottes willen dem hl. Grabe zu Hilfe fahren; wer dabei strauchelt, kann ohne Schaden wanken, ihm wird die Seele froh, wenn er mit Freudensang zum Himmel sich wendet.“

Unter religiösen Einflüssen nahm die Minnedichtung einen geistigen Charakter an. Die Minne gilt in erster Linie als ein sinnendes Betrachten und Verweilen bei einem verklärten Gegenstande. Minne ist daher nach den Dichtern aller Sünde frei, sie ist ein Hort aller Tugend und gibt zum Himmel gut Geleite. Die Minne durfte nicht die Thatkraft lähmen, sondern mußte sie erst recht entflammen. Schmählich war es, wenn ein Ritter bei Frauen „verlag“, aber ehrenvoll, wenn er ihr zuliebe auf Abenteuer auszog. Man erzählte von manchem, der einst nur um die Wirtschaft sich kümmerte und am Vogelsang sich ergötzte, wie ihn der Frauen edles Wort zu Thaten aufrief.

Da spricht vielleicht ein zager Mann: „Wir sollen hie heim viel sanft bleiben, die Zeit vertreiben mit schönen Weiben,“ so spricht die Frau, um die er wirbt, zu ihrer Freundin: „Gespiele, er ist nicht Bastes wert; was soll der zur Minne? Gerne bin ich seiner los.“

Freilich blieb die Minne nicht immer schuldlos, züchtig und keusch. Einige Dichter lassen oft ohne Scheu ihre Begierden durchscheinen. Die Wächter- und Taglieder haben einen wenig edlen Hintergrund und ehebrecherische Verhältnisse, wie zwischen Tristan und Isolde, Lanzelot und Ginevra, sind nicht bloße Ausnahmen.

### b) Ritterliche Erziehung.[1]

Neben der religiösen Erziehung lief eine mehr weltliche Gesittung her. Der Knappe sollte vor allem lernen, vom Urteil der Frauen abhängig zu machen, „was sich ziemt“. Daher waren die Anstandsregeln darauf bedacht, daß er im Verkehr mit Frauen Zucht und Sitte lernte.

Diese Regeln verboten z. B., vor dem Herrn und der Herrin „krumm auf einem Beine und mit dem Rücken zu stehen“, ist der Knappe zu Roß, so soll er, vor Frauen zu Fuß, absteigen und soll sie nicht beschmutzen. Vor Beginn der Mahlzeit hatten die Knappen den Gästen knieend das Wasser über die Hände zu gießen und gleichfalls knieend die Gerichte zu überreichen und vorzuschneiden. Beim Essen verlangt die Tischzucht, daß man die Finger nicht in die Brühe tauche, mit ihnen nicht schneuze und die Augen reinige. Die Knappen hatten sich vor allem in den Waffen zu üben, und es heißt daher im Willehalm:

---

[1] Alw. Schultz, Das Höfische Leben I, 156.

„Zwischen dem Palas und den Linden sah man die edeln Kinden mit Schäften (Lanzen) auf Schilde tjostieren, dort sich zweien, hie sich vieren, hie mit Poynder reiten, dort mit Puschen (Knütteln) streiten.“

Gewöhnlich knüpfte sich an ein Turnier der Ritterschlag, den wir häufig dargestellt sehen. Die Hauptsache war die Umgürtung des Schwertes, die Anlegung der Sporen und das Schlagen mit der Hand auf den Nacken.

### c) Ritterliches Spiel.

1. Man hat zu unterscheiden zwischen dem Buhurt, Turnier und Tjost. Der Buhurt ist mehr ein Spiel, eine Art Kreisreiten (gyrovagari), von Ritterscharen zu Ehren einer Frau. So wird Brunhilde im Nibelungenlied und Uote in der Gudrun mit Buhurt empfangen.

„Von Hurte die Schilde gaben Schall, daß manches Knie geschwall, da war zerbrochen mancher Schaft; es wäre geworden ein Turnier, hätten sie ihren Harnasch gehabt. Man brachte „die Ritter mit Müh auseinander, und manches Kleid ward abgeritten.“

Der Tjost ist ein Einzelkampf und pflegte gern dem Turniere vorauszugehen. Der Knappe forderte heraus: „Wa nu wa nu wa ein Ritter, der Tjostierens gehrt? Der soll kommen hera her“. Mit stumpfer Lanze stürzen die Gepanzerten in Puneis auf einander los und jeder sucht die Kehle oder die Brust des Gegners zu treffen und ihn zu stürzen. Weniger glücklich war er, wenn er am Schild, dessen Buckel mit vier Nägeln befestigt war, die Lanze zerstieß. War der Speer zerbrochen, so rief der Ritter: „Spera Herre, Spera Sper, die sind entzwei, andere her“; mancher brauchte so viel, daß man ihn einen Waldzerstörer nannte.

Das eigentliche Turnier war Abbild einer wirklichen Reiterschlacht. Die Ritter hörten zuvor eine Messe, dann gingen sie nach Hause, nahmen ein Frühstück und rüsteten sich mit Harnisch und Waffenrock.

„Nun waffnet euch, ihr Ritter gut, waffnet euch, seid hochgemut und zieht mit Freuden auf das Feld! Da liegt der Minnegehrenden Lohn, da soll man Ritterstärke sehen und da der Frauen Ritterspähen.“

Die Scharen ritten in kunstvoller Ordnung auf einander.

„Man sah sie aufeinander kommen, viel hurtigliche das geschah. Mann und Roß man fallen sah. Der Speere Krachen war da groß, mit Schilden mancher große Stoß war gestoßen dort und hie, davon geschwellen mußten Knie. Beulen, Wunden da gewann von Speeren mancher biderb Mann. Mit Ringen thaten's weh den Gliedern, manches war da verrenkt. Sie drungen her, sie drungen hin, auf rechte Umkehr stand ihr Sinn, da mancher Helm abbrach. Den andern dort man zäumen (am Zaum wegführen) sah, um den ein groß Gedränge war.“ Nachdem die Speere verbraucht waren, griff man zu dem Schwert, daher „jetzt manche Schwerter auf dem Helm erklangen“ (Ulr. von Lichtenstein).

Die Turniere dauerten bis zum Beginne der Nacht und nicht selten blieben einige auf dem Kampfplatz. Dem Sieger ward der Preis (ein Kranz, Gürtel, Sperber, Hund) gereicht.

2. Zu den ritterlichen Spielen gehört die Jagd. Die Jagd war aber kein bloßes Vergnügen, sie diente auch dem Unterhalte, da man in der Küche auf Wildpret angewiesen war. Wenn im Winter, heißt es in einem Jagdbuche, das Wildschwein bis in die Fastenzeit gejagt wurde, dann kommt die Hasenjagd; sobald aber die Bäume blühen, ist es Zeit, den Hirsch zu hetzen. Am beliebtesten war die Falkenbeize. Die Falken abzurichten, war schwer, obwohl Kürenberger sagt, „Weib und Federspiel werden leicht zahm, wenn man sie recht lockt, so suchen sie den Mann.“ Herren und Frauen ritten, den Falken mit einer Langfessel in der Linken haltend (Fig. 22) und von Windspielen begleitet, hinaus und ließen ihn auf solches Geflügel los, das man mit der Armbrust und dem Bogen schwer erlegen konnte.



Fig. 22. Ludwig von Öttingen 1288—1346 und seine Frau Guta von Österreich, Tochter Kaiser Albrechts I. († 1329), nach einem Gemälde der Ambraser Sammlung. Ludwig trägt eine Mütze mit Bändern, einen an den Seiten offenen Überwurf, an der linken Hand den Falkonierhandschuh; Guta eine Haube mit Stirnschleier, weite Hängeärmel, Überärmel mit Nesteln und Mäntelchen.

Manchmal zog eine Jagdgesellschaft auf mehrere Tage in den Wald und übernachtete in Zeltlagern. Ein Zelt wurde dabei zu einer Kapelle eingerichtet und ein Geistlicher las auf einem Tragalter alle Tage hl. Messe.

3. Die vornehme Gesellschaft im Mittelalter hielt sich viel mehr im Freien auf, als heutzutage. Nicht nur die Waffenspiele und die Jagd, sondern auch der Tanz und die Festesfreude lockte ins Freie. Man veranstaltete Mahlzeiten im Garten oder auf der Wiese und tanzte im Mai unter der Linde oder auf dem grünen Anger:

„Ich hört' auf der Heide laute Stimme und süßen Sang, nach der mein Gedanke rang und schwang, die fand ich zu Tanze, da sie sang; ohne Leid ich dahin sprang." „Rasch wirbelt der Tanz, Atem und Füße versagen, der Reigen verirrt sich, die Saite wirrt sich: Schreiet alle heia! hei! nun ist die Sait entzwei." „Mein Herze muß entzwei."

Deshalb sehnt sich der Dichter nach dem Frühling, wünscht zu verschlafen des Winters Zeit, und freut sich an den ersten Zeichen des Lenzes: „Da ich das grüne Laub ersah, da ließ ich viel der Schwere mein." Schon in der Sommerszeit gedenkt er des traurigen Winters: „Es wintert mir die Sommerzeit," „der grüne Klee ist mir ein Schnee, wie schön die kleinen Vöglein singen, mir ist doch wehe." Alles in der Natur, die Rosen und Lilien, die Lerche und Nachtigall, stellt sich dem Dichter in den Dienst seiner Empfindung; die Blumen sind Sinnbilder und die Vögel Sänger seiner Geliebten, und der Dichter will nur mit und nach ihnen singen: „Dieses Lied hat euch gesungen vor dem Wald ein Vögelein," heißt es am Schlusse eines Gedichtes. Wie völlig verschieden ist dieses Gefühlsleben von der antiken dichterischen Stimmung! Wie völlig verschieden ist aber auch die Erholung des Mittelalters und die des Altertums!

Die Alten belustigten sich an gymnastischen, circensischen und theatralischen Spielen, an Symposien mit üppigen Balletten (S. 50 und 192). Im Mittelalter trat an Stelle dessen das Turnier, das Mysterienspiel und der fröhliche Tanz auf grüner Wiese. Diese Änderung war keine bloß äußerliche, sie erstreckte sich nicht allein auf den Namen, sondern auf den Geist. Das Spiel des mittelalterlichen Menschen ist nicht nur sittlicher, sondern auch edler, würdiger und freier, als die Erholung des alten. Trotz allen Prunkes und aller Ungebundenheit liegt etwas Sklavisches über der Muße des Griechen und Römers, der Alte ist der Sklave seiner Augen- und Fleischeslust. Wir können dies allgemein behaupten, denn die seltenen Ausnahmen einer edleren Muße, eines otium cum dignitate stoßen diese Wahrheit nicht um. Auch der mittelalterliche Mensch will Freude, er will Schönes sehen und hören, aber alles in edler Absicht und in den Grenzen der Sitte. Daß freilich auch hier Mißbräuche einrissen, dürften wir erwarten, auch wenn uns keine historische Kenntnis es bestätigte. Aber es wäre unrecht, um dieser Mißbräuche willen jede Belustigung verwerfen und tadeln zu wollen, Freude gehört nun einmal zu den Bedürfnissen der Natur und kann nicht entbehrt werden.

d) Der Ritter und der Bauer.

Das Christentum wandte den niedern Ständen eine Teilnahme zu, von dem sich im Altertum keine Spur findet. Wohl kommen auch im Altertume Schilderungen des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens vor, allein die Teilnahme, die sich darin ausdrückt, ist nur eine poetische und weit entfernt von dem Bestreben, die niedern Stände zu heben. Das wahre Mitgefühl für die Leiden des Volkes fehlt, und es ist nur mehr das äußere Kostüm, in welchem Bauern, Fischer und Schäfer auftreten. Eigentlich aktiv griff das arbeitende Volk nicht ein, und wenn von Volksdichtung die Rede ist, so ist unter Volk nur die Minderheit freier und reicher Bürger zu verstehen. Ganz anders lebt das mittelalterliche Volk in der Litteratur, wir können hier in sein geheimstes Denken und Fühlen hineinsehen und seine Wünsche und Bedürfnisse kennen lernen. Das Christentum hatte das arbeitende Volk zum Selbstbewußtsein und Selbstgefühl gebracht und zur Erkenntnis erhoben, daß kein Mensch bloß Mittel für die Zwecke eines andern sei. Jeder will selbst leben und die Stimmung ist allgemein, daß die Zeit der Sklaverei vorüber ist. Daraus erklärt sich, daß schon sehr frühe die Ahnung von Menschenrechten sich ausspricht und Klagen über adeligen Druck laut werden. Es wäre falsch, wenn man daraus schließen wollte, daß die bäuerlichen Lasten in der Zeit, aus der solche Klagen stammen, größer gewesen wären als vorher oder nachher. Diese Stimmen haben keinen objektiven, sondern nur einen subjektiven Wert, insofern sie Zeugnis geben von dem lebendigen Freiheitsgefühl der betreffenden Zeit. Darnach sind die folgenden Stellen zu beurteilen, in denen Troubadours des 12. Jahrhunderts der bäuerlichen Stimmung Ausdruck geben.

„Die Herrn fügen uns nur Übels zu," sagen die Bauern, „und wir können von ihnen kein Recht erlangen; sie haben alles, sie nehmen alles, sie essen alles und lassen uns in Armut leben. Jeder Tag ist voll Mühen, wir haben keine Stunde Ruhe, soviel Dienste und Fronden, soviel Steuern und Pflichten, soviel Gerichtsherren und Amtleute (prévôts et baillis) gibt es" (Roman de Rose). „Warum lassen wir uns also behandeln, entziehen wir uns ihrer Gewalt, wir sind Menschen wie sie, wir haben die gleichen Glieder, die gleiche Kraft, und wir sind hundert gegen einen. Halten wir zusammen und niemand wird eine Herrschaft über sich haben. Wir können Bäume hauen, das Wildpret jagen und den Fisch in den Weihern fangen, wir können in den Wäldern, auf den Wiesen und in den Wassern thun, wie wir wollen" (Benoit de St. Maure).

Von einer andern Seite aus erscheint das Bauernleben bei Neidhart von Reuenthal und Chaucer. Nach ihnen herrscht ein großer Wohlstand, viel Behaglichkeit und viel Frohsinn in diesem viel bedauerten Stande.



Fig. 23. Neidhart von Reuenthal († ca. 1237) unter fröhlichen Bauern (nach der Manesseschen Liederhandschrift).

Neidhart von Reuenthal macht sich mit den Bauern familiär, fühlt und freut sich mit ihnen. Er führt uns in die Kammer und Stube des Bauern, auf die Maienwiese und den Tanzboden der Winterszeit.

„Bereitet euch den Schlitten auf das Eis," ruft er aus, „der leidige Winter ist kalt." Oder er rät, in der weiten Stube des Megenwart den Govenanz (Zusammenkunft, Tanz) des Feiertags zu legen, einen Tanz um den Schragen (Standort für die Spielleute) zu beginnen. „Räumet aus die Schemel und die Stühle," ruft der Dichter ein andersmal, „heißt die Schragen fürder tragen! Werfet auf die Stube, dann ist es kühle, daß der Wind an die Kind sanfter wehe durch die Übermieder. Wenn die Vortänzer schweigen, sollt ihr alle gebeten sein, daß wir treten ein Hofetänzel nach den Geigen." „Da sah man großen Ridewanz." „Als die Geigen schwiegen, ward um die Zeche vorgesungen (Rundgesang), durch die Fenster ging der Schall." Der Dorftölpel versucht das Kunststück, mit einem vollen Glas auf dem Kopf durch die Stube zu schleifen, und Neidhart freut es, wenn der Becher vom Kopfe fällt.

Noch größer war die Freude im wonniglichen Mai.

Die Mutter will die Tochter aufhalten, sucht mit dem Rechen, dem Rocken oder dem Zwick die Tanzlust zu vertreiben. Hüte dich vor der Wiege, ruft sie ihr zu, oder sie verschließt ihre Wat, aber diese erwidert: „Mutter, wer gab euch dies zu Lehen, daß ich sollte meiner Wate flehen, davon spannet ihr nie einen Faden. Schließ auf mir schnell das Gadem" (oberes Stockwerk). Das Kleid „war in einem Schrein versperrt, das war bei einem Staffel (auf einem Tritte) aufgezerrt".

Kränze im Haar und mit Bändern geschmückt, den Handspiegel an der Seite eilen die Mädchen in „weißen Kitteln" auf den Anger. Ebendahin ziehen die Männer im Wams mit bunten Knöpfen, manche tragen Schnallen, schwarze Hosen, rote Hüte und ringgeschmückte Schuhe, die Spitze des Schwertes klingt im Gehen an die Ferse. Große Reihen werden getanzt oder es wird Ball geschlagen. Dem Sänger ruft man zu: „Sing, ein golden-Huhn, ich gebe dir Weizen." Häufig kommt es auch zum Streite. Der eine nimmt den Dreschelstab und der den Riutel (Pflugräute) und schlägt darein.

Derartige Scenen wurden von den Künstlern der Renaissancezeit gerne dargestellt, in Kupfer gestochen und in Holz geschnitten, so besonders von Dürer, Schäuffelin, Aldegrever, Sebald Beham (s. Fig. 25).

### 3. Dantes göttliche Komödie.

#### a) Ihre allgemeine Bedeutung.

Eine Zusammenfassung aller Bestrebungen und Züge des Mittelalters bietet Dantes göttliche Komödie. Die Komödie ist ein Kolossalbau, wie ein Dom, der in sich Himmel und Erde umfaßt.

Das menschliche Leben nach allen seinen Seiten, seiner Arbeit und Ruhe, seiner Liebe und seinem Hasse, die Trägheit und Gewinnsucht, Stolz und Gewaltthätigkeit, Heuchelei und Verrat, Stärke und Hingebung, Keuschheit und Demut, Ehrgefühl und Gerechtigkeit, Weisheit, Beschaulichkeit — alles das stellt uns Dante in klaren Gestalten lebendig vor die Seele. Die große Versammlung menschlicher Typen und Charaktere steht aber auf einem transcendenten Boden. Das Diesseits spiegelt sich im Jenseits. Ein mystisch geheimnisvolles Licht umspielt den großen Zug der büßenden und frohlockenden Menschheit. Der nagende Wurm, das innerliche Wehe der Entsagung, der Schmerz der Läuterung, die Freude und Wonne der Seligkeit bricht hervor in den mannigfachsten sinnlichen Formen und bildet eine Stufenleiter von Empfindungstönen, die ins Unendliche verklingen.

Aber weit davon entfernt, daß durch dieses mystische Dunkel die Gestalten fleisch- und blutlos würden, erhalten sie erst recht ihre charakteristische Bestimmtheit eben durch die klare Scheidung der Geister, welche die Ewigkeit vollzieht. Da ist alles innerlich wahr und gerecht, denn es fehlt der trügende Schein der sinnlichen Welt. Jeder Mensch ist auf sich gestellt, er entbehrt des elenden Trostes und Aufputzes der Erde, und der Gerechte wird nicht mehr verdunkelt.

Zweierlei beweist damit Dante: erstens, daß eine theistische jenseitige Weltanschauung, weit entfernt, die konkrete Wirklichkeit zu verwischen, wie eine pantheistische Ästhetik ihr vorwirft, erst dem Leben scharfe Bestimmtheit gibt, und zweitens, daß trotz Strauß und Hartmann ganz wohl reine Geister denkbar sind, welchen zwar die Bestimmtheit irdischer Leiblichkeit fehlt, die aber doch voll persönlicher Lebens- und Charakterschärfe sind.

Das Leitmotiv der Danteschen Dichtung bildet der echt romantische Ton idealer Liebe. Es fehlt ihr aber nicht nur alle Weichlichkeit, sondern sie ist auch zu einer so erhabenen Stimmung und Empfindung verklärt, daß sie den Gesamteindruck der himmlischen Erscheinungen durchaus nicht stört. In der Klarheit und Anschaulichkeit, womit Dante dieses Motiv behandelt und womit er transcendente Erscheinungen und Stimmungen zeichnet, sehen wir das klassische und romantische Element vermählt. Er verwendet einerseits in der Hölle gerne antike Bilder und Symbole, den Höllenhund (Cerberus), Pferde-, Stier- und Drachenmenschen (Kentauren, Minotaurus, Geryones) und Giganten, um das Ungeheure der Sünde und Strafe zu versinnbilden. Andererseits ist er vielleicht der erste, welcher die großartige Schönheit der nordischen Alpenwelt mit ihrer

wilden Zerrissenheit (I, 12, 1) und ihrem Nebelmeer (II, 17, 2) ebenso zu würdigen wußte wie den gemessenen Wohlklang südlicher Linien, und er verteilt Dunkel und Licht, Wechsel und Einfachheit nach seiner Wahl.

Dante ist ein Januskopf, der zwei Welten überblickt und geistig umfaßt, das Mittelalter und die Tendenz der Neuzeit. Er ragt bereits über das Mittelalter hinaus und ist ein Vorläufer nicht zwar der Reformation, wie viele thörichte Leute behaupten, aber doch ein Vorläufer des Humanismus.

In seiner humanistischen Richtung hatte Dante nach Geiger an Mussato und Brunetto Latini Vorgänger. Beide behandelten zeitgeschichtliche Ereignisse und Personen, jener z. B. den Ezzelino: wie ihm die Mutter mitteilt, ist Ezzelino vom Teufel gezeugt, er will die hl. Stätten zerstören und dem Nero „glückseligen Andenkens“ ähnlich werden. Brunetto war Lehrer Dantes — er besaß nach Villani im hohen Grade die Kunst des digrossare, aus dem Groben herauszuarbeiten, zu bilden — und gab in seinem Tesoretto dem Dante unmittelbares Vorbild.

Wie gründlich der klassische Unterricht war, den Dante und seine Zeitgenossen erhielten, erhellt aus seinen Werken. Sogar beim gewöhnlichen Volke — denn für dieses schrieb Dante sein Hauptwerk in toskanischer Mundart — konnte ein reiches klassisches Wissen vorausgesetzt werden.

### b) Idee der göttlichen Komödie.

In seinem Erdenwandel soll der Mensch sich nach dem göttlichen Willen zur Vollkommenheit emporläutern. Durch den Weg der Buße und Läuterung soll er zur Vereinigung mit Gott und Christus gelangen. Da stellt sich aber viel auf den Weg: allerlei Ketten und Gräben (purg. 31, 25) wollen die Hoffnung abschneiden, die tierischen Leidenschaften, Wollust, Ehrgeiz und Habsucht wollen (als Panther, Löwe und Wolf) die Seele im dunklen Walde des Irrtums und des Zweifels dem Tode überliefern. Nur die Gnade Gottes, die Kirche (Beatrix) kann retten, aber sie verlangt schwere Buße und harte Arbeit im Dienste des Heiles. Möchte doch unser weichliches Geschlecht, welches Dante gerne liest, aber lieber Goethes Faust folgt, diese Wahrheit beherzigen und bedenken, daß es Dante ernst ist mit dem Bußweg! Es soll keine bloße Phantasiewelt sein, durch die er uns führt, sondern wir sollen alles innerlich erleben, alle Leiden der Sünde und alle Süßigkeit der Gnade. Nur durch lange und wiederholte Betrachtung der letzten Dinge, durch tiefes Versinken in die Geheimnisse der Sünde und Gnade mochte es Dante gelingen, alles so plastisch klar und so ergreifend darzustellen. Dante spricht nicht bloß

als Dichter, sondern als Ascet und Mystiker, nicht als bloßer Weiser, sondern als Prophet, der seiner Zeit den Spiegel vorhält und durch Leiden und Strafen den Hoffnungsweg auf eine schönere Zukunft hin weist.

### c) Gang der göttlichen Komödie.

Wie sinnvoll verteilt Dante Strafe und Lohn! Die Weichlichen und Unenthaltsamen sind allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, die Gewaltthätigen wüten umsonst im Pfuhl- und Flammenregen. Glühende Metallsärge umschließen die Ketzer und Bleimäntel die Heuchler. Den Betrügern und Dieben, den Bestechlichen und Nepoten werden die Glieder zerhackt, verrenkt und verdreht, um die absichtliche Mißhandlung und Verdrehung der Wahrheit und Gerechtigkeit zu strafen. Die Zwietrachtstifter (auch Schismatiker) werden zerfetzt und fallen auseinander wie Fässer, denen Reif und Dauben weichen. Das hohe sittliche Gefühl Dantes verlangt, daß über Fälschung und Verrat die tiefste Strafe verhängt werde. Die Fälscher sitzen aneinander, wie in der Küche Pfann an Pfanne lehnt und kratzen ihren Grind, wie ein müder Stallknecht gähnend den Striegel führt. Ausgezeichnet ist das Bild der Wassersucht für Falschmünzer, sie macht den Menschen einer Laute gleich, „hätt' ihm ein Schnitt die Gabel (der Füße) abgeschnitten". Luzifer zermalmt die Verdammten in seinen Mäulern wie in einer Hanfbreche. Im ewigen Eise stecken zu unterst die Verräter und es gefrieren ihnen selbst die Thränen.

„Schon trieb das Morgenrot die Frühe vor sich her," „das Meer flimmerte in lichtem Schein," als Dante dem Fegfeuerberg sich nähert, aber er muß sich gedulden — „nachgeben, wie die Binsen am weichen Rand," an dem er steht. Da blitzt es plötzlich auf, es fliegt ein Schein über des Meeres glatten Spiegel, ein Schiff ist's, ein Geisterschiff, kaum drückt es die Spur den Fluten ein und selig tönt das Lied: „Als aus Ägypten Israel entrann." Auf hartem Pfade geht es aufwärts.

Säumige Büßer harren vor dem Paradiese, die einen unter Felsenhängen zusammengekauert und die Kniee umklammernd, andere das Miserere und Salve regina singend. Es wird Abend, während Dante im Thal der Fürsten weilt:

Die Stunde war es, die zu stillem Weinen
Vor Heimweh den gerührten Schiffer zwingt,
Am Tag, da er verließ die teuren Seinen,
Die Liebesleid dem neuen Pilgrim bringt,
Wenn fernher, klagend ob des Tags Erbleichen,
Der Abendglocken Trauerlied erklingt.

Gnade war es, die den Dichter durch die Hölle der Sünde hindurchgeführt hatte, und wieder ist es Gnade, welche ihm durch Buße und Absolution den Eintritt ins irdische Paradies, den Ort des Fegfeuers, eröffnet. Die Stolzen müssen hier ihren Nacken unter Lasten beugen, die Neidischen gleichen Blinden, „die an Ablaßtagen bettelnd stehen und Kopf an Kopf gedrängt sich kläglich bücken,“ sie sind garstige Kläffer, von denen man unwillig die Stirne wendet. Die Zornigen wandeln in rauhem Rauch, der das Auge zudrückt und den Menschen umhüllt, wie Nebel auf Alpenhöhen. Im Traume der Nacht erscheint ein fahles, stotterndes Weib, die doch berückend singt — die Weltlust —, aber die Gnade (Lucie) enthüllt ihre Schande, und man sieht, wie die Habsucht die Herzen an die Erde kettet. Tantalusqualen erdulden die abgemagerten und ausgehöhlten Schwelger im Anblick des Baumes der Lust, und im Feuermeer brennen sich die üppigen Begierden aus. Immer sehen die Seelen vor sich die Bilder der Tugend, die ihnen gefehlt, und des Lasters, dem sie gefrönt, und stets umtönt sie eine englische Stimme, die ihnen die entsprechende Tugend empfiehlt.

Nach langer Wanderung sieht sich Dante am Ziele seiner Bußfahrt. Wieder umschließt ihn ein Wald:

Begierig schon, zu späh'n umher und innen
Im göttlichen, lebend'gen dichten Wald,
Der sanft das Frühlicht milderte den Sinnen,
Verließ ich das Gestad nun alsobald,
Um langsam, langsam in das Feld zu treten
Auf einem Grund, dem ringsum Duft entwallt
Von einem Lüftchen, einem sanften, stäten,
Ward leiser Zug an meiner Stirn erregt,
Nicht mehr als ob mich Frühlingswind' umwehten.
Er zwang das Laub, zum Zittern leicht bewegt,
Sich ganz nach jener Seite hinzuneigen,
Wohin der Berg den ersten Schatten schlägt.
Doch nicht so heftig wühlt er in den Zweigen,
Daß es die Vöglein hindert im Gesang,
Aus grünen Höh'n all ihre Kunst zu zeigen.
Verborgen zwischen Laub, in freud'gem Drang,
Frohlockten sie ihr Morgenlied entgegen,
Wozu, begleitend, Laubgeflüster klang.
So klingt's, wenn Zweig' um Zweige sich bewegen
Im Pinienwald an Chiassis Meergestad',
Sobald sich des Sirroko Schwingen regen.

Da erblickt er eine einsam wandelnde Frau, die wunderbar im Gehen singt und Blüte um Blüte aufsammelt,

Und wie im Tanz ein Mägdlein kaum empor
Die Sohlen hebt, mit engen Schritten gleitend,
Und einen Fuß kaum setzt dem andern vor:
So sah ich sie durch bunte Blumen schreitend,
Jungfräulich bodenwärts den Blick gewandt.

Im Weiterschreiten hört der Dichter einen wundervollen Hosiannasang, der den Siegeszug der Kirche ankündigt. Das großartige Gemälde, welches uns Dante entwirft, haben Raphael und Führich in ausgezeichneten Meisterwerken malerisch dargestellt. Die Kirche wird durch Beatrice in weißem Schleier mit rotem Gewand und grünem Mantel versinnbildet; mit strengem Ernste hält sie dem Dichter seine Verirrungen vor und verlangt von ihm reuiges Bekenntnis.

In dem Himmel begleitet Beatrice den Seher und lehrt ihn mystische Weisheit. Ihr süßes Lächeln leitet ihn von Stufe zu Stufe, zuerst in den Mond zu den gottgeweihten Seelen, denen ein Rest der Erdensorgen sich anhing, sodann in den Merkur und in die Venus, zu den ehr- und liebedürftigen Seelen. Die Geister sind so zart und rein, wie ein Spiegelbild im stillen Weiher, funkengleich umspielen sie sich in seligem Reigen (7, 7) und fliegen rascher als der Wind (8, 22). „Wie man Funken in der Flamme sieht und wir Stimmen in der Stimm' erkennen; die aushält, wenn die andere kommt und flieht, so sah ich Lichter hier im Lichte brennen." In der Sonne umkreisen die Heiligen der Erkenntnis und Lehrer der Weisheit Dante und Beatrice in Form eine Krone gleich dem Kranze, der in dunstgeschwängerter Luft den Mond umgibt, oder wie Sterne den Pol umziehen. Dreimal rollt „die heilige Mühle" um die beiden, da bleiben sie stehen gleich Frauen, „die horchend stehn, noch nicht gelöst vom Tanz, bis sie gefaßt das Maß der neuen Weisen". Der hl. Thomas hält eine herrliche Lobrede auf den hl. Franziskus, und aufs neue beginnt der Reigen; ein zweiter Kranz gleich dem Widerschein des Regenbogens umzieht den ersten, und so dreht „sich der ewigen Rosen schöner Doppelkranz, der eine sich im andern spiegelnd, im festlich frohen Tanz." Da stimmt auf einmal Bonaventura den Lobgesang auf den heil. Dominikus an und alles ruht und schweigt, so vereinigen sich die beiden Orden in gegenseitigem Preis- und Wechselgesang. Unvermerkt nahen sie sich dem Sternenkreuz des Mars, wo die Gottesstreiter weilen. Die Lichter weben hin und her, bald sich einend, bald sich trennend, wie im Sonnenstrahl, der durch den Schatten drängt. Höher gehoben schauen wir im Jupiter die gerechten Seelen (der Fürsten) „gleich Vögeln, die

empor vom Strande fahren, gemeinsam neuer Weide froh, sich bald in runden, bald in langen Haufen scharen," also flatteren sie in Sängen selig hin und her, bis sie eine Adlerfigur mit offenem Flügelpaare bilden. Gottesliebe gießt in strahlendem Lächeln Glanz in die Gluten, und rubingleich funkeln sie; da die „Engelsglocken" schweigen, spricht der Adler als Ganzes und klärt über die Gnadenwahl auf. Der Saturn trägt die beschaulichen Seelen; wie Krähen am Morgen auffliegen, sich zu erwärmen, so bewegen sich die Seelen, unter ihnen Benedikt und Romuald, und bilden zuletzt die Himmelsleiter der Betrachtung. Auf dieser Leiter klimmt der Dichter zum Fixsternhimmel empor.

Hier schließt sich alles in Kreisen ab, ob man vorwärts oder rückwärts schaut. Nach unten wölbt sich eine Lebenssphäre über der andern, alle bewegt von dem einen Mittelpunkte, dem wir uns jetzt nähern, und nach oben strahlt die mystische Rose, inmitten die Blumenkönigin, aus der das Wort zum Fleische war, und daran reihen sich Petrus, Jakobus, Johannes, Moses, Anna u. s. f. Engel schweben hier, die Flügel Gold, das andere weiß und rein, so daß nicht Reif und Schnee den Glanz erreichen, sie fliegen zwischen den Seligen der Himmelsrose, wie Bienen, an den Blütenkelchen hin und her und heben sich zu Gott empor. Nun sind wir gelangt „zum Himmel von reinem geistigen Licht, das nur ein Lieben ist, ein Lieben jenes Guts, des ewig wahren, voll Lust, mit der kein anderes Glück sich mißt". Wie ein jäher Blitz das Auge so erfüllt, daß alles sich verdunkelt, so wird der Dichter von lebendigem Licht umfunkelt, so daß er nichts mehr sieht, als das Eine, von wo alles Licht ausstrahlt. Dazu „sang das ganze Paradies dem Vater, Sohn und hl. Geist, ihm jubelte alles, so daß ich trunken ward von holdem Klang." Der hl. Bernhard erschließt vollends die tiefsten Geheimnisse und betet zuvor zu Maria:

In deinem Schoß ist wieder neu entglüht
Der Liebesstrahl, durch den im ew'gen Frieden
So diese Himmelsblum' emporblüht.
Du bist für uns hier Mittagssonnenhelle
Der Liebe; nieden in der Sterblichkeit
Bist du der Hoffnung labungsvolle Quelle.

Auf höchster Höhe sieht D. drei Kreise dreifarbig, doch im Umfang eins, der eine der Widerschein des andern, der dritte entweht aus beiden als Glut und Licht zugleich, in der Mitte erscheint ein menschliches Antlitz. Die Phantasie aber erlahmt, es nachzudenken und nachzubilden.

### d) Natur- und Lebensbilder der göttlichen Komödie.

1. Mit der höchsten Tiefe der Betrachtung verbindet Dante die klarste Anschauung und zeichnet uns in wenigen Strichen klare und wahre Gemälde der Natur und des menschlichen Lebens.

Er hat die Natur genau beobachtet und kennt der Tiere Art und Weise.

Da zeichnet er uns ein Taubenpaar, wie es die Lüfte teilt und mit weit gespreizten steten Schwingen zum süßen Neste herab voll Sehnsucht eilt. Die Störchin schwebt über dem Nest im Kreise, wenn sie die Brut gespeist und diese nach ihr schaut (III, 19, 91); ein junges Störchlein schwenkt endlich aus Lust zum Fluge die Flügel, aber senkt sie wieder ohne Mut, vom Neste fortzuziehen (II, 25, 10). Dann sehen wir wieder Tauben, die, vom Weizen oder Lolch gekirrt, im Stoppelfeld einherstolzieren, kirren und schmausen, bis der erscheint, von dem erschreckt sie empor zum Fluge brausen (II, 2, 124).

Gerne versetzt uns Dante auf die Jagd, zumal die Falkenjagd: Da bewegt ein edler Falk, der Kapp' entgangen, sein Haupt, macht sich schön, schlägt stolz die Flügel und zeigt Verlangen, emporzufahren (III, 19, 34); so schnell er stieg, so langsam zieht er nieder, wenn ihn der Falkner ruft, nachdem er in langem Wiegen in hoher Luft nicht Raub und Lockbild sah: zürnend seinem Herrn, flieht er auf luftigen Pfaden im Bogenflug zum fernsten Baum (I, 17, 127). Oder ein Falke verfolgt die Ente, die vor ihm niedertaucht, und hebt ergrimmt und matt vom Teich empor das sträubende Gefieder (I, 22. 130). Ein dummer junger Vogel harrt nach dem ersten Pfeil in träger Weile auf den zweiten, der beschwingte aber flieht und schützt vor Netz und Pfeilen sich durch Eile (II, 31, 61). Zu scharf gespannt, knickt die Armbrust, und Sehne und Bogen überschlagen sich (II, 31, 17).

Von den Jagdscenen wenden wir uns zu Scenen des Hirten- und Bauernlebens.

Da sehen wir z. B. einen Hirten: wenn im Mittagsbrand die Lüfte glühen und die Ziegenherde matt und zahm unter dem Schatten in stillem Brüten käut, steht hütend dort der Hirt, den Stab zur Stütz' gemacht; er wacht auch nachts, damit kein wildes Tier der Herde schade (II, 27, 76); wenn die Schafe am Morgen aus dem Stalle müssen, geht erst eins und zwei, indes die andern noch verzagt mit gebeugten Köpfen stehen, bis, was das erste that, nun jedes wagt (II, 3, 79). Der Hirte jammert und schlägt sich die Hüfte, wenn mitten im Sommer der abendliche Nebel bei scharfen Morgenlüften sich zum Frühreif niederschlägt und ein schnell verwischtes Bild des Schnees malt (I, 24, 4). Seltener zeigt uns der Dichter den Bauern; nur in einem abendlichen Bilde liegt er einmal am Hügel hingestreckt und sieht Johanneswürmchen dem Thal entlang, wo er sonst mit Hipp' und Pflug sein Thun verrichtet (I, 26, 25). Dagegen sind Bilder der Mühle häufiger. In der Tiefe der Hölle glaubt Dante von dichtem Nebel umweht, Windmühlenflügel sich drehen zu sehen (I, 34, 4), und sein Führer eilt rascher, als ein Bach durch die Rinne übers Mühlrad stürzt (I, 23, 46). Wucherische Weißkutten seien Säcke voll dumpfigen Mehles, heißt es III, 22, 76.

Ein Winzer pflegt emsig den Weinberg und wehrt dem Unkraut; und wenn die Traube bräunt, schließt er die Öffnung mit einem Dornenbund (II, 4, 19). Stößt der Schiffer vom Strande, so dreht er um, was vorne war (I, 17, 100), im Sturm bricht der Mast, und das Segel rollt zum Knäuel nieder (I, 7, 13); es ist ein Bild des Alters, wenn der Schiffer das Segel und das Tau einziehen und sich ans Ufer halten muß.

Auch in die Schlacht und ins Turnier führt uns der Dichter. Trommel und Trompeten schallen, Rauch und Feuer sind Kriegeszeichen (I, 22, 10); wenn die Reiter vorwärts drängen, sprengt wohl einer aus der Reihe, in der er ritt, und will den Ruhm des ersten Angriffs sich erwerben (II, 24, 94). Wie nach langer Belagerung eine Festung sich übergibt, so geht die Besatzung nur zögernd heraus und einer drängt sich ängstlich an den andern (I, 21, 94).

Unter den Handwerkern ist es mehrmals der pfiffige Schneider, welcher die Ehre hat, in Dantes Bildern aufzutreten. Berühmt ist die Stelle, wo die Verdammten von unten durch Nacht und Nebel heraufschauen, wie der alte Schneider nach dem Öhr die Augenbrauen spitzt (I, 15, 19). Sogar auf dem höchsten Gipfel, zu dem das Gedicht emporsteigt, unterbricht — für unsere Empfindung etwas unliebsam — ein solches Bild die Darstellung, wenn es heißt, er (Dante) wolle wie ein guter Schneider, soviel Zeug er habe, ins Kleid verwenden (III, 32, 139).

2. Das Werk Dantes ist auch sittengeschichtlich von hoher Bedeutung. Mit unerbittlicher Strenge deckt er die Falschheit, Gewaltthätigkeit und Genußsucht seiner Zeit auf und rühmt ihr gegenüber eine bessere Vergangenheit. Da war Florenz noch schlicht und waffentüchtig. Jetzt muß einer von den Kanzeln den Frauen verbieten, ihren Busen offen zu legen (II, 23, 100). Einst war das Bürgerblut selbst im letzten Handwerksmanne noch rein, aber jetzt ist es vermischt, und stets „fand man in der Volksvermischung den ersten Keim zu einer Stadt Verfall" (III, 16, 67).[1] Manchen reichen Schacherers Urahn ging einst betteln; das prahlende Geschlecht, gegen Feiglinge wie Drachen wild, wird zahm und zieht den Beutel, sobald man ihm die Zähne zeigt (III, 16, 115). Den Wucher tadelt Dante häufig und hart. Ganz Bologna ist voll Geldgier (I, 18), und Lucca ist zum Zerplatzen voll Bestechlichkeit (I, 21, 37). Frankreich und Venedig wird durch Münzverfälschung schwer geschädigt (III, 19, cf. I, 30), alle Städte sind voll von Gift und Neid (II, 14, 43 ff.) und alle christlichen Länder voll Verderben (III, 19). Die Gewaltthätigkeit beurteilt Dante weniger strenge, als Lug und Trug, ihm gefällt der Krämergeist weniger als derbe Kraft; aber noch milder straft er Liebessünden (I, 5; II, 25;

---

[1] Nebenbei bemerkt, ist diese Ansicht durchaus unrichtig, da vielmehr die Mischung verschiedener Geschlechter und Völker stets erfrischend und belebend wirkte (s. I, 52 und 46).

III, 8). Dagegen mißt er der Sodomiterei und dem Epikureismus der Luftbrüder schwere Peinen zu.

Im Paradiese ist es merkwürdig, daß er die Gottesstreiter über die Gottesgelehrten und über beide die Männer der Gerechtigkeit stellt. Den höchsten Preis hat das beschauliche Leben — möchten das jene bedenken, welche Gebet und Betrachtung als unnütz aus der Welt verweisen wollen.

## V. Das Leben in den letzten drei Jahrhunderten des Mittelalters (13—16. Jahrhundert).

Hart an die Blütezeit der Romantik stößt die Zeit des Verfalles mittelalterlicher Kultur. Das nämliche Jahrhundert, auf welchem der helle Sonnenschein glänzender Kultur liegt, in welchem Dichtung und Religion, das wissenschaftliche und politische Leben am reichsten entwickelt war, das Jahrhundert eines Innocenz, Franziskus, Bonaventura, Thomas, eines Wolfram und Walter, eines Ludwigs IX. enthielt zugleich alle Keime des Zerfalles. Man fühlte schon den Abend hereinbrechen und das Leben trüber werden. Es ist nicht bloß die Bitterkeit eines mürrischen Alten, sondern objektive Wahrheit, wenn Walter von der Vogelweide am Abend seines Lebens ausruft:

„O weh! wie jämmerlich die jungen Leute thunt!
Denen nun viel trauregliche ihre Gemüte stund!
Die können nichts, denn sorgen; o wehe! wie thun sie so?
Wo ich zur Welt hinkehre, da ist niemand froh.
Tanzen, Lachen, Singen zergeht mit Sorgen gar. . . .
Nun merket, wie den Frauen ihr Gebende (Kopfputz) staht!
Die stolzen Ritter tragen dörferliche Wat."

Ein anderer Dichter[1] klagt gleichfalls, daß man zwar noch niemals so viel neue Sachen sah, aber auch niemals so wenig Freud' und Lachen, als jetzt, und erklärt es daraus, daß jegliche Üppigkeit ihre Unsälde (Unglück) mit sich führe. Zur Zeit Neidharts von Reuenthal habe man „der Bauern Ungefug mit Gebär (Benehmen) und Gewant" besungen, jetzt aber seien die Thorheiten des Adels in Ordnung. Der Tanz sei früher leicht und der Reigen sanft gewesen, und es habe wohl einer auf dem Haupte ein Glas Wein tragen können, ohne daß es verrührt worden wäre. Nunmehr aber gleiche er dem Wedeln der Kuh, die mit dem Schwanz Fliegen und Bremsen verjagt, oder wie „der Hirsch sich reiben[2] will, also schupfen sie ab und auf, das ist mir ein neuer Lauf." Ein anderer Dichter vergleicht die jetzige Welt mit einem alten Pferde, das „aus Zelt" (aus dem Paß) gekommen ist und nicht mehr zieht und trabt, als in seiner Jugend. Niemand will unrecht scheinen und Unrecht haben, ob er auch wuchere und ehebreche. Die Sprache habe sich verändert, eine Bösewicht heiße ein biderb Mann, Hoffart ein Gebrest, eine hohe Burg nenne man ein Geiernest, einen Bauer Holzbock u. s. f.

---

[1] Liedersaal III, 295. [2] Reiben = drehen, so hieß eine Art des Tanzes.

Die Sitten sind ausgelassener, die Gemütsstimmung ist aber nicht zugleich auch fröhlicher und heiterer geworden. Schwere Nöten und Heimsuchungen zerstörten den sorglosen Frohsinn. Die Mongoleneinfälle, die Mord- und Raubzüge der „schrecklichen kaiserlosen Zeit,“ endlich die Pest im Anfang des 14. Jahrhunderts, welche nach Hecker ein gutes Viertel der europäischen Bevölkerung hinwegraffte, erzeugten eine gedrückte trübsinnige Stimmung. Daraus gingen die Geißlerfahrten hervor, große Züge fanatisch erregter Männer und Frauen, welche sich geißelten und Bußgesänge heulten. Seit jener Zeit will man in der Darstellung heiliger Gegenstände einen tiefern Ernst und den Ausdruck drückenderen Schmerzens und Schreckens finden. Die Umwandlung des Kruzifixus von dem Sieger über Tod und Hölle, wie ihn die Vorzeit nach byzantinischem Muster malte, zu dem reinen Schmerzensmann mit verzerrten Gliedern und ausgebogenem Körper vollzog sich jetzt endgiltig. Man malte nicht mehr so häufig wie in den Katakomben den guten Hirten, über alle Kirchthüren stellte man vielmehr das Bild des Gerichtes und Richters und darunter gewöhnlich den Höllenrachen mit seinem gräßlichen Inhalt. Das Totengeripp im Tanz mit dem Leben zeichnete man auf Kirchen- und Kirchhofwände, und bald wurden solche Totentänze auch im Kupferstich und Holzschnitt verkauft.

Man hatte Freude an dieser schauerlichen Komik des Totentanzes. Das Schauerliche und Lächerliche berührt sich ja überhaupt sehr nahe, von einem zum andern ist nach dem Sprichwort nur ein Schritt. Die Natur, welche lange unter dem Gefühl des Schreckens seufzt, muß sich in Humor wieder entladen. Daher ließ man den Humor in Dachspeiern und Kirchenstühlen frei spielen. Hier konnte und durfte er sogar das Heilige ironisieren, die frommen Beter nachäffen und Purzelbäume schlagen. Ja man gestattete sogar innerhalb der Kirche wirkliche Spiele, worin heilige Gebräuche komisch nachgeahmt oder verlacht wurden (Eselsfeste, Ostermärlein, Ostergelächter, Roraffe).

Daß indessen diese abwechselnd trübselige und ausgelassen lustige Stimmung ernste Arbeit und gesunde Frömmigkeit nicht hinderte, beweisen hinlänglich die großartigen Werke des Glaubens, wie der wirtschaftlichen Arbeit. Gerade der Ausgang des Mittelalters war, wie uns Janssen ausführlich belehrt, äußerst reich an Werken der Kunst und des Geistes, des Gemütes und der Liebe. Gerade dieser Zeit gehören die herrlichen gotischen Dome an, die wir noch bewundern, in diese Zeit fallen die meisten Miniatur- und Tafelmalereien. Ackerbau und Handwerk blühte,

der Handel nahm ungeahnten Aufschwung, und das volle Licht der Geschichte strahlt über eine Zeit, in welcher freilich das Rittertum entartete. Es war das 15. nicht 16. Jahrhundert, von dem Ficinus den Ausspruch that: „Niemand wird bezweifeln, daß dieses Jahrhundert golden ist, der die herrlichen Erfindungen desselben beachten will“ (aureum esse hoc saeculum minime dubitabit, qui praeclara saeculi huius inventa considerare voluerit).

a) Ritter- und Bauernleben.

1. Daß das Rittertum verfiel, unterliegt keinem Zweifel. Schon in die Zeit Friedrichs II. fallen jene Donquixoterieen Ulrichs von Lichtenstein, die uns ebenso seltsam anmuten, als sie den Zeitgenossen gefielen. Um seiner erwählten Frau zu gefallen, läßt er sich seine Lippe beschneiden, einen Finger abhauen und jener in einem Futteral von grünem Sammet bringen, zieht, als Frau Venus verkleidet, in den österreichischen Ländern weit und breit umher, begibt sich in diesem Aufzug sogar in die Kirche und läßt sich die pax geben, versticht über 300 Speere gegen die Ritter, allerorten nehmen Frauen lebhaften Anteil an den herrlichen „Punieren“. Dabei verrät Ulrich, daß er schon Frau und Kinder hatte und sie dazwischen auch besuchte.

Einen Nachahmer fand der Lichtensteiner an dem bürgerlichen Sänger Johann Hadlaub. Er war verliebt, und zwar in eine adelige Dame — verliebt, wie nur je einer: das minnetrauernde Herz gleicht einem Ferkel im Sack, das „zappelt und quiekt“. Mit Hilfe hoher Herren erlangte er eine Zusammenkunft mit seiner Herrin. Da sie sich aber von ihm abwandte, fiel er vor Leid wie tot nieder, die Herren aber hoben ihn auf, gaben ihm die Hand der Dame, und er drückte ihre Finger, sie aber biß ihm in die Hand, ihm wehe zu thun. Doch sie täuschte sich: „Ihr Beißen war so zärtlich, so weichlich fein, daß es ihm wehe that, daß es so bald vergangen war.“

Seitdem die Kreuzzüge aufhörten und damit ein Ableitungsmittel für die ungemessene Wander- und Abenteuerlust der Ritter fehlte, verfielen sie auf solche alberne und zwecklose Fahrten oder verlegten sich, von der Not getrieben, auf Straßenraub. Es begann das Faustrecht, die Ritter wurden rohe unbändige Gesellen, die Rittersitte verfiel, die Fehden hörten nimmer auf, und alle Wege wurden unsicher.

Wernher der Gartenaere gibt eine lebendige Schilderung der neuen Rittersitte, indem er Meier Helmbrecht seinem Sohne erzählen läßt:

„Als ich ein Knabe war, ging ich mit Käs und Eiern zu Hofe. Damals waren die Ritter von anderer Art, höflich und von guten Sitten, und verstanden sich nicht auf Schalkheit, sie buhurdierten, die eine Schar hin, die andere Schar her, es fuhr dieser, es fuhr der, als wollt er einen stoßen. Einen Tanz sie dann traten mit hochfertigem (edlem) Gesang; bald kam ein Spielmann mit seiner Geige, da standen auf die

Frauen, die Ritter gegen sie gingen und sie bei Handen fingen. Wenn das vorbei war, ging einer und las von einem, der hieß [Herzog] Ernst. Ein anderer schoß mit dem Bogen zu dem Ziel, einer jagte, dieser pürschte. Damals war der Schlechteste, welcher jetzt wäre der Beste. Der ist jetzt weise, wer ausschweifen und lügen kann. Sonst hörte man im Ritterspiel so rufen: Heia, Ritter, sei froh! Jetzt schallt es durch die Lüfte: Jage, Ritter, jage, jage; stich, schlage, verstümmle den, schlag mir dem den Fuß ab, den sollst du mir hängen, diesen reichen Mann fangen, der zahlt uns wohl hundert Pfund. So war die alte Sitte. Nun sage mir, Sohn, die neue." Der Sohn berichtet: „Jetzt ist der Hofbrauch: Trinke, Herr, trinke, trink; trink das aus, so trink ich das! Frühe fand man werte Leute bei den Frauen, jetzt aber bei dem feilen Wein. Das ist nun ihre Minne: Schenkin füll' den Maserkrug, ein Affe und ein Narre ist, der je seinen Leib abhärmt um ein Weib, anstatt Wein zu trinken. Der Alten Leben ist nun im Banne und verhaßt wie ein Henker."

Diese Anspielung auf das Raubrittertum ist nicht vereinzelt. Die Ritterromane geben zahlreiche Beispiele, und selbst während der Blütezeit des Rittertums bestand das Banditentum nicht ausschließlich aus gemeinen Menschen und verkommenen Kriegsgesellen. Schon im 13. Jahrhundert schreibt Jakob v. Vitry († 1244) von den französischen Rittern:

„Diese Seigneurs können trotz ihrer pomphaften Titel nicht davon lassen, auf Raub auszugehen und das Brigantenhandwerk zu treiben. Aus geringfügigen Ursachen machen sie den Armen den Prozeß, um ihre Habe sequestrieren zu können, und die Unschuldigen unterwerfen sie grausamen Torturen, um ihnen Geld auszupressen. Und das alles, um ihre Wucherer zu bezahlen, um Mimen, Jongleure, Parasiten, Histrionen und Schmeichler zu unterhalten, wahre Hofhunde, welche die Unglücklichen aussaugen und martern." Solche Herren hieß man: le Diable, Eveille-chiens, Fin du Monde rc.

Kein Wunder, daß von einzelnen französischen Rittern große Grausamkeiten berichtet werden müssen. So erzählt Chateaubriand: „Regnault de Poissigny, ein großer Straßenräuber, gefiel sich darin, jedem Mönche, der durch seine Ländereien ging, das Auge auszustechen und den Bart auszureißen." Als den Herrn von Tournemine der Gerichtsbote Loup in seinem Hause vorlud, ließ er diesem die Hand abhauen, indem er sagte, es habe sich nie ein Wolf (loup) seinem Schlosse genaht, ohne daß seine Pfote an die Thüre genagelt worden wäre. Enguerrand de Coucy ließ drei flandrische Edelleute erhängen, welche auf sein Jagdgebiet kamen. Der hl. Ludwig aber verurteilte ihn zu 10 000 Pfund Strafe, zur Stiftung von 3 Kaplaneien für die Erhängten und beraubte ihn der Gerichtsbarkeit (vgl. S. 250).

Ohne Zweifel gab es aber auch viele ehrliche Ritter, sie bildeten vielleicht die Mehrzahl. Einen solchen Mann schildert uns der englische Dichter Chaucer im Ausgang des 14. Jahrhunderts. „Er sei weise und ehrenwert gewesen," sagt Chaucer, „züchtig wie ein Mädchen in seinem Betragen, und nie habe er etwas Unanständiges gesagt; aber sein Äußeres

sei unansehnlich gewesen: ein Leibrock war's von Parchent, samt Panzerhemd beschmutzt genug." Sein Sohn, ein junger Squire (Knappe) von ganz anderer Art, war mit zur Stelle,

Ein Frauenheld und lust'ger Junggesell,
Die Haare kraus, wie sie geformt die Presse,
Und zwanzig Jahr alt, wenn ich's recht ermesse.
Von ebener Länge war die Leibsgestalt,
Und stark und flink, man findet's nicht so bald.
Wie eine Wiesenau war er bekränzt,
Von frischen Blumen weiß und rot umglänzt.
Den ganzen Tag lang sang und flötet' er,
Frisch war die Farb', als ob's der Maimond wär';
Kurz war sein Kleid mit Ärmeln, langen, weiten.
Wohl saß zu Roß er, konnte wacker reiten,
Er konnt' erzählen, machte Liedelein,
Und tanzt' und schrieb, und konnte konterfey'n.

Ferner befand sich in der Begleitung des Ritters ein Dienstmanne im Waffenrock. In der Hand trug er einen Bogen, an der Seite hingen Schwert und Schild und im Gurte ein Bündel Pfauenfedernpfeile. Auf seinem Panzer war der hl. Christoph dargestellt, grün waren seine Hosen, grün das Band, an dem das Horn hing: es mußte ein Förster sein, denkt Chaucer.

Als letzter Ritter wird Kaiser Maximilian gepriesen. In seinem Teuerdank hat er uns sein Leben und seine Fahrten unter allegorischer Verkleidung geschildert. Den Mittelpunkt der Erzählung bildet die Brautwerbung um die Jungfrau Ehrenreich (Maria von Burgund). Auf dem Weg zu ihr stellt sich ihm zuerst Fürwittig, d. h. die jugendliche Unbesonnenheit, in einem Engpaß entgegen, und er muß mit ihm fechten. Dann kommt Unfalo, das Unglück, welches männlichen Thaten droht, und endlich Neidelhart, der des Glück des Alters vergällt. Doch er besiegt alle diese Gegner und läßt sie aufknüpfen. Ehrenreich wird ihm zu teil, aber nur unter der Bedingung, daß er gegen Ungläubige zu Feld ziehe. Die Königin krönt ihn mit dem Kranz von dem Kraut, genannt Laurus; dieses Kraut steht keinem wohl, er habe denn mit Ritters Ehren sein Leben vermehrt.

2. Der Bauer erfreute sich an ritterlichem Umgang, er wollte selbst gerne den Ritter spielen, und mancher machte aus dem Spiel auch Ernst. Er wurde Ritter auf ehrlichen oder unehrlichen Wegen, diente als ritterlicher Dienstmann oder ging unter die Stegreif- und Raubritter, z. B. der Sohn Meier Helmbrechts.

Der Sohn Helmbrechts wurde frühe verzärtelt und eitel gemacht. Er bekam schon als Knabe eine Kettenwams, d. h. ein ins Kleid gestepptes



Fig. 24. Maximilian I. und Maria von Burgund bei ihrer ersten Begegnung 1477. Maximilian trägt einen übermäßig langen, an den Ärmeln zu engen Rock, enge Beinkleider und pantoffelartige Überschuhe. Maria hat den vom spitzen Burgunderhut herabhängenden langen Schleier über den rechten Arm geschlagen. Ihr reichgemustertes langes Kleid ist unten mit Hermelin besetzt. Bemerkenswert ist der kostbare Gürtel und der Halsbesatz (Eye u. Falke).

Eisenhemd, eine Gnippe (Stechmesser), einen blauen Überrock und eine seidene Haube, in welche Vogelfiguren eingestickt waren. Die Arbeitsscheu und der Eigendünkel verführte ihn, wie manchen seinesgleichen, Ritter werden zu wollen. Sein Vater mußte ihm ein Roß kaufen, und er „zog durch das Gatter des Hofes fort“ auf die Burg, wo er ein Raubleben begann. Einmal noch kam er zurück ins Vaterhaus und ward hier gut empfangen. Trotz der Mahnung des Vaters zog er wieder aus, fiel aber bald in einer unbewachten Stunde mit seinen Genossen in die Hände des Richters und wurde geblendet. Blind kam er vor die Thüre seines Vaters. Dieser aber hieß den Knecht die Thüre absperren und den Riegel vorstoßen, und zuletzt wurde er von den Bauern erschlagen.

Der „Ring“ Heinrich Wittenweilers beginnt mit einem sonntäglichen Bauernturnier. Die Hauptrolle spielte ein junger Bauer, namens Bertschin Triefnaß, „ein Degen säuberlich und stolz, als wär er gedreht aus Holz,“ seine Wappen waren „zwei Gabeln in einem Mist“. Mit ihm ritten zwölf andere Gesellen am Sonntag auf den Plan, sie ritten also „unverdrossen, als ob der Regen sie hätt' begossen.“ Der eine führte als Wappen eine Hacke, der andere einen Löffel in einer Schüssel, und wieder einem andern „hatte der Pfarrer zum Wappen drei Nuß an einer Weinrebe gegeben“. Ihre Helme glichen Körben, ihre Schilde waren Wannen, und ihre Kleider waren von Loden mit Heu und Stroh unterschoben. Mit Decken und Säcken hatten sie ihre Rosse und Esel gedeckt. So rückten sie mit ihrem Pfeifer Gunterfay heran, stachen zuerst gegeneinander, dann gegen den Ritter Neithart, „den Bauernhagel,| der allen Törpern Haß trug;“ kamen aber schlecht an. Unter Leitung und Weisung Neitharts hielten die Bauern dann regelrechtes „Turnier“. Wie im Ritterturnier wurde der Platz durch Zäune abgesperrt, und es wurden Gallerieen für Zuschauer errichtet, von denen eine Frau herabstürzte und den Rücken brach. Die stechenden Bauern teilten sich in zwei Haufen, bei jedem mußte ein Zäumer sein. Da ritten sie unter einander, „recht wie die wilden Schweine von Flandern. Es erhob sich ein Nebel und Dampf von Leuten und Pferden, daß keiner den andern erkannte.“ Mit zerschlagenen Gliedern gingen sie vom Platze. „Lachen kann uns nimmer freuen, so hart sind wir geschlagen, aber erst das Erwachen morgen früh! und doch sollen wir pflügen (eren), dreschen, schneiden, mähen und stoßen (zerren).“

Was beim Ritter Minne hieß, dasselbe bedeutete dem Bauern die Hochzeit. Er ist „praktischer,“ will gleich wissen, woaus und woein, und ist weit entfernt von einem Seelenzustand, wie er sich in der Minne darstellt. Wo daher der Bauer in der Dichtung auftritt, macht er eben Hochzeit, tanzt oder prügelt sich herum. Das haben die mittelalterlichen Volksdichter besser gewußt, als unsere modernen Bauernromantiker mit ihrer verlogenen Sentimentalität. Wir besitzen nun vom Ausgang des Mittelalters verschiedene Hochzeitsgeschichten, vor allem den eben behan-

delten „Ring“ von Wittenweiler, sodann die köstliche Erzählung von „Metzen Hochzeit“.

In „Metzen Hochzeit“ wird zunächst bei großem Umstand die Ehen geschaffen „ohne Schuler (Schulmeister) und Pfaffen,“ die Heimsteuer und Widerlegung festgestellt.

Die Heimsteuer besteht in verschiedenen Zuchttieren (Pferd, Kuh, Kalb, Bienen), und die vom Bräutigam dargebrachte Widerlage in einem Jauchert Flachsfeld. In dem Hause des letzteren war Festmahl. Die Gäste hatten, heißt es, weißes Brot, vieren zusammen gab man einen Kübel voll Hirse, „mancher da den Finger schleckte und füllte beide Wangen“. Darauf wurde getrunken und der Spielmann „pfiff einen Schall, daß er durch die Küche hal“ (hallte). Dann brachte man Speck auf Rüben, „manchem ward da sein Bart schmalzig, und etlicher verbrannte Zunge und Rachen.“ Den Schluß machte das Brautmus und Braten.

Am andern Tage, nachdem die Ehe thatsächlich abgeschlossen worden und der Bräutigam der Braut die Morgengabe dargebracht hatte, ging es in feierlichem Aufzug und unter Trommel- und Pfeifenklang in die Kirche, und „man gab sie zusammen, als nun je daher die Leut han gethan; die Braut hieß man das Paz (pax) empfan, das Buch (zum Küssen der pax) bot ihr der Mesner.“

Darauf fand nochmals ein Mahl statt, und es wurden die Hochzeitsgeschenke dargebracht. Den Abend beschloß ein Tanz unter der Dorflinde, bei dem es gewohnheitsmäßig zu einer Schlägerei kam.

Der Ring des H. Wittenweiler erzählt auch die Vorgeschichte der Hochzeit, wie der Bräutigam Bertschin einer Geliebten Metze ein nächtliches Ständchen mit Hilfe des Pfeifers Gunterfay bringt, wie er sie im Stall erwartet, wie dabei ein Lärm entsteht, indem man ihn als Dieb verfolgt. Sie zu sehen, steigt er nachts aufs



Fig. 25. Bauerntanz (nach Holbein).

Dach, schaut durch den Kamin hinab, aber er bricht ein und fällt mitten ins Feuer, um das die Familie versammelt ist, und „Höll (Hafen) und Kessel fiel dahin.“ Bertschin entschließt sich endlich, Ernst zu machen, und läßt seine Freunde und Verwandten zusammenkommen, eröffnet ihnen die Absicht, Metze zu heiraten, und befragt sie um ihren Rat. Die Mehrzahl stimmt bei, darauf werden zwei der Freunde an den Vater der Braut gesandt; dieser läßt gleichfalls seine Freunde kommen. Nachdem auch diese beigestimmt, schickt man nach dem Freier, und nun folgt die für uns befremdliche Scene, in welcher der Freier eine Art „Brautexamen“ durchmachen muß. Er muß das Pater noster, das Ave Maria und Credo hersagen, wird hierauf ausführlich über den christlichen Glauben belehrt und erhält eine Reihe von Lebens- und Wirtschaftsregeln. Sogar Gesundheitsregeln geben ihm die Genossen, von denen wir unten S. 313 f. einiges anführen wollen. Darauf wird die Braut hereingeführt. Einer der Genossen fragt Bertschin, darauf Metze, ob sie einander wollen. Nach beiderseitiger Bejahung wird „mit beider Gier die Ehe so geschaffen, ohne Schuler und ohne Pfaffen“. Darauf ergeht die Einladung zur Hochzeit in die Umgegend. Am Sonntagmorgen (!) findet der Kirchgang statt; zuvor sammeln sich die Männer in Bertschins, die Frauen in Metzens Haus. Als man schon zur Messe läutet, fällt dem Bertschin ein, daß er keinen Pfennig zum Opfer habe. Da rät man ihm: „Heiß dir's an einen Rabasch (Kerbholz) schreiben, willst du nicht die Schande leiden.“ Der Zug beginnt, voraus die Jünglinge, dann die Jungen und zuletzt die alten Frauen. Als die Messe ein Ende nimmt, spricht der Pfarrer: „Hört, ihr Frauen und Knecht', wißt, es ist der Kirche Recht, daß man öffentlich und nicht heimlich ohne Pfarrer sich verehelicht, damit man vor allem Volke in der Kirche früh und spät verkünde, ob jemand wäre, der widersprechen sollte. Darum gebiete ich bei dem Banne, wer es kann, zu bewähren, daß die Ehe nicht redlich sei.“ Da kriecht ein altes Weib an einem Stab hervor und sagt, der Bräutigam habe ihr die Ehe versprochen. Da lachen alle und sprechen zum Pfarrer: „Die Ehe war geschaffen vor den Mönchen und den Pfaffen, d'rum nehme jeder Geselle eine Frau, da er gerne will.“[1] Man urteilt, die Frau solle Bertschin unter einer nicht näher bezeichenbaren Bedingung bekommen. Da sie diese Bedingung nicht erfüllen kann, wird sie abgewiesen.

Darauf bewegt sich der Hochzeitszug wieder ins Haus des Bräutigams, und es findet das Hochzeitsmahl statt. Zuvor werden Gaben dargebracht, der Vater der Frau gibt als ganze Heimsteuer sieben Hennen und einen Hahn, einen Chozen (Wolldecke) und einen Strohsack — wenn der Bräutigam einen Leilachen wolle, heißt es, soll er die Frau zum

[1] G. Freytag stellt die Sache in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ (Ges. W. 18, S. 64, Anm.) tendenziös so dar, als ob es eine reine Civilehe gewesen wäre. Viel eher noch hätte sich Freytag auf die erste Erzählung, „Metzen Hochzeit“ berufen können, wo die Braut sich schon am Tage vor dem Kirchgang im Haus des Bräutigams befindet. Aber auch hier kann von einer Civilehe nicht die Rede sein.

Spinnen anhalten. Verwandte schenken der Frau einen Wirtel, zwei Spindeln, ein Feuerzeug, einen Haspel, Besenstiel und Salzfaß. Ein obligater Tanz mit Schlägerei beschließt das Stück.

Zum Schlusse wollen wir noch einen Blick auf den englischen Bauern werfen, von dessen Wohlstand, Stolz und Unabhängigkeitssinn schon wiederholt die Rede war (I, 89, 106. II, 251).

Alle Berichte und Erzählungen stimmen darin überein, daß bei ihm der größte Wohlstand herrschte. Sowohl Chaucer, als Fortescue und Latimer, der Hofprediger Eduards VI. und Heinrichs VIII., entwerfen glänzende Gemälde bäuerlicher Wohlhabenheit.

Ein alter Freisasse (Frankelein), sicher von sächsischer Herkunft, unabhängig und reich, wird von Chaucer folgendermaßen geschildert:

Sein Gesicht war rot und weiß sein Bart, im Gürtel trug er einen Dolch und seidenen Beutel.

„Sein Brot, sein Bier war immerdar gleich schön,
Kein Mensch war besser je mit Wein verseh'n;
Gebacknes ging niemalen bei ihm aus,
Vollauf war Fleisch und Fisch in seinem Haus,
Es schneite von Gerichten und Getränken
Und Leckerbissen, die nur zu erdenken;
Weh seinem Koch, wenn nicht scharf und gewürzt
Die Brühen waren, und er selbst geschürzt.
Auf seinem Tisch in seiner Halle lag
Das Tischtuch stets den lieben langen Tag."

Bei Gerichtssitzungen war er obenan, er ward Sheriff, Gauvorsteher (countour) und oft Abgeordneter der Grafschaft (knight of the shire).

Einen Herrschaftsvogt oder herrschaftlichen Meier stellt Chaucer als geschäftsgewandt, schlau und pünktlich dar. „Des Herrn Schweine, Schafe, Milcherei, Pferde und Geflügel, sagt Ch.,

„Waren diesem Vogte gänzlich untergeben;
Vertragsgemäß mußt' er auch Rechnung geben,
Seitdem sein Herr geworden zwanzig Jahr,
Wobei er nimmer auch im Rückstand war.
Nicht Pächter gab's, Knecht, Dienstmann irgendwen,
Deß Pfiff und Schlich' er nicht wußt' auszuspäh'n;
Auf einer Heide stand ganz hübsch sein Haus,
Von grünen Bäumen ringsumher geschützt,
Im Kauf war mehr er als sein Herr gewitzt."

Er trägt ein blaues Überkleid und eine rostige Klinge.

Ferner ist ein Pflüger (Plowman), Bruder eines trefflichen Geistlichen, in der Gesellschaft. Er drasch und grub und strengte brav sich

an um Christi und um jedes Armen willen, den Zehnten zahlt er ganz ehrlicherweis aus eignem Gut durch seiner Hände Fleiß. Endlich tritt auch ein kurzer, stämmiger und derber Müller auf, echter Sachse, ein dicker Knorr und Kloben, mit rotem, borstigem Haar, Warzen im Gesicht, mit schwarzen, großen Nüstern und einem Mund so groß wie ein Backofen. Er stahl das Korn und nahm dreifachen Zoll. „Seine Hosen waren blau und sein Rock weiß.“

Latimer schildert seinen Vater, einen Yeoman, in folgenden glänzenden Worten:

„Mein Vater war ein Yeoman ohne eigenen Grundbesitz, hatte aber eine Pachtung für drei, höchstens vier Pfund jährlich und baute soviel an, daß er ein halb Dutzend Leute halten konnte. Er züchtete hundert Schafe, und meine Mutter melkte dreißig Kühe. Er war geschickt und brachte dem König ein Kutschgeschirr. . . . Er hielt mich zum Schulbesuch an; sonst wäre ich wohl außer Stand gewesen, in Gegenwart Seiner Majestät zu predigen. Er verheiratete jede meiner Schwestern mit einer Mitgift von fünf Pfund und erzog sie in Sanftmut und Gottesfurcht. Gegen arme Nachbarn erwies er sich gastfreundlich, auch gab er den Armen Almosen, und das alles bestritt er aus dem Erträgnis seiner Farm. . . . Er war bemüht, mich schießen zu lehren und brachte mir andere nützliche Dinge bei; dasselbe werden auch wohl andere Männer bei ihren Kindern gethan haben. Er lehrte mich den Bogen spannen“ u. s. w. (nach Taine).

### b) Die Geistlichen und das kirchliche Leben.

1. Spöttereien und üble Nachreden über Päpste, Mönche und Geistliche gibt es, angefangen von Walter von der Vogelweide, von Walter Map († vor 1210) und dem Verfasser der carmina burana (13. Jahrhundert)[1] bis zur Anekdotensammlung von Poggio und Bebel so viele, daß sie ein ganzes Buch füllen würden. Mit Vorliebe pflegen sie Protestanten her vorzuziehen, um daraus für die Reformation Gewinn zu ziehen, und wir können ihnen billig dieses Vergnügen überlassen.

Harmloser als die eigentlichen Satiren auf die Geistlichkeit sind die von Geistlichen ausgehenden Schwänke. In diesen offenbart sich zwar auch mancher sittenlose Zug, aber es versöhnt damit der frische Witz und die kräftige Posse. Besonders beliebt waren die Schwänke des Pfaffen Amis, des Pfarrers von Kalenberg und des Peter Leu von Schwäbischhall.

Amis besitzt eine reiche Pfründe und wird einmal vom Bischof visitiert. Er soll seine Kenntnisse zeigen und auf die Frage antworten:

---

[1] S. Lindemann, Geschichte der deutschen Litteratur [5], 44. Norrenberg, Allg. Litteraturgesch. I, 186 ff., 134.

„Wo der Mittelpunkt der Erde, wie hoch der Himmel sei.“ Amis antwortet: „Seine Kirche liege im Mittelpunkt, der Bischof möge es mit Seilen messen lassen, wenn es nicht so sei, wolle er die Pfründe verlieren; der Himmel sei so hoch, als ein Mann rufen kann, der Bischof möge einmal hinaufsteigen.“ — In Not geraten, zieht Amis umher und sucht sich durch allerlei Liste den Unterhalt zu erwerben.

Für ein zu erbauendes Münster erbat er sich Gaben, wollte aber keinen Pfennig von ungetreuen Weibern nehmen — und die Weiber gaben sehr reichlich. In Paris versprach er gegen hohen Lohn ein Bild zu malen und zu zeigen, das aber nur ehelich Geborene sehen könnten — und jeder gestand, alles zu sehen, obgleich die Wand leer war.

Der Pfarrer von Kalenberg diente seinem hohen Gönner als Waschmagd, um seine Pfründe zu verbessern. Seinen „kahnigen und zähen“ Wein brachte er dadurch an den Mann, daß er verkünden ließ, er werde über die Donau fliegen. Alles strömt herbei; bis es losgehen soll, ist der Wein weggetrunken, und der Pfarrer kann die Bauern verlachen.

Peter Leu teilte die Predigt in drei Teile: Den ersten versteht ihr nicht, den zweiten kann ich und den dritten versteht ihr nicht und kann ich nicht.

Die Vorwürfe, welche man dem Klerus des Mittelalters macht, lassen sich darin zusammenfassen, daß er anstatt das Beispiel der Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Demut zu geben, vielmehr der Herrsch- und Genußsucht frönte. Im Besitz überreicher Pfründen haben die Geistlichen ein behagliches Leben geführt und ihre Pflichten schlecht erfüllt, wenig gepredigt und unterrichtet und noch weniger sich kasteit. Es ist in der That zu beklagen, daß der Reichtum und Glanz vieler Kirchenstellen einen mächtigen Anreiz auf unberufene Männer ausübte und daß viele Unwürdige sich in den Kirchendienst und in reiche Klöster eindrängten, und es ist wahr, daß die Geschichte viele schlimme Züge und Thatsachen in dieser Hinsicht überliefert.

Diese Thatsachen sind um so weniger zu bezweifeln, als sie selbst von kirchentreuen und wohlgesinnten Männern bezeugt und beklagt werden. Einer möge statt aller sprechen. Murner, der bekannte Luthersatiriker, führt einen schwachen Dekan auf, welcher seinen untergebenen Geistlichen durch die Finger sieht und nach dem Bischofslied seinen Reigen führt. Vornehme Esel werden mit Pfründen überladen, sie beten Latein, ohne es zu verstehen, das heiße man: aus einem hohlen Hafen reden. Dem Pfarrer sei das Opfer der Leute der wichtigste Teil der Messe, nach dem sich alles richten muß. Er spreche daher zum Kaplan vor dem Amt: „Fang' langsam und schön zu singen an und zieh' so lang die Noten mir, bis jeder hat geopfert. Doch wenn zum Opfer jeder ging, so sing mir ja geschwind und flink.“ Ein Bauer ist unzufrieden, daß des

Pfarrers Predigt nichts anderes sei, als Kriegen, „auch schilt er sehr, straft unser Wesen, als ob er im D..ck hätt' aufgelesen.“ Der Geistlichen Leben widerspreche ihrer Predigt, und sie thun, als ob sie selbst nicht an ihre Lehre glauben. Allein ob die hier gerügten Fehler, vor allem die nur angedeutete Genußsucht wirklich den Klerus allgemein befleckte, ob schlechte Priester die Regel oder die Ausnahme bildete und ob deshalb über den ganzen Stand das Verdammungsurteil gesprochen werden kann, bleibt so lange zweifelhaft, als uns genaue statistische Angaben fehlen. Man hat zwar bischöfliche Visitationsberichte aus der Reformationszeit veröffentlicht, die wenigstens für einige Gegenden statistische Bedeutung haben, und diese Berichte ergeben ein wenig erfreuliches Resultat, allein ob man von dieser bestimmten Zeit und von bestimmten Gegenden aus auf den allgemeinen Stand der Geistlichen schließen dürfe, bleibt auch hier noch fraglich. Gerade das ungestüme Verlangen nach Reformation, das in vielen Kreisen geteilt wurde, und das Erscheinen derselben hat mannigfach geschadet, die Strenge gelockert und den Trieb nach Ungebundenheit entfesselt. Dieser Trieb nach Ungebundenheit lag übrigens ganz im Zeitgeiste, und es werden in der Folge noch verschiedene Thatsachen angeführt werden, welche das Wachstum dieses Triebes bezeugen; der Macht des Zeitgeistes aber konnte sich der Klerus trotz aller Anstrengung heiligmäßiger Männer nie ganz entwinden; daher mag es auch sich erklären, daß die Klagen über ihn in demselben Grade zunehmen, in welchem man sich der Reformationszeit nähert. Diejenigen aber, welche gewohnt sind, von einzelnen Erscheinungen, einzelnen besonders deutlich sich aufdrängenden Skandalgeschichten auf die Gesamtheit eines Standes zu schließen, mögen sich daran erinnern, daß in der Geschichte der Vergangenheit wie in der täglichen Zeitgeschichte viel weniger von der Regel als von der Ausnahme die Rede ist, daß das geschichtliche wie Tagesgerücht vom Außerordentlichen und Seltenen sich nährt und daß etwas um so größere Aufmerksamkeit erregt, je stärker und unerwarteter eine Thatsache eintritt. Man berichtet von Hunderten nicht, die ihr Tagwerk in friedlicher und emsiger Arbeit dahinbringen, während mit der That des einen alle Spalten sich füllen, der seinen eigenen gefährlichen Weg wandelte und darauf zu Grunde ging. Das friedliche und stille Schaffen zahlloser eifriger Seelenhirten, ihre emsigste Thätigkeit reicht nicht aus, eine einzige schwarze That ihres Genossen aus den Annalen der Geschichte zu tilgen.

Zu allen Zeiten hat die Welt den Wandel des Priesters mit Argusaugen betrachtet und sich höchlich gefreut, wenn ein solcher strauchelte

oder gar fiel. Denn das gilt ihr für eine Entschuldigung und Rechtfertigung der Wollust und Weltliebe. Wenn ein Geistlicher fällt, dann spricht eine geheime Stimme: „Seht da, wie die, welche Tugend lehren und Pflichten auflegen wollen, selbst sich von der Pflicht entbinden. Sie legen Lasten auf, ‚binden schwere Bürden zusammen und legen sie auf die Schultern der Menschen, sie selbst aber wollen sie mit ihren Fingern nicht bewegen.‘ Seht die Pharisäer!“ Und wenn auch keine Thatsache vorliegt und nichts erwiesen ist, dann sucht das böse Herz, bis es etwas findet. Wenn man sich aber einmal vornimmt, etwas Schwaches an einem Menschen zu finden, findet man immer etwas. Hat man doch sogar an Christus finden wollen, daß er ein Fresser und Weinsäufer sei (Mt. 11, 19). Warum nicht bei schwachen Menschen?

Wer schlecht genug ist, alle seine eigenen Fehler auch bei andern Menschen zu finden — und welcher Lüstling und Säufer redet sich nicht damit hinaus, daß andere Menschen nicht besser sind, als er? — ein solcher Mensch braucht nicht einmal zu suchen, er ist a priori überzeugt; denn seine eigene Schlechtigkeit ist die Kategorie, womit er Menschen überhaupt auffaßt, also auch den Geistlichen. Vor dem Gerichte solcher Leute ist niemand rein, der Geistliche erst recht nicht; denn der ist sein Feind, und sein Feind muß alle Fehler im höchsten Grade besitzen. Wer von sich selbst gesteht und gestehen muß, daß er keine zwei Wochen keusch bleiben kann, der muß annehmen, daß dies auch andern nicht möglich ist, und solche Menschen führen dann, wenn sie Schriftsteller sind, hohe Redensarten von der unüberwindlichen Macht der Triebe und dem unbesieglichen Eros. Von solcher Seite ergeht dann das Urteil über die kirchlichen Gesetze und Ideale, die evangelischen Räte der Keuschheit, Armut und des Gehorsams, daß sie der Natur zuwider und unerfüllbar seien. Dies lehre die tägliche Erfahrung und die Geschichte.

Als ob es nicht Männer genug gäbe, welche das Gegenteil beweisen, Männer, deren ganzes Leben offen dalag vor aller Menschen Auge, nicht Heilige der Verborgenheit, keine Einsiedler oder schweigende Karthäuser, sondern geschichtliche Personen, die ihre Aufgabe im Menschengewühl und in der Öffentlichkeit lösten. Gerade das 15. und 16. Jahrhundert ist nicht arm an solchen Erscheinungen. Besonders häufig ist vor Luther die Erscheinung eines mächtigen Bußpredigers, der die verfeindeten und verweichlichten Gemüter erschreckte und aufrüttelte und Zauberwirkungen übte. So traten im 15. Jahrhundert Bernhardin von Siena, Johann Capistrano, Robert von Lecce mitten in den von Parteien und Bürger-

kriegen zerrissenen und durch Sittenlosigkeit entarteten Städten auf. Der Eindruck ihrer heiligen Persönlichkeit und die Macht ihrer gewaltigen Sprache war so bedeutend, daß ihrem Worte sogleich die That folgte. Wenn der Prediger seine flammenden Ermahnungen mit dem kräftigen Segensspruche schloß: „Der Friede sei mit euch," so konnte es geschehen, daß sich die Zuhörer laut weinend in die Arme warfen, und dies wurde oft Anlaß zu dauerndem Frieden oder die Zuhörer eilten nach Hause und holten alle Geräte und Mittel der Sünde, Maskenkleider und Spielkarten, Lauten und Harfen, Putzgegenstände, schlechte Bücher und Bilder und warfen es ins Feuer — so besonders nach den Predigten des bekannten Savonarola und Kapistran. Ungerechtes Gut wurde eilends zurückgegeben. Alles strömte zum Beichtstuhl, selbst Männer, die jahrelang nicht mehr gebeichtet hatten.

Neben den Männern des Wortes standen Männer der That und Männer des Gedankens, die einen besorgt, alles Elend zu lindern, die andern betrachtend, betend und schreibend. Neben einem Franz v. Paula und Joh. Colombini steht ein Suso, Gerson und Thomas v. Kempen.

Das 16. Jahrhundert ist in dieser Hinsicht sogar noch reicher als das 15. Man braucht bloß einen Philipp Neri, Vincenz von Paula, Johann vom Kreuz und Johann von Gott, einen Ignatius v. Loyola, Franz v. Xavier, Karl Borromäus aus dem 16. Jahrhundert zu erwähnen, um sich hieran zu erinnern. Zwar wird der Ungläubige auch mit solchen Männern fertig: sie sind ihm düstere Schwärmer, finstere Asketen und religiöse Narren; er hütet sich daher sorgfältig, sich mit ihnen näher zu befassen. Sonst würde er finden, welche sternenhelle Klarheit in ihrem Geiste waltete und welche Fülle der Wonne und Süßigkeit über ihr Leben ausgebreitet war und wie von ihnen Beseligung über alle ausstrahlte, die ihnen nahe kamen. Hat sich doch selbst Goethe an einem Philipp Neri aufrichtig freuen und ergötzen können.

Doch mit solchen ist nicht mehr zu rechnen, die allen kirchlichen Erscheinungen eindruckslos und stumpfsinnig gegenüberstehen, sie gleichen dem steinigen Grund des Evangeliums. Uns genügt hier, die Thatsache festgestellt zu haben, daß es auch im Ausgang des Mittelalters Männer genug gab, welche die kirchlichen Pflichten erfüllten und dem kirchlichen Ideal der Vollkommenheit entsprachen.

Der englische Dichter Chaucer ist gewiß kein besonderer Kirchenfreund, allein er läßt doch neben einem schlechten Mönch, der rasch absolvierte, wo eine Spende lockte, und einer Nonne, deren höchstes Ziel

feine höfische Sitte, besonders an der Tafel, war, auch einen wackern Geistlichen auftreten, an dem man zwar Wikleffitische Züge entdecken wollte, der aber ebensogut ein treuer Knecht der Kirche sein konnte. Er war nach Chaucers Darstellung ein gelehrter Mann und predigte Christi Wort (gospel). Obwohl seine Pfarrei weit auseinander lag, hielt ihn „kein Donner und kein Regen, nicht Krankheit und Not ab, seine Pflegbefohlenen, Kinder, Knechte und Herren auf eigenen Füßen, den Stab in der Hand zu besuchen. Selbst sehr tugendhaft, war er doch milde mit den Sündern, obwohl er Widerspenstige gut zu zügeln wußte. Um den Zehnten hätte er nie geflucht, auch verpachtete er nicht, wie viele, seine Pfründe und ging nach London zu St. Paul, dort eine Seelmeßpfründe (chanterie for soules) einzukaufen und in eine Bruderschaft einzutreten."



Fig. 26. Predigt (nach Holbeins Totentanzbild). Manche der Zuhörer sitzen auf dem Kirchenboden, wie es vor dem 16. Jahrhundert allgemeiner der Fall war, höchstens daß man den Boden mit Stroh oder Blättern bestreute.

Die Laien wünschten sich zu allen Zeiten einen linden Herrn, der nachsichtig und milde war. Das ewige „Kriegen" können sie nicht leiden. Zumal in der ausgelassenen Renaissancezeit bedurften die Leute schwacher Geistlichen. Schon die Messe war ihnen zu lang und langweilig; wie mag es erst mit der Predigt ergangen sein? Sie mußte mit allerlei Kurzweil verbrämt und mit Witz erfüllt sein, sollte sie Aufmerksamkeit erlangen. Erasmus schildert daher die damalige Zuhörerschaft folgendermaßen:

„Behandelt der Redner seinen Stoff ernsthaft, so gähnt, hustet, schneuzt und schläft alles, man langweilt sich; wenn dagegen das Geschrei — ja so, ich wollte sagen der Vortrag — durch eine alte Leier von Geschichte aufgeheitert wird, dann wacht und richtet man sich auf, überall ist Aufmerksamkeit, „die Augen offen und der Mund aufgesperrt." „Wenn man das Fest eines fabelhaften Heiligen feiert," setzt Erasmus spöttisch bei, „findet man eine ganz andere Andacht, als wenn St. Peter, Paul und Christus selbst gefeiert würden."

Diese Schilderung gilt freilich mehr oder weniger für alle Zeiten, auch für die neueste Zeit, allein sie gilt zunächst der verwöhnten Renaissance-

zeit. Wir wissen auch aus andern Zeugnissen, wie leicht man es damals mit der Pflicht des Gottesdienstes nahm und wie kurzweilig das Gebet sein mußte, wenn man es beten sollte. Da mußten den Rand des Gebetbuches allerlei kunstvolle Arabesken umschlingen und sich darin weltliche Gestalten tummeln. Ein besonders bekanntes Beispiel dieser Art ist das Gebetbuch Kaiser Maximilians von Dürer. In den Randverzierungen bewegen sich allerlei Tiere, Drachen und Störche, Stiere, Böcke und Hirsche. Mehrere Spielergruppen blasen Schalmeien, Trompeten und Dudelsackpfeifen und schlagen die Trommel, eine Frau ist am Rocken und ein Mann über einem Buche eingeschlafen, ein dicker Säufer sitzt auf einem Faß, und neben einem andern feinern Trinker stehen hohe Humpen. Landsknechte schlagen mit Picken und Hellebarden auf einander los, und einmal kämpfen Bauern gegen Landsknechte. Besonders merkwürdig ist ein Araber mit Kamel und ein indianischer Krieger in antiker Haltung mit federnbesetztem Haar, einem Pflanzenschurz um die Lenden und einem antiken Rundschild (!). Das Bild stammt aus dem Jahr 1515, also dem 13. Jahr nach der Entdeckung Amerikas, und zeigt, wie man sich die Indianer nach Art antiker Gestalten vorstellte.

Ein ganz köstliches, eben so kleines, als feines und sorgfältig ausgeführtes Exemplar dieser Art Gebetbücher bewahrt die Maihinger Bibliothek. Obwohl die Kunsthistoriker (so auch Janitschek in seiner neuesten Geschichte deutscher Malerei) dasselbe hochmütig ignorieren, wage ich dennoch zu behaupten, daß es an das Gebetbuch Maximilians heranreicht. Hier sind die Figuren noch mehr in die den Rand umschlingenden Arabesken hineingezogen und kunstvoll damit verwoben. Besonders zahlreich sind Vögel- und Jagddarstellungen: ein Jäger, wie er mit seinem Hunde auszieht, ein Edler, wie er eben einen Eber durchsticht und sein Knappe daneben mit dem Jagdhorn bläst, ein Bauer, einen Fuchs verfolgend, und ein anderer, mit dem Pfeil auf ihn zielend. Seltsam sind die behaarten Menschen, die wiederholt teils im Kampf mit Bären und Affen oder gepaart vorkommen.

Wenn man in die Kirche ging, sah es aus, als ginge man zu einem lustigen Vergnügen, nicht zu ernster Sammlung und zur Erbauung. „Es sind etliche," sagt Geiler von Kaisersberg, „die, wenn sie in die Kirche gehen wollen, sich stellen, als gehen sie beizen oder jagen und nehmen die Vögel mit den Schellen auf die Hand und einen Haufen Hunde, so klingeln die Schellen und beißen die Hund aneinander und wird der Prädikant geirrt und hört man nicht, was man im Chor singt und können die Leute nicht beten." Durch Geiler können wir noch mehr derartige Unsitten kennen lernen. So berichtet er, daß, wenn Prozessionen in das Münster zu Straßburg einzogen, der sogenannte Roraffe hinter

der Orgel (im Schiffe der Kirche) durch Fratzen und Geschrei die Aufmerksamkeit abzuziehen pflegte. In der Woche auf das Kirchweihfest und auf andere Feste lagerten sich die Leute in der Kirche um Fässer und führten sogar Tänze auf. Der Ammeister gab Audienz und sprach Recht, und in der Vorhalle handelten Käufer und Verkäufer. Solche Dinge kommen allerdings auch zu andern Zeiten vor, und es ist unrichtig, wenn man die Sache so darstellt, als ob derartiges nur im Ausgang des Mittelalters vorgekommen wäre. Ähnliches findet sich zu allen Zeiten des Mittelalters und zum Teil noch in der Neuzeit, wenigstens in romanischen Ländern. So erzählt z. B. Cervantes ganz naiv, daß am St. Annafest in einer Kirche ein Zigeunertanz aufgeführt wurde. Aber es ist anzuerkennen, daß solche Scenen im 15. Jahrhundert zu häufig vorkamen und sich besonders unangenehm fühlbar machten.

Um kirchliche Rügen und Strafen bekümmerten sich die Leute nicht mehr viel. Die kirchlichen Exkommunikationen fielen in Verachtung, so daß große Völkermassen vor und nach der Reformation den Bann des Papstes in den Wind schlugen und Häretiker blieben. Leider muß auch anerkannt werden, daß viel dazu der Mißbrauch der Exkommunikation beitrug. Schon frühe verhöhnten deshalb die Troubadours die Anatheme, und in den französischen Fabliaux findet sich folgende blasphemische Nachäffung der Bannformeln:

„Ich exkommuniziere," heißt es da unter anderem, „die Alte, die sich bespiegelt, den Bauern, den Ritter, den Jüngling, der Mönch werden will, und den Reichen, der allein ißt. Nach reiflicher Überlegung exkommuniziere ich die arme Frau, die nicht spinnt, den Knappen, welcher die Turniere flieht, den Ritter, welcher die Liebe eines Mädchens verschmäht, den Mann, welcher seine junge Frau einsperrt, den Müller, welcher von den Mühletrichtern nichts wegzustehlen weiß, und den Edelmann, der sein Thor den Spielleuten verschließt, die ihm von Roger und Roland singen wollen. Ich exkommuniziere einen Spieler, welcher beim Würfelspiel nicht Rock und Mantel läßt, einen Gaukler, der nicht lügt, einen Mönch, der die Tafel nicht liebt, einen Prozeßführer, der sich einen Meineid nicht getraut. Ich exkommuniziere endlich alle Diebe und Betrüger mit Ausnahme schlechter Dirnen und ihrer Freunde; mögen sie alle Tage Kränze von Rosen und Blumen tragen." Es kommen noch ärgere Sachen darin vor, die übergangen werden sollen.

Den Mißbrauch der Exkommunikation bedauert auch Murner und klagt die bischöflichen Offiziale an: „Fast um drei Haselnüsse verkündet ihr den Bann im Land. Unser Pfarrer mußt oft unverhofft die Messe und Predigt lassen, um eure Brieflein herzulesen, wie Nickel so und so viel schuldig war; er wird verschossen (durch Hinwerfen der Lichter gebannt). Daher geht jetzt der Christenglaube auf Stelzen."

c) Die Richter und Ärzte.

1. Auf die **Richter** war das Volk nicht nur erst seit Aufnahme des römischen Rechts, sondern auch schon vorher schlecht zu sprechen.

Hugo v. Trimberg heißt die falschen Juristen Judisten; denn „Judas teilt Judisten mit seines Namens einen Teil nach Freundes Sitte, auch sind die Juden ihre Genossen; denn sie nehmen größern Gesuch (Zins) als Juden und auch größern Fluch. Sie haben manchen seines Gutes und seiner Ehre entsetzt, zertrennen Recht und Bund (ê) und brechen Treue und Eid." Hugo von Montfort träumt einmal in einem Beinhause, daß die Leichen aufstanden und darunter auch ein Richter, der ihm klagt, daß er ewig verloren sei, weil er „seinen Mut nicht zu gerechten Dingen geleitet habe." „Die Logik trieb ich als ein Dieb, um Gut da war mir niemand zu lieb." In einem andern Gedichte begegnet der Richter dem Teufel, und auf seine Frage, was sein Gewerbe in der Stadt sei, antwortete der Teufel, er wolle alles das holen, was man ihm im Ernste gebe. Der Richter geht neugierig mit; sie hören nun verschiedenemal „zum Teufel", aber den Leuten ist es nicht ernst; nur bei einem alten Weibe, dem jener Richter die einzige Kuh genommen und es an den Bettelstab gebracht hatte, wird es ernst, als sie den Richter zum Teufel wünscht, und der Richter wird daher von diesem in die Hölle gerissen.

Die Juristen seien, sagte man, den Zünglein in der Wage gleich, die sich allwegen nach der Schale lenket, die am schwersten ist. „Der Juristen Buch und der Juden Gesuch (Zins)," sagt die Zimmersche Chronik (II, 408), . . . „dazu des Kaisers Kanzlei, machen ein groß Gewirr." S. Brant bemerkt von den Juristen, sie leben, wie die Raubritter vom Stegreif. „Der Schreiber muß einen Bauern haben, der feist sei und wohl mög' triefen." Sie spreiten ihr Garn „nach dem Wildpret, daß aus dem Sächle werd' eine Sach' und aus einem Runsli (Bächlein) werd' ein Bach." Rabelais vergleicht daher einen neu eingeleiteten Prozeß, einen Prozeß „in seiner ersten Kindheit" mit einem Bärenjungen, das anfangs weder Füße, noch Hände, nicht Haut, noch Fell, noch Kopf hat, sondern nur ein Stück rohes, formloses Fleisch ist. Durch beständiges Belecken bildet die Bärin an ihrem Jungen die Glieder aus. So belecken und besaugen fortwährend und aufs stärkste Gerichtsdiener, Gerichtsboten, Rabulisten, Anwälte, Richter die Börsen der Parteien und erschaffen den Prozessen Kopf, Füße, Klauen, Schnabel, Zähne, Hände, Adern, Nerven, Muskeln, Säfte.

Es gab jedoch gewiß nicht nur schlechte, sondern auch gute Richter. Der englische Dichter Chaucer schildert einen solchen; er sei schlau und sehr gewandt, angesehen und äußerlich voll Würde gewesen. „So weise und so gewichtvoll war sein Wort, daß er oft zum Vorsitz im Schwurgericht durch ein Patent berufen wurde. Er konnte jeden Spruch und Rechtsfall bis auf die Zeit Königs Wilhelm herzählen." Aber er strebte über Gebühr nach Geld und Gut, als Sohn der Weisheit.

Johannes Pauli erzählt in seinem Büchlein „Schimpf und Ernst" manchen weisen Richterspruch, der salomonisch klingt.

Ein sterbender Vater hinterließ seinem Sohne ein Haus, und der Sohn hing mit ganzem Herzen an diesem Erbe. Aber ein reicher Bürger hatte sein Auge darauf

geworfen und suchte es um allen Preis zu bekommen. Zu diesem Zwecke bat er den Jüngling, er möge ihn in seiner Hofraite eine Grube graben und darin Ölfässer aufbewahren lassen. Der Jüngling gab es zu und übernahm Fässer zur Aufbewahrung, wobei aber die Fässer trügerischer Weise nur halb angefüllt waren. Nachher beschuldigte der Kaufmann den Jüngling, er habe aus diesen Öl gestohlen. Der Richter aber entschied, daß man die Hefe messen solle. Sei die Hefe der fünf halbvollen Fässer der in vollen gleich, so sei der Jüngling zu verurteilen; auf diese Weise kam die Wahrheit an den Tag. — In einem andern Fall entschied ein Schultheiß den Streit zweier Webersfrauen über einen Knäuel Garn durch die Frage, worauf sie dasselbe gewunden hätten, die eine sprach, auf ein weißes Tüchlein, die andere, auf eine Nußschale. Letztere bekam recht. — Ein Kaufmann verlor, und ein Zimmermann fand 800 Gulden. Auf die Verkündigung des Pfarrers in der Kirche gab dieser seinen Fund an. Da der Kaufmann aber betrügerischer Weise 900 Gulden verloren zu haben angab und die Sache vor den Richter kam, entschied dieser, daß es sich hier um verschiedene Objekte handle, und sprach dem Zimmermann die 800 Gulden zu.

Ein gerechter Stadtamtmann adeliger Geburt hörte auf dem Krankenbette, daß sein Sohn eine Jungfrau geschändet habe, und er erstach ihn mit dem Messer. Da er nicht bereute, verweigerte ihm der „Prädikant" das Sakrament, der Herr aber speiste ihn wunderbar mit seinem Brote. — Ein Jurist Arnold kam zur Pestzeit von Rom nach Cuma; da aber der Thorhüter einen Eid verlangte, daß er nicht von Rom komme, übernachtete er lieber in einem Dörflein auf Stroh, als daß er den Eid „verachtet" hätte.

Im allgemeinen freilich ist auch Pauli der Ansicht, daß mehr Unrecht als Recht herrsche, und erzählt manche derartige Geschichten.

2. Einen Arzt am Ausgang des 14. Jahrhunderts schildert Chaucer: „Er kannte die Schriften aller fremden Ärzte, Dioscorides, Rufus, Hippokrates, Hali und Gallien, Serapion, Rasis und Avicen. In Trank und Speise hielt er Maß und Ziel, und nahm nur leicht verdauliche Nahrung. Die Bibel war sein Studium nicht. Gold liebte er vor allem, denn ‚Gold ist in der Physik eine Herzstärkung' (a cordial)." Ebenso sagt Murner, bevor der Arzt schaue, wo die Krankheit sitzt, sehe er, wo der Säckel hängt und ob der Bauch geschwollen sei, sei das nicht der Fall, dann schlafe Hippokrates ein und sei stumm. Mancher sei so unwissend, daß er erst nach Haus gehen müsse, um die Bücher nachzusehen, und inzwischen fahre der Kranke in die Hölle.

Im „Ring" des Heinrich Wittenweiler benimmt sich der Doktor nach der Anweisung des Mephistopheles in Goethes Faust. Merkwürdig sind die hier im „Brautexamen" von einem gewöhnlichen Bauern gegebenen Gesundheitsregeln, die z. T. ganz modern aussehen.

Da heißt es: Vor allem soll man für gute Luft sorgen, die weder zu kalt noch zu heiß ist. Die Luft sei auch den Schlafenden gut und es tauge nichts, daß viele an Orten schlafen, wo keine Luft hinkommt. Wenn man auf dämpfiger Erde wohne, so soll man im Winter gut feuern, im Sommer aber die Thüren aufmachen, damit

die Feuchtigkeit heraus und Luft hineinkomme. Dazu soll die Kammer immer mit Kraut bestreut sein, damit der (ungedielte) Boden nicht moosig und Wassers voll sei.[1] Gegen den scharfen Wind soll man sich mit Seide, Leinen und Baumwolle bekleiden. Einmal in der Woche oder wenigstens im Monat müsse das Haupt, öfters aber die Füße gewaschen werden. Beim Essen komme das Zärteste zuerst und das Gröbste zuletzt; man soll vor dem Essen weiches Obst, Kirschen, Feigen, Weinbeeren, nach Tisch aber härtere Früchte, Pfirsich und Birnen genießen, damit sie „die Speisen hinabdrücken". Beim Schlafen soll das Haupt besser bedeckt sein, als im Wachen, man soll rechts liegen, und nur dann auf dem Bauch, wenn der Magen kalt sei u. s. f.

### d) Städte und Zünfte.

Es ist bekannt, welchen Aufschwung Handel und Gewerbe im Mittelalter nahmen und wie dadurch die Städte in Flor kamen. Am blühendsten waren die italienischen Städte. Nach Villani betrug z. B. das Einkommen der Stadt Florenz in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts 300 000 Goldgulden, die heute nach dem Geldwert mindestens das Doppelte darstellen, mehr als Elisabeth von England nach Schätzung Macaulays aus England und Irland bezog. Die Wollenweberei allein beschäftigte 200 Werkstätten und 30 000 Arbeiter. In Florenz und der Umgebung wohnten 170 000 Einwohner, und in verschiedenen Schulen lernten 10 000 Kinder lesen, 1200 Arithmetik, und 600 erhielten eine gelehrte Erziehung. Kein Wunder, daß Üppigkeit und Luxus aller Art frühe dort Eingang fand. Die Geschichten, welche Boccaccio erzählt, spielen größtenteils in Florenz oder in der Umgebung und bestätigen, was schon Dante über die florentinischen Sitten berichtet. Interessant ist von diesen Erzählungen, daß z. B. die Gesellschaften sich gerne im Hofe des (dem antiken ähnlichen) Hauses zu versammeln pflegen, daß im Söller das Frauengemach war und daß in den Zimmern große Truhen und Schränke standen (s. S. 47).

Auch in andern Ländern blühten die Städte, bei Chaucer treten ein Weber, Färber, Hutner und Tapezierer auf, und „jeder trägt des hübschen Bürgers Miene, als ob er in dem Gildehaus säße, und jedem sah man soviel Weisheit an, daß man ihn zum Aldermanne hätte wählen können; Geld hatten sie genug. Ihre Frauen trugen Mäntel nach fürstlichem Schnitte, sie hielten sich Köche, Markknochen[2] und Hühner zuzurichten, Marzipan, Pasteten und Torten zu machen und Londoner Bier zu brauen. — Ein Kaufmann mit Flanderer Biberhut und Gabelbart „sprach stets in feierlichem Ton" und erhob seinen Gewinn.

[1] Nach häufig vorkommenden Anspielungen muß es damals von Ungeziefer unter dem niedern Volke gewimmelt haben. [2] marie-bones.

Von der Höhe, zu welcher deutsche Städte emporstiegen, legt am besten die Thatsache Zeugnis ab, daß hierher die Dichtkunst floh, nachdem sie die Burgen verlassen hatte, und im Meistergesang eine Nachblüte feierte. Diese Poesie war freilich handwerksmäßig, geist= und gemütlos, immerhin aber ist sie ein Zeugnis von einem lebendigen geistigen Drange und von einem Bildungsbedürfnis, welches die meisten über ihre gewöhnliche Arbeit erhob. Überdem hatte diese dichterische Neigung die gute Folge, daß die Sitte der Arbeit mit einer Reihe von sinnvollen Sprüchen und Formeln umgeben und dadurch dem Gemüte anheimelnd wurde.

Die Aufnahme des Lehrbuben zum Gesellen war besonders reich an allerlei Ceremonien. Die Art des sogenannten Gesellenmachens war verschieden, sie bestand bei Tischlern in einem figürlichen Hobeln und einem Backenstreich; bei den Schuhmachern und Küfern im Schleifen oder Hänseln; bei den Schmieden im Anblasen des Feuers; bei den Schlossern im Bartbeißen; bei den Metzgern im Metzgersprung und Backenstreich. Dabei ahmte man dann z. B. beim Schleifen der Büttner künstlich die Taufe mit Goten (Paten) nach.

Ein Gesell als „Schleifpfaffe“ begann die Handlung: „Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich Macht habe, vor den Tisch zu treten und ein paar Worte in Bescheidenheit vorzubringen. Ich bin von diesem Ziegenschurz (Lehrling) erwählt worden und will ihn daher unter meine Hand nehmen und schleifen.“ Mit Bewilligung der Meister und Gesellen stellt er den Ziegenschurz vor als Nichtvielnutz, Reifenmörder und Holzverderber und thut Umfrage, ob er seine zwei oder drei Lehrjahre beendigt, dabei sich gut gehalten, einen guten Lehrmeister gehabt und sein Schleifgeld erlegt habe. Nach der Bejahung wird er „geschliffen“, und daran knüpfen sich Lehren für die Wanderschaft an. Dieselben sind in den Grundzügen die gleichen, wie sie auch dem Schmiedegesellen mitgegeben werden. „Wenn du wanderst, nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister und sprich: Lehrmeister, ich sag euch Dank, daß ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk habt geholfen, es steht heute oder morgen gegen die Euerigen wieder zu verschulden. Zur Meisterin sprich: Ich sag Euch Dank, daß ihr mich in der Wäsche so lange habt frei gehalten.

Wenn du deine Straßen gehst, kommst du an eine Mühle, die wird immer gehen und sagen: Kehre wieder, kehre wieder. Du aber sollst fortziehen und sagen: Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang. Lauf gerade hinein in die Mühle und grüße die Müllerin: Guten Tag, Frau Mutter, was macht eure Kuh, was machen eure Hühner, legen sie auch Eier? was machen euere Töchter, haben sie auch viele Freier? Dann wird die Frau denken, das ist ein feiner Sohn, der fragt nach all meinem kleinen Vieh, so wird sie rasch sein, eine Leiter holen, in die Esse steigen und dir eine Knackwurst herunter langen.

Dann wird wohl ein reicher Kaufmann in einem roten Sammetpelze geritten kommen und sprechen: Wie so lustig mein junger Gesell! So sprich: ei, was soll ich nicht lustig sein, hab doch all meines Vaters Güter bei mir. Er wird dir einen

Tausch anbieten, und wenn er darauf besteht, gib deinen zerrissenen Rock und nimm seinen Fuchspelz.

In der Nähe der Stadt wirst du einen Galgen sehen, da sollst du dich nicht freuen und nicht traurig sein, als solltest du daran hangen. Du wirst dann hören die Hämmer klingen und die Schmiede singen, so wird dir dein Herz anfangen sich zu freuen, daß du auch ein Stück Brot bekommest. Der Thorwart wird dich anrufen, woher des Landes; so nenne dich nicht weit her, sondern sag' das nächste Dorf, da du die Nacht gelegen hast. Leg dein Bündel ab und hole ein Zeichen auf der Herberge, ein Hufeisen oder einen Ring, so wird man dir dein Bündel geben und dich hineinlassen.

Auf der Herberge bitte, dich dein Bündel ablegen zu lassen. Wird der Meister sagen: leg ab, so häng' es nicht an die Wand, wo die Bauern pflegen ihre Kober hinzuhängen, sonst möchten die Burschen denken, du hättest viele Mutterpfennige d'rin oder Brot und Speck in deinem Bündel; sondern lege ihn fein hin unter den Blasebalg oder unter die Hammerbank: verliert der Herr Vater seinen Hammer nicht, so wirst du dein Bündel auch nicht verlieren. Beim Essen schneide dir ein Stück Brot, daß man dich kaum dahinter sehen kann und wenn du das aufhast, schneide immer ein klein wenig, daß du mit den andern zugleich satt wirst, denn wenn die andern satt wären und du hättest noch ein Brot vor dir, so würde der Meister sagen: wo hast du dies gelernt, bei den Bauern? Hör auch nicht bälder auf, sonst möchte man sagen: das ist ein kleiner Esseschmied, der will gewiß einen ausstechen u. s. f."

Besonders sinnvoll waren die Aufnahmsförmlichkeiten des Lehrlings, Gesellen und Meisters in den Steinmetzzünften und Baugilden. Die Umgürtung mit dem Schurz enthielt die Aufforderung zur Arbeitsamkeit, die Übergabe von Handschuhen und eines zu bearbeitenden Steines wies auf Reinheit und Selbständigkeit hin. An das Winkelmaß, die Wasserwage und das Senkblei wurde der Gedanke der Gleichheit, Gerechtigkeit und Festigkeit geknüpft. Die Gesellschaft war autonom, daher der Name Freimaurer; sie hielt viel auf künstlerische und sittliche Bildung ihrer Mitglieder. An geheimen Zeichen erkannten sich ihre Mitglieder in der Fremde. Mit dem Verfall der gotischen Baukunst dauerten besonders in England die Zünfte als gesellschaftliche Vereinigungen noch fort, und aus ihren Bauhütten oder Logen (loggia) gingen die Freimaurer hervor. Man gab hier den frühern Zeichen der Umgürtung des Arbeitsschurzes, der Übergabe von Handschuhen übertragene Bedeutung.

### e) Die Landsknechte.

Wurde früher der wilde, übermütige Bauernbursche Knappe und Raubritter (S. 288), so öffnete sich ihm von der Mitte des 15. Jahrhunderts an eine sichere und lohnendere Aussicht zu einem lustigen Leben in den Reihen der Landsknechte. Landsknechte hießen die Soldaten, welche Kaiser Max

aus Landeskindern werben ließ, und man nannte so fernerhin alles Fußvolk. Es fand sich in den Landknechtsheeren viel Gesindel zusammen, aber es lebte doch noch ein Zug ritterlichen Geistes in ihnen fort. Genau bestimmte Satzungen, ein Nachklang ritterlicher Kriegszucht regelte die Lager- und Heeresordnung. In den zahlreichen Liedern der Landsknechte weht ein frischer Geist der Treue und des Frohsinns. Mit sorglosem Humor setzten sie sich über Wunden und Not hinweg und rühmten sich, wie sie mit Spießen ihre Mahlzeit anrichten und mit Hellebarden sich schmalzen. Wenn freilich der Sold zu lange ausblieb und nichts mehr zu plündern war, wurden sie unbotmäßig, und dann hatten, wie der Ritter von Schauenburg erzählt, ihre Hauptleute, meist adeliger Herkunft, schweren Stand. Die Knechte zwangen die Hauptleute im Ring (der Gemeinde) zur Verantwortung, banden und schlugen sie oder umstellten ihr Haus mit Feldschlangen und Büchsen.

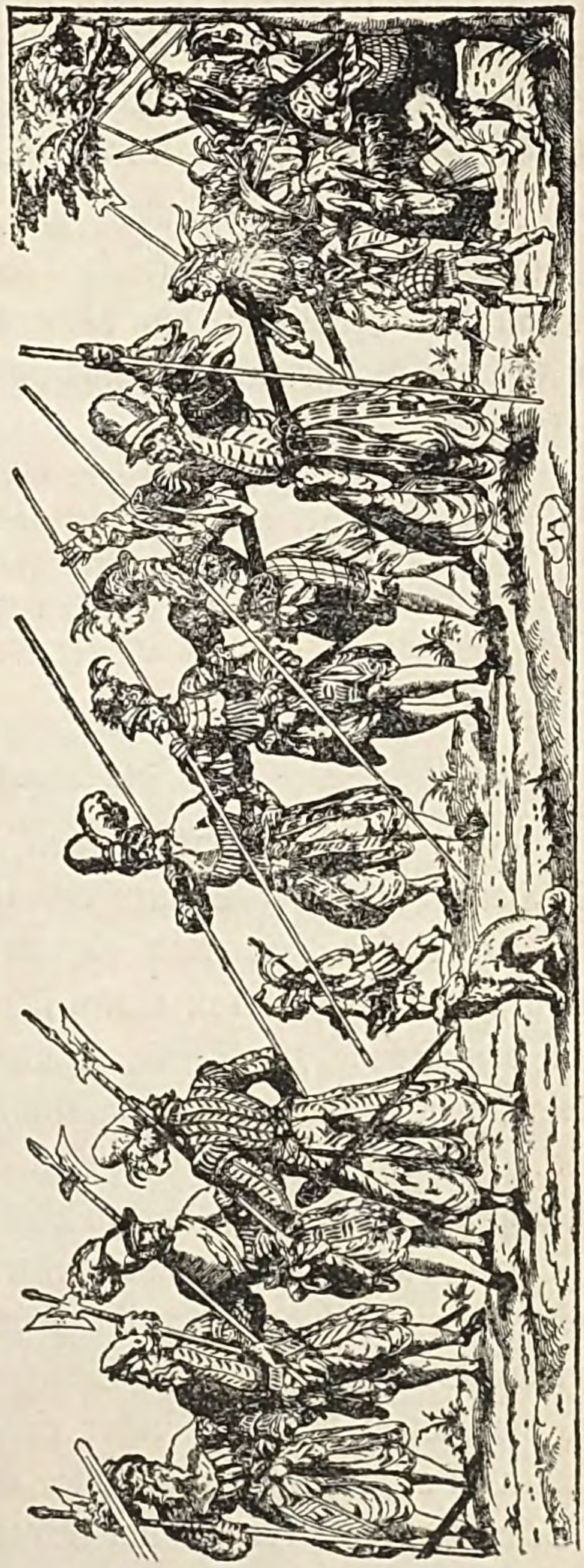


Fig. 27. Landsknechte.

Es gibt zahllose Schwänke und Lieder von und über Landsknechte. Solch ein Schwank erzählt z. B., der Teufel habe einmal sich hinter den Ofen der Wirtsstube verkrochen, um den Landsknechten aufzulauern; da habe ein Landsknecht dem Wirte zugerufen, den armen Teufel hervorzuheben und zu braten, er meinte aber einen Hahn; flugs entflieht der Teufel und läßt „keinen Landsknecht mehr in der Hölle“. „Das Potz-Marter und Wunden-Fluchen“ verschafft, wie H. Sachs erzählt, einem

Häuflein Landsknechte den Eintritt in den Himmel, und nur schwer wird Petrus ihrer wieder los. Den Luther können sie nicht leiden, er will ihnen die Heiligen rauben, bei denen sie zu schwören gewohnt sind, den Hubrecht, St. Velten, St. Kurein (Quirin) und St. Veit.

„Wenn ein Landsknecht," sagt Murner, „ein Land erobert hat und nichts mitzunehmen fand, so brennt er alles andere ab, bringt die Leute an den Bettelstab; den Wein säuft er in jedem Haus und sticht dem Faß den Boden aus; der Kachelofen muß entzwei", und das Volkslied sagt:

Der Landsknecht mut stift nichtes gut,
mord, raub und brand acht er kein schand,
martern und schweren braucht er zu ehren,
allein um gut er krigen thut
und ist nichts als der Welt rut.

### f) Die fahrenden Schüler.

Neben den Handwerksburschen und den Landsknechten zogen zahlreiche Haufen fahrender Schüler auf den krummen und sumpfigen Wegen jener Zeit einher. Es war ein merkwürdiger Bildungsdrang in das Volk gefahren, und überall thaten sich Schulen auf. Die Studenten aber zogen von Schule zu Schule, Thomas Platter z. B. aus Wallis nach Breslau, von da nach München, Ulm, Schlettstadt und dann nach Zürich zurück. Gelernt wurde dabei selbstverständlich wenig, und so konnte es geschehen, daß einer, wie z. B. eben Platter, schon achtzehnjährig nicht einmal den Donat, die Schulgrammatik lesen konnte und sich „unter die kleinen Kinder wie eine Glucke unter ihre Küchlein setzen mußte". Die Lehrlinge unter den Studenten hieß man Schützen, sie mußten sich unter die Obhut eines Bacchanten begeben, welcher ein strenges Regiment führte und seine Schützen zu allen möglichen Diensten verwendete. Ihren Unterhalt fanden die Schüler durch Stehlen und Betteln. Die Wohlthätigkeit gegen sie war groß; in Breslau sollen auf einmal „mehrere tausend Bacchanten und Schützen gewesen sein, welche alle vom Almosen lebten." In seltenen Fällen fanden die Schüler in einer Familie Wohnung und Unterhalt, meistens lebten sie in Herbergen, Fraterhäusern oder Bursen zusammen; sie hatten ein eigenes Spital und eigene Ärzte. Es war aber in diesen gemeinsamen Wohnungen oft so unsauber, daß viele lieber auf dem Herde als in den Betten, zur Sommerszeit aber in dem Kirchhofe auf zusammengetragenem Grase lagen.

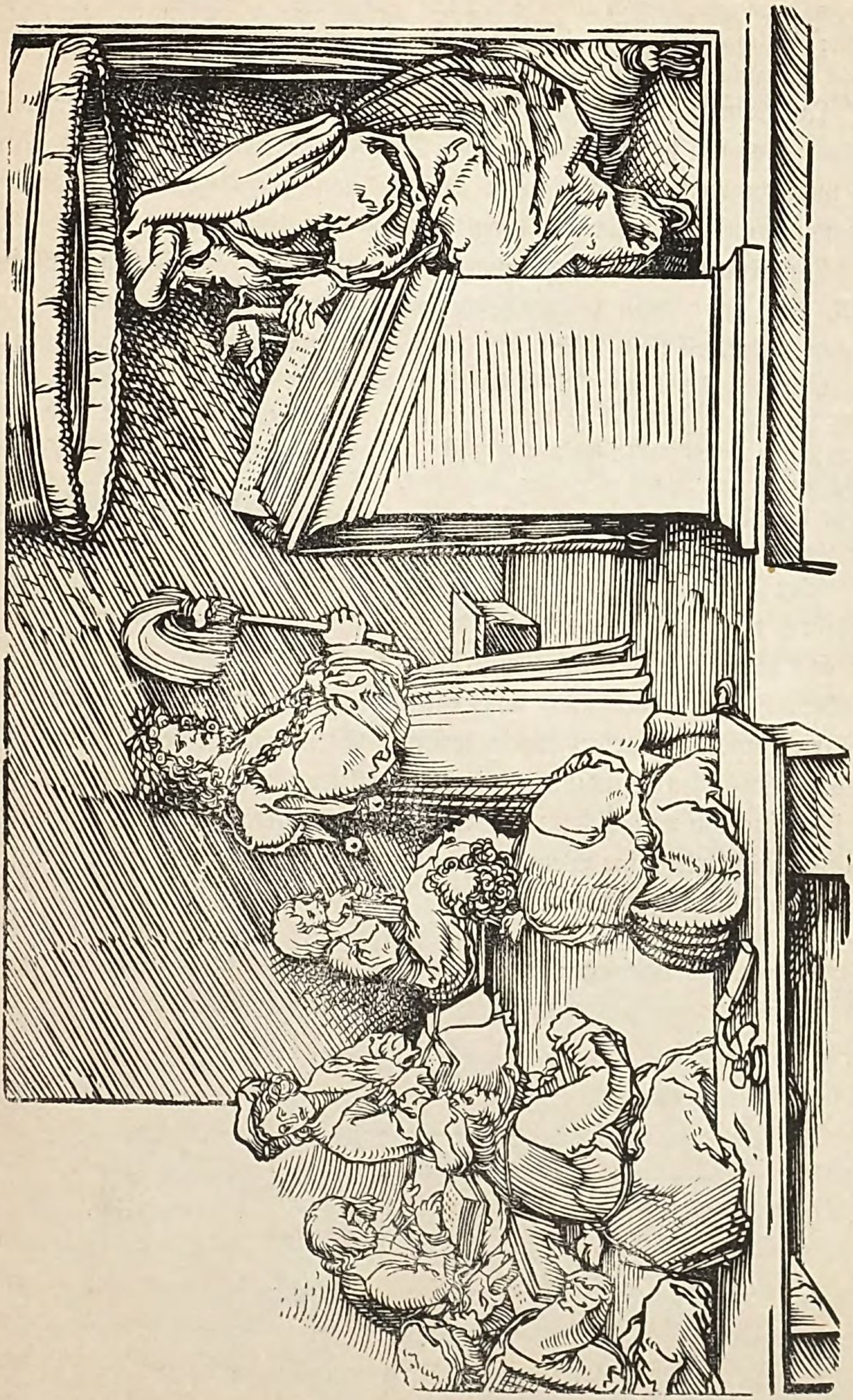


Fig. 27a. Lateinische Schule (mit einem Originalholzstocke Schäuffelins ausgeführt).

„Bin auch oftmals,“ sagt Platter, „hinaus ans Wasser gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, hab's an eine Staude gehenkt und getrocknet, und den Rock gelauset; eine Grube gemacht, einen Haufen Läus darin geworfen, mit Boden zugedeckt und ein Kreuzlein darauf gesteckt.“

In Ermangelung von Bänken mußten die Schüler nach alter Art auf dem Boden sitzen.[1] Prügel- und Stockschläge sparte man nicht, eher ging man zu weit, obwohl schon Walter von der Vogelweide warnte: „Nieman kann mit Gerten (Ruten) Kindeszucht beherten.“

Der Unterricht war noch unbehilflich und mit überflüssigem Ballaste gefüllt, doch war man so praktisch, durch vorgeschrittenere Schüler die jüngeren unterweisen zu lassen und frühe ans Lateinsprechen zu gewöhnen.

„In der Schul' zu St. Elisabeth in Breslau,“ sagt Th. Platter, „lasen allwege zugleich zu derselben Stund' in einer Stube neun Baccalaurei, doch war graeca lingua noch nirgend im Land; desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, nur der Präzeptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man erstlich diktieren, dann distinguieren, dann konstruieren, zuletzt exponieren, so daß die Bacchanten große Scharteken mit sich heim zu tragen hatten, wenn sie hinweg gingen.“

Der Held Rabelais', Gargantua, braucht 5 Jahre, bis er lesen, 13 Jahre, bis er den Donat, Theodolet &c. studiert hat. Nach 18 Jahren kann er das Buch de modis significandi vorwärts und rückwärts aus dem Kopf hersagen und muß noch einen ganzen Schwarm Grammatiken, Glossarien und Memorierbüchlein lernen. Endlich merkt sein Vater, daß er doch trotz allen Studiums immer einfältiger und ungeschickter wird, und übergibt ihn voll Scham und Ärger einem humanistischen Hofmeister, bei dem er allerlei feine Wendungen und Phrasen lernt und zum Stutzer und Höfling herangezogen wird.

---

[1] Vergl. den belehrenden Bericht Herm. v. Weinbergs (auszüglich von Unkel im Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft XI, 531 ff. mitgeteilt).

## Siebentes Kapitel.

# Anbruch einer neuen Zeit.

Das Christentum hat das Individuum erst recht verselbständigt und befreit, es hat jedem den Himmel geöffnet und mit Gott in Verkehr gesetzt. Allein es verband zu gleicher Zeit die Individuen zu einem geistig-gesellschaftlichen Organismus und vermied jede selbstische und eigenwillige Zersplitterung, lenkte den Strom individuellen Betrachtens und Fühlens in dasselbe Bett kirchlicher Formen und suchte eher den Familien-, Gemeinde- und Stammeszusammenhang, welchen es bei den Germanen namentlich antraf, zu erhöhen, als zu lockern. Der Mensch war so an sein Geschlecht und seine Kirche gebunden und fühlte sich nur innerhalb dieser Organismen wirklich als Mensch. Diese Gebundenheit war, je nachdem man die Sache auffaßt, die Bedingung der Vollkommenheit oder eine Beschränkung der freien Entfaltung und Entfesselung der menschlichen Kräfte. Als Beschränkung kam sie allen vor, welche Mittel, Kraft und Mut genug besaßen, sie zu durchbrechen: reichen Bürgern und klugen Gewaltherren, genußsüchtigen Künstlern und Dichtern, stolzen Philosophen und Theologen. Diese Männer warfen die Fesseln ab, welche ihnen die bestehende Gesellschafts- und Religionsform auferlegte, begannen eigene Wege zu wandeln und schufen eine moderne Kunst und Litteratur, Politik, Philosophie und Religion. Auf all diesen Gebieten wurde dem Subjekte, der freien Willkür des einzelnen ein größerer Spielraum eröffnet. Dem Individuum schenkte man eine gesteigerte Aufmerksamkeit, vertiefte die Reflexion aufs Innenleben und mehrte die psychologische Beobachtung. Insofern kann man in der Neuzeit, wie im hellenischen Altertum (siehe S. 152) von einem Durchbruch des Individualbewußtseins sprechen. Es begann in der That die Zeit des Subjektivismus, welche von den einen ebenso hoch erhoben, als von andern verdammt wird.

## I. Umschwung in der Politik.

Die moderne Politik beginnt in Italien bereits mit dem 13. Jahrhundert. In derselben Zeit, bemerkt J. Burckhardt, in welcher der heil. Thomas seine Theorie von der konstitutionellen Herrschaft entwirft, gab Friedrich II. in Italien das Beispiel eines Despoten im großen, er centralisierte die Verwaltung, erhob drückende Steuern und führte Studienzwang ein. Seine Ordnung erhielt sich nur kurze Zeit und Italien fiel in eine Menge kleiner und kleinster Staaten auseinander, in denen Gewaltherren (podestà) oder Kondottieren walteten. Alle diese kleinen und kleinsten Tyrannen — manche deutschen Raubrittern vergleichbar — waren durch Gewalt in den Besitz der Herrschaft gelangt, erhielten sich durch Gewalt und unterlagen ihr wieder.

Das ritterliche Denken und Fühlen, welches das frühe Mittelalter beherrschte, war in Italien ausgestorben, man verhöhnte die Treue und bekümmerte sich wenig um des Volkes Wohl und Wehe. Wie Raubritter horsteten die Tyrannen in den Burgen und Schlössern, gehaßt und vereinsamt, nur von speichelleckerischen Künstlern und Litteraten umgeben. Der Flitter der Kunst und Dichtung sollte das innere Übel verdecken, das Gewissen betäuben und zahlreiche Festlichkeiten das Volk beruhigen. Mit treffendem Spotte kennzeichnet Dante das Treiben der Herrscher: „Was tönen ihre Posaunen, Schellen, Hörner und Flöten anders als: herbei zu uns, ihr Henker! ihr Raubvögel!“

Diese Herren waren äußerlich voll Liebenswürdigkeit, ihre Sprache und Sitte war durchaus fein und höfisch, aber ihr Herz war von Haß und Rache verzehrt und ihr Geist stets beschäftigt, Gegner zu entlarven und zu beseitigen, und neue Pläne zur Unterdrückung zu schmieden. Nichts lag dem Tyrannen ferner, als germanische Offenheit, er vertraute weniger auf die Macht seines Heeres und die Treue seiner Unterthanen, als auf listige Schachzüge, in denen Gift und Dolch die Hauptwirkung thun mußten. Das ehrliche Kriegführen war nicht seine Sache und wenn er Krieg führte, so suchte er den Gegner durch kluge Kriegspläne zu übervorteilen. Italien wurde dadurch die Heimat der neuen Kriegskunst und Italiener wurden nach Burckhardt „sowohl für die Angriffsmittel wie für den Festungsbau die Lehrer von ganz Europa“.

Die Politik dieses Geschlechtes hat niemand besser als Machiavelli zur Darstellung gebracht; ja, er rechtfertigte sogar ihre Grundsätze durch die Not der Zeiten. Die Not der Zeit ist es seiner Ansicht nach,

welche diese Härte und Grausamkeit gebietet. „Es gibt zwei Arten zu herrschen," sagt Macchiavelli, „entweder herrscht man durch Gesetze oder durch Gewalt, die eine Art eignet sich mehr für Menschen, die andere für Tiere. Weil man aber in diesen Zeiten mit jener Art nicht auskommt, bedarf man der List und Gewalt. Ein Fürst muß so listig wie ein Fuchs und gewaltig wie ein Wolf sein; als Fuchs wird er die Stricke der Gegner vermeiden und als Wolf die Löwen schrecken. In dieser bösen Zeit darf man die Schlechten nicht wie Edle behandeln und die christliche Lehre gilt hier nicht, daß man den Feinden Gutes thun und das Böse mit Gutem vergelten darf."

## II. Der Umschwung in der Litteratur.

### 1. Der Humanismus mit christlichem Charakter.

Die klassischen Studien wurden zu allen Zeiten des Mittelalters getrieben und man war mit dem antiken Geiste immer mehr oder weniger bekannt. Die Mönche waren nicht so beschränkt, nicht zu wissen, was das Sinnen und Trachten der Alten, wie ihr Leben eingerichtet und ihre Politik beschaffen war. Allein die christliche Tradition war mächtiger als die antike, und die christliche Schulung überwand jene Nachteile, welche ein ausschließlich klassisches Studium mit sich bringt. Ausnahmsweis kommen allerdings Lebensansichten und Lebensgewohnheiten vor, wie sie die carmina burana, die lateinischen Gedichte der Benediktbeurener Handschrift in München aus dem 13. Jahrhundert darstellen. In diesen Gedichten lebt ein stark antik angehauchter Geist; die alten Mythologieen von Venus und Mars, von Jupiter und Juno, Phyllis und Flora, von Helena und Paris, von Thetis und Achill sind den Verfassern geläufig. Sie kennen Ovids Liebeslieder, bringen der Venus den höchsten Preis und huldigen auch dem Bacchus. Diese Neigung steigt sogar bis zur Schamlosigkeit; der Herausgeber mußte daher manche Stelle unterdrücken. Doch wie gesagt, solche Erscheinungen sind sicherlich Ausnahmen. Diese Ausnahmen wurden aber um so häufiger, je mehr namentlich in Italien die klassischen Studien zunahmen. Als einige Gelehrte anfingen, dem antiken Studium ihr ganzes Leben zu widmen, geriet der Geist des Altertums über sie und sie verlernten das Christentum. Allerdings vollzog sich der Umschwung nicht so leicht, sie fühlten wohl den Widerspruch im Innern und den Widerspruch mit der Umgebung, umsomehr als diese ihre Mißbilligung nicht immer zurückhielt. Einem sterbenden Mönche Petroni erschien Christus



Fig. 28. Der Gelehrte (Titelblatt der Maihinger Handschrift Fleur des vertus 15. Jahrhundert).

im Gesichte und ließ Petrarka und Boccaccio ermahnen, ihre übrige Lebenszeit der Frömmigkeit zu widmen. Petrarka aber lehnte die Zumutung ab:

„Sollten wir etwa die heidnischen Dichter und Schriftsteller meiden, welche von Christus nichts wissen, da man doch ohne Scheu die Werke der Ketzer liest, welche Christus geradezu leugnen. . . Die Menschen verachten oft, was sie nicht erreichen können, und gerade die Unwissenden pflegen das zu verurteilen, was ihnen versagt ist. . . Die Wissenschaft erregt in einem empfindlichen Gemüte die Liebe zur Tugend" und „das Wissen, das sich zum Glauben durchgerungen hat, ist weit besser als die Einfalt, sei sie noch so heilig, und keiner der Thoren, die ins Himmelreich eingegangen sind, steht so hoch wie ein Wissender, der die Krone der Seligkeit erlangt hat." Petrarka beruft sich auf Augustinus: „Ein so großer Kirchenlehrer errötete nicht, sich von Cicero führen zu lassen, wiewohl dieser ein anderes Ziel verfolgte. Warum sollte er auch erröten? Kein Führer ist zu verachten, welcher den Weg des Heiles zeigt.". Die klassischen Schriften enthalten allerdings viel Gefährliches, allein „es gibt wenige Bücher, welche man ohne Gefahr lesen könnte, wenn das Licht der göttlichen Wahrheit nicht leuchtete und lehrte, was zu wählen, was zu vermeiden sei."

Wir sehen, der Humanist sucht einen Ausgleich seines Wissens mit dem Glauben und sogar Boccaccio fühlt das Bedürfnis, sich mit dem Satz des hl. Hieronymus: „Die Werke der Dichter sind Speise für die Dämonen," auseinander zu setzen und sein Gewissen zu beruhigen. Um sein besseres Bewußtsein zu retten, stellt sich Petrarka auf die vom heil. Augustinus gegebene Grundlage der Selbsterkenntnis. Wegen ihres reichen Inhaltes trug er dessen Bekenntnisse immer in seiner Tasche und es kam wie eine Erleuchtung über ihn, als er auf dem Berge Ventoux stand:

„Unter meinen Füßen schwebten die Wolken, vor meinen Augen ragten in den geliebten Fluren Italiens die schneebedeckten Häupter der Alpen empor, mir unerreichbar fern und doch so nahe scheinend, als wenn ich sie berühren könnte."

„Ich dachte zurück an die in Bologna zugebrachten Studienjahre und erwog, wie zwar Wünsche und Neigungen sich geändert hätten, die Untugenden aber blieben."

Da griff er nach den Bekenntnissen Augustins und fand die Stelle, in der es heißt, da gehen die Menschen hin, bewundern die Gipfel der Berge und die ungeheueren Meereswogen, vergessen sich aber selbst darob. Dies erschreckte ihn, er ging in sich und suchte seine drei Grundfehler, die Ruhmsucht, die Acedia, d. h. die geistige Lauheit, Traurigkeit und Schwunglosigkeit,[1] und sein Liebesbedürfnis zu überwinden. Zwar wollte er auf seine Studien nicht verzichten, aber doch die Betrachtung des Todes üben, beten und fasten.

Unter den Nachfolgern Petrarkas ragen besonders Manetti, Niccoli, Traversari, Bruni, Vegio und Viktorino da Feltre durch ihre Frömmigkeit hervor. Manetti ging nie an die Arbeit, ohne eine hl. Messe gehört zu haben. Niccoli ließ sich in seinem Krankenzimmer einen Altar errichten und darauf täglich Messe lesen, der Kamaldulenser Traversari verstand Hebräisch und übersetzte das Werk des Diogenes Laertius, aber nur unter häufigem Stöhnen über die Gefährlichkeit der Arbeit. Leonardo Bruni pries, obwohl selbst nicht Mönch, das Mönchsleben und empfahl die hl. Studien, welche unter den süßen Mühen die süßesten seien. Viktorino, Leiter der Hochschule in Mantua, verband seltene Frömmigkeit mit pädagogischem Geschick.

„Täglich," erzählt Vespasiano da Bisticci, „betete er wie ein Priester das Officium, strenge beobachtete er die Fasten und hielt auch seine Schüler hierzu an. Vor und nach Tisch betete er nach der Weise der Priester, häufig empfing er die heiligen Sakramente und befahl auch seinen Zöglingen, monatlich bei den Observanten zu beichten. Außerdem wollte er, daß sie täglich die heilige Messe hörten; sein Haus war ein Heiligtum guter Sitten."

Cosimo von Medici ist einer der ersten weltlichen und Papst Nikolaus V. einer der ersten geistlichen Machthaber, welche den Humanismus förderten, beide aber durchdrang eine innige Religiösität. Nikolaus ließ nicht nur ungeheuer viel Klassiker abschreiben und wandte den alten Denkmälern seine Sorge zu, sondern ließ auch sein Arbeitszimmer durch Fiesole ausmalen und baute viele Kirchen.

## 2. Der heidnische Humanismus.

Die Mehrzahl der Humanisten war anderer Ansicht, sie verehrten neue Götter und hatten neue Ideale. Im Grunde genommen waren

[1] Dürer hat diese Stimmung in dem bekannten Kupferstich „die Melancholie" trefflich dargestellt. Im 19. Jahrhundert taucht sie verstärkt in den Dichtungen Byrons und Mussets auf und erhält den Namen „Weltschmerz".

es freilich die alten, aber sie hatten ihr mythologisches Gewand abgeworfen und erscheinen als die Ideen des Ruhmes, der Schönheit, der Leibes- und Geistesstärke.

1. Schon Dante gesteht mit naiver Offenheit, wie ihn der Dichterlorbeer reize, hebt aber echt christlich die Gefahren und Übel des Ruhmes in seinem großen Gedichte gebührend hervor. Die Humanisten aber, von Petrarka an, kennen nichts Größeres als den Glanz des Namens und führen den Geniekultus ein, der bis zur Vergötterung ging. Die Geburtshäuser und Grabmäler berühmter Dichter und Künstler erhielten eine Verehrung, wie man sie sonst nur Heiligen schenkte. Ein etwas überspannter Humanist wagte es sogar, das Licht vom Altar zu nehmen, und es ans Grab eines Dichters zu stellen mit den blasphemischen Worten: „Nimm es, du bist seiner würdiger, als jener, der Gekreuzigte."

Die Ruhmbegier ging so weit, daß sich mancher lieber durch Schlechtigkeit einen Namen machen wollte, als verborgen und unbekannt zu sterben. Machiavelli tadelt es deshalb an seinen Vorgängern in der Geschichtsschreibung von Florenz, daß sie solche Namen allzu rücksichtsvoll verschwiegen haben:

Sie haben sich sehr geirrt und bewiesen, daß sie den Ehrgeiz der Menschen und die Begier nach Fortdauer des Namens wenig kannten. Wie manche, die sich durch Löbliches nicht auszeichnen konnten, strebten danach durch Schmähliches! Jene Schriftsteller erwogen nicht, daß Handlungen, welche Größe an sich haben, wie dies bei den Handlungen der Regenten und Staaten der Fall ist, immer mehr Ruhm als Tadel zu bringen scheinen, welcher Art sie auch seien und welches der Ausgang sein möge.

2. Noch mehr Verehrer, als der Ruhm, fand die Schönheit. Der Dienst der Venus lebte auf und verdarb manches Gemüt. Wohl findet sich schon bei den Minnesängern und Troubadours manche sinnliche Zeichnung und es war daher nichts Neues, als Petrarka seine Laura bis ins einzelste malte, den Ton ihrer Stimme, das Gold ihrer Locken, das Leuchten ihrer Augen, das Schweben ihres Ganges und die Anmut ihrer Bewegungen. Aber immer noch blieb die Geliebte in idealer Ferne, sie war eine unnahbare Göttin wie Juno und eigentliche Lüsternheit war ausgeschlossen. Bei Boccaccio änderte sich aber diese Sachlage so sehr, daß wir glauben, wir hätten mitten im vierzehnten schon das sechzehnte Jahrhundert vor uns. Als erster Romanschriftsteller in antikem Gewande behandelt er die Geschichte von Floire und Blanceflor. Jupiter vertritt hier die Stelle Gott Vaters und Pluto diejenige Satans. Die Kinder werden im Psalter und im hl. Buche Ovids unterrichtet, und neben Venus

und Mars treten Wallfahrer und Einsiedler auf. Ein Liebeshof wird geschildert, wie ihn der Dichter an dem Hofe der Königin Johanna von Neapel kennen lernte; da werden Fragen verhandelt wie: soll ein Mann nach einer vornehmen oder unedlen Frau trachten, soll er sich in ein Mädchen, Ehefrau oder Witwe verlieben u. s. f.? Das berühmteste und gelesenste Buch Boccaccios ist der Dekamerone. Diese Novellen- oder Anekdotensammlung ist ein trauriges Denkmal einer entarteten Geistesrichtung. Wir sagen einer Geistesrichtung, denn sie blieb nicht auf Boccaccio beschränkt. Was er erzählt, entnimmt er teils geschriebenen Quellen, teils mündlicher Erzählung und er findet bald auch allgemeinen Anklang. Zuerst zwar erfuhr das Werk nach dem Zeugnis des Petrarka „bissige Angriffe“ und die „feige Menge, zu allem Guten unfähig, war nur zum Schimpfen bereit,“ ja, die Verbreitung scheint noch anfangs keine große gewesen zu sein, denn es haben sich nur 3 Handschriften aus dem 14. Jahrhundert erhalten, aber um so häufiger wurde es gedruckt (zuerst 1471) und es liegen unzählige Exemplare aus allen Jahrhunderten vor (in Maihingen z. B. von 1552, 1557, 1590, 1594, 1602, 1638, 1761, 1762, in deutscher Übersetzung 1509, 1535, 1587, 1646, 1782).

Der Dekamerone enthält die bekannte Vergleichung der drei theistischen Religionen mit drei vom Vater vererbten Ringen, unter denen der echte nicht mehr zu erkennen war. Zahllos sind die Verhöhnungen von Kloster- und Weltgeistlichen und die Stimmung streift einigemal an Freigeisterei. Das Laster bedurfte gegenüber dem Christentum natürlich einer Rechtfertigung und suchte sie wie immer in der Heruntersetzung heiliger Personen und Sachen.

Kulturgeschichtlich würde der Dekamerone viel Belehrendes bieten; so erfahren wir z. B., daß die Pfarrer Handel, Acker- und Gartenbau treiben, daß die Küche viel des Kräutermörsers bedarf, wie im Altertum (vgl. das „Mörsergericht“ von Vergil S. 185). Die Hörigen des Edelherrn haben ein Recht, diesem die Heirat zu empfehlen und in diese Sache sich einzumischen. Doch mag es hiermit genügen, ein weiteres Eingehen ist höchst unerquicklich.

Der Humanismus fand seine Pflege teils in Schulen, die sich frei um hervorragende Personen bildeten, teils an Höfen. Hier an Höfen war der eigentliche Boden, wo er sich ohne Zwang und Zügel frei gehen lassen und seine innerste Natur entfalten konnte. Das Hofleben begünstigte den feinen Lebensgenuß. Rohen Genuß verabscheute man, er sollte vielmehr künstlerisch verschönert und mit feinen Reizen erhöht sein. Kunst und Dichtung waren daher an allen Höfen geehrt, nicht als ideale freie

Geistesübung, sondern als Reizmittel, Zierde und Schmuck eines heiteren Genußlebens. Die Sinnlichkeit entfaltete ihre Reize und in zahllosen Festen widmete sich der Mensch dem Menschen. Es erzeugte sich eine dem heidnischen Leben verwandte Stimmung, in der man begierig nach den künstlerischen Erzeugnissen der Antike griff, mit ganzem Sinn und Herzen sich in sie hineinlebte und ein unmittelbares Verständnis für sie gewann.

Echte Poesie und Kunst fand man nur im Altertum, nicht im germanischen Mittelalter. Das Germanische samt der Gotik und dem Rittertum galt als barbarisch. Die richtigen Lehrmeister des Schönen sah man in Griechen und Römern und jede neue Schrift, die man entdeckte und jedes Denkmal, auf das man stieß, wurde mit Freuden begrüßt.[1] Die antike Welt erstand in ihrer ganzen Herrlichkeit und dem blendenden Schimmer, der um ihre Erscheinungen spielt, vor den Augen der Menschheit. Der antike Mensch, wie ihn die griechische Kunst als unerreichbares Muster rein irdischer Schönheit dargestellt hatte, belebte die Einbildungskraft und erzeugte hier mit andern Erfindungen auf dem Felde der Baukunst und des Gewerbes ein vollständiges Gemälde antiken Lebens, das nun ermöglichte, in den Geist und die hohe Formschönheit auch der antiken Litteratur einzudringen. Die antike Welt war nicht nur auferstanden als eine lebendige Scenerie, als eine Schaubühne, in deren Betrachtung der Geist sinnend und genießend verweilte. Man suchte die Gegenwart auch in antikem Sinne zu gestalten und unter dem Gesichtspunkte der Antike darzustellen. Man malte, bildete, formte und baute nach antikem Muster, man schrieb, dichtete und dachte in Form und Geist der Alten. Wie das hellenische Schönheitsideal für die das Leben nachbildenden Künste bestimmend wurde, so suchte man die sozialen Lebensordnungen selbst zu gestalten nach römischem Recht und römischer Politik. Für das rechtliche und politische Gesamtleben waren die Römer die Meister und für das Individualleben wurden mehr und mehr griechische Philosophieen leitend und ordnend, wenn man sich auch immer bemühte, dieselben moralisch wenigstens mit dem Christentum in Einklang zu bringen. Die poetisch und künstlerisch verweichlichten Geister waren völlig unzugänglich für die nüchterne Dialektik der in Spitzfindigkeiten sich verlierenden Scholastik. Über diese ward nun eine Flut von Spott und Hohn

[1] Äneas Sylvius, der spätere Papst, schreibt: „Ich ergötze mich daran, Rom, deine Ruinen zu schauen, aus deren Gemäuer die alte Größe erscheint,“ fügt freilich auch hinzu: „Aber wenn dein Volk fortfährt, aus dem Marmor Kalk zu brennen, so wird in dreihundert Jahren kein Zeichen des alten Adels mehr vorhanden sein.“

ergossen (S. 358). Und wie hier der Verstand, so fand auch das Herz in den überlieferten Formen der Religion, die man immer noch äußerlich mitmachte, kein Genügen mehr. Wie sollte es dieses noch finden, da sich die Menschen nicht dazu verstanden, in ihren Sinn sich einzuleben und ihre Voraussetzungen zu erfüllen? Die Herzen waren nicht nur in Wollust versunken, sie verwilderten auch in harter Grausamkeit. Man erlebte schreckliche Laster. Wir dürfen uns nur an die Schandthaten des Cesare Borgia und Gismondo Malatesta erinnern. In Rom waren Ermordungen so gewöhnlich, daß ein Fischer, welcher zusah, wie man einen Körper ins Wasser warf, auf die Frage, warum er das nicht zur Anzeige brächte, antwortete: „Ich habe Zeit meines Lebens an demselben Orte hundert Leiber ins Wasser werfen sehen, ohne daß sich jemand darum bekümmert hätte." Mit Recht sagt Gregorovius von der Zeit: „Wenn wir einen Menschen, wie ihn unsere Civilisation erzogen hat, mitten in jene Renaissance versetzten, so würde die tägliche Barbarei, welche an den damals Lebenden eindruckslos vorüberging, sein Nervensystem zu Grunde richten und vielleicht seinen Geist verwirren." Aus seinem Verkehr und seinen Erfahrungen in dieser Zeit bildeten sich die anthropologischen und politischen Anschauungen Machiavellis. Es können nur ganz begehrliche Menschen sein, welche man nur durch Furcht im Zaum halten, nicht durch Liebe gewinnen kann. Es müssen Sklaven ihrer Selbstsucht und ihrer Leidenschaften sein, über die man nur durch List und Gewalt Herr werden kann. Machiavelli steht indessen mit seinen unsittlichen Grundsätzen nicht allein. Außer verschiedenen andern Politikern gab es auch praktische Moralisten, welche ähnliche Maximen anrieten, um von den Großen Gunst und Ehre zu erhalten.

Mit solcher Gesinnung und Lebensrichtung war das Christentum unverträglich. Christus wurde durch die neuen Götter der Macht und Ehre, der Schönheit, des Glanzes und Genusses, m. a. W. der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens verdrängt. Das Christentum mit seiner Armut, Demut und Keuschheit erbleichte vor dem neuen Gestirn des erwachten Heidentums. Ein Machiavelli erhebt sogar das Heidentum vom sittlichen Standpunkt aus über das Christentum. Er spricht die kühne Behauptung aus: „Das Christentum sucht das höchste Glück in Demut, Unterwürfigkeit und Verachtung irdischer Güter, das Heidentum aber in Seelengröße, Körperstärke und allen Eigenschaften, die den Menschen gefürchtet machen." Das Christentum lehrt deshalb „Übelstände

zu unterstützen, nicht große Handlungen begehen" und es ist „die Ursache aller Unterdrückungen." „Denn die Bösewichter sagen, daß sie ungescheut Menschen tyrannisieren dürfen, die, um ins Paradies zu kommen, eher geneigt sind, Unrecht zu erdulden, als es zu ahnden." Machiavelli stellt sich hier auf seiten der Freiheit. Ihre Sache verficht er überhaupt im ganzen Verlauf seiner discorsi sopra la prima decade di Tito Livio.

Gedanken, wie sie Machiavelli im Obigen ausspricht, mögen dazu beigetragen haben, einen Boscoli zu reizen, sich gegen das Haus Medici zu verschwören. Zum Tode verurteilt, empfing dieser die christliche Ermahnung eines Freundes mit den Worten: „Ach, treibt mir den Brutus aus dem Kopf, damit ich meinen Gang als Christ gehen kann!"

Machiavelli steht jedoch mit sich selbst in Widerspruch. Auf der einen Seite gibt er den Tyrannen neuen Sporn, rechtfertigt ihr Thun und stellt jene sittenlosen politischen Grundsätze auf, welche zur Knechtung der Völker dienten (S. 323). Auf der andern Seite lehrt er die Völker, den Gehorsam und die Demut abzuschütteln und sich nicht knechten zu lassen. Es ist vergebens, wie es schon versucht wurde, diese Widersprüche zusammen zu reimen. In ihnen offenbart sich vielmehr die Unfähigkeit des Neuheidentums, Gerechtigkeit und Wahrheit zu üben. Es versteht weder die Völker noch die Herrscher zu leiten und lehrt die einen und andern Verachtung des Sittengesetzes.

Man war also schon soweit gekommen, das Heidentum über das Christentum zu erheben. Machiavelli thut dies, wie wir sahen, aus einem sittlichen Gesichtspunkt. Andere waren noch unverfrorener, ihnen gefiel die antike Sinnenfreude, die freie Wollust und das rücksichtslose Vergnügen. Auf diesem Standpunkt stand ein Laurentius Valla und Beccadelli. Der erstere rühmt die Grundsätze Epikurs: „Was die Natur erzeugte und bildete, kann nur löblich und heilig sein, und die Natur ist eben oder fast dasselbe wie Gott." Er preist den Genuß des Auges, des Ohres, des Mundes, den süßen Klang der Musik, den Wein, den Lehrer und Vater aller Freuden, verwirft den Cölibat und verteidigt den Ehebruch und die Frauengemeinschaft. Folgerichtig mußte Valla die Jungfräulichkeit verwerfen.

„Wer die gottgeweihten Jungfrauen erfunden hat, hat eine scheußliche Sitte eingeführt und dem Aberglauben, nicht der Religion gedient. Alle Götter, Minerva allein ausgenommen, waren verheiratet und Jupiter hat, soviel an ihm lag, Jungfrauen nicht geduldet."[1] Beccadelli überbot noch Valla an Schamlosigkeit und verteidigt unnatürliche Laster.

---

[1] Pastor, Gesch. der Päpste I, 15.

Ein anderer Humanist, Pulci, hüllt seine Genußsucht in die greulichsten Blasphemieen und stellt ein neues Glaubensbekenntnis dem alten, das er darin nachäfft, gegenüber:

„Ich glaube an die schwarze Farbe nicht mehr als an die blaue, wohl aber an Kapaunen, an Gekochtes und Gebratenes, manchmal auch an Butter, auch an Bier, und wenn ich keines habe, an Most, aber lieber an herben, als an süßen, besonders aber an guten Wein. . . . Ich glaube an die Torte und den Kuchen, die eine ist die Mutter, die andere der Sohn, das wahre Pater noster aber ist die gebackene Leber und sie könnte drei, zwei und eins sein." „Gewisse Leute," sagt er, „erwarten in der andern Welt Schnepfen, feine Weine und gute Betten und lassen sich dadurch verleiten, den Mönchen zu folgen. Was aber uns betrifft, so werden wir ins schwarze Thal eingehen, wo wir kein Halleluja mehr singen hören." Den Tod konnte er leicht nehmen, denn er glaubte an keine Unsterblichkeit und meint, die Seele stecke im Körper, wie eine Rosine im Kuchen.

Noch merkwürdiger als diese Äußerungen des Neuheidentums sind seine Folgen. In diesen Folgen erweist es sich als ebenso enge mit dem alten Heidentum, wie mit dem modernsten Unglauben verwandt.

1. Dem alten Heidentum gleicht das neue a) durch seinen großen Aberglauben. Der ganze Apparat des Heidentums wurde aus den Trümmern hervorgezogen, Astrologie, Augurien und Prodigien. Es fehlten nur noch Orakel und Tempel. Was nun freilich die Astrologie betrifft, so war sie schon vor dem Humanismus sehr verbreitet. Nach saracenischer Sitte hielten sich bessere Häuser einen Hausastrologen, wie früher einen Hofkaplan. Derselbe mußte bei allen wichtigen Entschlüssen die Sterne befragen und besonders für Grundsteinlegungen, Schlachten u. s. f. den glücklichen Tag wählen.

Einige wackere Humanisten, wie Petrarka, Villani und Pico traten gegen den Astrologenschwindel auf und betonten, die Sterndeutung sei unverträglich mit der Annahme eines freien Willens und einer göttlichen Weltregierung und begünstige den Trieb zum Bösen.[1] Allein ein echter Humanist ließ sich dadurch nicht beirren. Das ganze Altertum war nach seiner Ansicht zu beleben und darin war auch die Astrologie und Magie eingeschlossen. Man beobachtete den Vögelflug und das Verhalten der auf Staatskosten unterhaltenen Löwen, Leoparden, Bären &c., welche als Symbole des Staates gelten. Das Buchorakel (S. 244) fand neue Pflege, besonders wurde Vergil hierzu benutzt (sortes Vergilianae). Poggio war so abergläubisch, auf Prodigien, wie z. B. wunderliche Wolkenbilder, das Erscheinen von angeblichen Meersatyren zu achten.

[1] Burckhardt, Kultur der Renaissance II³, 285.

Zu diesem Aberglauben gehörte notwendig b) eine **fatalistische** Weltansicht. Entweder glaubte man an das Fatum der Alten oder an die Göttin Fortuna — schon Dante kennt diese Göttin, stellt sie aber in den Dienst Gottes — oder der Fatalismus nahm muhamedanische Formen an.

Einer der bekanntesten Vertreter dieser fatalistischen Ansicht ist Macchiavelli. Im übrigen fand die Astrologie auch im Platonismus und Neuplatonismus eine Stütze und theoretische Rechtfertigung. Durch Verbindung neuplatonischer und kabbalistischer Sätze gelang es, eine scheinbar philosophische Begründung der Astrologie zu schaffen, welche manchen besonnenen Forscher, wie Reuchlin, bestach.

Seine höchste Höhe erreichte der Aberglaube c) in eingebildetem oder wirklichem Götzendienst. Poeten hatten allerdings fast zu allen Zeiten, auch im Mittelalter, die alten Götter gepriesen, besonders die Venus und den Mars, aber diese Verherrlichung bewegte sich auf dem freien Boden der Phantasie. Ganz anders war es, als man Götteranrufungen auf den Boden der Wirklichkeit versetzte, als man z. B. bei der Wiederherstellung einer Cisterne auf dem Kapitol folgendes Gebet sprach:

„Wir haben das Gefäß gegründet, erfülle du, o Jupiter, es mit Regen und sei den Vorstehern deines Felsens gnädig,“

oder als man Menschen in antiker Weise apotheosierte.

So redet den Pietro Aretino einer an: „Ich sage, daß Ihr der Sohn Gottes seid, freilich, damit mir die psallierenden Bettelmönche nichts anhaben, mit der Einschränkung, daß Gott die höchste Wahrheit im Himmel, und Ihr die auf Erden seid.“ Lukrezia Borgia wird als Ursache der Ursachen, als Jupiter, der da alles schafft und alles beseligt, gepriesen. Der Tyrann von Rimini Gismondo Malatesta ist der Gott der Dichter und seine Kurtisane Isotta die Auserwählte des Jupiter.[1]

2. Das Neuheidentum der Renaissance trägt auf der andern Seite bereits auch Züge des modernsten Unglaubens. Es enthält die Keime der neuen Evangelienkritik und Christologie. Valla, der erste Kritiker der konstantinischen Schenkung, behandelt Moses und die Evangelisten wie gewöhnliche Historiker und bezweifelte den apostolischen Ursprung des Symbolums. Christusleugner waren nicht selten, man bezeichnete sie als judaisierende Ketzer.[2]

Diese Thatsachen sind sehr zu beachten, da man bei der Renaissance viel weniger über die Motive solchen Unglaubens im Zweifel sein kann,

---

[1] Von Isotta haben sich viele Medaillen erhalten, so auch eine in Maihingen (8 cm.) Av. D(ivae) Isottae Arimenensi. Rev. Ein Elefant 1446.

[2] Burckhardt, a. a. O. II, 275.

als bei der modernen Religionskritik. Hier verbergen sich die Zweifelsursachen viel zu sehr hinter objektiv wissenschaftliche Vorwände, als daß die subjektiven Gründe gleich ersichtlich wären. Anders ist dies bei der Renaissance, da liegt die weltliche Gesinnung klar zu Tage, welcher das Christentum von jeher widerstrebt hat. Besonders ist dies der Fall bei dem letzten Humanisten, wenn man ihn so nennen will, bei dem traurigen Giordano Bruno. Bruno vereinigt in sich alle Tendenzen des Humanismus, seine Formenfreude und seinen Schönheitsenthusiasmus, wie seine abergläubischen Liebhabereien, seinen Freiheitsgeist, wie seine Ungebundenheit. Er war Poet, noch mehr aber origineller Philosoph und gründlicher Glaubens- und Kirchenhasser. Infolge längeren Verkehres konnte Mocenigo folgendes von ihm bezeugen:

Bruno sagte, Christus sei ein Betrüger (un tristo), ein Magier gewesen und ebenso die Apostel. Da er betrügerische Werke that, habe er wohl voraussagen können, daß er gehängt werde; beim Tode habe er gezeigt, daß er ungern sterbe. Es sind dies die alten Anklagen des Celsus, dieselbe teuflische Bosheit spricht aus diesem und jenem. Bruno sagte ferner, die Mönche seien Esel und ihre Lehren Eselslehren. Der Glaube sei kein Verdienst vor Gott. Das Verfahren, welches die Kirche jetzt gegen Ungläubige und Irrgläubige beobachte, sei nicht dasjenige der Apostel, denn diese bekehrten die Völker durch Predigt und gutes Beispiel — man bemerke den Widerspruch mit der vorigen Charakterisierung der Apostel als Magier — jetzt aber gebrauche man Gewalt.

Bruno war mit sich selbst nicht im klaren. In seinen Schriften preist er die hohe Sittlichkeit des Evangeliums und läßt Christus, den Weisheitslehrer, mit göttlichen Kräften erfüllt sein, dagegen hat er für die dogmatische Auffassung Christi nur Spott und Hohn. Gegen die Lehre von den zwei Naturen stößt er folgende häßliche Blasphemie aus:

„Ich frage, ob aus der Vereinigung der menschlichen Natur mit einem Pferde eine Gottheit entstanden ist, würdig, in den Himmel versetzt zu werden, oder ein Tier, das in einen Pferde- oder Ochsenstall zu führen ist. . . . Ich meinerseits werde mich nimmermehr überzeugen, daß da, wo kein ganzer und vollkommener Mensch, noch ein ganzes und vollkommenes Tier ist, sondern wo nur ein Stück von dem einen an ein Stück des anderen angeheftet erscheint, etwas Besseres entspringen kann, als jedes für sich ist.“

Angesichts solcher Äußerungen fragen wir erstaunt, warum nicht schon damals eintrat, was später die Aufklärung zu stande brachte: eine allgemeine Revolution der Weltanschauung. So entschlossen und sicher der Unglaube gewagt und ausgesprochen wurde, beschränkte er sich doch auf auserlesene Kreise und wirkte zu wenig auf die breiten Massen. Die Ursache hiervon war nicht nur der Mangel einer systematischen Begründung

und Fassung der neuen Ideen — denn nur langsam gelang es, denselben philosophische und historische Voraussetzungen zu schaffen und sie allseitig abzuschließen — sondern vor allem der Mangel einer innern Begeisterung, eines neuen Glaubens und einer neuen Hoffnung. Der neue Unglaube mußte eine Verbindung mit religiösen Elementen eingehen, denn nur religiöse Grundsätze vermochten die Gemüter allgemein und auf die Dauer zu fesseln. Der Glaube saß zu fest und war viel zu sehr mit allen Lebensgewohnheiten verwachsen, als daß er sich ohne weiteres hätte ersetzen lassen. Das Gift mußte sich unter Formen verhüllen, für welche das Volk empfänglich war und nur unter dieser Verhüllung vermochte es langsam zersetzend zu wirken. Die Verhüllung durfte aber nicht zu durchsichtig sein, wie bei den Socinianern, sondern mußte ernst zu sein scheinen. Bekanntlich gelangen andere Kompromisse besser, und unter dem Zeichen und Schutze solcher Vergleiche breitete sich die Gedankenfreiheit, Vernunftreligion und Aufklärung aus. Aber auch der Aufklärung wäre es nicht gelungen, des Geisteslebens sich zu bemächtigen, wenn sie nicht selbst sich hinter christliche Prinzipien verschanzt hätte. „Der nackte epikureische Unglaube,“ sagt Baco, „hat den Frieden der Welt noch nie gestört.“ Nur indem er das Menschenwohl, die Humanität und Duldung auf seine Fahne schrieb und den eigentlich humanistischen Enthusiasmus entzündete, wurde der Rationalismus gefährlich, und so feierte der Humanismus der Renaissance im Humanismus der Aufklärung seine Auferstehung. Auf den ästhetischen Formalismus des 15. Jahrhunderts folgte ein inhaltsvoller Idealismus des Menschenwohls und der Menschenfreiheit, der heute noch die Welt beherrscht.

## III. Der Umschwung in der Kunst.

Die Schönheitsidee ist eine der treibenden Mächte der Renaissance, sie erfüllt Dichter und Künstler und letztere gaben ihr den vollendetsten Ausdruck. Mit der Höhe der Kunst kann die Dichtung, selbst wenn wir noch Tasso beiziehen, nicht verglichen werden. Sie erreichte eine Blüte, welche später kaum mehr erreicht wurde.

Italien war besonders geeignet, die Kunst zur Vollendung zu bringen.

Nicht bloß ist Italien schon an und für sich ein schönes Land, ein Land voll herrlicher Formen und Farben, es bewahrte auch am längsten die antike Kunsttradition. Hier erhielten sich die meisten Denkmäler und erwachte am frühesten ein lebhafter Nachahmungstrieb. Dazu kommt, daß der Südländer überhaupt seine Gefühle und Gedanken nicht bloß in Worte, sondern auch in lebendige Gebärde kleidet. Eine vorzügliche leibliche Bildung reizt ihn, das schöne Spiel der Gebärden und Mienen zu

suchen, und seine heiße Leidenschaft duldet nicht, daß sie ins Innere eingeschlossen werde, sie bricht ungestüm hervor, will sich Luft machen und Gestalt geben. So wurden dem Italiener die äußeren Formen des Hasses und der Liebe, der Andacht und der Gottlosigkeit, der Begeisterung und der Kälte viel geläufiger als den nordischen Völkern.

Die Natur übte sein Auge und lehrte ihn die Linien der Schönheit, Grazie und Kraft; die antiken Denkmäler vervollständigten den Unterricht und gaben ihm Anleitung, wie er sich der Schönheit bemeistern soll, wies die Mittel und Handgriffe, mit denen er sie nachzubilden imstande sei. Italien wurde so das Land der bildenden Kunst.

Italiens Malern und Bildhauern gelang es besser, als andern, in vollendeten, harmonisch abgerundeten, klaren und frei bewegten Gestalten die innerlichen Stimmungen, die Tugenden und Richtungen der Seele darzustellen. Mit gleicher Kunstfertigkeit gaben sie den erhabenen und gewaltigen, wie den lieblichen und zarten Regungen der Seele einen sinnlich schönen Ausdruck. Nachdem Fiesole liebliche Paradiesesvisionen heiliger, himmlisch schöner Menschen in Farben festgezaubert hatte, entwarf ein Michelangelo jene großartig genialen Gestalten eines Gottvaters, der im Licht einherrauscht, eines Moses mit einer ganzen Welt von Gedanken, und jener Propheten, die alle Stimmungen der Trauer und Freude, der Sehnsucht und Hoffnung verraten. Schmerz und Entrüstung, seelenbewegende, gewaltige Pläne und die hohen erhabenen Aussichten der Zukunft fanden nie eine bessere Versinnlichung. In seinen Madonnenbildern hat uns Raphael das süße Geheimnis der Mutterliebe enthüllt. Es sind formvollendete Gestalten aus der höhern Welt der Ruhe und reinen Seligkeit, die mit unbeschreiblicher Anmut sich vor uns ausbreiten. In den Bildern aus der Apostelzeit schildert er den erleuchtenden und heilenden Einfluß des göttlichen Wortes, in den Papstbildern die rettende Macht der Nachfolger Petri, endlich in der Stanza della Segnatura die höchsten Bestrebungen des menschlichen Geistes, sein gläubiges Sinnen und Betrachten, sein Forschen und Denken, seinen dichterischen Frohsinn.[1]

Wir sehen, es sind christliche Ideen, welche diese Meister verkörpern. Raphael nnd Michelangelo sind ganz erfüllt mit religiösem Ernst und religiösem Fühlen, und nichts ist unrichtiger, als sie des Heidentums zu zeihen. Aber es war freilich nicht mehr die Frömmigkeit eines Fiesole und nicht der Ernst der Frührenaissance, eines Giotto und Orcagna, welche ihren Pinsel und Meißel führte. Die humanistisch antike Luft umgab und durchdrang sie zu sehr, als daß sie ausschließlich ihren religiösen

[1] Gemeint ist die Disputa, die Schule von Athen und der Parnaß mit den darüber befindlichen Allegorieen der Theologie, Philosophie und Poesie.

Eingebungen hätten folgen können. Das religiöse Gefühl vermenschlichte sich zu sehr und die Tugend ging in der Schönheit auf. Die Form überragte den Inhalt, nicht umgekehrt, und zog den Blick fast ausschließlich auf sich. Diese Meister geben die Heiligkeit und Andacht um der Kraft und Anmut willen preis. Christus ist nicht mehr so fast der erhabene König, voll Sanftmut und Liebe, der leidende Gottessohn und strenge Weltenrichter, als ein sanfter oder starker Mensch, der menschlich unter Menschen wandelt und in Michelangelos jüngstem Gericht wie ein zürnender Apollo erscheint. Michelangelo scheute sich nicht, Christus hier und ein andermal als Statue vollständig nackt darzustellen. Das Kreuz und der Kreuzesschmerz tritt zurück. Die Renaissance liebt weder den Todesschmerz noch den Todessieg am Kreuze zu betrachten. Die Menschen haben am Schrecken satt bekommen, mit dem das Jahrhundert zuvor die Seele erfüllte (S. 295). Sie wollen nicht mehr zerknirscht und gedemütigt, sondern erheitert und erfreut werden.

Maria ist nicht mehr die hoheitsvolle Himmelskönigin, die erhabene Mutter des Gottessohnes und Braut des hl. Geistes, sie ist ein Weib geworden, eine zärtliche Mutter voll Liebreiz und Milde. Sie trägt Züge irdischer Schönheit und ist oft nur die idealisierte Geliebte des Malers.

Die Kirchenbauten, Türme und Säulen weisen nicht mehr nach oben, sie wollen sich selbst sehen und anstaunen lassen. Ihre Pracht ist reich und prunkend ihr Gewand, aber die Erhebung fehlt. An Stelle des heiligen Dämmerlichtes tritt lichte Tageshelle und es beginnt die Aufklärung.

## IV. Der Umschwung in der Religion.

Die Humanisten verglichen die Religionen mit einander und kamen zu verschiedenen Ergebnissen. Die einen, wie Pomponatius, hielten alle für mehr oder weniger unwahr, andere sahen mehr auf das Übereinstimmende und näherten sich dem spätern Deismus, so z. B. auch Lorenzo Medici.

„Die meisten oder alle Menschen," sagt Pomponatius, „befinden sich im religiösen Irrtum, denn entweder ist nur die christliche Religion die wahre, alle andern Religionen aber falsch oder alle zusammen sind unwahr." Pulci meint, die verschiedenen Religionen sollen sich „friedlich einander nähern" und sich zu einer (theistischen) Lehre verbinden. Der französische Jurist Bodin läßt in seinem Heptaplomeres einen Juden, einen Muhamedaner, drei Christen und zwei Heiden über die Religion

verhandeln und kommt zu dem Ergebnisse, daß in allen ein Kern der Wahrheit liege und sie daher zu dulden seien.

Diejenigen, welche dachten wie Lorenzo v. Medici und der florentinische Humanistenkreis, suchten das Christentum äußerlich beizubehalten und es soweit als möglich mit ihren neuen humanistischen Ideen zu vermitteln. Sie suchten einen Vergleichsweg zwischen alter und neuer Anschauung und zwar 1. auf humanistischem Boden. Indem von dem christlichen Gedanken die organische Umkleidung des dogmatischen Kirchentums abgelöst und aus dem Altertum die höchsten Resultate idealen Denkens hervorgeholt wurden, gelang es in der That, eine Vermittlung zu gewinnen, welche oberflächlichen Geistern genügte. So glaubten einige italienische Gelehrte (Ficinus, Picus v. Mirandola) auf platonischen Flügeln zum Göttlichen sich erheben und die Evangelien durch platonische Schriften ersetzen zu können; dem Lipsius mußte die stoische Philosophie das Sprungbrett abgeben, um sich höher zu heben. Erasmus verfällt sogar einmal auf den Gedanken, vom Standpunkt des Epikur aus das Glück der Natur in Gott suchen zu lassen. Christus ist ihm ein Philosoph, der das, was Sokrates und seine Schüler lehrten, nachdrücklicher und vollkommener (absolutius, efficacius, plenius) lehrte. Man vergaß hierbei die den Heiden doch im ganzen fremde Lehre, daß der Mensch, wie er ist, gefallen und sündhaft ist. Der Heide faßte die menschliche Schwäche als naturnotwendig, und wenn er sich auch anstrengte, sich davon zu befreien, so mußte ihm das immer mißlingen.

Wenn man sich 2. auf christlichen Standpunkt stellte, so fragte es sich, wie und auf welchem Wege erreicht man Gott und die Heilsgnade? Die Kirche sagte: durch Teilnahme an dem kirchlichen Organismus, in welchem Christus fortlebt, durch Gehorsam gegen kirchliche Organe, Empfang der Sakramente und Opfergemeinschaft. Dieser Weg aber wurde vielen durch den Mißbrauch verleidet, den ihrer Ansicht nach die Erwerb-, Genuß- und Herrschsucht mit den positiven Anstalten trieb, viele aber hielt der humanistische Geistesstolz und andere die Verführung zurück. Dennoch wollte man aber zu Christus gelangen. Da nun aber die Menge weder für den rationalistisch pelagianischen Weg eines Erasmus reif war, der den Menschen die Nachahmung Christi anbefahl, noch die theosophischen Mittel verstand, so blieb für die meisten, die den alten Weg verschmähten, nur derjenige offen, auf den die Reformatoren hinwiesen. Eine theoretische Aneignung Christi, der bloße Glauben genügte hier, um das Heil zu finden.

Mit einem also vereinfachten Christentum wollte man die Seelen gewinnen, welchen die alten Formen entleidet waren.

Die alten Formen, Anstalten und Gebräuche wurden als überflüssig und wahrer Religiösität schädlich beseitigt. Sie haben ja doch nur, hieß es, in der Erwerbgier und Herrschsucht des Klerus ihre Quelle gehabt. Die Ablässe und Reliquien, die Lehre vom Fegfeuer und Meßopfer haben der Geldgier, die Beicht, der Cölibat und das hierarchische Regiment der Herrschsucht gedient, dem Volke aber haben sie keinen Gewinn gebracht. Im Gegenteil sei der Sinn des Volkes durch diese Anstalten vom Wesentlichen aufs Unwesentliche, Äußerliche und Mechanische abgelenkt worden. Wer äußerlich mitmachte, habe sich für einen Christen gehalten, obwohl er im Herzen ein Heide war, ja, die Kirche habe die Leute erst recht zu Heiden gemacht, indem sie ihnen Bilder-, Heiligen- und Marienverehrung empfahl und zum Anbeten des Kreuzes und der hl. Hostien anleitete. Denn alles das sei Götzendienst, weil Sachen und Personen, die nicht selbst Gott sind, wie Gott verehrt werden.

„Wir wissen alle," sagt M. Luther, „und ich bin sowohl darin gesteckt als alle anderen, daß wir Mariam schlecht an Christus Statt und Amt zu halten gelehrt waren, hielten Christum für unseren zornigen Richter und Maria für unseren Gnadenstuhl." „St. Anna war mein Abgott." Keßler v. St. Gallen beschreibt, wie man für jede einzelne Not einen besondern Heiligen hatte und schließt: „Wie die Heiden ihren Götzen jedem seine Dienste . . . zugeteilet, als Baccho den Wein, Cereri das Brot, desgleichen wir."

Über die Italiener, die er auf seiner Ordensreise nach Rom kennen lernte, fällt Luther nach Taine folgendes, allerdings nicht ganz unberechtigte Urteil: „Die Italiener sind entweder Epikureer oder abergläubisch. Das Volk fürchtet den heil. Antonius oder den heil. Sebastian mehr als Christus, weil jene sie mit Wunden heimsuchen könnten. Daher rührt es, daß man, wenn man in Italien einen Ort vor Verunreinigung bewahren will, den hl. Antonius mit seinem Feuerspeer hinmalt. So leben sie denn im äußersten Aberglauben, ohne das Wort Gottes zu kennen, ohne an die Wiederauferstehung und an das ewige Leben zu glauben und ohne etwas anderes zu fürchten, als irdische Heimsuchungen. Ihre Gotteslästerungen sind schrecklich. . . . Können sie sich ihrer Feinde nicht auf andere Weise entledigen, so lauern sie ihnen in der Kirche auf. . . . Wenn (vornehme) Italiener in die Kirche gehen wollen, sagen sie: „Bequemen wir uns dem Irrtum des Volkes an."

Im päpstlichen Rom glaubte Luther den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte zu sehen, die babylonische Hure auf dem Throne und den Antichrist im Anzuge. Denn schon lange wirke das Geheimnis der Bosheit und verfälsche das Evangelium.

Diese heftigen Anklagen hatte Luther nicht aus der Bibel gelernt, er sprach sie vielmehr seinen ketzerischen Vorbildern, einem Wiklef und Wesel, und seinen humanistischen Freunden nach.

Laur. Valla klagt in einer Flugschrift schon 1440 das Papsttum an, den Ruin Italiens verschuldet, Kirchen geplündert, Jungfrauen und Hausmütter geschändet und Bürgerblut vergossen zu haben. „Die Dichtung von der Schenkung Konstantins sei eine Ursache geworden für die Verödung Italiens." Darum künden ihm die Italiener den Gehorsam auf, wie Kinder ihren schlechten Eltern.[1] Hutten, welcher diese Schrift 1517 drucken ließ, verfaßte selbst eine giftige Spottschrift: „Vadiskus oder die römische Dreifaltigkeit" im Jahr 1530. Hier heißt es u. a.:

„Drei Dinge tötet Rom: gut Gewissen, Religion und Eid. Dreierlei verlachen die Römer: Das Beispiel der Alten, St. Peters Papsttum und das jüngste Gericht. Mit dreierlei handeln die Römer: mit Christus, Pfründen und Frauen. Drei Dinge hört man in Rom sehr ungern: allgemeines Konzil, Reformation der Geistlichen und daß die Deutschen zu sehen anfangen."

Mit diesen Stimmen mag man wohl bedauern, daß in Rom und Italien nicht alles war, wie es hätte sein sollen. Man mag bedauern, daß auch im deutschen Kirchenleben mancher Mißbrauch bestand. Allein war deswegen alles Aberglaube, was die Erwerbgier und Herrschsucht am Heiligen mißbrauchte? Waren das hl. Meßopfer, der Ablaß und die Reliquien nur ein Erzeugnis des Aberglaubens, weil sich vielleicht mancher Aberglaube daran knüpfte? War die Marien- und Heiligenverehrung und der eucharistische Kultus schuld daran, wenn man nicht mehr an Christus dachte? War das ein schwacher und falscher Glaube, der sich an Maria und die Heiligen wendete? Wenn man die Reformatoren diese Dinge als unheilige Umzäunungen verschreien hört, wenn man vernimmt, wie sie gegen den Aberglauben und Götzendienst eifern, und wenn noch heute die Protestanten eine solche Sprache führen, sollte man meinen, es bewege sie die reinste Gottesliebe, der aufrichtigste Religionseifer und der stärkste Glaube. Und doch halte ich mit vielen dafür, daß das nur ein schwacher Glaube und eine unsichere Gottesliebe ist, welche also spricht. Wer Maria und die Heiligen verehrt, thut dies nicht etwa, weil er seine Huldigung Gott entzieht, nein, seine Gottesliebe fließt über und er muß das Übermaß den Heiligen zuwenden. Liebe zu Maria ist daher ein Zeichen besonders inniger Religiösität.[2] Die Liebe thut immer ein übriges, nur wer sie nicht teilt, sieht ihr Thun für übertrieben und sinnlos an. Liebe vergöttert immer ihren Gegenstand, bedeckt oder übersieht seine Fehler und schaut nur Gutes, Schönes und Süßes an ihm. Und sollte solche Liebe nicht erlaubt

[1] Pastor, Gesch. der Päpste I, 17.

[2] Wie Janssen erzählt, fragte ihn ein Kapuziner, als er ihm den Entschluß mitteilte, Priester zu werden, ob er eine innige Verehrung zu Maria habe. Ein protestantischer Recensent meinte nun, der Kapuziner hätte fragen sollen, ob er Christus liebe; dies hätte ihm ein sichereres Kennzeichen geschienen!?

sein Menschen gegenüber, welche makellos durchs Leben gingen, Charaktere erster Größe waren und alles beglückten, was mit ihnen in Berührung kam? Der lebendige Glaube sieht nicht Brot und Wein, sondern den gegenwärtigen Gott und weiß, wem alle Handbewegungen, Körper- und Kniebeugungen des Priesters gelten, die ein kaltes, glaubensschwaches Auge für sinnlose Farcen ansieht. Ja wenn der innere Geist fehlt, wird freilich alles zum Mechanismus, und wenn sich der Eigennutz daran knüpft, bedient sich der Aberglaube, nicht der Glaube, der äußern Formen, um daraus allerlei irdische Vorteile zu ziehen. Aber der eigentliche Zweck und Sinn der Kirche ist es nicht, sie betont unaufhörlich den wahren Geist und die Voraussetzung der äußern Form und ist daher unschuldig am Mißbrauch und Irrtum.

Die Reformatoren hingen sich indessen allein an den Mißbrauch und wollten den eigentlichen Sinn nicht erkennen. Warum? Weil in ihnen selbst schon der Glaube und die Liebe nicht kräftig und innig genug mehr war, um sich in den Geist jener Formen hineinzuleben. Aus ihrer eigenen Geistesstimmung heraus boten sie dann der Welt ein vereinfachtes Christentum, das aber ebendamit schon ein geschwächtes war. Zwar wird ihnen niemand „Religiösität" abstreiten, sie besaßen eine hohe Begeisterung und sie weckten wieder Begeisterung. Sie hielten sich für berufen, die ihrer Ansicht nach verdorbene Religion zu reinigen und durch Vereinfachung bei vielen wieder in Ansehen zu bringen, welchen sonst aller Glaube abhanden gekommen wäre. Sie wollten die neuen Heiden bekehren und vergleichen sich daher mit den Aposteln, wie Calvin. Luther sagt von den Humanisten, sie machen sich über die wahre Religion lustig, verhöhnen uns Christen, weil wir an die heilige Schrift glauben, sie sprechen: „Wenn wir der hl. Schrift durchweg Glauben schenken wollten, wären wir die bejammernswertesten Menschen und könnten niemals lustig sein; man muß eine schickliche Miene annehmen und nicht alles glauben." Dies sollte in Zukunft anders werden. Die Humanisten sollten bekehrt und zu den Altären zurückgeführt werden, indem ihnen eine vom Aberglauben und andern Härten gereinigte Religion geboten wurde, welche weder bei der Vernunft noch beim schwachen Herzen zu sehr Anstoß erregte und sich durch ihre Biegsamkeit dem Trieb nach Denk- und Gewissensfreiheit empfahl. Diesen aufrichtigen Wunsch dürfen wir den Reformatoren wohl zutrauen. Man kann ein Irrlehrer sein, ohne daß man vollendeter Heuchler wäre. Der menschliche Geist ist zu tiefgründig und die Gedankenzusammenhänge zu verwickelt, als daß sie sich

mit solch einfachen Schlagwörtern, wie „Heuchler“ oder „Fanatiker“ abfertigen ließen. Das aufrichtige Bestreben, „Heiden“ zu bekehren, war in der That vorhanden, und was noch wichtiger ist, es war nicht ganz erfolglos. Das Geschlecht der gottlosen Humanisten stirbt allmählich im protestantischen Deutschland aus — aber gleichzeitig auch in Italien. Der Religionseifer nimmt zu, die Kirchen werden wieder zahlreicher besucht und theologische Fragen erregen allgemeines Interesse. Diese Thatsachen sind sowohl auf protestantischer, wie auf katholischer Seite zu beobachten und keine der beiden Kirchen kann für sich mit Sicherheit den Vorrang beanspruchen. Während der unruhige Strom reformatorischer Neuerung noch in kein festes Bett abgelaufen und noch alles schwankend und unsicher war, umgaben und besaßen den Stuhl Petri bereits Männer, welche selbst Muster von Frömmigkeit, auch vom aufrichtigsten Streben nach Besserung erfüllt waren (Hadrian VI. und Paul III., die Kardinäle Contarini, Sadolet, Pole, Aleander, Caraffa, Cervini, Morone u. a.), und wie hier wehte allerorten in der katholischen Kirche ein anderer Geist. Daher ist es voreilig, wenn protestantische Historiker alles Verdienst an dieser Änderung der Reformation Luthers zuschreiben. Mit demselben Grunde könnte man auch die Träger der wahren Reformationsideen im 15. Jahrhundert, einen Gerson, Pierre d'Ailly, Nikolaus v. Cusa, Joh. Busch u. a. der lutherischen Bewegung zu gute schreiben. Es ist also nicht nötig, der häretischen Reformation für diese Geisteserneuerung zu danken, wohl aber kann zugestanden werden, daß die Reformation in ihren Kreisen mannigfach bessernd gewirkt, den religiösen Eifer und die Frömmigkeit neu belebt hat. Allein in dieser neuen Frömmigkeit und Religiösität steckte ein Giftwurm — es thut uns leid, dies aussprechen zu müssen — und dieser Giftwurm war nichts anderes als der Eigendünkel der Reformatoren. Grillparzer, bekanntlich sonst kein eifriger Katholik, hat dies ganz richtig herausgefunden: „Es heißt den Glauben reinigen,“ sagt er treffend, „daß Gott erbarm! Der Glaube reint sich selbst in reinen Herzen. Nein, Eigendünkel war's, Eigensucht, die nichts erkennt, was nicht ihr eigenes Werk.“ Dieser Eigendünkel, dieser Freiheitsdrang und diese Neuerungssucht war der Giftwurm, welcher den Glauben selbst zerfraß und jene Zweifelsucht und jenen unruhigen Verbesserungstrieb erzeugte, welcher in der Revolution zum vollen Ausbruch kam. Der Rationalismus und die Revolution, das sind die echten Kinder der Reformation, in England und Holland erzeugt und von da auch auf katholischen Boden verpflanzt. Mitten aus dem

vollen Glaubensleben des Mittelalters heraus wären die europäischen Völker hierfür nicht reif genug gewesen, sie hätten für den Rationalismus zu viel Glauben, zu wenig Kühnheit und Vermessenheit gehabt — das zeigt die Geschichte des Humanismus — die Reformation mußte zuerst Brücken bauen, die Geister darauf vorbereiten und es gelang ihr auch trefflich. Die Reformation hat die kindliche Scheu des immer noch naiven Mittelalters zerstört, sie hat sich auf die freie Forschung und das subjektive Gefühl der einzelnen berufen und von ihr die Annahme ihres Bekenntnisses abhängig gemacht. Damit war der Freiheitstrieb entfesselt und der Ungebundenheit die Thüre geöffnet.

Die Reformation hat, wie ihre Verehrer sagen, die Gewissensfreiheit zur Wahrheit gemacht, welche das Christentum fordert. Diese Gewissensfreiheit ist nach ihrem Urteil keineswegs gleichbedeutend mit Erleichterung und Abschwächung der religiösen Pflicht, vielmehr lade sie jedem einzelnen eine erhöhte Verantwortlichkeit für sein Thun und Lassen auf, sie steigere das Pflichtgefühl und jeder müsse jetzt ohne Unterlaß für sein Seelenheil sorgen, anstatt daß ein anderer ihm diese Sorge abnähme. Es gibt, meinen sie, kein so bequemes Mittel mehr, wie die Beicht und den Ablaß, das Gewissen zu beruhigen, und kein Mittler übernimmt die Verantwortung.

Allein wird dadurch nicht eben eine peinliche Unsicherheit erzeugt? Ob man die Seligkeit von dem Glauben allein oder von der göttlichen Vorherbestimmung abhängig macht, ob eine Wiedertaufe oder eine innerliche Wiedergeburt die unerläßliche Bedingung der Rechtfertigung ist, niemals bekommt der einzelne eine untrügliche Sicherheit über seinen Heilszustand. Denn alle Zeichen, an denen die Rechtfertigung zu erkennen ist, sind trüglich, und dazu ist es eben nur eine Privatmeinung, sei es eines Luther oder Calvin, eines Menno oder Wesley, welche sagt, daß das oder das zum Heile notwendig sei. Wer wird sich ganz dabei beruhigen? Höchstens die Lauen und Leichtsinnigen, aber diesen ist jede Form einerlei, wenn sie nur rasch zum Ziele führt. Die Frommen aber fallen in große Zweifel, sie ängstigen sich über ihre Seligkeit, grübeln über die Rechtfertigung und werden schwermütig. In diesem Sinn ist es richtig, was Protestanten sagen, die Reformation habe in ganz anderer Weise religiösen Ernst erzeugt und sie die Schrecken des Gewissens kennen gelehrt, als die katholische Kirche; Buße, Gericht und Hölle ragen tiefer in die Seele herein und wühlen sie auf. In der That haben viele Beobachter an einer protestantischen Bevölkerung im Unterschied zu einer

katholischen viel mehr Schwermütigkeit, tiefern Ernst, „ein gesammelteres und geschlosseneres Wesen“ entdeckt, wie der berühmte Ästhetiker Vischer, während den Katholiken „mehr Naturfrische, eine glänzendere Feuchtigkeit und Reinheit des Auges“ nachgerühmt wird.

Der Protestant als solcher[1] ist unruhiger, beweglicher, weit entfernt von jener ruhigen Behaglichkeit und Sättigung südlicher Naturen, er ist nicht leicht befriedigt, daher auch strebsamer und reger, denn die Unbefriedigtheit wechselt gerne ihre Lage und ist ein Sporn zur Arbeit. Die Unzufriedenheit endet aber leicht auch in Verzweiflung und daher erklärt es sich, daß der Selbstmord auf protestantischer Seite häufiger vorkommt als auf katholischer.[2]

Unzufriedenheit ist mit Neuerungssucht fast gleichbedeutend, jede Neuerungssucht aber hat etwas Fanatisches. Ein Konservativer ist lang nicht so leidenschaftlich erregt, so hitzig und geschäftig wie ein Neuerer, heiße er nun Reformator, Revolutionär, Progressist (exaltado) oder Sozialdemokrat. So waren nun auch die Reformatoren Fanatiker, größere Fanatiker als die Vertreter der alten Kirche — das entgegengesetzte Urteil ist grundfalsch, psychologisch und historisch unwahr. Jeder, der ehrlich ist, muß das Urteil des gewiß katholikenfeindlichen Lecky unterschreiben, daß die Reformatoren mit wenigen Ausnahmen (Socinus und Castellio) Fanatiker waren und die Ausrottung ihrer Gegner mit Feuer und Schwert befürworteten.[3]

---

[1] Wir meinen nur den Protestanten im eigentlichen Sinne, d. h. jenen, welcher bewußter Protestant ist. Solche Protestanten kann es auch innerhalb der heutigen katholischen Kirche geben.

[2] Dieses unzweifelhafte Ergebnis der Statistik erkennen auch protestantische Theologen an.

[3] Lecky findet ihr Verfahren im höchsten Grade unbegreiflich und ungerecht, gerade je mehr man es mit demjenigen der katholischen Kirche vergleicht: „Der Katholizismus war eine alte Kirche. — Sie ruhte ausgesprochenermaßen auf dem Prinzip der Autorität, und sie verteidigte sich selbst gegen Angriff und Neuerung. — Sie konnte darthun, wie vollständig ihre Lehren mit dem ganzen sozialen System verwebt waren, wie furchtbar die Erschütterung gewesen wäre, wenn dieselben zerstört wurden, und wie durchaus unverträglich sie mit der Anerkennung des Urteils der einzelnen wären. Diese Betrachtungen würden sie freilich nicht rechtfertigen, aber sie würden wenigstens ihre Schuld bemänteln. Was aber soll man von einer Kirche sagen, die nur ein Ding von gestern war, einer Kirche, die noch keinerlei Nutzen für die Menschheit, keinen Anspruch auf deren Dankbarkeit aufzuweisen hatte, einer Kirche, die ihrem Bekenntnisse nach eine Schöpfung des Urteils der einzelnen und in Wirklichkeit aus den Intriguen eines verderbten Hofes hervorgegangen war, die nichtsdestoweniger mit Gewalt eine Gottesverehrung unterdrückte, die Unzähligen zu ihrem Seelenheile für unerläßlich galt, und durch all ihre Werkzeuge und mit aller Thatkraft diejenigen verfolgte, welche an der Religion ihrer Väter hingen? Was sollen wir von einer Religion sagen, die kaum den vierten Teil der christlichen Welt umfaßte, und die der erste Ausbruch des Privaturteils in unzählige Sekten gespalten hatte, und die

Die treuen Anhänger der alten Kirche blieben freilich nicht beim bloßen Zuschauen stehen, sie hielten es für ihre Pflicht, der Neuerung entgegen zu treten, und so entstanden jene fortwährenden Streitigkeiten und blutigen Kriege, welche Frankreich verheerten und zuletzt mit dem gänzlichen Ruin Deutschlands endigten. Und was war der Gewinn dieser kriegerischen Kämpfe für die Religion? Die Grenzlinien beider Konfessionen blieben so ziemlich dieselben, wie sie vor den Kriegen gewesen waren. In Deutschland und Europa bildete sich ein solches Gleichgewicht heraus, daß keine die andern vernichten konnte. Die Geister aber hatten sich in dem fruchtlosen Kampfe so ermüdet, daß das Übermaß der Erregung in Lethargie umschlug. Aus dieser Lethargie aber entsprang ein trauriger Indifferentismus, der Tod der Religion.

Die freie Bibelauslegung und damit auch die freie Religion stand lange nur auf dem Papier. In Wirklichkeit schlug eine verknöcherte Orthodoxie die Geister in die Fesseln eines Dogmas, in dem alle Spuren das Menschenwerk verrieten. Es entstand jener Buchstabendienst, welcher die Bibel und Bekenntnisschriften vergötterte und jede geringe Abweichung mit Feuer und Schwert zu vertilgen suchte. Allein die Geister, die einmal gerufen waren, ließen sich nicht mehr bannen. Der Pietismus und Rationalismus setzte fort, was die Reformation und Renaissance begonnen hatten. Diese ungleichen Geschwister sind die echten Kinder einer ungleichen Verbindung von weltlichen und humanistischen Ideen, wie sie an der Wiege des Protestantismus geschlossen wurde. Der Pietismus suchte den Grundsatz zur Wahrheit zu machen, von dem die Reformation ausging, er lehrte eine private, individuell subjektive Offenbarung, Eingebung und Erleuchtung, und erstrebte einen unmittelbaren Verkehr und Umgang mit Gott. Kein Stück Papier (Symbol) und keine Person (Prediger) sollte sich zwischen Gott und den Menschen eindrängen, viel weniger ein Mensch. Dies wollte im Grunde auch der Rationalismus, auch er wollte kein Stück Papier (Bibel) zwischen Gott

gleichwohl so sehr von dogmatischem Geiste durchdrungen war, daß jede dieser Sekten ihre unterscheidenden Lehren mit derselben Zuversichtlichkeit behauptete, und mit derselben ungezügelten Heftigkeit die Verfolgung betrieb, wie eine Kirche, die durch die Huldigung von mehr als zwölf Jahrhunderten ehrwürdig geworden war? Was sollen wir von Männern sagen, die in dem Namen der Religionsfreiheit ihr Land mit Blut überschwemmten, die ersten Grundsätze der Vaterlandsliebe mit Füßen traten, indem sie Fremde zu ihrem Beistand herbeiriefen, sich geradezu über das Unglück ihres Landes freuten und die, als sie endlich ihren Zweck erreicht hatten, sofort eine ebenso unbedingte religiöse Tyrannei einführten, als die war, welche sie soeben umgestoßen hatten" (Lecky, Geschichte der Aufklärung II, 40 f.).

und den Menschen aufgerichtet sehen, und er verneinte jede Auktorität, auch die der Apostel, und sprach den Grundsatz aus: Nichts Partikulares, keine konkrete, an Raum und Zeit gebundene Einzelheit, keine besondere Erscheinung, weder eine historische Person noch ein Ereignis soll das ersetzen oder ergänzen können, was die Vernunft lehrt, sie darf nicht zum Beweise von Vernunftwahrheiten verwendet, noch auch Vernunftwahrheiten ergänzen und vervollständigen wollen (Lessing). Was dort die Erleuchtung, das ist hier die Vernunft; so Verschiedenes beide Teile sich darunter denken mochten, im Grunde kam es auf dasselbe hinaus.

## V. Der Umschwung in der Weltanschauung.

An Stelle des Ritters und des Geistlichen tritt in der Neuzeit der Bürger. Die Städte blühen auf und werden Mittelpunkte der Kultur anstatt der Klöster und Burgen. Der ritterliche Schwung und Edelsinn, die geistliche Würde und Hingebung mußte dem kalten eigennützigen Geschäftsgeist weichen. Der moderne Realismus erstickte das ideale Feuer glaubensvoller Zeiten, und die neuen Menschen wurden berechnend und schwunglos. Daher nimmt sich die Neuzeit, von hoher Warte aus betrachtet, im Vergleich zum Mittelalter *weltlich* aus, die Menschen sind aufs Diesseits bedacht und haben keine Zeit und Lust, gotische Kirchen zu bauen und um des Glaubens willen Kreuzzüge zu unternehmen.

Anstatt des Glaubens gilt in der Neuzeit das *Wissen*, anstatt der Auktorität die *Freiheit*, anstatt betrachtender Ruhe die rastlose *Arbeit*.

Wie kam das so? Wir haben die Ursachen teilweise schon kennen gelernt. In erster Linie war es der Reiz, den die antiken Geistes- und Kunsterzeugnisse auf die Menschheit ausübten. Wenn die Alten unter dem Hauche der Freiheit und trotz ihres falschen Glaubens so Herrliches schufen, wäre nicht auch heute solches möglich, wenn wir frei wären? Welche Entdeckungen könnte man auf philosophischem und wissenschaftlichem Gebiete machen, wenn Denkfreiheit bestände?

Die gleiche Frage drängte fast noch entschiedener ein anderes Ereignis auf, nämlich die Entdeckung einer neuen Welt auf Erden und in den Sternenräumen, die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus und die neue Sphärentheorie des Kopernikus.

Sowohl die Ansicht des Kolumbus als die des Kopernikus drangen nur langsam in das Bewußtsein ein. Auf die Schwierigkeiten, welchen Kolumbus begegnete, wird man weniger aufmerksam, weil sie vor der entscheidenden Expedition von 1492 fallen, während die Streitigkeiten

um die Kopernikanische Theorie über ein Jahrhundert andauerten. An sich aber war es nicht leichter, sich das Dasein von Antipoden vorzustellen, welche geradezu verkehrt stehen müssen, als zu denken, die Erde laufe um die Sonne.

Meint doch Cosmas ums Jahr 535, der heilige Apostel Paulus sage, alle Menschen seien geschaffen, auf dem Antlitze der Erde zu leben, und daraus folge deutlich, daß sie nicht auf mehr als einem Antlitz oder gar auf dem Rücken leben. Man war zwar trotz Lactantius nicht abgeneigt, der Erde eine Kugelgestalt zuzuschreiben, wie es schon die Alten, vor allem Aristoteles, lehrten, und glaubte auch mit diesem, daß zwischen der Westküste Spaniens und der Ostküste Indiens das Meer nur schmal sei. Aber daß auf dieser abgekehrten Seite der Erde Menschen wohnen, kam nur wenigen in den Sinn. Zu diesen wenigen gehörten die Manichäer. Gegen sie schrieb Cosmas seine christliche Topographie: Die Erde ist nach ihm ein Parallelepipedon, zweimal so lang (von Ost nach West) als breit, wie die Stiftshütte, denn die Erde wird in der hl. Schrift mit einem Zelte verglichen, und daher muß das hl. Zelt Vorbild sein. Ihre Decke ist das Himmelsgewölbe, da, wie Hiob sagt, der Himmel an die Erde befestigt ist. „Himmel und Erde" sonst gibt es nichts. Trotz dieser Beweisführung tauchte die Ansicht von Antipoden wiederholt auf, so im 8. Jahrhundert, wo der bayrische Bischof Virgilius, von irischer Abkunft, sie verteidigte. Später versetzte Dante seinen Fegfeuerberg auf die der alten Welt entgegengesetzte Seite der Erde. Endlich suchte Pierre d'Ailly in seiner Imago mundi auf jener abgekehrten Seite das Paradies, indem er sich auf Angaben Isidors, Johannes Damascenus', Bedas u. a. stützte. Die Schrift d'Aillys kannte Kolumbus und führte sie zu Gunsten seiner Ansicht an. Die kühne Fahrt des Kolumbus verbreitete ein überraschendes Licht über diese Frage, welche nur empirisch lösbar war, und machte alle Bedenken verstummen.

Anders stand es mit der Kopernikanischen Theorie, welche niemals direkt durch den Augenschein beweisbar ist und daher auch längere Streitigkeiten hervorrief. 1543 erschien die Schrift des Kopernikus mit einer Widmung an Papst Paul III. Mit siegesgewisser Sicherheit nennt der Astronom die scholastische Ansicht von der Unbeweglichkeit und Centralstellung der Erde ein „absurdes Akroama" und sagt begeistert:

„Durch keine andere Anordnung habe ich eine so bewunderungswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte (lucernam mundi), die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, wie in die Mitte des schönen Naturtempels auf einen königlichen Thron gesetzt."

Es war von Anfang an abzusehen, daß die neue Lehre mit der alten Weltanschauung in Konflikt geraten müsse, deshalb stellte der vorsichtige Herausgeber des Kopernikanischen Buches die Sache bloß als Hypothese hin. Die alte Anschauung, wie sie auch in der Bibel erscheint, ging davon aus, daß die Sonne sich bewege, der Himmel oben und die

Hölle unten ist, hatte doch Gott nach dem Schöpfungsbericht die Sonne am Firmamente befestigt; Josua hatte die Sonne stille stehen heißen; wer in den Himmel kam, fuhr aufwärts und zur Hölle ging es abwärts. Melanchthon hatte noch einen besondern Grund gegen die neue Theorie: er meint, es gebe nur einen Sohn Gottes, der allein in diese und in keine andere Welt kam, hier starb und auferstand.

Trotz dieser Gegengründe fand die neue Lehre Anklang, nicht bloß in astronomischen, sondern auch in kirchlichen Kreisen, sie weckte einen neuen Forschungseifer und veranlaßte neue Entdeckungen, vor allem Keplers Astronomia nova seu Physica coelestis (1609). Man wandte die Betrachtungsweise der Physik auf die Astronomie an und suchte nach den Gesetzen der Erd- und Himmelsmechanik. Ihre Entdeckung gelang Galilei und Newton.

In den kirchlichen Kreisen galt es, sich allmählich mit der neuen Theorie auseinander zu setzen. Viele waren geneigt, sie ganz und voll anzunehmen und suchten sie mit der hl. Schrift in Einklang zu bringen, so der Karmelitermönch Foscarini und Didacus in einer Erklärung des Job. Die Mehrzahl aber hielt die neue Lehre für unbiblisch und unscholastisch. Die Ansicht der letzteren machte die Index-Kongregation zu der ihrigen, indem sie am 5. März 1616 mit den Schriften des Didacus und Foscarini auch diejenigen des geistigen Urhebers Kopernikus censurierte.[1] Auf Grund dieser Stellungnahme wurde 1633 Galilei und seine Schriften verurteilt. Galilei war zwar durchaus rechtgläubig und beurteilte das Verhältnis seiner naturwissenschaftlichen Ergebnisse zur Bibel in einer noch heute unanfechtbaren Weise. „Die hl. Schrift,“ sagt er, „wolle nach dem Ausspruche des Baronius uns lehren, wie man in den Himmel kommen könne, nicht aber, wie sich der Himmel bewege. Die Welt sei das Werk Gottes, die hl. Schrift das Wort Gottes. Um die Teile der Welt und die Bewegung der Himmelskörper zu erkennen, müsse man im Werke, nicht im Worte Gottes forschen.“ Allein Galilei war zu streitsüchtig und herausfordernd, um die Sache ruhig zu verhandeln, er trug seine neue Ansicht „mit einer übergroßen

[1] Quia ad notitiam sanctae Congregationis pervenit falsam illam doctrinam Pythagoricam, divinaeque Scripturae omnino adversantem, de mobilitate terrae et immobilitate solis, quam Nicolaus Copernic us de Revolutionibus orbium coelestium et Didacus Astunica in Job etc. docent, jam divulgari et a multis recipi, ideo, ne ulterius hujusmodi opinio in perniciem Catholicae veritatis serpat, censuit dictos Copernicum de Revolut. Orbium et Didacum Astunicam in Job suspendendos esse, donec corrigantur. Librum vero P. Pauli Foscarini Carmelitae omnino prohibendam.

Lebhaftigkeit und einem gewissen Übermute" (Reusch) vor. So verursachte er seine Verurteilung selbst.

Auch G. Bruno kann hierher bezogen werden, obwohl er nicht unmittelbar ein Opfer der Kopernikanischen Theorie ist. Doch hat diese seinen allgemeinen Standpunkt nicht unwesentlich beeinflußt. Der neue heliocentrische Standpunkt mußte die Überweltlichkeit Gottes in der damaligen Vorstellung in Gefahr bringen. Man ließ ja später vom gleichen Gesichtspunkte aus Gott spöttisch in Wohnungsnot geraten. Die neue Anschauung begünstigte offenbar eine an den Pantheismus anstreifende Betonung der Geistigkeit, Unsichtbarkeit und Allgegenwart Gottes. Sie mußte infolge davon zur Unendlichkeit des Raumes (und der Zeit) hindrängen, wie sie uns schon bei Nikolaus von Cusa und dann bei Bruno begegnet. Bruno erweiterte noch das Kopernikanische System. Ihm ist das Sonnensystem eine Welt neben unzähligen andern Welten. Gott ist denselben immanent und ragt, da sie unendlich sind, auch nicht über sie hinaus.

Wenn auch die neue Theorie und die neuen Entdeckungen nur selten zu so schlimmen Folgen führten, wie bei Bruno u. a., so mußten sie doch den Autoritätsglauben erschüttern. Bereits erhob sich der Ruf allgemein: „Los von der Tradition!" Nicht mehr die Bücher, sondern die Natur soll studiert werden, nicht mehr Plato und Aristoteles, sondern die Wahrheit sei das Panier! Hätten sich Kolumbus, Kopernikus und Kepler nicht von der Tradition befreit, wäre Kopernikus nicht ein liber animo gewesen, wie Kepler rühmt, so ständen wir heute noch auf demselben Standpunkt! Also forsche man frei und selbständig! Bacos Forderung ging noch weiter; man soll sich losmachen, meinte er, auch von allen falschen Vorstellungen, womit die Gesellschaft und Sprache den freien Geist beschwert (idola tribus und specus, idola fori und theatri). Die Philosophie müsse eine gründliche Umwandlung durchmachen, bisher habe sie sich immer mit jenseitigen Dingen beschäftigt, jetzt müsse sie sich mit dem Diesseits begnügen. Sie soll sich dem Nutzen und Wohle des Menschengeschlechtes widmen.

„Ich erwäge," sagt er, „den Aufbau einer solchen Philosophie, welche nichts Leeres und Abstraktes hat und die Bedingungen des menschlichen Lebens zum Bessern führt." „Früher glaubte man, es sei eine feuchte (sic) und verderbliche Meinung oder Schätzung, als setze man die Majestät des menschlichen Geistes herab, wenn man ihn bei Versuchen und Einzelheiten, die den Sinnen unterworfen und in der Materie begrenzt sind, lange und viel verweilen lasse, und zwar sei diese Ansicht deshalb um so verderblicher, weil diese Sachen viel Mühe erfordern, des Nachdenkens unwürdig seien und nicht viel Ruhm verschaffen."

Die Philosophie soll praktisch werden und auf Mittel sich besinnen, Staat und Wirtschaft besser zu gestalten. Nach Ansicht Platos bestand der Zweck der Gesetze darin, den Menschen tugendhaft zu machen, nach Baco aber ist „er kein anderer, als daß die Bürger glücklich leben. Dies wird geschehen, wenn sie sich gegen Feinde und Aufruhr kräftig schützen, dem Staat und seinen Beamten gehorchen, an Vorräten und Werken reich und blühend sind."

Das Verlangen Bacos lag im Charakter der Zeit und er ist nicht der einzige, welcher statt thatloser Betrachtung und quietistischer Spekulation gemeinnützige Arbeit und exakte Forschung empfahl — und selbst betrieb. Besonders lebhaft wurde zur Zeit der Aufklärung und Humanität das neue Lebensziel und die darauf abzielende That verherrlicht. Noch heute befinden wir uns unter dem Eindruck dieser Lehre und alles müht sich, seinen Beitrag zum Wohle des Menschengeschlechtes zu liefern. Und doch sind wir schon lange enttäuscht! Niemand, der die Zeichen der Zeit versteht, lebt mehr des Wahnes, als ob durch rastlose Mehrung von Bedürfnis- und Bequemlichkeitsmitteln endliche Zufriedenheit erreichbar wäre. Körperliches Wohlbehagen reicht noch lange nicht aus, ebensowenig sättigt der Genuß, am befriedigendsten wirkt noch die alte Weltanschauung, welche im Glauben und Schauen des Idealen, in der Liebe zu Gott und seiner Kirche Ziel und Zweck des Lebens erblickt.

---

Die geistige Veränderung der Menschheit machte sich auch in der Sprache bemerklich. Die modernen Sprachen legen den Volksdialekt zu Grunde und suchen ihn nach dem Muster des Klassischen zu feilen und zu bilden. Am frühesten gelang diese Umbildung in den romanischen Ländern, in Italien, Frankreich und Spanien, am spätesten in Deutschland. Hier hatte zwar schon Luther die Volkssprache in mustergiltiger Weise gehandhabt und ein ebenso kräftiges als herzliches Deutsch geschrieben. Dies gelang ihm durch sorgfältige Beobachtung und Nachahmung des volkstümlichen Konversationsstiles: „Man muß," sagt er, „die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet." Seine Schriften, in vielen Tausenden verbreitet, haben selbst auf die Sprache der Gebildeten und Ungebildeten eingewirkt und der Schriftsprache in mancher Hinsicht Form und Richtung gegeben, die ihr heute noch anklebt; aber es ist sicher übertrieben, wenn Döllinger

im Jahre 1872 die Verdienste Luthers noch höher erhebt und sich äußert, Luther habe der deutschen Sprache und dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt; „selbst diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, können nicht anders, sie müssen reden mit seinen Worten, müssen denken mit seinen Gedanken." Als Schöpfer des neuen Hochdeutsch kann Luther weder in stilistischer, noch in grammatikalischer Hinsicht gelten. Die Sprache, die er redete und schrieb, bestand schon vor ihm und hatte gerade auf religiösem Gebiete eine herrliche Nachblüte getrieben, nachdem sie in der Dichtung des 13. Jahrhunderts ihren Glanzpunkt erreicht hatte. Die Erbauungs- und Betrachtungsbücher des 15. Jahrhunderts sind so warm und innig im Gefühl, so naiv und anheimelnd im Ausdruck, so voll Salbung und körniger Kraft, daß man sie in der Neuzeit mit Recht aus dem Schutte hervorzog (Huttler, Denifle) und dem frommen Gemüte anbot. Sie verfehlen auch heute nicht ihre Wirkung.

Unmittelbar nach der Reformation riß eine unheilvolle Verwirrung in alle Kulturverhältnisse ein und verderbte auch die Sprache. Sie wurde unnatürlich verzerrt, bombastisch oder so verwelscht, daß sie im 17. Jahrhundert ein reines Jammerbild darstellt. Erneuert und gereinigt konnte sie nicht durch direkte Nachahmung der klassischen Sprache werden, sie mußte den Umweg durch das Französische nehmen. Durch eine selbständige und aufs Borgen verzichtende Nachahmung gelang es Gottsched und seiner Schule, die Sprache einfacher und natürlicher zu gestalten. Auch die nordischen Sprachen und das Englische haben sich nach französischen Mustern umgebildet.

In der That haben die Franzosen den modernen Geist in der Sprache in ihrer Art zuerst zum Ausdruck gebracht. Sie haben nicht nur wie die Italiener das Antike selbständig erfaßt und nachgebildet, sondern auch das moderne Wesen am raschesten ausgeprägt und dafür einen modernen Stil geschaffen.

Unsere moderne Darstellungsweise unterscheidet sich durch folgende Züge von der alten: 1. durch ihre dialektische und kritische B e w u ß t h e i t, 2. durch ihre subjektiv p e r s ö n l i c h e Färbung und 3. durch eine r e a l i s t i s c h e Ader, die sie durchzieht. Sie ist viel unregelmäßiger und strömt nicht so ruhig und glatt dahin, wie die Darstellung der Vorzeit, in der alles Persönliche und Subjektive im objektiven Stoffe und alles einzelne im allgemeinen untergeht.

Die moderne Darstellungsweise verrät in allem ihre Abkunft vom Brief- und Unterhaltungsstil. Der Brief und zwanglose Unterhaltung am Kamin geht selbstverständlich mühevollen Untersuchungen aus dem Wege und doch erregte es dann und wann mehr Interesse, wenn einer anstatt von den Fehlern seines Nächsten und seinen eigenen Plänen und Arbeiten, einmal kurz und leichtfaßlich, anschaulich und lebhaft von der neuesten naturwissenschaftlichen Entdeckung, von den Sitten fremder Völker oder von alten Geschichten erzählte. Wiederholte Übung steigerte die Fähigkeit und so bildete sich ein leichter wissenschaftlicher Konversationston heraus, wie er uns zuerst bei den französischen Skeptikern, besonders bei Montaigne begegnet. Diese verstanden es, das Schwere leicht und das Außerordentliche alltäglich zu behandeln und dafür dem Kleinen und Unscheinbaren die Bedeutung eines Großen und Mächtigen zu geben.

Nach ihrem Beispiele begannen im Anfang des 18. Jahrhunderts englische Zeitungen (Tatler, Spectator, Guardian) im Brief- und Konversationston kleine Genrebilder des häuslichen Lebens, gewisser Standes- und Berufscharaktere (Edelmann, Kaufmann, Soldat, Student) und ausländischer Lebensart zu zeichnen. Der erste bedeutende Schriftsteller, welcher diese Gattung der Litteratur bebaute, war Addison, ein Geist von französischer Leichtigkeit und Klarheit des Denkens, ein vorzüglicher Plauderer und Geschichtenerzähler. Steele berichtet von ihm:

> Nach einem mit Addison verlebten Abend ist es mir oft im Geiste so vorgekommen, als ob ich das Vergnügen gehabt hätte, mit einem intimen Bekannten des Terenz oder Catull zu plaudern, der all ihren Geist und ihr ganzes Wesen und obendrein den köstlichsten und ergötzlichsten Humor besaß, den man nur bei jemand finden kann.

Addison erklärt es als seine Absicht, die Philosophie zwar nicht wie Sokrates vom Himmel auf die Erde, aber aus den Bibliotheken und Lehrzimmern an Theetische und in Kaffeehäuser zu ziehen. Auf dem Boden, wo der moderne Konversationsstil erwuchs, hoffte Addison auch am besten aufgenommen und verstanden zu werden, und er ward es in der That. Seine fliegenden Blätter erlangten zahlreichen Beifall und hatten eine gute Wirkung.

## Achtes Kapitel.

# Wandlungen des Geisteslebens in der Neuzeit.

Wann beginnt die Neuzeit mit all ihren charakteristischen Zügen? Die Antwort auf diese Frage ist sehr schwierig. Weder das Jahr der türkischen Eroberung Konstantinopels 1453, noch der Erfindung des Buchdrucks 1450 oder die Entdeckung Amerikas 1492, noch der Anschlag der Lutherthesen 1519 kann den Abschluß einer alten und den Anfang einer neuen Zeit bezeichnen. Auf einer fortlaufenden Linie, auch wenn sie viele Krümmungen hat, kann man an jedem Punkt einen Einschnitt machen. So erfolgreich alle jene Ereignisse waren, so lagen doch die Bedingungen dazu lange vor. Lange ehe griechische Gelehrte ihre Schätze nach dem Westen trugen, war die Sehnsucht darnach erwacht, und wer immer Handschriften- und Miniatursammlungen kennt, weiß, welches Interesse das 15. Jahrhundert für Bild und Buch hatte. Bevor man nach Amerika fuhr, waren schon lange neue Länder und Völker in den Gesichtskreis getreten und das Mittelalter war lange nicht so neugierlos und gleichgiltig gegen neues Wissen, wie man es häufig darstellt. Reicht so die Neuzeit im gewöhnlichen Sinne tief ins Mittelalter hinein, so dauert umgekehrt das Mittelalter oder genauer gesagt die eigentümlich mittelalterliche Lebensrichtung und Lebensauffassung bis in die Gegenwart fort, so zwar, daß ein hervorragender Denker (Rümelin) erst von der französischen Revolution an die Neuzeit beginnen läßt.

## I. Die Zeit der Gärung und Verwirrung.

Wenn auf einmal ein neuer Stoff in eine alte Ideenassociation sich eindrängt, entsteht eine unruhige Bewegung, ein Sichanziehen und -abstoßen: alles kommt aus dem Gleichgewicht und es bedarf langer Zeit, bis die gestörte Ordnung wiederkehrt und Neues und Altes sich gegenseitig auseinandersetzt. So war es, als das Christentum mitten ins Heidentum eindrang und so war es auch jetzt, als eine neue Weltansicht die alte verdrängte. Von überallher kamen neue Anregungen und riefen die Erwartung und Aufmerksamkeit wach. Es eröffneten sich neue Gesichtsfelder dort am Himmel und hier auf der Erde. Der Wissensstoff wuchs zusehends und nahm immer mehr Zuflüsse auf. Das heidnische Altertum und die heidnische neue Welt boten ihren Beschauern überraschende

Schauspiele. Neben den alten Glauben trat der neue und viele schwankten unentschieden zwischen den Gegensätzen. Viele wurden über dem vielen Wissen und Denken irre an aller Überzeugung und Sitte. Was ist Sittlichkeit? Wo ist Glück? Diese Frage bedrängte aufs neue die Geister. Man wurde unsicher und unzufrieden. Beweis davon sind die zahlreichen Skeptiker und Satiriker der Zeit.

## 1. Die deutsche Satire.

Die Zeit mittelalterlicher Naivität war vorüber. Wenn der Ritter und Bauer im Mittelalter tanzte und sich putzte, wenn er verliebt war und seine Freude suchte, so blieb er doch dabei naiv und diese Naivität entschuldigt vieles. Wir können mit einem Neidhart lachen und uns freuen, selbst „Metzen Hochzeit" und der „Ring" ist so launig frisch, daß wir die einzelnen Derbheiten übersehen. Allein jetzt wurde auf einmal alles anders. Der neue Geist verdarb die Unschuld, der gesunde Frohsinn war dahin und die Genußsucht wurde maßlos und lasterhaft. Maßlosigkeit ist nach Brant der Grundfehler der Zeit. Aber noch gefährlicher war es, daß man reflektierte und das Treiben mit tiefsinnigen Gründen entschuldigte. Man wußte, eben wie uns Brant belehrt, antik heidnische und evangelische Gründe anzuführen: die Natur, sagten die einen, müsse einmal befriedigt werden und die Triebe seien unüberwindlich, die andern vertrauten blind auf die Gnade Gottes, seine Barmherzigkeit, welche allen Gläubigen verzeiht, und die Fürbitte Mariä. Man wußte verschiedene Geschichtchen zu erzählen, wie dieser oder jener Ritter Buhlwerk oder Räuberei trieb, ja Gott abschwor und nur Maria ausnahm, alle Tage ein Ave betete und zuletzt von ihr gerettet wurde.

1. Dieser neuen Generation nun, welche ihr Treiben rechtfertigen, ja rühmen zu dürfen glaubte, erstand in Brant ein ernster Mahner in feiner Form. Um seinen Mahnungen besseren Eingang zu verschaffen, ahmte er die Gewohnheit der Fastnachtsnarren nach, welche die Straßen durchzogen und jedem seine dummen Streiche „auffagten", von dem sie solche wußten. Als Narr behandelte er die Fehler seiner Nächsten in Narrenart und setzte diesen selbst die Schellenkappe auf. Darin liegt ausgedrückt, daß er die Laster der Zeit für heilbar hielt, denn sie schienen ihm mehr aus Geistestrübung, als aus Herzensverkehrtheit hervorzugehen.

Brant kleidet sich selbst, wie gesagt, in Narrentracht und eröffnet den Zug als Büchernarr. Er unterscheidet sich freilich von den Fastnachtsnarren durch seinen sittlichen Ernst, er steht schon mit einem Fuß in der Fastenzeit

und hat etwas von einem Fastenprediger an sich. Mit bitterer Stimmung und doch wieder voll Humor schaut er in seine Zeit hinein und deckt ihre Schäden auf. Die Genußsucht, die Eitelkeit und Falschheit hat wirklich eine große Höhe erreicht. Viele Seelen waren wahnsinnig von geiler Lust, von Kleiderhoffart und Habsucht. Da sind die Buhlnarren: „Das ist ein kräftig Narrenkraut, ihre Kappe (Narrenkappe) klebt lange an der Haut;" Saufnarren, die aus sich selbst einen Weinschlauch machen, ferner Neufundnarren (Putznarren), die schändliche Kleidermoden einführen, Gassentreter, die nachts keine Ruhe haben wollen, springen am Holzmarkt über die Blöcher, schreien, brüllen, plärren, als ob einer ermordet würde. Weniger gefährlich sind die Sorgnarren, die sich kümmern, ob die Gänse barfuß gehen; Verzugnarren, die singen cras, cras, der Raben Gesang, und wissen nicht, ob sie leben so lang; Offenburger, die alles ausplaudern; Schwatznarren, deren Wort so stark und tief, daß sie ein Loch reden in einen Brief.[1]

Die Putznarren schaben alle Tag ihre Zwilchbacken (beide Wangen), sie waschen's, daß sie werden schmackhaft und schmieren's mit Affenschmalz, entblößen den Hals und hängen Ring und große Ketten d'ran. Das Haar putzen sie mit Schwefel, Harz und Eierklar, puffen es auf oder machen es kraus. Die Bart- und Augenwimperhaare werden jetzt ausgerupft, während man früher einen Stolz darauf setzte. Die Kleider sind voller Falten und mit Borten versehen, bald sind die Röcke zu kurz, bald zu lang, die Hosen vielfarbig und gesprenkelt, die Ärmel bald lang, bald weit, die Hüte groß, dann spitzig mit Ecken. Besonders schamlos ist das Beschroten oder kurze Abschneiden der Röcke beiderlei Geschlechts.

Die Buhlnarren sind von Cupidos Pfeilen getroffen. Cupido trägt seinen Bogen bloß und hat zwei Köcher, in dem einen sind Hakenpfeile, die haben einen scharfen goldnen Spitz, wer davon getroffen wird, kommt vom Witz und tanzt hernach am Narrenholz, im andern Köcher sind Vogelbolzen, stumpf, mit Blei beschwert, nicht leicht.

In alle Stände ist Hoffart und Eitelkeit eingedrungen. Mancher will vom Adel sein, dessen Vater „Bumblebum" noch mit dem Kübelwerk umging, mancher will ein Doktor sein, weil er einen roten Rock anhat. Es war eine Zeit, wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in strohernen Hütten. Nun aber sind sie aufs Weintrinken gefallen, sie stecken in Schulden, so teuer ihr Korn ist, sie wollen nicht mehr in Zwilch gehen, sondern in kostbaren, vornehmen Kleidern. Sie tragen seidene Gewande und goldene Ketten. Der Hand-

[1] In Ermangelung anderer Quellen mußte zum folgenden 1. Lindemanns und Gervinus' Litteraturgeschichte; 2. die lat. Ausgabe von Brants Narrenschiff, Basel, Olpe 1497, mit zahlreichen Holzschnitten und ein Auszug in Eschenburgs Denkmälern benutzt werden.

werksmann will Meister sein, der Bürger und Kaufmann Ritters Genoß. Das Bürgerweib geht jetzt vornehmer als die Gräfin und der Meister trägt seinen kleinen Gewinn in die Zeche. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelstab oder er wirft sich auf Betrug und Judenwerk.

Man hält kein Maß und Gewicht, die Elle ist kurz zugerichtet, der Laden muß ganz finster sein, daß man nicht seh' des Tuches Schein; den Daumen wiegt man zu dem Fleisch, den Weg egget man zu der Furche, die alte Münz ist ganz herdurch. Alles rennt nach Geld und man wägt jeden nach seiner Tasche, wer aber nach Geld strebt, achtet nicht Sünde und Mord, Betrug und Verrat.

Ehedem war die Armut lieb und wert, da alles Gut gemein war in der goldenen Zeit der Erde. „Der Arme singt frei durch den Wald, ihm fehlt nichts, und weithin schwimmt, wer nackt ist."

Auch die Weisheit wird verachtet und aller Ernst ist dahin, niemand achtet mehr der Harfe und Laute; die Sackpfeife ist des Narren Spiel und Zeichen geworden. Jeder denkt sich allein weise und allein gut, trachtet bei andern zu löschen, während es bei ihm selbst brennt.

„Sie denken nicht weiter als von der Nase bis zum Mund, sie stürzen sich mutwillig in Händel und Prozesse, vertrauen, daß man das Recht biegen werde, wie Wachs, und denken nicht, daß sie zuletzt der Hase sind, der in der Schreiber Pfeffer kommt. Denn der Schreiber ist wie ein Reiter, er nimmt heimlich mit der Feder, was jener mit der Lanze; der eine wagt seinen Leib ins Trockene und Nasse, der andere seine Seele ins Tintenfaß."

Die Folge der sittlichen Verkommenheit der Menschen ist eine schreckliche Abnahme des Christenglaubens. Die Ketzer zerreißen und zerstören die Religion und die Muhamedaner breiten sich immer mehr aus. Das römische Reich wird von allen Seiten angegriffen, die Stände achten des Kaisers nicht mehr und jeder Fürst bricht der Gans eine Feder aus. Die Stände thun wie die Schiffsleute, die sich zanken, dieweil sie in Wind und Wetter sind.

Es beginnt eine Zeit der Verrohung und Barbarei. Ein neuer Heiliger kommt auf, Sankt Grobian, dem jetzt dienet jedermann, Herr Glimpfius ist leider tot.

Wer solch Werk jetzt treiben kann, wie der Pfarrer vom Kahlenberg oder Mönch Ilsan mit seinem Bart, der meint, er thue eine gute Fahrt. Kommen die Prasser zusammen, so hebt die Sau die Metten an, die Primzeit ist im Eselton, die Terz ist von St. Grobian, Hutmacherknecht singen die Sext, von groben Filzen ist der Text, die wüste Rotte sitzt in der Non, Schlemmer und Demmer dazu gehn, darnach die Sau zur Vesper klingt, Unflat und Schandbar dann singt. „Lasset uns

fröhlich sein, singen die Gesellen, denn wer stirbt, der liegt und hat keine fröhliche Zeit mehr, wir haben von keinem noch vernommen, der von der Hölle sei wiedergekommen und sagt, wie es dort stände." Bekanntlich steht Luther zu St. Grobian in sehr intimen Beziehungen.

2. Thomas Murner, der Nachfolger Brants, hatte es besonders auf die Fehler des Klerus (S. 305) und der Frauen abgesehen.

Viele Frauen sind Gänse, was sie wissen, sagen sie auch, lassen keine Lüg im Halse stecken und führen thörichte Reden; wenn sie durch ein Thor schreiten, beugen sie die Köpfe, jeder soll dann aus dem Wege gehen, oder sie sind „katzenrein", äußerlich rein, wie Katzen, innen aber voll Sünde.

„Durch Schminke laßt die Haut ihr blitzen, auf seid'nen Kissen wollt ihr sitzen und blicket in das Spiegelglas, ob euch im Antlitz fehlt etwas." „Die Ärmel sind der Frau aufgeschnitten, vorn und hinten und in der Mitten, da sieht man denn das Leinen rein, das sie genähet da hinein. D'rauf thut sie an noch gold'ne Ringe und läßt sie sehen mit kluger List und fragt: was kostet dieser Fisch? lang hin und her den Fisch sie zieht, damit man ihre Ringe sieht; dann hebt den Mantel sie vor allen und läßt des Kleides Schleppe fallen. Wieviel sie hat der Kleider an, sie allesamt sehen lassen kann, alsdann spricht sie zu ihrer Magd, die ihr den Predigtstuhl trägt nach: Lauf' in die Kirch' und woll erspähn, ob arme Leut auch dorthin gehn, so wollen wir zu Hause bleiben, ich mag nicht steh'n bei armen Weiben."

Mit Beginentand wollen die „eng gebrisenen" (geschnürten) Frauen den Himmel erringen. Die unreinen und unmäßigen Weiber vergleicht Murner mit Säcken und Flaschen. „Mancher Sack ist so zerrissen, wollt ich ihn flicken, verlör ich den Macherlohn."

Einmal führt Murner eine Wirtshausgesellschaft vor. Da ist ein Soldat, der will in den Niederlanden und um Venedig gefochten haben, spricht nur immer von Blut und Martern und klagt über König Maximilian. Ein anderer rühmt sich seiner Alchimie, er hat den Stein der Weisen gefunden, einer bringt den Ring, ein anderer den Spiegel des Salomo und „dieser hat gar einen spiritum im Glas, im Daumen inclusum (eingeschlossen)". Schaut man genauer zu, so findet man nichts als Bubenstücke: im Glas sitzen freilich viele Teufel, und der Spiegel Salomos zeigt einen Gauch. Ein fahrender Schüler berichtet vom Venusberg, der jetzt verschlossen ist und vor dem zwei Galgen stehen. Unter den Studenten gibt es leider viel Gesindel: „Buben erlangen die Magisterwürde," klagt Brant, „weil sie mit viel Geld prangen." Würden sie nur nach der Kunst so trachten, wie nach der Kappe mit grüner Seide ausstaffiert (Doktorhut)!

Ihre ganze Rhetorik besteht darin, daß sie Buhlbriefe schreiben, die Musik hat sie mit dem Ringen, Werfen und Stoßen, mit Lauten, Harfen, Geigen und Singen

bekannt gemacht. Die Zahlenkunst (Arithmetik) verstehen sie so gut, daß mancher Vater darunter seufzt. Die Geometrie lehrte sie, wie weit es zur roten Tasche (Wirtshaus) sei. Vermittelst der Astronomie wissen sie, daß es um zwölf Uhr Zeit sei, ins Bett zu gehen, am Morgen schauen sie vom Bette, ob die Sonne den rechten motum (Fortgang) hätte.

In der „Schelmenzunft" Murners tritt eine ähnliche Gesellschaft auf: da sind die Eisenfresser, die ganze Heere erschlagen haben, die Kerbholzredner, die adelig versprechen und es für bäuerisch nehmen, das Versprechen zu halten, die Kotrüttler, die alles verleumden, die Backenkühler und Zutrinker, die wie Gänse einander nachtrinken ohne Durst. Auch politische Kannegießer gibt es schon, die von „Reichsstädten", von Kaiser und Türken sprechen.

Der Adel lebt von Sattelnahrung und vom Stegreif. Von König Ferdinand von Spanien sagt man, daß er viele neue Inseln fand, da unten beim Kalkutterland (Indien),[1] wo es viel Spezerei, Gold und Silber gibt. „Inseln finden" ist aber keine Kunst, man plündert Schiffe auf dem Rhein und findet da Spezerei, Geld und Tuch in Fülle. Wären wir nicht, sagen die Ritter, dann gebe es kein fürstliches Geleitsrecht und es fiele eine Einnahme weg.

Wir sind die neuen Inselfinder
Und lehren uns're jungen Kinder,
Sich von dem Sattel Suppen kochen,
Und wie man soll die Bauern pochen,
Und Dörfer, Land und Leut' bekriegen,
Und zwischen die Lippen Knebel fügen,
Den Stegreif halten und den Zaum,
Und Bauern binden an den Baum,
Fußangeln werfen, Feuer legen,
Wie man den Feinden geht entgegen,
Das Korn verwüsten, Rebstöck' brechen,
Vom Gaule Leut herunterstechen,
Sie fah'n, die Augen dann verbinden,
Daß sie nicht mehr zurecht sich finden.

3. Was Brant und Murner mit grämlichen Augen betrachten, die Narrheit der Menschen, preist Erasmus als des Lebens Trost und Zier. Ohne etwas Narrheit, meint er, wäre das Leben unerträglich, daher halten sich die Fürsten Hofnarren und will jeder, der in die Gesellschaft geht, etwas Närrisches sehen und hören. Die Narrheit ist die Mutter des Lebens, mit Narrentand erfreut sich das Kind; die Trunkenheit der Liebe

[1] Gemeint ist die Entdeckung Amerikas.

und die Ehe ist die größte Narrheit, und der Greis kehrt zum Kinderstand zurück.

„Bei Homer sitzen die Greise auf den Mauern Trojas und unterhalten sich über Nichtigkeiten.“ „Die Kinder sind glücklich, das ist wahr, aber sie kennen nicht das Vergnügen zu schwatzen und zu pappeln, wie die Alten, das eine der größten Süßigkeiten des Lebens ist.“ Die Frau ist der Natur nach eine Närrin und erfreut eben deshalb die Männer.

Es stünde traurig um den Menschen, wenn er allein der Vernunft Gehör schenken müßte; die Einbildung, der Wahn, die Leidenschaft haben etwas Süßes und Angenehmes. Was für eine reiche Quelle von Vergnügungen liegt für die meisten Menschen in der Selbstliebe?

Da versteht einer einige Linien zu ziehen, er lobt sich selbst und hält sich für größer als Euklid. Dieser singt schlechter als der heiserste Hahn und ist doch über seine Stimme entzückt.

Ganze Völker sind auf ihre Vorzüge eitel und diese Eitelkeit ist ihre Lust. Die Engländer rühmen sich ihrer Schönheit, guten Kost und musikalischen Kenntnisse, die Franzosen ihrer feinen Sitten, die Italiener ihrer Beredsamkeit und Litteratur und die Deutschen sind stolz auf ihren riesigen Wuchs und ihre Zauberkünste.

Der gesellige Verkehr würde sehr darunter leiden, wenn er ganz auf Aufrichtigkeit gegründet wäre. Die Schmeichelei gibt Mut und Selbstvertrauen und bereitet Vergnügen.

„Es gibt nichts Musterhafteres und Rührenderes zu sehen, als wenn zwei gute und ehrliche Maulesel sich pflichtschuldigst gegenseitig reiben.“ Die Menschen wollen getäuscht sein. In der Meinung besteht das Glück, nicht in der Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge.

Die ärgsten Phantasten und Narren sind die Scholastiker.

Obgleich sie sich das Gesicht verdorben haben, indem sie die Natur zu nahe anschauten, unterscheiden sie Dinge, die ein Luchsauge nicht sehen würde, Ecceitäten, Quidditäten und Entitäten. Sie sind sehr geschickt; ausgerüstet mit ihren Definitionen, Konklusionen und Korollarien finden sie so viel Auswege, daß sie sich selbst aus den Händen des Vulkan retten würden, hätte er das Netz, womit er die Götter zu Zeugen seiner Schmach machte, über sie geworfen. Es gibt keinen Knoten, den diese Herren nicht auf den ersten Streich mit einem distinguo, diesem schrecklichen Messer, zerhauen würden. Wenn die Apostel heute erschienen und mit den Scholastikern disputieren müßten, so glaube ich, sie hätten eines andern Geistes bedurft, als den, der sie in Sprachen reden ließ. St. Paulus hatte Glauben, war vom Feuer der Liebe entbrannt, aber er hat diese Tugenden weder als guter Logiker definiert noch dividiert. In dieser Weise fährt Erasmus weiter und verspottet noch viele berechtigte Begriffe und Elemente der Dogmatik, z. B. hinsichtlich der Transsubstantiation, der Gnadenarten. Auch gegen den Ablaß und die Heiligenverehrung tritt er auf und verdreht die Bestimmungen

über den cultus latriae dahin, daß er sage, man müsse ein mit Kohle schlecht gemaltes Bild Jesu ebenso verehren, wie Jesus selbst.

Man glaubt, aus Erasmus schon Rousseau sprechen zu hören, wenn er sagt, der Mensch sei um so unglücklicher, je mehr er sich von der Natur entferne und sie durch Vernunft meistern wolle. „Die glücklichsten Menschen," sagt er allerdings ironisch, „sind jene, welche sich am meisten dem Tiere nähern und nichts unternehmen, was über dem Menschen liegt." Man wird nicht fehl gehen, wenn man diesen Ausspruch insoweit ernst nimmt, als er sich mit der antik humanistischen Lebensanschauung des Erasmus deckt.

4. Wir sahen oben, wie die Gedanken der Reformation in der Luft lagen. Die edelsten Männer wünschten Besserung und Erneuerung des christlichen Geistes. Aber in dem Werke Luthers vermochten sie diese Erneuerung nicht zu sehen, sie sahen hier nicht die Reform, sondern die Revolution und kämpften mit den Waffen der Wissenschaft und der Satire gegen diese Neuerung. Erasmus spottete über sie als über eine Komödie, die mit einer Hochzeit ende, wie alle Komödien, und Murner betrachtete sie unter dem Narrenspiegel. Im Kopf des lutherischen Narren stecken nach ihm viele Gäuche: die gelehrten Narren, welche das Evangelium immer im Munde tragen, aber es nach Belieben erklären, in der Tasche sind die Narren, die gern ihr Händlein waschen wollen in Geld und anderer Leute Gut. Bruder Veit und drei Reisige, arge Grobians und Polterer, sind Bundesgenossen, Luther ist der Hauptmann und verteilt die Fahnen: an das Fußvolk das Banner „Evangelium", an die Reisigen die „Freiheit", an den Troß das Fähnlein „Wahrheit".

Wie es mit dieser Freiheit, Wahrheit und dem Worte Gottes genauer beschaffen war, lehrt uns besonders drastisch der Satiriker Daniel von Soest (nach Jostes' Vermutung der geistliche Sohn des altgläubigen Bürgermeisters Gropper in Soest). Eine Reformation war nach allgemeiner Ansicht, die auch Daniel teilt, durchaus notwendig. Eine wahre Reformation hätte aber vor allem auf Sittenstrenge der Geistlichen gedrungen und die Konkubinen beseitigt. Da dies nun viele Geistliche befürchteten, strebten sie nach Neuerung und suchten der lutherischen Lehre Eingang zu verschaffen. Dies ist der Gedankengang Daniels. Er vergleicht die neuerungssüchtigen Geistlichen gleich im Eingang seiner „Gemeinen Beicht" mit den beiden Alten, welche der Susanna nachstellten und sie dessen beschuldigten, was sie selbst im Schilde führten und meint, sie führten gerade jene Liederlichkeit und jenen Götzendienst ein, den sie

der Kirche (Susanna) vorwerfen. Sie verkehren die hl. Schrift nach ihres Herzens Sinn und verführen die Braut des Herrn, die Gemeinde, zum Teufelsdienst, indem sie die Verachtung der Sakramente und guten Werke lehren. In Städten machen sie den Pöbel — an Fürstenhöfen ihre Herren — lüstern nach dem Kirchengut und veranlassen schändlichen Kirchenraub. Der Teufel selbst tritt auf und gibt den Prädikanten einen guten Rat, sie sollen mit List und Gewalt vorgehen, denn das Himmelreich leide Gewalt, sie müssen „mit Gewalt dringen, wollen sie Gottes Wort auf die Bahn bringen". „Predigt die Leute taub und blind," ruft er ihnen zu,

„Preket se doof und blint,
Dan wern se ju voden wif und kint,
Maket se wis, ghi preket um nicht,
Veracht gods sakramenten und de bicht,
Dar to klusen und kerken,
Versmaet alle gude werken,
Schendet up papen und moneke,
Lastert heren und knoneke,
Preket, se sollen wesen fri,
Leret en al quat dar bi:
Tom deinste, schult, zise sin se nicht verpflicht,
Dorven nicht mehr tom papen gan tor bicht,
Wente se sint alle presters und papen,
Se sin menne, frowen eder knapen."

Mit Hilfe der Kapteiners, der Schützengilde, deren hervorragendstes Mitglied Heinrich Aldegrever ist, gelingt es ihnen, einige Kirchen zu besetzen und den Rat zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Den Schluß des Gedichtes bildet eine lustige Hochzeit. Vorzüglich sind die hier eingestreuten Tanzlieder:

„Nu holt al an und weset fro  Und springet ho
An dussem dantze, grot und dar to kleine,
In Simons Hof  To sinem lof
Und siner brut, den fronden alle int gemeine."

In diesem Versmaß folgen noch ein paar Strophen und bilden zusammen den ersten Teil des Tanzes, den Reien, dann wechselt das Metrum und es beginnt der „Sprung". Eine Strophe hiervon heißt:

Des abends spad, des morgens fro,
Wi friet [1] der borger wiven,
Nochtans geft se uns gelt dar to,
Dat wi dar mogen bi bliven!

---

[1] frien = freien, lieben.

De armen gecke, de groten narren,
Warumb latet se uns nicht varen?
Wi kondes en nicht genoch gedoen,
Wi gat dar mit tom dantze!

## 2. Die französische Skepsis.

Die Neuzeit erweiterte den Gesichtskreis der gebildeten Menschheit ungemein, man hörte und erfuhr viel zu viel Neues und dünkte sich über die schlichte Anschauung der Väter weit hinausgewachsen. Sollte man aber deshalb gleich alles über Bord werfen, was die Alten dachten und glaubten? Sollte man Heide werden, wie ein Grieche und Römer oder ein Naturmensch, wie die Bewohner Westindiens? Sollte man die Vernunft oder das ästhetische Gefühl, wie ein Grieche, oder den Naturtrieb, wie die Indianer, zur Führerin des Lebens wählen? Die Humanisten schwelgten in dem Kultus des Schönen und eine nach Brant und Erasmus vielfach geteilte Ansicht verteidigte den Naturtrieb; man sollte, meinten sie, sich der Natur anvertrauen und überlassen. Die meisten aber blieben doch den alten Anschauungen treu und bewahrten den Glauben; aber auch sie gerieten durch die zunehmende Häresie in große Versuchung. Sollte man dem Papste und Kaiser oder Luther, Calvin und Zwingli glauben? Viele mußten nacheinander verschiedene Bekenntnisse annehmen und wurden bald lutherisch, bald katholisch und bald wieder reformiert. Ein solcher Wechsel wirkte nicht nur auf den Charakter, sondern auch auf die persönliche Überzeugung zersetzend ein, man wurde charakterlos, wie Burleigh, oder skeptisch, wie ein Bayle. Andere bedurften nicht einmal dieser wirklichen Veränderung, es genügte mitten hineingestellt zu sein in die konfessionelle und wissenschaftliche Kontroverse, es genügte eine lebendige Teilnahme an dem Streite der Parteien, um sie unsicher zu machen. Das überreiche Wissen und die theoretische Überlegung verschiedenartiger Aufstellungen und Ansichten macht überhaupt leicht skeptisch; zu einer festen Überzeugung genügt nicht bloß Wissen und theoretisches Urteil, sondern Lebenserfahrung, praktische Übung und allmähliche Verschmelzung von Charakter und Überzeugung. Doppelt leicht mußte diese Unsicherheit in einer Zeit entstehen, wo die Ansichten noch so wenig gesichtet und vieles noch Vermutung war, was sich später als Wahrheit offenbarte oder umgekehrt manches sich als gesicherte Wahrheit ausgab, was auf unsichern Füßen stand. Daher erklärt sich die weite Verbreitung des Skepticismus, namentlich in Frankreich und England.

Wie es in einem Geiste aussah, wo sich die Fülle neuesten Wissens, allerlei Nachrichten und Bücherkram zusammendrängte, mag uns eine Stelle aus der „Anatomie der Melancholie" von Burton zeigen.

„Wie ein wütender Windhund," sagt Burton, „der sein Wild verlassend jeden Vogel, dessen er ansichtig wird, anbellt, habe ich mich mit allem Möglichen abgegeben, nur nicht mit dem, das ich hätte treiben sollen. Ich darf mich dahin beschweren, daß wer überall ist, eigentlich nirgends ist. Ich bin in buntem Durcheinander über verschiedene Autoren in unseren Bibliotheken gestolpert, aber ohne sonderlichen Nutzen, weil es mir an Geschick, Ordnungsliebe, Gedächtnis und Urteilskraft mangelte. Meine Reisen beschränkten sich auf Atlasse und Wandkarten, an denen ich meine unbeschränkten Gedanken nach Herzenslust lechzte, da ich am Studium der Weltbeschreibung stets großes Vergnügen fand. Obwohl ich noch immer — wie Demokritos in seinem Garten — als Kollegiat und Student lebe und ein klösterliches Leben führe (ipse mihi theatrum), den Mühseligkeiten und dem Lärm dieser Welt entrückt (et tanquam in specula positus), an einem hoch über euch gelegenen Ort, höre und sehe ich doch, was auswärts geschieht, wie die Welt läuft, reitet, schwitzt und sich kasteit. Ich sehe bloß mit an, welche Schicksale und Abenteuer andere Menschen erleben und wie sie ihre Rollen durchführen, die mir mannigfach vorkommen, wie die auf der Bühne. Jeden Tag kommen mir neue Nachrichten zu Ohren, von Kriegsgerichten und Epidemieen, Feuersbrünsten, Überschwemmungen, Diebstählen, Morden, Blutbädern, Meteoren, Kometen, Gespenstern, Wundern, Erscheinungen, von in Frankreich, Deutschland, der Türkei, Persien, Polen u. s. w. belagerten oder eroberten Städten, von täglichen Rekrutierungen und Kriegsvorbereitungen und dergleichen. Überdies gibt's täglich neue Bücher, Broschüren, Geschichten, Erzählungen, ganze Kataloge aus allen Gebieten, neue Ansichten, Meinungen, Ketzereien, Widersprüche, Streitigkeiten und Polemiken philosophischer, religiöser &c. Natur. Dann kommen Mitteilungen über Hochzeiten, Maskeraden, Possenspiele, Lanzenstechen, Turniere, Sportübungen, Theaterstücke.

Welch eine Bücherwelt bietet sich auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft dem Leser je nach Bedürfnis und Befähigung dar! . . . Ihre Titel allein füllen ganze Bände. Es gibt große Bibliotheken, welche eben so vielen Fleischschüsseln gleichen, die dem verschiedensten Geschmack dargeboten werden. Wer an dem allen keinen Geschmack findet, muß ein wahrer Klotz sein." Burton preist des weiteren die Schönheit der Kartenstudien und Reisenlektüre, dieser „echt modernen Gerichte für litterarische Feinschmecker".

Nicht viel weniger als Burton las und wußte Montaigne. M. gebietet über ein kolossales Wissen und ist ebenso bewandert im Altertum wie in der Neuzeit, er ist in Rom ebenso zu Hause, wie in Mexiko und Konstantinopel. Er hat aber nicht bloß in toten Büchern, sondern auch im Buch der Natur und des Lebens gelesen und der Tiere und Menschen Thun und Treiben beobachtet. Er kennt daher die Verschiedenheit der Charaktere, den Wechsel der Gemütsstimmungen und die Sonderbarkeiten der Sitte. Kurz, eine Fülle von Thatsachen liegt vor ihm aufgespeichert, die er aber philosophisch nicht zu durchbringen vermag. Es

gelingt ihm nicht, den überreichen Stoff zu sichten und zu ordnen; dazu nimmt er sich auch nicht die Mühe. Doch läßt er sich andererseits auch nicht erdrücken vom Stoff, er steht immerhin frei über demselben und läßt alles an seinem ruhigen Blick vorüberziehen, ohne sich aufzuregen und fortreißen zu lassen. Denn er hat immerhin einen gewissen Standpunkt, wenn er auch wenig objektiv und fundamentfest ist. Dieser Standpunkt ist die subjektive Einheit seines Ichs. Wie Cartesius die Welt, betrachtet Montaigne im Spiegel des eigenen Seelenlebens die verwirrende Mannigfaltigkeit der Individualitäten, der verschiedenen Gemütsstimmungen, Leidenschaften und Tugenden, der Lebenslagen, der Sitten und Gebräuche und der Rechte. Er kennzeichnet sich selbst als affamé de se cognoistre, heißhungrig sich zu erkennen und in der That soll all das bunte Wissen, welches er vor uns aufrollt, der Selbsterkenntnis dienen. Das Schlußwort dieser Selbsterkenntnis aber ist kein anderes, als der berühmte Satz des Sokrates: „Ich weiß, daß ich nichts weiß." Diese Erkenntnis ist nach M. die Quelle aller Weisheit und aller Thorheit, und jedes Übel fließt aus ihrer Mißachtung.

„Weil man die Grenzen menschlichen Erkennens nicht beachtete, darum erfand man jene transcendenten Fabeln, von denen die Religionen wimmeln. Es ist viel leichter, sagt Plato, jemanden zu befriedigen, wenn man von der Natur der Götter, als wenn man von der Natur der Menschen redet, weil die Unwissenheit der Zuhörer eine schöne breite Bahn und völlige Freiheit zur Behandlung einer verborgenen Sache läßt. Daher kommt es, daß nichts so fest geglaubt wird, als was man am wenigsten weiß, daß niemand so selbstgewiß ist, als wer uns Fabeln erzählt: Alchimisten, Wahrsager, Sterndeuter, Chiromantiker, Ärzte und diese ganze Sorte, zu denen ich gern, wenn ich es wagte, eine Masse Leute hinzufügte, die gewöhnlichen Dolmetscher und Controleure der Absichten Gottes, die ein Gewerbe daraus machen, die Ursache jedes Zufalls zu entdecken."

„Alle Mißbräuche der Welt rühren daher, daß man uns lehrt, uns davor zu fürchten, unsere Unwissenheit zu bekennen, und daß wir gezwungen sind, alles anzunehmen, was wir nicht widerlegen können."

Der Mensch ist überhaupt nach Montaignes Ansicht das elendeste Wesen auf Erden, Tiere sind besser daran, als er. Vorzüglicher ist die Lage der Wilden als der Europäer, der Bauern als der Gebildeten.

Die Tiere sind von der Natur gut bedacht. Mit wunderbarer Vorsorge baut die Schwalbe ihre Nester, während der Mensch von der Natur dem Zufall und Geschicke überlassen wird. Freilich bedienen sich die Menschen der Tiere, aber auf keine wohlfeilere Art als sie auch ihre Mitmenschen benutzen.

Nicht bloß die Tiere, auch die Wilden hält M. den Kindern des 16. Jahrhunderts vor Augen. Obgleich den Bewohnern der neuen Welt unsere Gesetze und Beamten abgehen, sind sie besser, als wir. Es fehlt ihnen unser Handel und unsere Wissenschaften, aber auch Knechtschaft und Armut. Sie leben auf gesundem, fruchtbarem Boden und lieben sich gegenseitig, Ihre Moral besteht darin, tapfer zu kämpfen, den Krieg und die Frauen zu lieben.

Der Mensch ist in jeder Hinsicht schwach und abhängig, beschränkt und eitel.

1. Er ist in seinen Ansichten einesteils von der Gewohnheit, anderenteils von der Umgebung bestimmt. Viele Vorurteile stützen sich auf nichts anderes als auf einen eisgrauen Bart und Runzeln im Gesicht. Wir saugen unsere religiösen und moralischen Ansichten mit der Muttermilch ein. Aus nichts anderem als aus der Gewohnheit entstehen die Gesetze des Gewissens und erscheinen dann als angeboren. Ebenso verhält es sich mit der Religion, man wird als Christ oder Muhamedaner ebenso geboren, wie als Deutscher oder Franzose.

2. Die Menschen sind in allem von einander abhängig, und es lebt sogar der eine auf Kosten des andern, der Kaufmann zieht Vorteil vom Leichtsinn der Jugend, der Bauer von der Teuerung des Getreides, der Baumeister von dem Ruin der Häuser, der Richter von Prozessen und der Geistliche von Sünden.

3. Die Menschen sind eitel, von Meinungen und Einbildungen geplagt, sie urteilen nach den Kleidern und meinen, die großen Dinge der Welt müßten auch von großen Triebfedern bewegt werden, und doch entzweien die gleichen Gründe die Staaten, wie die bisher freundlichen Nachbarn. Die Phantasie spiegelt ihnen künftige Leiden vor, verkürzt und verdirbt den Genuß und verdoppelt ihre Schmerzen. Die Bauern verhalten sich hier viel natürlicher, sie überlassen sich ihren Trieben und nehmen die Dinge, wie sie sind. Eine kleine Krankheit, ein Nadelstich bringt den ganzen Menschen aus der Fassung; der Tod gibt ihm die wahre Gestalt, hier sind alle gleich.

Bereits wendet sich M. gegen den Hexenwahn und thut den merkwürdigen Ausspruch: „Anstatt anzunehmen, daß die Sinne sich täuschen, glaubt man lieber, daß alte Weiber mit dem Besenstiel zum Schornstein hinaus fahren, und hält Teufelsträume für Wahrheit."

Gegen die bestehende Religion hat M. viel auf dem Herzen.

1. Die herrschende Religion wird von der Leidenschaft der Menschen mißbraucht. „Die Menschen führen die Religion und bedienen sich ihrer; das Gegenteil sollte stattfinden. So sehet doch, wie wir sie führen; aus einer geraden und festen Regel ziehen wir, wie aus Wachs, so viele entgegengesetzte Figuren. Die einen fassen sie links, die andern rechts; dieser macht schwarz aus ihr, jener weiß" — so war es allerdings, seitdem die Häresie siegte. „Alle gebrauchen sie gleichmäßig für ihre heftigen und ehrgeizigen Leidenschaften."

2. Die Religionen sind gleichwertig. „Vergleichet einen Christen mit einem Muhamedaner und Heiden. Der Christ zieht immer den kürzern. Da wo er vermöge des Vorzuges seiner Religion in Vortrefflichkeit leuchten sollte, sind jene unvergleichlich voraus, und man sollte sagen: Sind sie so gut, so sind sie also Christen. Die Äußerlichkeiten sind bei allen Religionen gleich. Ceremonien, Buße, Martyrer,

das wahre Kennzeichen ist die Tugend." — Aber waren denn die Heiden wirklich besser, als die Christen?

Trotz dieser und anderer Angriffe war Montaigne weit entfernt, eine Neuerung zu billigen. Er war in hohem Grade konservativ.

„Mich ekelt die Neuerung an, welches Gesicht sie immer zeige; und ich habe recht, denn ich habe ihre sehr schädlichen Wirkungen gesehen. — Diejenigen, welche einen Zustand erschüttern, pflegen zuerst in seinen Sturz verwickelt zu werden; die Frucht der Unruhen bleibt selten dem, der sie erregt hat; er schlägt und trübt das Wasser für andere Fischer."

Montaigne ist so der erste in der Reihe jener zahlreichen Geister, welche ebenso radikal im Denken, wie konservativ in der Wirklichkeit und in praktischen Fragen waren. Er hat aber noch eine Reihe von Gesinnungs- und Charaktergenossen, so vor allem Hobbes und Hume. Diese beiden wollten den bestehenden Staat womöglich noch konservativer gestalten, während sie theoretisch alles untergruben. Das gleiche gilt von den berüchtigten Christusleugnern Strauß und Renan. Renan verlor, wie sein Gesinnungsgenosse Taine, einen großen Teil der Sympathieen seiner Landsleute durch Verunglimpfung der Revolution und antiliberale Grundsätze. Diese Erscheinung ist psychologisch leicht erklärlich. Der Mensch kann niemals nach allen Seiten zugleich radikal sein, etwas muß feststehen und die konservative und liberale Seite der Natur muß sich wenigstens einigermaßen das Gleichgewicht halten. Je radikaler jemand in bestimmter Richtung zu Werke geht, desto sorgfältiger wird er die Ruhe auf der unberührten Seite zu wahren suchen. Dieses konservative Bedürfnis wird sich häufig auch darin aussprechen, daß er andere von dem Wege zurückhält, auf welchem er selbst Unruhe und Stürme erntete. Er empfindet am besten in sich selbst die schlimmen Folgen der schrankenlosen Freiheit und will davon zurückhalten. Daher schickt mancher Gottesleugner sein Kind zur Erziehung ins Kloster und niemand wacht argwöhnischer über die Tugend, als wer sie selbst verscherzte.

Ein Freund Montaignes, La Boetie, war politisch weniger rücksichtsvoll, er huldigte vielmehr dem entschiedensten Radikalismus. In dem erst nach seinem Tode 1575 mitten in den Religionskriegen veröffentlichten Werke: Contre-un ruft er dem Volke in der Sprache Rousseaus zu:

„Unglückliches und unsinniges Volk, verliebt in dein Elend und blind gegen deine Interessen, läßt du dir dein Eigentum rauben, deine Felder verwüsten, deine Häuser ihrer Habseligkeiten entblößen, und dies alles von einem, den du selbst zur Macht erhoben hast und dessen Würde du mit deinem Leben aufrecht erhältst. Er, der dich unterdrückt, hat nur zwei Augen, nur zwei Hände, nur einen Leib. Alles, was

er mehr hat als du, kommt von dir. Dein sind die vielen Augen, welche deine Handlungen auskundschaften, die vielen Hände, welche dich schlagen, die vielen Füße, welche dich in den Staub treten; alle die Gewalt, mit welcher dieser eine dich bedroht, ist deine eigene. Entschließe dich, nicht mehr zu dienen, und du bist frei. Entziehe deine Stütze dem Koloß, der dich bedrückt, und er wird in Staub zerfallen. . . . Gedenke der Kämpfe eines Miltiades, Leonidas und Themistokles, welche nach zweitausend Jahren noch so frisch im Gedächtnisse der Menschen sind, als wären sie von gestern, weil sie nicht so sehr die Siege Griechenlands, als vielmehr die der Freiheit waren. . . . Alle andern Güter zu erlangen, bemühen sich die Menschen, nur gegen die Freiheit allein sind sie gleichgiltig, obgleich, wo sie nicht ist, jedes Übel freien Lauf hat, und jeder Segen seinen Zauber verliert."

Der nächste Nachfolger Montaignes ist Charron. Viel weniger selbständig und geistreich, als jener, hat er doch den Vorzug strengerer Systematik und folgerichtigeren Denkens.

Wie Montaigne sagt auch Ch., daß die Menschen immer nach dem Scheine richten und urteilen und von der Phantasie sich leiten lassen, und führt das im einzelnen genauer aus.

Äußerer Pomp, Glanz, Reichtum und Ehren gelten mehr, als innerer Wert. Das Ferne, Fremde, Außerordentliche achten wir höher, als das Nahe, Eigene und Gewöhnliche. Kein Prophet ist in seinem Vaterlande geehrt. Phrasen bestechen und mit Phrasen wird alles überhäuft, mit was wir uns befassen. Dahin gehört die Lobrednerei. Die Menschen hassen sich innerlich gegenseitig, sie beneiden oder verachten sich, äußerlich aber wird geheuchelt. Nichts ist auf Erden rein, ungetrübt und ungemischt. Alles Recht ist mit Unrecht gemischt. Die Liebe widerstreitet der Gerechtigkeit. Die Welt ist voll des Elends, auch die Freude ist damit gemischt.

Die Klagen über das Elend der Welt nehmen ganz pessimistische Färbung an. Die Menschen selbst müssen sich Schmerz bereiten. Die Religionen sind mit Aberglauben gemischt und haben üble Folgen. Das Christentum wird mit demselben Maßstab gemessen, wie Heidentum und Muhamedanismus. Obwohl sie sich göttlichen Ursprungs rühmen, sind sie menschlich entstanden und haben mit menschlichen Mitteln sich ausgebreitet.[1]

Eine weitere Gestalt aus der Reihe der Skeptiker ist Le Vayer. Er erinnert uns wie Montaigne an die Zeit der Sophisten. Mit einer Virtuosität ohne gleichen konversieren diese Männer über die verschiedensten, namentlich moralischen Themata: über den Schlaf, den Traum, die Phantasie, Jugend und Alter, Sitten nnd Charaktere, Art der Kleidung, Freundschaft, über Ruhe, die Einsamkeit und Geselligkeit, Glück und Unglück, Ruhm und Schande. Sowohl die allgemeinen unterscheidenden Eigenschaften von Mann und Frau als die besondern Standessitten werden in ihren Einzelheiten geschildert.

[1] S. Commers Jahrb. III, 96.

Der schärfste Skeptiker ist Pierre Bayle. Er gefiel sich besonders darin, im Glauben Widersprüche zu entdecken, ohne sich freilich für den Unglauben zu entscheiden.

Gegen die Vernunft führt er den Glauben und gegen den Glauben die Vernunft ins Feld. Jedes Dogma, sagt B., müsse bei dem höchsten Parlament der Vernunft einregistriert werden, die Vernunft aber sei eine Penelope, die ihr eigenes Gewebe wieder auftrennt, die Philosophie ein ätzendes Pulver, welches Fleisch und Knochen zerfrißt. Die Dogmen gehen gegen die Vernunft, nicht nur über sie hinaus. Es sei, wie wenn uns ein ferner viereckiger Turm als rund erscheint, so gehe die Wahrheit auch nicht nur über, sondern gegen unser schwaches Gesicht; die Dogmen stimmen wohl vielleicht mit der göttlichen, aber nicht mit der menschlichen Vernunft überein.

In seinem düstern, grüblerischen Gemüt erweitert sich die Summe des moralischen und physischen Übels auf Erden zu einer Größe und Ausdehnung, daß, wenn überhaupt eine metaphysische Erklärung gesucht werden soll, diese nur in dem Widergott der Manichäer gefunden werden kann. Die Geschichte ist ihm eine Sammlung von Verbrechen und Leiden und die Menschheit ganz mit Elend erfüllt. Mit der strengern Richtung der Theologen nimmt B. an, die meisten Menschen verfallen wegen der Erbsünde, die auf ihnen lastet und sich immerfort neu erzeugt, dem ewigen Verderben. Und doch sei es die Freiheit, ein göttliches Geschenk, dessen Gebrauch und Mißbrauch die Menschen zu Grunde richtete. Ein solches Geschenk, wie die Freiheit, dessen Gebrauch, wie vorauszusehen war, nur ins Verderben stürzte, könne nur ein böses Wesen gegeben haben, welches seine Feinde damit vernichten wollte. Einem, von dem man weiß, daß er sich selbst morden will, gebe man keinen Dolch oder seidenen Faden zum Erhängen. Würde ein Vormünder oder Vater oder Freund zulassen, daß die ihm anvertraute Person einer Versuchung sich aussetzt, in der sie unterliegen muß, so würde er gerichtlich bestraft werden. Ein Wohlthäter gebe sogleich seine Wohlthaten und quäle nicht erst mit Leiden. Ein Herrscher suche seinen Ruhm darin, unter seinen Unterthanen Ruhe und Frieden aufrecht zu erhalten, er lasse nicht zu, daß ein Laster oder eine Unordnung sich einschleicht, sondern ersticke sie im Keime. Wenn ein ganzes Volk sich der Rebellion schuldig gemacht hat, verzeihe man nicht dem hundertsten Teil und richte die anderen hin. Ein Arzt empfehle dem Kranken nicht ein Heilmittel, von dem er wisse, daß er es zurückweist (es ist damit die christliche Gnade gemeint).[1] Mit diesen und ähnlichen Beispielen aus dem menschlichen Leben veranschaulicht B. die Handlungsweise Gottes, ganz charakteristisch für die Zeit, welche den Menschen in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt hatte und bald ihren halb heidnischen halb christlichen Humanitätsbegriff entwickeln wird.

---

[1] Die Widerlegung dieser Behauptungen möge man in Leibnitzens Theodicee suchen.

Bei dem bloßen Zweifel, der Skepsis kann kein gesunder Geist stehen bleiben, denn es ist ein unnatürlicher Zustand; der Geist will Wahrheit, Sicherheit und Ordnung und kann sich mit der Verwirrung und Unsicherheit nicht begnügen. Die Skepsis kann daher nur einen Durchgangspunkt, eine vorbereitende Stufe zu einem festen Standpunkte bilden. Man könnte nun glauben, der Zweifel hätte notwendiger Weise fast ausnahmslos zum Rationalismus und Naturalismus führen müssen, und in der That war dies auch in überwiegendem Maße der Fall. Allein in einer großen Zahl von Fällen wurde die Skepsis zur Schule des Glaubens, sie wurde in der Hand der Vorsehung eine Probe der Geister, welche den Wahrheitssinn und die Sittlichkeit zu bewähren vermochte. Aus der Unsicherheit und Unzufriedenheit des Zweifels rettete sich die ermüdete Seele gerne zur festen Wahrheit des Glaubens. Dies war um so wichtiger, als es gerade große und hervorragende Geister waren, in denen sich dieser Wandel vollzog. Schon Montaigne, der Vater der Skepsis, wünschte ernstlich die Erhaltung der bestehenden Religion und Staatsverfassung, eben weil er fühlte, daß die Skepsis alles unsicher mache. Noch entschiedener aber teilt diesen Wunsch Cartesius und Pascal, und sie kehrten sich ganz und voll wieder dem Glauben zu. Ihr Beispiel wirkte auf andere, und so folgt auf die skeptische Litteratur eine gläubige, die alte Weltanschauung wurde mit neuem Glanze umgeben. Es ist dies eine der merkwürdigsten Erscheinungen. Das vielfach erstorbene und vielfach totgeglaubte Christentum erwies sich aufs neue als fruchtbar und schöpferisch; wie im Anfang, schwebte auch jetzt wieder gleichsam der Geist über dem Chaos brütend, befruchtend und gestaltend und da regte es sich wieder unten im Grunde: eine neue Kulturwelt erstieg. Freilich vergaß die undankbare Menschheit die geheimen Kräfte, den Quell und den Untergrund des Gebäudes, das sie für ihr eigenes Werk ausgab, aber es ist Pflicht des Geschichtsschreibers, an diesen Ursprung zu erinnern. Das Ideal war vom Glauben gerettet, ohne Ideal wäre eine Erhebung und Neubildung unmöglich gewesen. So aber konnte sich an die klassischen Werke des Pascal, Bossuet, Fenelon und Massillon in Frankreich, Miltons und Bunyans in England, Gerhardts, Spees und Klopstocks in Deutschland eine neue blühende Litteratur anschließen.

### 3. Spanische Sittenbilder.

Die Spanier zeichneten sich von jeher ebenso durch ihr ritterlich kühnes Wesen, als ihre diplomatische Gewandtheit aus. Diese natürlichen

Fähigkeiten hatten die Maurenkriege noch verstärkt, in einem langwierigen, Jahrhunderte dauernden Kampf mit den Muhamedanern übten sie alle Künste der List und Waffengewalt. Als sie endlich den Boden Spaniens von den Fremden frei gemacht hatten, eröffnete ihnen die Vorsehung im Westen, in Amerika, ein neues Übungsfeld ihrer Fähigkeiten. Innerhalb solch organisierter und kultivierter Reiche, wie Mexiko und Peru, war es keine geringe Aufgabe für spanische Abenteurer, sich Macht und Geltung zu verschaffen, aber sie lösten ihre Aufgabe so gut — oft so rücksichts- und gewissenlos, sie entwickelten eine solche Gewandtheit und ein solches Herrschertalent, daß es die geübtesten Diplomaten und geborene Könige nicht besser vermocht hätten. Aber nicht bloß im Westen, auch im Osten wurde dem Spanier ein Gebiet seiner Thätigkeit eröffnet, seitdem sich der habsburgische mit dem spanischen Königsstamm in Karl V. geeint hatte. Unter Karl V. erreichte denn auch Spanien den Höhepunkt seiner Macht. Es wurde, wie Sayavedra sich in der Fortsetzung Guzmans ausdrückt, „zur Krone der Welt, das mächtigste der Königreiche, die Seele der Kirche und das Kompendium der Gelehrsamkeit (compendio de las letras). Die Krone des Königs umfaßt zwei Welten, seine Wappen sehen die beiden Pole, sein Adel und sein goldenes Vließ haben den ersten Wert. Auf den Schultern dieses



Fig. 29. Kaiser Karl V.

Königs lehnt die ganze Christenheit," denn er hat ein unvergleichliches Heer, eine unbesiegliche Armada, und durch den Zufluß des amerikanischen Goldes wurden die Spanier auch zum reichsten Volke. „Wenn Spanien sich rührt," sagt ein Sprichwort, „zittert der Erdkreis."

Diese Machtstellung hatte seine guten und üblen Folgen für den spanischen Volkscharakter, sie weckte das Selbstbewußtsein, nährte den spanischen Stolz und gab dem gesellschaftlichen und geistigen Leben einen Aufschwung, der die blühendste Litteratur zur Reife brachte. Anderseits schlug der spanische Stolz leicht in Eitelkeit um, die Unternehmungs- wurde zur Abenteuerlust, und die fantasia, wie sich der venetianische Gesandte ausdrückt, bemächtigte sich aller Klassen, der Reichtum führte zum Luxus und zur Bequemlichkeit. Mit den reichen Geldmitteln, die den Spaniern zu Gebote standen, war es ihnen möglich, sich das Beste aus aller Herren Ländern zu verschaffen, aus Holland leinene und aus Italien seidene Stoffe, Schuhwerk aus Deutschland und feine Mäntel aus England und der Lombardei. Selbst Handwerker kleideten sich in Seide. Dieser Luxus war aber der Ruin des Handwerkes und der ehrlichen Arbeit. Das Handwerk war schon an und für sich verachtet — ein Handwerker konnte nicht Mitglied der Cortes, kein Alkalde und kein Corregidor werden — dazu kam die fremde Konkurrenz und die natürliche Scheu des Spaniers vor der Arbeit, um das Handwerk zu vernichten und den Ackerbau mit ins Verderben zu ziehen. Es gab nur noch drei Quellen des Reichtums und der Ehre: das Meer, den Königsdienst und die Kirche. Der Weg harter ehrlicher Arbeit war verachtet, er galt als zu langwierig und langweilig, man wollte rascher zum Ziele kommen, dabei Abenteuer bestehen und sein Leben genießen. Einen solchen rascheren Weg schien das Meer und das Rittertum zu eröffnen.

Die fabelhaftesten Berichte von dem Glücke der Cortes und Pizarro verlockten viele in die Ferne. Die zu Hause blieben, bemühten sich, in die Reihen der Ritterschaft aufgenommen zu werden. Alle wollten cavalleri sein und suchten auf ehrlichen oder unehrlichen Wegen den Rittertitel zu erwerben. In Masse reichten die Handwerker bei den Gerichten Urkunden ein, aus denen ihre Abkunft von Hidalgos erhellen sollte, und jeder Samstag war für die Prüfung dieser Beweise bestimmt. Andere maßten sich diesen Titel einfach an, zumal wenn sie an einem Orte fremd waren. „Sie glaubten," sagt Aleman, „es genüge, den Knebelbart zu streichen und Federn auf dem Hut zu haben, um Ritter zu sein." Wieder andere lasen wenigstens Ritterromane und träumten sich in ein Leben hinein, das sie

nicht selbst zu führen vermochten. Es gab ganze Folianten von Ritterromanen, und mancher arme Narr verlor darüber den Kopf, bis endlich Cervantes mit der Waffe des Spottes gegen diese Leidenschaft zu Felde zog und ein großes Autodafé von Ritterbüchern veranstaltete.

Arbeiten wollte, wie gesagt, niemand; die Felder blieben liegen und die Maschinen standen still. Die Folge war ein fortdauernder Notstand, Hungersnot und Armut. In dieser Not der Zeiten blühte das Handwerk des picaro (fr. figaro), des Schelmen.

Der picaro kann verschiedene Rollen spielen und sich aus verschiedenen Ständen rekrutieren, er kann Diener oder Ritter, Lastträger oder Bettelpoet, Glücksspieler oder Schauspieler sein. Nur eine Kunst mußte er kennen: frechen und abgefeimten Lug und Betrug. Der picaro ist unerschöpflich an neuen Betrugskünsten und kann selbst den gewitzigsten Mann übertölpeln,[1] aber die spanische grandezza und die pikareske Ehre durfte er nie verletzen.

Die Betrugskünste der Schelmen, deren es keine geringe Zahl gab, darzustellen, wurde eine beliebte Aufgabe der Schriftsteller, und noch sind uns zahlreiche Romane dieser Art erhalten; der bekannteste ist Gil Blas von Lesage, der zusammenfaßt, was seine Vorgänger dichteten. Es sind zwar keine edlen Helden, die uns hier vorgeführt werden, sondern Schelme, welche sich bald in das Gewand eines Bettlers, eines Mönches oder Almosensammlers hüllen und falsche Spieler, Hochstapler oder Räuber sind. Allein diese Schelme entwickeln soviel Witz und Geist, ihre Erzählungen sind so voll Humor, so spannend und reich an kulturhistorischen Einzelheiten, daß wir ihre Schicksale mit voller Teilnahme verfolgen.

1. Vorzüglich ist gleich der erste Schelmenroman des berühmten Staatsmannes Mendoza,[2] den er als Student schrieb: „Lazarillo de Tormes." Lazarus ist Sohn eines Müllerburschen, nach dessen Tod seine Mutter Wäscherin wird. Als Diener eines geizigen Bettlers lernt er alle Gaunerkniffe. Ohne dies würde er verhungern, da ihm der Bettler fast nichts zu essen und zu trinken gibt. In einem andern Dienst, wo es noch hungriger hergeht, gelingt es ihm, die Brottruhe zu öffnen und den Verdacht auf Mäuse zu lenken. Zuletzt wird er Ausrufer und glücklicher Ehemann.

---

[1] Gerade diese Kunst befähigte den Spanier so vorzüglich zum Diplomaten. „Die Spanier," sagt nach Macaulay ein Engländer um 1553, „können mit ihrer Kunst ihre Natur eine Zeitlang verändern und verstellen, wie auch ihr Benehmen den Sitten der Menschen anpassen, mit denen sie in Freundschaft verkehren. Ihr boshaftes Wesen lernt der Mensch nicht eher kennen, als bis er in ihrer Gewalt ist; dann merkt und empfindet er es aber vollkommen."

[2] In neuester Zeit wird seine Urheberschaft bestritten (s. W. Hausers Ausgabe).

Ausführlicher ist das Leben des Picaro Gusman von Aleman. Gusman ist Sohn eines Kaufmanns und Wechslers, der Wucherkünste treibt und das Gericht besticht; nach dessen Tod muß Gusman hinaus in die Welt und lernt bald die Qualen des Hungers und schurkische Wirte kennen. In Madrid tritt er zuerst als Bettler auf, wird Koch und treibt als solcher Betrug und Diebstahl. Vermittelst schlau entwendeten Geldes gelingt es ihm nach Italien zu entkommen und das Paradies der Bettler, Rom, zu erreichen. Ein verstelltes Fußleiden zieht ihm das Mitleid eines Kardinals zu; in dessen Hause wird er von schlechten Wundärzten, die den Betrug merken, aber Geld verdienen wollen, mehrere Wochen behandelt. Durch seine witzige und gewandte Art gewinnt er die Gunst des Kardinals, wird als Page angestellt und erzogen. Aber seine schlechten Sitten verraten sich bald, er ist naschhaft, lügnerisch, diebisch und leidenschaftlicher Spieler. Genötigt zu entfliehen, findet er bei einem französischen Gesandten Aufnahme, der ihn beim Kardinal kennen gelernt hatte. Hier spielt er halb und halb die Rolle eines Hofnarren, weiß unbequeme Gäste fern zu halten und hilft dem Gesandten bei seinen Liebesabenteuern. Nachdem aber die beiden einmal schmählich in die Falle gingen, löst sich die dicke Freundschaft, der Gesandte zieht sich wegen der Fastenzeit zurück und der Diener findet es für geraten, eine Reise durch Italien anzutreten. Nach verschiedenen Abenteuern verheiratet sich Gusman in Madrid und wird Kaufmann, aber nach dem Tode seiner Frau fährt die Unruhe wieder in ihn. Zuerst Theologiekandidat, wird er bald nochmals Ehemann, dann Intendant einer alten Dame und endlich Galeerensträfling.

Wenn auch litterarisch weniger bedeutend, ist der gran Taccaño, der Erzspitzbube, des Quevedo doch voll von kulturhistorischen Einzelheiten. Der Vater Taccaños war Barbier, seine Mutter eine Hexe, welche ihre Freunde „Nähterin der Leidenschaften, Einrichterin verrenkter Liebschaften und Durchlauf aller Geldbeutel“ nannten. Sie hatte für ihre Zauberkünste eine verborgene Kammer, mit Totenköpfen tapeziert, und ihr Bett bestand aus Stricken Gehenkter. Zuletzt endete sie unter den Händen der Inquisition.

Nachdem Taccaño schon zu Hause die Volksschule besucht hatte, kam er als Bedienter eines Vornehmen in das Pensionat eines Licentiaten, wo es so hungrig herging, daß sie als Skelette nach Hause kamen. Der Licentiat war der lebendige Hunger, die Arme und Hände so dürr wie ein Bündel Reisig, die Beine gleich einer Gabel, der Hals so lang wie der eines Straußen, die Augen so tief im Kopfe, daß er wie aus tiefen Kaufmannsgewölben zu gucken schien. Eine Alte besorgte das Haus, sie war taub und blind und eine so eifrige Rosenkranzbeterin, daß ihr einmal der Rosenkranz im Topfe aufging und sie ihn als Erbsensuppe auftrug.

Auf der Universität Alkala ging es anfangs noch schlimmer. Der Wirt, zu dem sie kamen, empfing sie mit einem so unfreundlichen Gesichte, als ob „ein Pfarrer käme, Beichtzettel abzufordern“. Als Taccaño ins Kollegium kommt, umstanden ihn im Hofe des Hauses bei hundert

Studenten und spieen den Fuchs vom Scheitel bis zur Zehe voll. Noch ärger ging es ihm nachts in der Herberge. Von da an hatte er Ruhe und er beginnt nun die Spitzbübereien zu lernen, mit denen er sich durchs Leben schlägt. Er erwarb sich zunächst die Gunst der Haushälterin, half ihr Öl, Kohlen und Speck kaufen und wußte ihr manches abzujagen. Eines Tages hörte er, wie sie die Hühner mit der gewöhnlichen Interjektion pio pio zum Fressen rief; da drohte ihr der Schlingel, sie bei der Inquisition anzuklagen, da sie Namen von Päpsten (Pius) mißbrauche, versprach aber zu schweigen, wenn sie ihm ihre Hühner abtrete, was sie auch thut. „Ein Ding im Flug zu schießen," verstand er perfekt. Einmal brachte er durch falsche Vorspiegelung eine Polizeiabteilung mitsamt dem Corregidor dahin, daß sie ihm ihre Degen auslieferten.

Von der Universität kam er zu seinem Oheim, einem Henker; derselbe hatte den Vater Taccaños gehenkt — „er bestieg mit Anstand und Würde den Galgen", wie ihm der Henker erzählte. Aber seine Gesellschaft und Lebensweise gefiel dem Taccaño nicht, er floh und geriet unter eine schlechte Ritterbande. Da konnte er neue Schelmenstreiche lernen, als Büßer mit härenem Hemde das Mitleid zu erregen, die Nonnen um die Gläser und Krüge zu prellen, in denen sie Durstigen Wasser zu reichen pflegten, Mäntel zu verwechseln und den bessern zu nehmen, in ein Hieronymitenkloster zu schleichen und für verschämte Hausarme eine doppelte Portion Suppe zu erbetteln. Zuletzt kam das Gericht hinter die saubere Bande; im Gefängnis mußten sie haarsträubende Unbequemlichkeiten und Mißhandlungen erdulden, nur dem Taccaño gelang es durch Bestechung des Kerkermeisters, sich bessere Behandlung und durch Bestechung des Gerichtsschreibers, Alguazils und Alkalden sich die Freiheit zu verschaffen.

Durch Einladungen bestochener Freunde zu gemieteten Gastmählern und chevalereske Ritte auf entlehnten Pferden vor den Fenstern der Dueñas weiß er sich bei mehreren Damen in das Ansehen eines reichen Herrn zu setzen, bis er jedesmal entlarvt wird. Da wird er denn Komödiant, Komödienschreiber und endlich Räuber.

2. Die Wege des Schelmen Taccaño kreuzen einige N a r r e n, der politische Kannengießer, der Mathematiker der Fechtkunst und der Bettelpoet. Jener kennt ein Mittel, Ostende und Algier zu erobern. Man braucht nur die See bei Ostende mit Schwämmen aufzutrocknen und Ostende muß übergeben u. s. f. — Der Fechtmeister nimmt beim Aufsteigen aufs Pferd die Mitte der Proportion, und beschreibt mit den Füßen die Circumferenz, beim Abspringen müssen die Füße einen stumpfen Winkel und dann zwei Parallelen machen. Er hat neue Fechtarten auf mathematischem Wege gefunden und demonstriert sie mit Bratspießen. — Quevedo verspottet in diesem Fechtmeister einen Mann, der ein Buch über die Fechtkunst schrieb, die doch allein durch Praxis gelernt werden kann.

Der Bettelpoet liefert den Bettlern rührende Verse, mit denen sie Mitleid erregen, und läßt sich hierfür bezahlen. Er will aber kein Bettel-

poet sein, denn er hat mit Lope gesprochen und trägt die Hosen des Padilla!

3. Zu Schelmen oder zu Narren mußten auch die Ritter werden, die in die Neuzeit hereinragten. Entweder vergeudeten sie Kraft und Zeit auf lächerliche Abenteuer, wie Don Quixote, oder sie mußten, wenn sie arm waren, auf Betrug und Raub sich legen, d. h. Schelme werden, wie die Ritter bei Mendoza und Quevedo. Im Lazarillo des Mendoza ist ein Kavalier aus dem Lande in die Stadt gezogen, weil „ihm die Ehre über den Reichtum ging." Er besaß ein kleines Gut und einen Taubenschlag, aber neben ihm saß ein anderer Kavalier, vor dem er den Hut nicht abziehen mochte und so nicht auskam. Bei andern Edelleuten zu dienen, war ihm zu gering. Lieber ertrug er die bitterste Armut, als daß er sich zu einigen Formalitäten verstand. Diesem anscheinend wohlgekleideten Herrn begegnete Lazarillo, als er stellenlos war und von Thür zu Thür bettelte. Der Kavalier (escudero) fragte ihn, ob er einen Herrn suche. Auf dessen Bejahung lud er Lazarillo ein, ihm zu folgen, und sagte: „Du mußt heute früh kräftig gebetet haben, da dir Gott die Gnade gab, dich mir zuzuführen." Hierauf gingen sie miteinander auf der Straße bis elf Uhr, wo der Herr in die Domkirche zur Messe eintrat. Um ein Uhr ging er endlich nach Hause. Die Wohnung war ein finsteres Zimmer, die Wände kahl und nirgends ein Stuhl, eine Bank oder ein Tisch, das Bett bestand in einer Rohrflechte und einigen Lumpen darüber. Zu essen gab es nichts und zu trinken höchstens Wasser. Der Diener mußte für sich und seinen Herrn betteln, wenn sie essen wollten. So trieben sie es eine Zeitlang, bis ein Gebot erging, daß Fremde nicht betteln dürften, und der Kavalier den Hauszins zahlen sollte; da ging er seinen Gläubigern durch und Lazarillo war wieder herrenlos.

In der Fortsetzung dieses Romans von H. de Luna wird dieser Kavalier zu einem Schelme in bester Form. Lazarillo trifft ihn, als er eben im Begriffe ist, mit einem kleinen Vermögen nach Amerika zu gehen. Da schleicht sich jener in das Vertrauen Lazarillos ein, schläft bei ihm nachts und beraubt ihn seiner Habe.

Quevedo führt uns noch ärmlichere Rittergestalten vor. Seine Edelleute haben Lumpen am Leibe und decken sie notdürftig mit Flitter. Sie sind Schmarotzer und Betrüger. „Was unsere Kleider betrifft," sagt ein solcher Edelmann, „so wissen wir alle Trödelbuden auswendig und haben festgesetzte Stunden zum Flicken, wie es bei andern solche zum Gebete gibt."

„Weil die Kleider zwischen den Beinen sich immer am ersten abnutzen, so schneiden wir aus dem Hinterteile Stücke heraus, das Vorderteil damit zu besetzen; dergestalt, daß das Hinterteil sich mit dem bloßen Friesfutter begnügen muß. Der Mantel nur weiß das, und wir nehmen uns sehr vor den Tagen in acht, wo der Wind stark geht, und hüten uns, auf helle Treppen oder zu Pferde zu steigen. Wir studieren Stellungen gegen das Licht; am Tage gehen wir mit geschlossenen Beinen

und machen nur mit den Knöcheln Verbeugungen, weil man das ganze Fensterwerk sehen würde, wenn wir die Kniee von einander thäten.

An unserm ganzen Leibe ist kein Stückchen, das nicht zuvor etwas anderes gewesen wäre, und nicht sein Geschlechtsregister hätte. Z. B. sehen Sie diese Weste? Nun, sie war zuerst eine Hose, und diese die Tochter eines Mantels, und Enkelin einer Kapuze, welches sie anfangs war; und jetzt hofft sie noch, in Socken und Strumpfsohlen und viele andere Sachen verwandelt zu werden. — Wer wird wohl glauben, der diese meine Stiefelgamaschen sieht, daß sie auf der bloßen Haut meiner Beine sitzen, ohne Strumpf noch sonst etwas? Und wer diese Halskrause sieht, sollte der wohl denken, daß ich kein Hemd anhabe? Alles dies kann einem Cavallero fehlen, aber eine offene und steife Halskrause nicht, erstlich, weil sie eine große Zierde der Person ist, und hernach, wenn er sie herumdreht, dient sie ihm auch zur Nahrung, weil er von der Stärke leben kann, wenn er sie geschickt aussaugt.

Meistens haben wir leere Magen, wir sind die Schrecken der Bankette, die Schaben der Garküchen und die Gäste mit Gewalt; so leben wir von der Luft und sind zufrieden. Wir sind Leute, die eine Zwiebel fressen und vorgeben, einen Kapaun im Leibe zu haben. Kommt jemand zu uns, so findet er unsere Zimmer voller Hammel- und Vögelknochen und Schalen von Früchten, und vor der Thüre Kaninchenfelle liegen, welches alles wir des Nachts umher zusammenlesen, um uns bei Tage damit groß zu machen. Wenn der Gast hereintritt, zanken wir, und rufen: Werde ich es denn nimmer dahin bringen können, daß das Mädchen auskehrt? Verzeihen Sie, Señor, daß Sie es noch so finden; es haben hier einige gute Freunde gespeist und dies Bedientenvolk u. s. w.

Wenn wir kaum jemand halb kennen, so wissen wir auch schon sein Haus und finden uns allemal richtig zur Tischzeit bei ihm ein und lassen uns dann einladen (der Spanier pflegt jeden einzuladen und etwas anzubieten, was dem andern etwa begehrenswert erscheinen könnte). Hat der betreffende Herr schon zu essen angefangen, so bieten wir uns als Vorschneider an, um so noch etwas aufzuschnappen. Wenn das fehl schlägt, so gehen wir in ein Kloster und machen den Mönchen weis, wir lassen uns mehr aus Demut Suppe reichen, als aus Not.

Wir verlieben uns nie anders als de pane lucrando. Wir machen also unsere Liebschaften beständig mit einer Garköchin wegen des Essens, mit einer Wirtin wegen der Wohnung, mit einer Wäscherin wegen der Wäsche."

Die meisten dieser Art Ritter mußten sich auf Schelmenstreiche legen, um sich ihr Brot zu verdienen.

Eine andere Gattung von Rittern stellt Quevedo in Don Diego, dem Nachtwandler, dar. Dieser hatte weder nötig zu betteln, noch zu stehlen, dafür hatte er die löbliche Gewohnheit, die Nacht zum Tag zu machen. Die Sonne war ihm unausstehlich, daher ließ er an seinem Hause das obere Stockwerk abtragen, damit ihm die Nachbarhäuser Schatten gäben. Sobald es dämmerte, lief er aus dem Hause, den Degen an der Seite, ein Taschenmesser im Gürtel und eine Guitarre in der Hand, womit er den Pflastersteinen seine verliebten Leiden kund that. Da bestand er dann verschiedenerlei Abenteuer. Das einemal wird er von einer Dame mit dem Liebhaber verwechselt und eingelassen, von

Bruder und Vater derselben aber übel aufgenommen. Ein andermal rettet er eine Frau vor den Dolchen ihres eifersüchtigen Mannes. Dann verirrt er sich in einen Kirchhof, wo ihm vermeintliche Gespenster höllische Schrecken einjagen. Auf einem verbotenen Gange ergriffen, wird er als Dieb verhaftet und ins Gefängnis gesteckt, bis sich die Sache aufklärt.

Diego ist nur ein halber Narr, aber ein ganzer ist der Don Quixote des Cervantes. Dieser unsterbliche Ritter von der Mancha ist der Ausbund aller ritterlichen Verkehrtheiten. Er hatte sich so in Ritterbücher hinein vertieft, daß ihn noch im 50. Lebensjahr die Lust ankam, ein fahrender Ritter zum Schutze der Bedrängten und Hilflosen werden zu wollen. Sein erster Gang galt der Erlangung der Ritterwürde. Die einsame Schenke, in die er einkehrte, mußte um jeden Preis eine Burg, und der Wirt der Kastellan derselben, später sogar ein Edelmann sein, der ihn zum Ritter schlagen sollte. Mit rührender Geduld hält der arme Narr die nächtliche Waffenwache in Ermangelung einer Kapelle im Wirtshof. Nachdem ihm der Wirt den Ritterschlag erteilt, gürteten ihm zwei Stallmägde, die er für Edelfräulein ansah, das Schwert um und legten ihm die Sporen an. Jetzt war er Ritter. Dulcinea von Toboso, die er nicht einmal gesehen hatte, wurde seine Herrin, und der dickbäuchige Tölpel Pansa sein Schildknappe. So zog er aus und bestand sein erstes Abenteuer gegen die Windmühlen, die er für Riesen hielt. Daran reihten sich Heldenthaten zum Schutze vermeintlich entführter Prinzessinnen. Da war es bald ein Damenfuhrwerk, dem zufällig ein Paar Mönche mit Staubbrillen — Zauberer, meint Quixote — auf Maultieren voraus ritten, bald ein Zug nächtlicher Vermummter mit Fackeln, welche eine Leiche mit Klagegestöhn begleiteten, bald eine Wetterprozession mit der vorausgetragenen Muttergottesstatue, was im Ritterhirne Quixotes den Traum von Entführung entzündete und ihn zum verdutzenden und lachenerregenden Angriff herausforderte. Eines Tages sieht er in der Ferne zwei Staubwolken sich gegen einander bewegen: es müssen absolut zwei Heere sein, und bereits malt sich der Held von der traurigen Gestalt die Abenteuer aus, die er bestehen wird. Die Heere entpuppen sich als eine Schaf- und Hammelherde, aber der Ritter ist nicht zu belehren. Mit eingelegter Lanze sprengt er los und richtet großen Schaden an, bis ihn die Steinwürfe der Hirten verjagen. Ein andermal zersticht er im Halbschlafe die Weinschläuche der Schlafkammer in dem Wahne, es seien Riesen, und überschwemmt den Boden mit Rebenblut. Galeerensträflinge an Ketten wie „an einen Rosenkranz" geschmiedet, befreit er im Namen der Gerechtigkeit und wäre deshalb beinahe den Händen der hl. Hermandad, d. h. der Polizei anheimgefallen, wenn ihn nicht der Pfarrer als Narren aus ihren Händen befreit hätte. — In der Regel geht unser Held übel zugerichtet aus seinen Kämpfen hervor; da er strenge nach der Regel ficht, wird er leicht übervorteilt und jämmerlich zerbleut, außerdem wird seine Gutmütigkeit zu manchem Streiche mißbraucht. Als er einmal vor einer Schenke, einer vermeintlichen Burg, einer Gesellschaft zulieb ritter-

liche Wachdienste thut, wird er an das vergitterte Bühnefenster gelockt und am Arme festgebunden, so daß er auf einem Pferde stehend fast die ganze Nacht bald seufzte, bald „brüllte wie ein Ochs". Aber er tröstete sich bei solchem Ungemach damit, daß alles von Verzauberung herkomme, und dank dieser Meinung ließ er sich gutwillig in einem Käfig nach Hause schaffen. Wenn seine Dulcinea sich als übelriechende Bauerndirne entpuppte, so mußte natürlich ein Zauberer solche Verwandlung vollzogen haben.

Mit dem Lebensunterhalt hatte er sich nicht viel zu plagen: in der Schenke bezahlte er selbstverständlich als fahrender Ritter nichts, und sonst teilte er sich bald mit seinem Schildknappen in den Vorrat seines Mantelsackes und Schlauches, bald mit den Hirten in ihr einfaches Mahl aus Ziegen- oder Kaninchenfleisch.

Bereits blüht die edle Schäferei und es klingt halb wie Spott, halb wie Scherz, wenn Cervantes erzählt, wie der reiche und gebildete Junker Chrysostomus um der viel angebeteten Schäferin Marcella willen seinen langen, feinen Scholarenrock auszieht und sich in Schafspelz kleidet, den Hirtenstock trägt und Herden leitet. Er härmte sich zu Tode und läßt sich trotz der Einsprache der Gemeinde unter dem Korkbaume begraben, wo er die Marcella zum erstenmal erblickt hatte.

Endlich spielt auch das Korsarentum in den Roman herein. Es war eine Schmach für das Jahrhundert Philipps II., daß alljährlich Hunderte von Menschen diesen maurischen Räubern zum Opfer fielen und entweder auf der Galeere ein kümmerliches, elendes Dasein fristeten oder um hohes Lösegeld losgekauft werden mußten. Cervantes selbst hatte dieses traurige Los gekostet, und nur einem Wunder verdankte er es, daß, trotzdem ihm wiederholt wegen Fluchtversuche der Tod drohte, er mit dem Leben davonkam. Mit Hilfe der Trinitarier[1] wurde er endlich um 6750 Realen losgekauft. Seine eigenen Lebenserfahrungen verwertet Cervantes wiederholt in seinen Dichtungen, so auch in der Erzählung des Sklaven im Don Quixote. Es ist typisch, wenn in dieser Erzählung der erste von drei Brüdern Soldat, der zweite Richter und der dritte Geistlicher wird. So war es in besseren Familien allgemein üblich. Der erste der drei Brüder gerät in die Gefangenschaft der Korsaren und befreit sich auf die abenteuerlichste Weise vermittelst der Hilfe einer Korsarin, welche mit ihm entflieht und ihn heiratet.

### 4. Englische Sittenbilder.

England zeichnete sich im Mittelalter durch seine Heiterkeit aus. Das merry old England war reich an Festen und Fröhlichkeiten, und diese Festesfreude mehrte sich, je größer der Wohlstand im 16. Jahrhundert wurde. Es verbreitete sich ein großer Luxus, die Wohnungen

[1] Dieser Orden hatte den Zweck der Gefangenenbefreiung. Man sieht hier, wie die Kirche gut zu machen suchte, was der Staat versäumte.

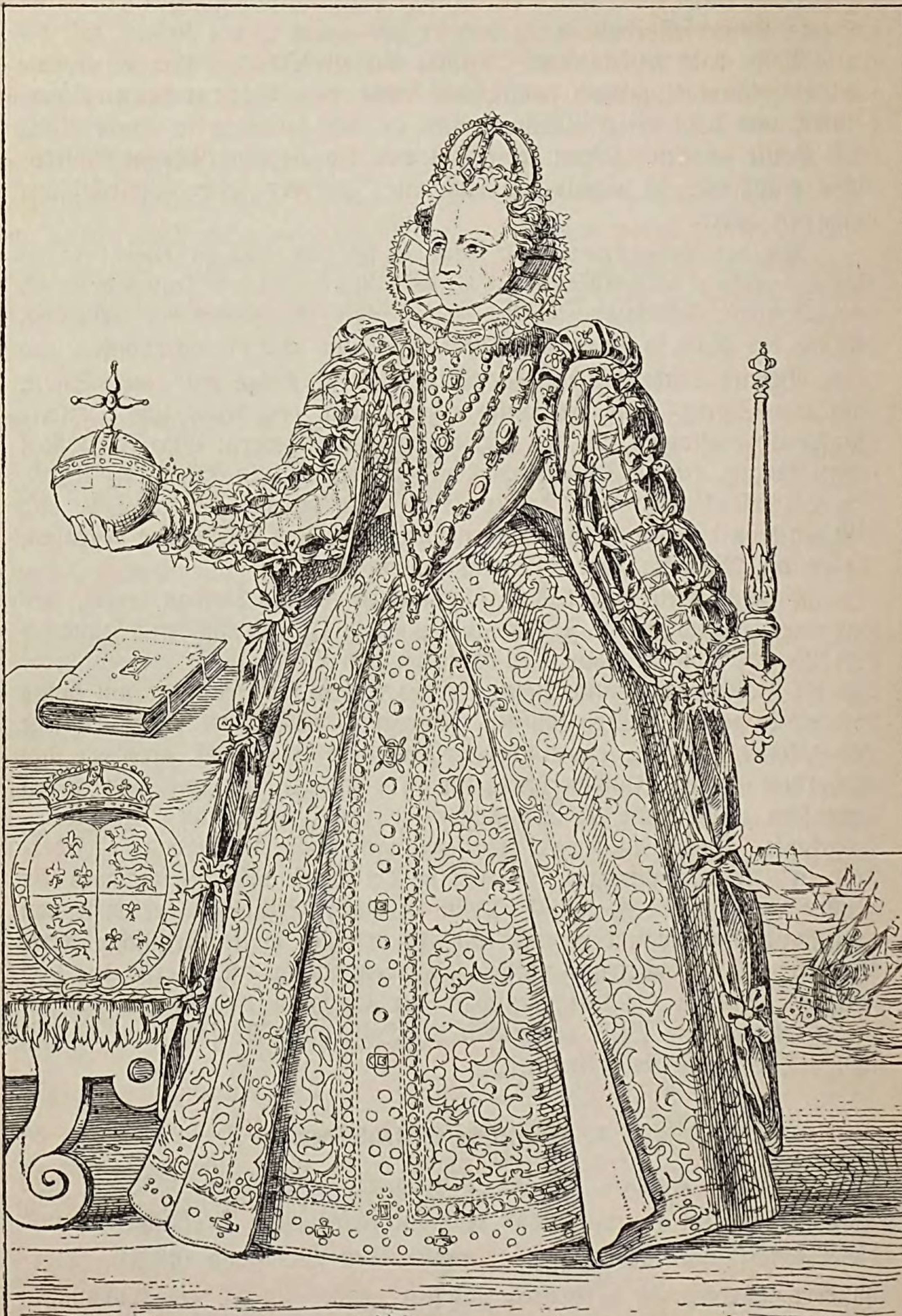



Fig 30. Königin Elisabeth von England.

wurden bequemer und prächtiger und die Kleider mit Spitzen, Gold- und Silberflitter überladen.

„Es ist nichts Seltenes,“ sagt ein Schriftsteller, „daß man einen Anzug mit tausend Ziegen und hundert Ochsen bedeckt und ein ganzes Schloß auf dem Rücken trägt.“

Die zahlreichen Hoffeste gaben den Vornehmen Gelegenheit, ihren Prunk und Pomp zu entfalten. Da gab es z. B. bei Thronbesteigungen und Hochzeiten Turniere, Aufzüge und Maskeraden ohne Ende. Wie ein Feeenmärchen lauten die Berichte von Holinshed und Ben Jonson. Am Hof der Königin Elisabeth stieg die Festlust und Lebensfreude zu solcher Höhe, daß man sich, wie ein Brief nach Taine mitteilt, sich „wenig mehr um Religion und Frömmigkeit bekümmerte und allerlei Ungeheuerlichkeiten herrschen ließ.“ Das Volk aber erfreute sich an alten nationalen Festen, am Erntefest, Allerheiligen, Schafschurfest, Weihnachten, besonders aber in der Fastnacht. „Wenn die Glocke in der Fastnacht ertönt,“ sagt ein Reisender dieser Zeit, „werden die Leute zu Tausenden verrückt und vergessen ihre Schicklichkeit.“ „Ihre abscheulichen Vergnügungen sind dem Satan dargebrachte Huldigungen und Opfer.“

Der Glanz der Renaissance ist auch in vornehmen Kreisen nur ein äußerer Flitter, welcher die innere Roheit verdeckt. Nicht bloß das Volk, sondern auch die Höflinge „finden Geschmack an rohen Gliederübungen, wie sich Taine ausdrückt, und befleißigen sich einer gemeinen Sprache und offenherzigen Sinnlichkeit. Plumpe Scherze, brutale Späße sind an der Tagesordnung, wie heute bei Maurergesellen oder Kürassieren. Jedes vornehme Haus hält sich einen Leibnarren, der gepfefferte Redensarten, Lieder und barocke Bewegungen zum besten gibt.“ Das größte Vergnügen besteht im Anblick von Tierkämpfen und Hinrichtungen, die äußerst zahlreich vorfielen. Im gegenseitigen Verkehr sind selbst am Hofe bäuerische Schlägereien gebräuchlich. Elisabeth gibt ihren Ehrendamen Faustschläge, so daß man sie „oft schreien und weinen hörte“, spuckt auf Sir Mathews Fransenkleid und beohrfeigt ihren Liebling, den Grafen Essex, weil er ihr den Rücken kehrte. Gleiches geschieht in allen vornehmen Häusern. Häufig überfallen sich die Edelleute auf offener Straße, und nur die strengsten Strafen können einige Besserung bringen.[1] Beim

[1] Taine führt an, daß demjenigen, welcher einen andern im Weichbild des königlichen Palastes schlug, die Hand abgeschnitten wurde, als ob dies eine besondere Sitte am englischen Hofe gewesen wäre. Diese Strafe mußten jedoch alle Verletzer des Burgfriedens auch in anderen Ländern erleiden, daher in den Thoreingängen der Burgen häufig eine Hand abgebildet ist.

niedern Volke sind derartige Handlungen begreiflicherweise noch mehr im Schwange.

Das Ideal des Volkes sind der Tamerlan der Bühne, Faust und andere gewaltige leidenschaftlich bewegte Männer. Liebe, Eifersucht, Ehrgeiz und Herrschgier muß die Helden der Bühne rasend machen, wenn sie den Beifall des Publikums finden sollen, und sie müssen ihre Leidenschaften in dröhnenden Phrasen ausdrücken.

Der Held der Herrsch- und Eroberungsgier, Tamerlan, spricht bei Marlowe die bombastischen Worte: „Auf den Hirnschalen umgebrachter Menschen errichte ich meinen Königsthron, und wer sich darauf setzen wollte, müßte erst bis ans Knie im Blute waten.“

Massingers Herzog von Mailand ruft in seiner Liebeswut: „Sollte ich auch durch ein Blutmeer schwimmen müssen und eine Brücke bauen aus Menschenleibern, ich werde dich erreichen, teuerste und beste aller Frauen.“ Seinem Feinde droht er bis in die Hölle zu folgen und ihn gleich Furien zu quälen.

Das Schamgefühl und die Eifersucht treibt den Herzog von Amalfi bei Webster zu dem glühenden Ausruf: „Ich könnte ihre buhlerischen Leiber in einer Kohlengrube Glut verbrennen, die ganz verstopft ist, daß ihr verfluchter Rauch nicht auf zum Himmel steigt, und ihren Bastard in Wasser kochen und die Brühe dem Vater zu trinken geben.“

Der Jude von Malta ist ein Ausbund von Grausamkeit und Christenhaß. „In meiner Jugend,“ sagt er, „lernte ich Medizin und praktiziert' erst in Italien; da war die Priesterschaft durch Leichen reich und Totengräber hatten stets zu thun mit Totenglockenziehen und Gräbergraben. Mit jungen Waisen füllte ich die Spitäler und jeden Monat machte ich einen toll.“

Die Natur, das Tier im Menschen, war losgelassen und alle Triebe können sich frei austoben. Der Naturmensch aber unterliegt seinen plötzlichen Regungen, Gelüsten und Zornausbrüchen. Er stürzt auf das Opfer seiner Lust oder Rache ohne Überlegung blind und ungestüm los, taumelt von Leidenschaft zu Leidenschaft und führt ein unstätes Leben. In vorbildlicher Weise stellen die damaligen Schauspieler ein solches frivoles Naturleben dar. Einer von ihnen, Marlowe, bekennt von sich selbst:

„Ich schwamm in Hochmut; Unzucht war meine tägliche Übung und Völlerei und Trunkenheit bildeten mein höchstes Entzücken. . . . Nachdem ich mich gänzlich auf das Schreiben von Dramen verlegt hatte, dachte ich auch nicht öfter an Gott als früher, sondern es gereichte mir zum größten Vergnügen, zu fluchen und den Namen Gottes zu lästern; niemand hätte bezweifeln können, daß ich ein Kind der Verdammnis sei. Wenn nur meine Wünsche bei meinen Lebzeiten erfüllt werden, bin ich zufriedengestellt; nach meinem Tode komme, was da wolle. . . . Die Hölle! Was redet ihr mir von der Hölle! Ich weiß, daß ich, wenn ich dahin komme, mich in der Gesellschaft von Menschen befinden werde, die besser sind als ich. . . . Würde ich die Richter von Kings Bench nicht mehr fürchten, als die

Verdammnis Gottes, so würde ich jeden Abend in die Taschen irgend eines Kerls greifen und mir mit dem darin gefundenen Gelde gütlich thun, solange es dauert.“

Ein solches Leben fand in der Sage vom Doktor Faust sein Spiegelbild. Im Bund mit dem Bösen stürzt sich der leidenschaftliche Mensch der Renaissance in den Strudel der Wollust und spielt am Hofe eine glänzende Rolle. Er kann „nicht mehr bereuen und kaum mehr Glauben, Segen, Himmel nennen“, wie Marlowe in seinem Faust sagt: „Er möchte die Hände zu Gott erheben, aber Satan hält sie nieder, er möchte weinen, aber Mephisto saugt die Thränen auf.“

„O Faust,
Jetzt hast du nur noch eine Stunde Frist,
Und dann bist du verdammt in Ewigkeit.
Steht still, ihr ewigregen Himmelssphären,
Und hemmt die Zeit, daß Mitternacht nie komme!

Die Stunde schlägt! Nun, Leib, zerfließ in Luft,
Weh! oder Luzifer schleift dich zur Hölle;
O Seele, wandle dich zum kleinsten Tropfen
Und fall' ins Weltmeer, daß dich keiner finde.“

Solche Erscheinungen charakterisieren das Reformationszeitalter, wahrlich kein günstiges Zeugnis für die willkürliche Glaubensänderung, welche die englischen Könige ihrem Volke aufdrängten. Die Reformation vertilgte vollends jede Spur der Scham und Scheu, welche das fröhliche England von zügelloser Leidenschaft zurückhielt, und gab dem gesunden Freiheitssinn und Unabhängigkeitsgefühl eine falsche Richtung. Das Volk entwürdigte sich im Vergnügen und in der Roheit, verlor seinen sittlichen Stolz und seinen festen Charakter und ließ sich nach Willkür seine Religionsübung vorschreiben. Heuchelei und Charakterlosigkeit war bei hoch und nieder an der Tagesordnung, und alle Ideale fehlten.

In dieser Zeit nun lebte Shakespeare und entnahm ihr seine Charaktere, indem er freilich die ursprünglichen Züge mannigfach steigerte und vervollständigte. Aber so groß auch der Anteil der Phantasie an seinen Schöpfungen sein mag, die Wirklichkeit bildet doch die Grundlage und Voraussetzung seiner Werke. So wie er das Volk, seine Matrosen, Stallknechte, Wirte und Dirnen, Goldschmiede und Totengräber in ihrer Sprache reden läßt, so gebrauchen auch die Vornehmen die Sprache der damaligen Bildung.

Groß ist der Reichtum von allerlei Charakteren, über welche Shakespeares Phantasie gebietet. In dem schönen Schauspiel „Der Sturm“

stehen neben dem rohen, mißgestalteten Kaliban (anklingend an Kannibale) der edle Prospero und die zarte Miranda, jener der Vertreter tiefster Erniedrigung und diese die Ideale höchster Bildung. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es bei dem Dichter eine ganze Stufenleiter verschiedenster Anlagen und Geistesrichtungen.

Nahe an Kaliban grenzt Ajax und Kloten. Die schwerfällige Muskelmasse und rohe Fleischgier erstickt in ihnen jede edlere Anlage. Sie sind voll Anmaßung, Selbstgefälligkeit und Dummheit. Dagegen sind die Schurken bei Shakespeare voll Geist und Witz. Jago ist ein Teufel in Menschengestalt, er kennt keine Tugend und betrachtet die edle Desdemona als geile Dirne, den heldenhaften Othello als wütenden Stier.[1] Der gutmütige Rodrigo muß ihm als Esel dienen, den er satteln, prügeln und traben lassen kann. Frauentugend und Männertreue kennt er nicht.

„So ein Mann," sagt er, „ist veränderlich in seinen Neigungen, die Speise, die ihm jetzt so würzig schmeckt, wird ihm bald bitterer vorkommen als Koloquinten. Seine Frau muß sich ändern, sie ist jung, und hat sie ihn erst satt, wird sie den Irrtum ihrer Wahl einsehen."

Den treuen Diener bringt er um seinen guten Namen, und als dieser jammert, er habe seinen guten Namen verloren, spottet er:

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich dachte, du hättest eine körperliche Wunde empfangen, und das bedeutet mehr als der gute Name. Der gute Name ist eine nichtige und höchst trügerische Einbildung."

Dabei ist er unerschöpflich an Anschlägen und Einfällen, freut sich wie ein Feldherr, wenn die Leidenschaften auf einander platzen, und gibt überall Zoten preis.

Diesem verruchten Menschenschlage gleichen Gestalten wie Falstaff und seine Genossen bis aufs Haar, nur haben sie mehr Gutmütigkeit. Sie lügen und schlemmen, prahlen und stehlen nach Herzenslust und wollen dabei noch brav und ehrlich bleiben. Falstaff bekennt offenherzig seine Fehler:

„Nun ja, ich bin so, warum auch nicht? Ich trinke gern; ist ein guter Wein zu verachten? Ich laufe davon, wenn es Keulen gibt; ist es denn angenehm, geschlagen zu werden? Ich mache Schulden und schwindle dummen Leuten Geld heraus; ist es etwa unangenehm, Geld in der Tasche zu haben? Ich prahle; aber ist es nicht natürlich, zu wünschen, daß die Welt eine gute Meinung von einem habe?"

Prinz Heinrich betraut Falstaff mit einer Rekrutenaushebung, dieser aber bringt nur verlumptes Gesindel zusammen. Da tröstet er Heinrich, sie seien gut genug zum Aufspießen: „Futter für Pulver; sie füllen eine Grube ebenso gut, wie bessere sterbliche Menschen, hm Freund, sterbliche Menschen."

---

[1] Taine, Geschichte der engl. Litteratur I, 514.

An diese komischen Gestalten reihen sich die Schwätzer an, unschuldige Leute, aber fad und langweilig, und eben dadurch die Lachlust erregend. Ein solcher Schwätzer ist Polonius im „Hamlet", ein würdevoller Ratgeber ohne Hirn, ein altes Kind „noch nicht den Windeln entwachsen", ein feierlicher Tropf, der alle Welt mit Komplimenten und Ratschlägen überschüttete; noch vollkommener in der Schwatzkunst aber ist die Amme in „Romeo und Julie".[1]

Auch die sentimentalen Leute fehlen nicht, die liebetrunkenen, tändelnden und träumenden Jünglinge und Jungfrauen. Sie sind „klaftertief verliebt und bestehen ganz aus Seufzern und Thränen". Sie spielen unter dem Schatten melancholischer Wipfel, unter der funkelnden Sternendecke der Nacht oder am goldenen Morgen, „wenn Phöbe die begrünten Auen mit ihrer Perlen feuchtem Schmuck betaut und ihre Stirne in den Wellenspiegel taucht". Der „Sommernachtstraum" verhöhnt die glühende Liebe, indem er ihr einen Esel zum Gegenstand gibt und diesen Heu statt Liebe fordern läßt.

Am bewundernswertesten sind die heroischen Charaktere Shakespeares, ein Coriolan, Macbeth, Lear, Othello und Hamlet. Hier enthüllt er am besten seine gewaltige Phantasie, welche Gestalten von übermenschlicher Größe sichtbar und hörbar vor den Zuschauer zaubert. Es sind übermenschliche Größen, ihr Seelenleben ist durch eine Idee so angespannt und erregt, daß es mehr an Wahnsinn grenzt oder wirklich in Wahnsinn umschlägt.

Der Ehrgeiz macht Macbeth den Kopf schwindlig, Luftgestalten im Weiberkleid halten ihm die Krone vor Augen und der reizende Tand bestrickt ihn, obwohl schon beim bloßen Gedanken „das Haar sich sträubt und das ruhige Herz an seine Rippen schlägt gegen Naturgebrauch". Seine Frau stachelt ihn ohne Unterlaß und verhöhnt seine Schwäche, er lebt sich in seine Träume so hinein, daß die Phantasie ihm den Dolch in die Hand drückt, womit er sich den Weg zum Königsthrone bahnen soll.

Nach geschehener That aber erschreckt ihn ein Tropfen Blut so sehr, daß er ausruft: „Diese meine Hand wird eher der Meere zahlreicher Menge Fleischesfarbe leih'n, und rot der Wiesen Grün gestalten, bevor sie rein wird."

Schreckensvolle Träume foltern seinen Schlaf, doch er schreitet fort und will, daß „eher sich der Bau der Dinge spalte und beide Welten fiebern, als daß er in Furcht sein Mahl verzehre." Gespenster erscheinen ihm, „marklos das Gebein, kalt das Blut und die Augen ohne Blicks Bewegung". Seine Frau plaudert schlafwandelnd das Geheimnis in wirren Worten aus, das sie in Meerestiefe verborgen glaubte. „Den Blutgeruch vertreiben ihr alle Düfte Arabiens nicht" und das Grab verschließt nicht die Toten.

---

[1] S. Taine, a. a. O. I, 500.

Die Eifersucht macht Othello toll und der Zorn verfinstert ihm die Urteilskraft. Er sieht das schwarze Ereignis, das der Teufel Jago ihm vor Augen malt und ruft: „Macht mich zur Kröte, die von den Dünsten eines Kerkers lebt, eh' ich ein Fleckchen duld' an der Geliebten für anderer Brauch." Das ist die Qual der Großen, sie „haben weniger Vorrechte, als die Niedern".

Die Leidenschaft ist so mächtig in diesen Köpfen, daß sie die Natur aus dem ruhigen Gleichgewicht bringt und in die Nacht des Wahnsinnes wirft. Umgekehrt geraten viele, die unter fremder Leidenschaft leiden müssen, zur Verzweiflung, sie werden an sich und andern irre und fluchen der Menschheit. So ist König Lear infolge getäuschter Vaterliebe zum Narren geworden. Der Geiz und die Herrschsucht seiner Töchter wurden seiner überdrüssig und stießen ihn in das Elend hinaus.

Der Wahnsinn erfaßt seine Seele und er ruft dem Donner, dem Feuer und Sturm in schrecklichen Flüchen, die Undankbaren zu vernichten. Vors Gericht will er mit seinen Töchtern eilen, in erregter Phantasie sieht er schon die Richter urteilen. Die von ihm verkannte, aber edle und treue Cordelia erscheint ihm wie ein höherer Geist in der verkommenen Welt. In der Not fühlt er, wie es dem Armen zu Mute sein mag, wenn der mitleidslose Sturm sein schirmlos Haupt, seinen hagern Leib und die offene Zerlumptheit trifft. „Das ist Arznei der Pracht."

In dem nämlichen Stück irrt mit Lear ein anderer, mehr verstellter, als eigentlicher Narr in der Wildnis umher, nämlich Edgar, das Opfer brüderlicher Nachstellungen. Edmund, sein illegitimer Bruder hatte ihn bei dem Vater so angeschwärzt, daß er seines Lebens bei ihm nicht mehr sicher war, und doch wußte er sich den Schein eines wohlmeinenden, besorgten Bruders bei Edgar zu geben — so ungefähr verfuhr Baco dem Essex, seinem Wohlthäter gegenüber. Es ist eine furchtbar komische Scene, wo Lear, Edgar und dazu noch der Hofnarr Lears, sein treuer Begleiter, in einer Hütte zusammen kommen und durcheinander schreien; da spricht jeder in seiner Tonart, unbekümmert um des andern Rede und doch treffend. Edgar thut, als ob ihn Teufel ritten: die Teufel der Lüsternheit, der Stummheit und des Gesichterschneidens, Flibbertipibbet, „der seitdem in Zofen und Kammermädchen fuhr".

Das Bild eines edlen Mannes in schlechter Zeit, der in sich nicht die Kraft besitzt, sie in Ordnung zu bringen, ist Hamlet. Es ist sein Unglück, daß er nicht schlecht genug ist, um mitzumachen, aber auch nicht gesund und kraftvoll genug, um der Zeit die Stirn zu bieten. Das Schicksal hat ihn bestimmt, die Schandthaten der Königsfamilie zu rächen, aber dieser Beruf wird sein Verhängnis. Er steht ohnmächtig einer Gesellschaft gegenüber, die nicht Worte, sondern nur Thaten heilen können. Er aber hat nur Worte, und nachdem er der Hofgesellschaft in einem

Schauspiel einen Spiegel vorgehalten, in der sie sich erkennen könnte und sollte, thut er keinen Schritt weiter. So etwa stand Essex und Southampton, der Freund Shakespeares, einer verkommenen Gesellschaft gegenüber, und ihr Unglück war es, daß sie nicht Mut genug besaßen, gründlich dreinzufahren.

Hamlet grübelt über die letzten Rätsel des Daseins und wägt alle Gründe für und gegen den Selbst- und Tyrannenmord ab. Das Land, über dem ein Tyrann herrscht, ist ihm ein Kerker, und er strebt sich oder das Volk durch Mord zu befreien. Wie schwer aber fällt ihm der Mord! Er war voll Achtung gegen den Menschen, dieses Meisterstück der Schöpfung: „Wie edel in Vernunft, wie unerschöpflich in Fähigkeiten; an Gestalt und Bewegung wie ausdrucksvoll und bewunderungswürdig, an Thatkraft wie ähnlich einem Engel, an Auffassung wie ähnlich einem Gott!" Aber H. hat den Geschmack an Menschen verloren, seitdem er die Laster seiner Mutter und seines tyrannischen Onkels durchschaut, auf dem Kirchhof lernt er Größe und Unterschied der Menschen kennen, da liegt der Schädel des Hofmanns und des Advokaten neben dem des Bauern und Spaßmachers. Doch weiter als zur Verachtung und zum Haß bringt er es nicht. Vor lauter Gedanken und Erwägungen, welche „seinen frischen Entschluß mit Bleichsucht ankränkeln", kommt er nicht zur That und er möchte lieber selber sich den Tod geben, als dem König, dessen „Sturz das Verderben vieler nach sich zieht". Aber auch den Selbstmord wagt er nicht, ihn hält „die Furcht vor etwas nach dem Tode, von unerforschtem Land, von dessen Grenze kein Wanderer wiederkehrt". „Sein oder Nichtsein das ist die Frage."

Neben Hamlet steht Ophelia, wie Edgar neben Lear. Ihr Geliebter tötet den Vater und stößt ihre Liebe zurück. Da gerät Verzweiflung über ihre holde Seele und sie versinkt spielend im Wasser. „Giftiger Meltau frißt des Lenzes zarte Kinder, oft ehe sich ihr Kelch erschlossen." Diese Worte ihres Bruders wurden wahr an Ophelia.

Es war eben eine giftige Zeit, eine schlechte Generation, in der die Bösen so überwogen, daß schon ein Kind den Witz machen konnte: „Die unehrlichen Leute sind thöricht, daß sie sich hängen lassen, wären sie gescheit, dann ständen sie zusammen und würden den Guten dies Los bereiten" (Macb. 4, 2). Alles was sich gegen die „Welt" sagen ließ, legt der Dichter dem Timon auf die Zunge:

„Das gelbe Gold dreht alles um, bindet und befreit Gewissen, segnet Verdammte, edelt den Aussatz, befördert Diebe auf die Ratsbank," „das Weib, vor dem Spital und Beulen sich erbrechen, balsamiert und räuchert das Gold in den Mai zurück." Wollust und Ehrgeiz verdirbt den Menschen. „Auf üppigem Lager vergeudet die Jugend ihr Mark und sie stürmt mit den Augen dem honigsüßen Wilde nach." Im hitzigen Wettrennen des Ehrgeizes wirft der Löwe Verdacht auf den Esel, und

beide überlistet der Fuchs. Da so die Natur nur Ungeheuer erzeugen möge, ruft er der Natur zu, „ihren fruchtbaren Leib zu brandmarken, daß nie der Menschen undankbare Brut mehr daraus entsprosse; sie soll mit Wolf und Bär, Drach und Tiger schwanger gehen," damit diese das Menschengeschlecht vertilgen.

Timon, der Menschenhasser, hatte in England viele Genossen. Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts, da sich doch die Sitten inzwischen bedeutend der französischen Gesellschaftlichkeit genähert hatten, findet es Montesquieu auffallend, daß dort jeder für sich lebt, sich um niemanden kümmert, niemand liebt und auf niemanden vertraut, und auch Voltaire ist überrascht, so viele Timone, so viele hypochondrische Menschenhasser zu finden.

Shakespeare bleibt indessen nicht allein beim Elend des Lebens stehen, wie echte Pessimisten, er glaubt vielmehr noch an Menschentugend und Menschenglück. Auch wenn der Gute äußerlich unglücklich ist und das Edle untergeht, erhebt es sich doch innerlich. Der Himmel lebt im Herzen und rettet im Tode das Unsterbliche. Aus der Öde des Lebens und den Unbilden des Menschengeschickes erhebt sich der innerliche Mensch auf den Flügeln des Glaubens und der Einbildungskraft in eine ideale Welt. Eine höhere Welt öffnet nicht nur der Prediger dem gedrückten Herzen, sondern auch der Dichter besitzt die Schlüssel zu solcher Welt, er macht die goldenen Thore seiner Feen- und Zauberwelt auf, wo sich des Lebens Sorgen verlieren. Himmlische Musik und liebliche Gestalten erfüllen im „Sturme" und im „Sommernachtstraum" mit reizend verwirrender Macht das Gemüt, und wenn auch hier die Thorheit und Tollheit sich eindrängt, ist sie doch unschuldig, freundlich und fröhlich. Der Sturm ist das letzte Vermächtnis des Dichters. Er zeigt hier, wie der Dichter mit seiner Phantasie Welten aus dem Schoß des Meeres hervorzaubert, wie er dazu beiträgt, dem Bösen zur Strafe und dem Guten zum Siege zu helfen.

## II. Das Abendrot der Romantik.

### 1. Das ritterliche Epos.

Vor der Zeit seiner Blüte hatte ein herrliches Morgenrot dem Rittertum voraufgeleuchtet und nicht nur das Nibelungenlied, sondern auch das Rolandslied, die Cidsage u. s. f. hatten die Grundzüge gegeben und das Ideal aufgestellt (s. S. 255). Umgekehrt dauert der Glanz des Rittertums noch lange nach, als seine eigentliche Zeit längst vorüber ist. In Spanien ist selbst im 18. und 19. Jahrhundert der eigenartig ritterliche Geist noch lebhaft, und obwohl sich die Satiren schon im 16. und 17. Jahr-

hundert über das Rittertum hermachen, hing noch aller Herzen an dem alten Ideal. In England ist der ritterliche Geist wenigstens im Anfang des 17. Jahrhunderts noch lebhaft — die Dramen Shakespeares erheben sich zum höchsten Schwung in der Verherrlichung des Rittertums, atmen alte Kampflust und preisen die Rittterehre, in Italien endlich fallen die schönsten Ritterromane in das 16. Jahrhundert.

Wer kennt nicht Rinaldo, Roland und Rüdiger? Es sind die herrlichen Helden, welche Bojardo und Ariosto begeisterten, sie prangten im goldenen Glanze der Sage, und nun schmückt sie die Dichtung mit unverwelklichen Kränzen. Eine übermenschliche Kraft steht ihnen zu Gebote, sie brechen alle Zauber und überwinden alle Feinde. Rinaldos Roß (Bajard), Rolands Schwert (Durindane) und Astolfs Goldspeer wirken Wunder. Und dann erst die Frauen! Ihre Reize sind zauberhaft und sie entflammen ihre Liebhaber bis zur Raserei. Da glüht Roland für Angelika und Rüdiger für Bradamante. Als jener an den Grotten des Haines die Zeichen findet, welche ihn über die Liebe Angelikas zu einem andern aufklären, verfällt er in tobenden Wahnsinn (daher Orlando furioso), wütet gegen Bäume und reitet das Roß Angelikas tot. Der wilde Held wird wie ein Stier eingefangen und Astolf bringt ihm „vom Mond" seinen Verstand zurück. Bradamante will, wie Brunhilde im Nibelungenlied, nur denjenigen zum Gatten wählen, der sie im Kampfe besiegt. Rüdiger vermag sie nicht zu überwinden, gewinnt sie aber durch Freundesgunst.

Auf unmittelbar geschichtlichen Boden stellte Camoens mit kühnem Griffe die Ritterromane. Er besingt in seinen Lusiaden den Helden Vasco de Gama und schildert die Abenteuer, die er auf seiner Ostindienfahrt erlebte. Ganz im Sinne Vergils läßt er die Versammlung der Himmlischen für und wider die Lusiaden Partei nehmen. Bacchus fürchtet, durch Vasco aus seiner indischen Herrschaft verdrängt zu werden, aber Venus will sich erinnern, daß die Portugiesen Römerblut, das Blut des frommen Äneas in ihren Adern tragen. Jupiter und Mars begünstigen sie, und mit ihrer Hilfe ist den Seefahrern alles möglich.

Camoens' Ruhm lockte Tasso zur Nacheiferung; auch er gibt dem Ritterroman einen historischen Boden und schildert, wie Homer, den heiligen Kampf abendländischer Kultur gegen orientalische Reiche. Der christliche Gedanke ist in ihm viel entschiedener als in Camoens — das Konzil von Trient mit seiner wiederbelebenden Wirkung war eben geschlossen, der Glaube lebte neu auf und erfüllte die Musik, Malerei und Dichtung. Von diesem neuen Geiste getrieben, wählt Tasso einen

religiösen Stoff, den ersten Kreuzzug, und gibt darin seinem Glauben Ausdruck. Hinter dem Kampf der Waffen, der in echt ritterlicher Weise ausgefochten wird, verbirgt sich der tiefere Gegensatz der christlichen und muhamedanischen Religion, und der religiöse Gegensatz erscheint in einer höheren jenseitigen Sphäre als Kampf des Himmels mit seinen Heerscharen gegen den Teufel uud seinen Anhang. Es ist nicht menschliche Kraft, die hier siegt, im Gegenteil, so lange die Krieger auf sich selbst vertrauen, geht alles schlecht. Der böse Feind sucht das christliche Heer zu schwächen und zu verwirren, er erregt im Heere Leidenschaften, Augen- und Fleischeslust, Stolz und Hoffart, die Leidenschaften aber werden dem Heere zur Quelle des Unheils. Ein großer Teil der kräftigsten und vornehmsten Ritter wird durch sinnliche Liebe und die Verführung der Zauberin Armida dem Heere entzogen. Den edelsten und besten Ritter (Rinaldo) reißt sein Zorn und Ungestüm zum Bruch des Lagerfriedens hin, er erschlägt einen höhnischen Franken und muß deshalb vom Heere weichen. Seine italienischen Freunde sind unzufrieden mit seiner Verbannung, und als man vollends von seiner Ermordung munkelt, brechen sie in Empörung aus. Aber Gottfried von Bouillon, der Gottesheld, tritt ihnen entgegen, schild- und schwertlos, nur vertrauend auf die Macht Gottes und den Einfluß seiner Persönlichkeit; auf sein frommes inniges Gebet hin hatte sich vom Himmel her ein ungewöhnliches Feuer in seine Adern ergossen, ein neues Licht von himmlischer Majestät glänzt auf seinem Antlitze und er schwingt das goldene Scepter. Gleich dem Moses Michel Angelos, nur durch einen Zug der Milde gemäßigt, steht er da, es bedarf nur eines Wortes und Blickes und die Empörermasse ist willenlos, sie läßt ihre Führer in Fesseln legen.

Zwischen dem belagernden Christenheer und den eingeschlossenen Muhamedanern finden zunächst Einzelkämpfe statt, die Tasso ganz nach Art der griechischen Kämpfe vor Troja schildert. Wie Paris und Menelaos kämpft Argant und Raimund. Raimund hatte sich vor dem Kampf im Gebete gestärkt, und es trat ein Schutzengel an seine Seite, gerüstet mit einem mächtigen Schilde aus der himmlischen Waffenkammer, daran zerbricht die Lanze Argants und zersplittert sein Schwert. Auf der andern Seite aber schlägt sich ein Teufel ins Mittel, legt einem muhamedanischen Bogenschützen den Gedanken ins Herz, auf Raimund zu schießen — ganz wie bei Homer Minerva den Pandaros verleitet, auf Menelaos zu zielen. Der Waffenstillstand ist gebrochen und die Heere ergießen sich aufeinander, aber ein

fürchterlicher Sturm treibt die Kreuzfahrer ins Lager. Der höllische Feind läßt dem Heere auch da nicht Ruhe, er stachelt Soliman, den geschlagenen Türkensultan, dazu auf, in einem nächtlichen Überfall das Christenheer zu vernichten. Sein Anschlag wäre ihm ohne Zweifel gelungen, wenn nicht Gott seine Engel in die Schlacht gesandt hätte. Michael senkt sich herab, mit seinen ewigen Fittichen die dicke Finsternis teilend und die Nacht gewinnt einen goldenen Schein beim himmlischen Licht, das funkelnd sein Antlitz ausbreitete, — „so scheint die Sonne nach dem Regen durch die Wolken.“ Der Erzengel stieß mit seiner Lanze Scharen von Arabern in den Abgrund: „Es fliegt kein so großer Schwarm von Vögeln übers Meer, wann sie an lauen Tagen sich sammeln, und es fallen im Herbst nicht so viele dürre Blätter zu Boden.“

Bevor die Kreuzfahrer den Sturm auf Jerusalem unternehmen, weihen sie einen Tag der Andacht und Sammlung. Unter dem Vortritte Peters von Amiens mit zwei Bischöfen geht eine feierliche Prozession majestätischen Schrittes, einen Wechselgesang anstimmend, hinan zum Ölberge. Von den tiefen Thälern und hohen Hügeln ertönt die Stimme des Wiederhalls, und die Heiden auf der Mauer stehen erstaunt und bewundern den demutvollen Gesang und das ungewöhnliche Gepränge. Auf dem Ölberg angelangt, liest der Bischof die hl. Messe und segnet die Krieger.

Am andern Tage beginnt der Sturm auf die Stadt; nahe daran einzudringen, werden die Krieger doch wieder zurückgeworfen, und nun beginnt aufs neue großes Ungemach, von dem sie endlich durch das Gebet Gottfrieds frei werden. Nachdem die verlorenen Helden wieder gefunden sind, beginnt aufs neue der Sturm, und Jerusalem fällt in die Hände Gottfrieds.

Selbstverständlich wäre die Romantik des Gedichtes nicht vollständig, wenn die Liebe fehlen würde. Gerade deshalb findet das Gedicht so vielen Beifall, weil es die Liebe in allen Formen und Farben mit feiner und zarter Kunst schildert. Ein süßer Hauch starker und warmer Liebe durchdringt das Gedicht. Dieses erotische Element strömt nun aber merkwürdiger Weise von muhamedanischen Frauen aus — ein bezeichnender und nicht unwahrer Zug. Da ist die sanfte Erminia, die heldengewaltige Klorinda und die zauberische Armida, alle öffnen sich zwar dem christlichen Einfluß, aber sie fügen zuvor, mit Ausnahme Erminias, dem Heere gewaltigen Schaden zu. Erminia verläßt zeitig die Sache ihrer Glaubensgenossen, erlebt mitten im Kriegsgewühl jenes holde Schäferidyll

in reizender Einsamkeit und stößt auf den Geliebten, als er eben nach hartem Ringkampf den mächtigen Argant überwunden hatte und selbst tödlich darnieder lag; da gelang es ihrer Pflege, ihn zum Leben zu rufen. — Das „Schicksal", oder wie es Peter, der Eremit, richtig deutete, die Vorsehung wollte, daß die christenfeindliche Klorinda von der Hand ihres Liebhabers fiel, der ihr noch die Taufe zu spenden vermochte, und dann in ein klägliches Jammergeschrei ausbrach. — Armida entfaltet alle Reize einer Buhlerin und weiß zuletzt auch Rinaldo in ihre Zaubergärten zu locken, wo alles betäubende Wonne atmet. Rinaldo „verliegt", wie der mittelalterliche Ausdruck lautet, und erschreckt vor sich selbst, als mit Gottes Hilfe seine Genossen in die verzauberte Welt eindringen und ihm einen Spiegel vorhalten. In reumütiger Buße und Beicht läutert er sich und wallt in Andacht zum Ölberg: die Schöpfung liegt hier vor ihm in ihrer ganzen Pracht und er bekennt die Thorheit, dieser ewigen Schönheit jenes trübe Licht vorgezogen zu haben, welches aus einem hinfälligen Antlitze strahlt. Auch Armida läutert sich und wird seiner würdig.

Die glänzendste Episode ist die gleich im Anfang eingeflochtene Geschichte Olinths und Sophronias. Der König von Jerusalem will in toller Wut alle Christen in der Stadt ermorden, da opfert sich Sophronia für ihre Glaubensgenossen, und aus Liebe zu ihr besteigt auch Olinth den Scheiterhaufen, aber die Vermittelung Klorindas rettet beide.

Die Schönheiten des Gedichtes faßt ein Vers Goethes zusammen, dessen ungeteilten Beifall das Werk Tassos fand:

„Trankredens Heldenliebe zu Klorinden,
Erminiens stille nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Not —
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind."

Man kann von unserem modernen Standpunkt aus nur das bedauern, daß die ganze Stimmung und Erzählung nicht genug historisch treu ist. Das geschichtliche Gefühl und die selbstlose Hingabe an den historischen Stoff fehlt noch, es verläuft alles so, als ob es im 16. Jahrhundert spielte. Doch haben diesen Fehler auch spätere Dichter, selbst Goethe, Schiller und Grillparzer nicht vermieden, und können daher die dichterische Größe Tassos wenig beeinträchtigen.

---

Ariost und Tasso fanden einen nicht unbedeutenden Nachahmer in Spenser. Seine Ritter kämpfen mit allerlei Drachen, z. B. einem Ungeheuer, das halb weib-, halb fischförmig war, einem Drachen, groß wie

ein Hügel, und nehmen flammenumwallte Schlösser ein. Der böse Geist versucht sie durch Gold und Genuß, sie müssen unterirdische Tiefen durchlaufen und finden herrliche Paläste auf ihrem Wege — Dächer, Wände und Fußboden sind aus Gold — aber „niemals fiel das Tageslicht hinein, sondern bloß ein schwacher Schatten ungewissen Lichtes, wie das einer erlöschenden Lampe oder des umwölkten Mondes.“

In einem geräumigen Zimmer haben sich Menschen aller Völker versammelt und auf dem Throne sitzt ein Weib in funkelnder Glorie und hält in der Hand eine Goldkette. Von dem Goldpalast geht's in die Lustgärten der Freude, in dessen Mitte quillt aus unversieglichem Brunnen so reines Wasser, daß man die Silberflut durch jede Ader hätte fließen sehen können, in dem Schatten singen fröhliche Vögel und begleiten mit ihren engelgleichen weichen Stimmen die göttlichen Instrumente, deren Klang mit dem leisen Gemurmel des fallenden Wassers übereinstimmt. Alle Reize aber vereinigen sich in einem üppigen Weibe, das sich hier verführerisch lagert.

In der Schilderung der Natur- und Frauenschönheit erreicht Spenser die größte Meisterschaft.

Er beschreibt einen Wald: Buchen mit weißlichen Leibern und Eichen, gekleidet in Sommerstolz, entfalten ihre Kronen. Lichtstreifen tänzeln auf der Rinde hin und her und fallen dann auf den Rasen, auf die Farrenkräuter, welche erröten, auf das niedrige Gebüsch, welches leuchtet und schillert. Auf den hohen Gräsern glitzern Tautropfen. — In den Wipfeln der Pappeln bewegen sich die Blätter, als ob sie Schmetterlingsflügel wären, bläuliches Gewölk zieht am Horizont auf, wie ein leichter Schleier, um in der lachenden Luft wieder zu verschwinden.

Im Sinne Platos feiert Spenser die hinter der sichtbaren Schönheit verborgene unsterbliche Idee.

„Das reizende Weiß und Rot des Gesichts wird vergehen, das goldene Haar und die funkelnden Augensterne werden zu Staub werden. Aber jene schöne Lampe, aus deren himmlischen Strahlen das Licht leuchtet, an dem die Liebe Feuer fängt, wird niemals erlöschen oder zu Grunde gehen, sondern wenn die Lebensgeister entflohen sind, auf ihren ursprünglichen Planeten zurückkehren, denn sie ist im Himmel entstanden und bildet einen Bestandteil des reinsten Himmels.“

## 2. Das ritterliche Drama.

1. Das Drama blühte besonders in Spanien und England, den beliebtesten Gegenstand des Dramas aber bilden der Ritter und die ritterlichen Damen, und das Lieblingsmotiv ist die ritterliche Ehre. Da halten z. B. in den Stücken Lopes die Ritter so ängstlich und peinlich gewissenhaft an Treue und Ehre fest, daß sie, um sie rein zu bewahren, lieber den Freund (Ortis und Bustos bei Lope), die Geliebte oder den Sohn (Guzman bei Guevara) opfern, als daß sie jene preisgeben. Das Treu- und Ehrgefühl wurde unter der Vorherrschaft des ritterlichen Geistes zum allgemeinen sittlichen Prinzip, dem sich vor allem die Frauen zu beugen haben. Wo daher die

Frau die Heldin spielt und im Mittelpunkt steht, muß sie wie ein Ritter stolz, treu und ehrbewußt sein, um sich die Sympathieen geneigt zu machen. Sie muß trotz aller Schwierigkeiten dem Geliebten treu bleiben. Durch List, Ausdauer und Mühsal erreicht sie gewöhnlich ihr Ziel; in berechtigtem Stolz und in vernünftiger Laune wählt sie nicht den Hohen und Vornehmen, sondern den Geringen, nicht den Nachgiebigen, sondern den Stolzen (bei Tellez), nicht den Freund, sondern den Feind des Hauses (Ximene und Julia) sich zum Gatten. Das Gefühl für die eheliche Treue, die Frauen- und Mannesehre ist so stark, daß die Frau (Anna im Weber von Segovia, Isabella im Schultheiß von Zalamea) lieber sich dem Tode weihen, als ihre Ehre beflecken lassen will, oder daß sie heroisch auf den frühern Geliebten verzichtet (Serafina, Mencia bei Calderon). Der Mann tötet aus Eifersucht Nebenbuhler und Frau (der stolze Kastilianer, Gutierre, Don Juan). Auch wenn einer ein Lump ist, ein Verführer, ein Taugenichts, ein Schelm und Räuber, wenn er nur treu und ehrlich gegen seinen Freund handelt, so hat er die Sympathieen der Zuschauer.

Die Ritter und Ritterfrauen des englischen Dramas sind von denen des spanischen erheblich verschieden. Die Ritterehre spielt dort nicht jene Rolle, wie hier. Die Ritter sind mehr bürgerlich und freiheitlich gesinnt und die Frauen sind weicher und sanfter. In allen Stücken von Marlowe bis Dryden sind die Damen so hingebend, zart und mild, daß sie ganz im Manne oder Geliebten aufgehen, während sie in Spanien (und Frankreich) stolz und stark wie Männer sind. Die Liebe wird in den englischen Stücken zur hinschmelzenden Leidenschaft und sentimentalen Empfindung, sie ist mehr leidend als handelnd und verzehrt sich am eigenen Feuer, wie die schwächliche Kindes- und Vaterliebe in Hamlet und Lear.

Die englischen Ritter und Herren sind **bürgerlich gesinnt** und lange **nicht** so einseitig in ihrem Leben **durch** ihre **Vasallenpflicht gebunden**, wie ein spanischer Ritter. Ihr Ziel ist die **Freiheit und Ehre**. Sie verbinden sich daher gerne mit dem **Volke**, um ihr Ziel zu erreichen, das Volk geht darauf ein, weil es gleiche Absichten und Gesinnungen hegt. In Shakespeares „König Johann“ z. B. steht deshalb der historischen Wahrheit gemäß das Volk hinter den mit dem König unzufriedenen Baronen und beiden kommt der große Freiheitsbrief zu gut, den sie dem König abnötigen.

„Die Leute schütteln den Kopf,“ heißt es in der Darstellung des Volksaufruhrs, „und einer flüstert dem andern ins Ohr.“ . . . Da ist ein Schneider mit empörenden Reden rasch zur Hand und „ein Schmied steht mit dem Hammer so, weil

kühl sein Eisen auf dem Amboß ward, mit offenem Mund auf einen Schneider horchend, der, seine Scher' in Händen und sein Maß, nur in Pantoffeln (die sogar durch Hast an den falschen Fuß gezogen waren), von vielen Tausenden fränkischer Krieger spricht." „Da standen auch Propheten auf und sangen in klanglos harten Reimen den Hunderten, die ihnen auf der Ferse waren."

Noch bezeichnender ist die Teilnahme des niedern Volkes an der Empörung Lord Mortimers gegen Heinrich VI. John Cade, ein Tuchmacher und Sohn eines Maurers und einer Hausiererin, ist Aufwiegler und Anführer der Bauern. Durch glänzende Aussichten gewinnt er die Haufen: „Sieben halbe Sechserbrote sollen künftig für einen Groschen verkauft werden; die Dreimaßkanne soll künftig zehn Maß enthalten und ein Hauptverbrechen soll es sein, Dünnbier zu trinken. Alle sollen auf königliche Rechnung trinken und die Weiber sollen so frei sein, wie das Herz wünschen kann."[1] Besonders empört sind die Bauern über die pergamentenen Urkunden, welche ihre Pflichten enthalten, und henken kurzweg einen Urkundenschreiber, den sie antreffen.

Mit solchen Leuten in den Bund zu treten, widerstrebt den englischen Großen nicht, wenn es nur ihren Interessen dient. Das Treugefühl gegen ihren König hält sie nicht ab. Sie wollen unabhängig und selbständig, und wenn es möglich ist, selbst im Besitz der höchsten Herrschaft sein, seien sie nun glückliche Krieger, wie Macbeth, oder königliche Anverwandte, wie Heinrich II. oder Richard. Letzterer ist ein wahrer Teufel, dem kein Mittel zu gemein ist, sein Ziel zu erreichen. Er häuft Meineid auf Meineid, Mord auf Mord und besitzt dabei eine solch schamlose Frechheit, daß er am Sarge des von ihm ermordeten Königs der Witwe einen Heiratsantrag zu machen wagt.

Es kam bald die Zeit, wo das Rittertum nutzlos, dem Volke gefährlich und unpopulär wurde. Das entartete und ehrlose Rittertum wird von Shakespeare in Falstaff und seinen Genossen ironisch behandelt. Falstaff ist ein lächerlicher Prahlhans, ein Mittelding zwischen einem Räuber, Ritter und schwadronierenden Offizier, dem die Bürgerschaft übel mitspielt.

„Der Bürgerstand rächt sich schlimm an Falstaffs Ritterschaft, und die Ritterschaft erscheint nirgends kläglicher und unritterlicher, als eben hier, wo sie als schmutzige Wäsche in den Sumpf geworfen, als altes Weib durchgeprügelt und als phantastisches Waldgespenst gepeinigt und gezwickt wird" (Ulrici).

Das Rittertum ging vorüber und die Zeit rüttelte immer unsanfter an den adeligen Privilegien, aber immer wird der Adel des Verdienstes und Talentes dauern. Auf der Bahn der Ehre blüht dem Adel neues

---

[1] Echt sozialdemokratisch!

Leben, hier kann er eine Wiedergeburt erleben und wird stets von den Völkern gepriesen sein. Diese Wahrheit spricht schon Shakespeare aus:

„Nicht gestützt auf Ahnentum, nicht geknüpft
An mächt'ge Helfer: sondern Spinnen gleich,
Die ihr Gewebe selbst geschaffen, zeigt er (der Adel),
Wie Kraft des eig'nen Werts die Bahn ihm schafft:
Vom Himmel ein Geschenk, das ihm erwirbt
Den Platz zunächst am Throne."

## III. Die Blüte der religiösen Dichtung und Forschung.

### 1. Die religiösen Dichter.

Die Dramatiker, deren Auffassung des Rittertums wir eben behandelt haben, stehen noch ganz auf dem Boden der mittelalterlichen Lebensanschauung. Gehört doch beides zusammen: die Liebe zum Rittertum und zur Glaubenswelt des Mittelalters; erst wenn beides zusammen ist, ist die Romantik fertig.

1. Auch Shakespeare, so modern er sonst ist, hat viele mittelalterliche Neigungen. Nicht bloß teilt er mit der Vorzeit die naive Freude an Märchen, Zauberspuk und Elfenreigen, sondern spricht auch an manchen Stellen so begeistert von echt katholischen Einrichtungen, daß Rio und Raich ihn nicht ohne allen äußern Grund für einen geheimen Katholiken erklärten. So spricht er mit großer Wärme von der Beicht und heiligen Ölung, bekennt den Glauben ans Fegfeuer (Hamlet)[1] und behandelt die Mönche mit großer Achtung (Romeo und Julie). Andererseits ist er freilich auch von der echt modernen Abneigung gegen die hierarchische Macht erfüllt und ist nicht ganz frei von der Altklugheit unserer Zeit, wonach die übersinnlichen Gestalten des Glaubens und Aberglaubens ein selbstgeschaffenes Erzeugnis der Phantasie sind, wie es eine Phantasiewelt ist, in die der Dichter uns aus dem Lebenselend erhebt. In der Zauberwelt der Dichtung sollen wir nach Shakespeares Anschauung Trost und Erbauung schöpfen, neu aufatmen und fröhlich sein.

[1] Der Geist von Hamlets Vater klagt:
Hinweggerafft in meiner Sünden Blüten,
Unvorbereitet, sonder Sakrament
Und letzte Ölung, mußt' ich, auf dem Haupt
All meine Missethat, zur Rechenschaft. . . . . Ich bin
Verdammt, nachts eine Zeitlang umzugeh'n,
Und tags in Gluten eingeengt zu schmachten,
Bis meines Erdenlebens Missethaten
Gebüßt sind und getilgt.

2. In ganz anderem Sinne will der spanische Dramatiker, ein Lope und Calderon,[1] das Gemüt erbauen und das Herz erfreuen.

All seinen Schmerz und sein Wehe, wie seine Freude und seinen Jubel legt die Seele des Spaniers in die religiöse Idee. In plastisch anschaulichen Gestalten führt er die Geheimnisse des Glaubens vor. Die Macht der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe im Leben der Menschheit wird in allegorischen, aber durchaus nicht frostigen, sondern in lebendigen und klaren Zügen, häufig auch in historischen Ereignissen versinnbildet. Das Böse oder der Böse kleidet sich, um die Menschen zu versuchen, in Lichtgestalten und tritt als reizender Gärtner, im „Baltasar" in den Gestalten der Eitelkeit, der Götzenliebe und des Gedankens auf. Die göttliche Gnade vermittelt und versinnbildet das Kreuz, das hl. Sakrament des Altars und die sel. Jungfrau Maria. Durch himmlische Musik zieht Gott die Herzen an sich und rettet sie aus der Unterwelt, wie Orpheus, er beseligt sie im innigen Liebesverkehr,wie Amor, und speist sie als Meister im Sternenmantel mit ewiger Nahrung.

Um nun eine tragische Verwicklung zu erhalten, verbindet der Dichter entweder Sünde und Strafe (Baltasar) oder Schuld, Strafe und Vergebung (Das Leben ein Traum) oder opferwilliges Leiden und herrlichen Sieg (Der standhafte Prinz). Die Stücke bewegen sich in starken Kontrasten zwischen tiefem Fall und hohem Glanz, schmerzlichem Weh und unnennbarer Wonne. Der Übergang von der Sünde zur Gnade vollzieht sich zwar nach unserem Gefühl häufig etwas zu rasch, leicht und äußerlich. Eusebio z. B. bleibt bei aller Schlechtigkeit und Grausamkeit doch ein äußerlicher Verehrer des Kreuzes und wird nach einem langen Räuberleben gerettet, ebenso Enrico bei Tellez, während umgekehrt den frommen Einsiedler Paolo eine verhältnismäßig leichte Sünde, die Angst um sein Seelenheil, ins Verderben stürzt. Selbst den Bund mit dem Teufel macht ein guter Gedanke zu nichte (Der wunderthätige Magus). Aber das Gefühl menschlicher Schwäche und die Unterwerfung unter die alles vermögende Gnade, die sich in solchen Zügen ausspricht, bleibt achtungswert. Das kleine menschliche Werk wird durch die Gnade wichtig und entscheidend und das große Werk ohne Gnade wertlos.

Diese tiefe Demut und Unterwerfung unter Gott spricht sich besonders tiefsinnig in dem christlich gedeuteten Mythus von Amor und Psyche aus. Psyche, die Menschenseele, wird von Amor, der Liebe und Gnade Gottes,

[1] Über Calderon vgl. Günthners Werk (Herder 1888).

beglückt, aber die neidischen Schwestern, das Judentum, das Heidentum und die Ketzerei, verführen sie, das mit sinnlichen Augen schauen zu wollen, was ihr Glück ausmacht, anstatt ihm gläubig zu vertrauen.

In der That geht der Unglaube und Irrglaube von dem Bestreben aus, das Übernatürliche und Übersinnliche unmittelbar schauen, greifen und berühren zu wollen. Das Heidentum wollte sinnliche Götter, das Judentum einen sinnlichen Messias und die Ketzerei einen unmittelbaren Verkehr mit Gott.

Die christliche Demut spricht sich nicht nur darin aus, daß sie das menschliche Leben auf Gott bezieht, sondern, daß sie auch den Allerhöchsten in dem anbetet, was als rein menschliche That und Erfindung erscheint. Man vergleiche z. B. folgende Verse von Calderon mit dem S. 158 angeführten Preislied des Sophokles auf den Menschen:

„Gott ist als lebendiges Gesetz jeder Brust sich offenbarend die Gerechtigkeit dieser und der andern Welt . . . er ist auch das Wort (oder vielmehr der Schöpfer des Wortes) der Menschen:

Jene Stimmen des Gesangs,
Die aus Wald und Meer erbrausen, kamen süß mit Schmerzensbangen
In des Menschen Brust und gaben ihm die neue Himmelssprache,
Die sein Schöpfer aus ihm redet; Poesie, die Himmelsflamme,
Kam uns aus den Sternen nieder, und nur Gott schwingt ihre Fackel;
Und was aus dem Menschen sprüht, wenn er Tempel baut gewaltig,
Steine zu einander fügend, wenn er Meere mißt und Lande
Und die Bahnen der Gestirne, wenn des Menschen Bild mit warmer
Liebe an ihn weht und er ringt, das Schönste zu gestalten.
Gott ist's! denn daß wir ihn fühlen, schuf der Schöpfer uns erschaffend.
So ist aller Menschenweisheit Ursprung Er, so rieselt aller
Schönheit Quell aus Ihm, und reifet Ewigkeiten im Wandelbaren."

3. Bei den Franzosen erhielt das religiöse Drama nicht jene Pflege und Aufmerksamkeit, deren es sich in Spanien erfreute. Doch ließ auch hier sich das Theater die Vorteile nicht entgehen, welche es aus der religiösen Stimmung ziehen kann. Denn kein Gefühlsausdruck wirkt überwältigender, als der religiöse, keine Sprache kann rührendere Seiten anschlagen, als ein Gebet, und kein Schmerz weckt tieferes Mitleid, als wenn er der Religion gilt. Das weiß auch unser modern frivoles Theater, welches nicht ungern seine sentimentalen Stoffe mit frommen Launen würzt. Für das eigentlich religiöse Schauspiel aber hat es keinen Platz mehr, obwohl es mehr als je den Anspruch erhebt, eine Schule der Bildung und Sitte zu sein.

Der Chorführer des ernsten französischen Dramas ist Corneille. Seine Dichtungen verherrlichten zuerst die Vaterlandsliebe. Ein Cid im Kampf für sein Volk, die Horazier, Schwesterliebe ihrer Pflicht und

Ehre opfernd — das waren die Helden, die ihn begeisterten. Im Cinna schildert er den Edelmut und die Selbstlosigkeit des Kaisers Augustus, den nur die Liebe zum Volke auf seinem Platz zurückhält. Doch den Gipfelpunkt der Größe und des Heldenmutes findet der Dichter nur im Martyrer, da gibt es keinen Konflikt mehr zwischen Pflicht und Neigung. Das Herz des Martyrers (Polyeukt) ist so opferwillig und so entschieden, daß ihn die Worte der Gattin kaum mehr berühren. Im Gegenteil veranlaßt sein Beispiel und die Gnade Gottes die Bekehrung der Frau und des Vaters und deren Verzicht auf Erdenglück.

In seiner klaren, anmutigen und harmonischen Weise schildert Racine den Sieg der Tugend und Gottesfurcht in „Esther“ und „Athalie“. Der Götzendienst hatte unter dem Scepter Athalies das Land Juda überflutet; um alle messianischen Hoffnungen zu ersticken, hatte Athalie gegen ihr eigenes Blut gewütet. Nur ein Wurzelsproß (Joas) blieb wunderbar gerettet und in ihm blühte der Same Jesses und damit der Glaube neu wieder auf.

4. Noch größer und stärker als bei den romanischen Völkern ist die religiöse Anlage bei den Germanen, aber sie hatten leider mit ihrem Pfunde nicht gewuchert und vielleicht hat gerade die Stärke des religiösen Gefühls und das Bewußtsein eigener Frömmigkeit auf den Abweg der subjektiven Religion geführt. Nunmehr gingen viele schöne Kräfte und Anlagen verloren in aufreibender Polemik und zersetzender Ketzerbildung. In England, wo die religiöse Freiheit am weitesten gehen durfte, wo das Volk mit der vornehmen Staatsreligion am unzufriedensten war, schossen Sekten wie Pilze aus dem Boden, alle aber teilten die Abneigung vor dem Luxus der Hochkirche und waren von einfacher Frömmigkeit und tiefernster Schwärmerei erfüllt. Ihre religiösen Ansichten bildeten sie in grüblerischer Einsamkeit, indem sie die Bibel, vor allem die Propheten und die Apokalypse zu Grunde legten. Das Gericht Gottes quälte ihr Gewissen, und jeder ersann ein Mittel, ihm zu entrinnen. Das Göttliche steht groß und gewaltig vor der Seele solcher Betrachter, sie sind durchdrungen von Furcht und Schrecken, und keinen Augenblick wagen die Gedanken aus dem biblischen Ideenkreis herauszutreten. Dabei vernachlässigen sie freilich keineswegs ihre Arbeit, sie gehören sogar zu den ruhigsten und strebsamsten Geschäftsmännern, wie dies den Puritanern bezeugt wird, ja sie sind tüchtige Soldaten und Feldherrn. In Cromwell erstieg sogar einer von ihnen die höchste Staffel der Herrschaft und in Milton erlangte ein anderer die Dichterpalme.

Milton hat eine gewaltige Phantasie, wie Shakespeare und Spenser. In ihm lebt der alte sächsische Geist eines Cädmon und Muspillisängers nach. Taine teilt von Cädmon eine Schilderung des Teufels mit, welche in vielem an diejenige Miltons erinnert. Die Gewalt seiner Sprache, die Erhabenheit seiner Bilder und die tiefsinnige, oft düstere Färbung seiner Anschauungen macht Milton zu einer vereinzelten Erscheinung inmitten der zeitgenössischen Dichtung. Diese drang fast überall auf Durchsichtigkeit, Nüchternheit und Verständigkeit der Darstellung und ließ darüber die Empfindung und Ideenfülle zu kurz kommen. Milton aber schöpfte aus dem unversieglichen, ewig frischen Quell der Begeisterung, aus dem Gemüt und zwar dem religiös erregten Gemüte, wobei er sich freilich den Forderungen des Zeitgeistes nicht ganz entwand und vieles zu durchdacht und spiritualisiert bot. Seinem Geiste entsprach nur ein das Gemüt ergreifender religiöser Stoff und er wandelte daher Wege, welche ihm Dante und Bunyan vorausgingen. Wie Dante schildert er im „verlorenen und wiedergewonnenen Paradiese" Fall und Läuterung der Menschheit, aber nicht in eschatologischer, sondern in soteriologischer Form. Der Sündenfall Adams und die Erlösung in Christo bildet den Mittelpunkt und darum reiht sich das Bild des Himmels und der Hölle. In der Ausführung dieser Idee bleibt jedoch Milton weit hinter Dante zurück, zum großen Teil, weil er ein Kind seiner Zeit und seines Glaubens war. Es fehlt ihm nicht nur die dogmatische Treue und Tiefe, sondern auch jene anschauliche Klarheit und jene Mannigfaltigkeit sicher gezeichneter Charaktere, wie sie bei Dante auftreten. Seine Auffassung über sinnliche Wesen schwankt zwischen einem verblaßten Spiritualismus und konkreter Sinnlichkeit. Dieser Mangel wird am fühlbarsten bei der Zeichnung himmlischer Gestalten. Dagegen sind seine Teufel besser gelungen. In ihnen ist Leben, Kraft und Folgerichtigkeit, hier leitet ihn die eigene Lebenserfahrung. Hatte er ja doch das Teuflische in den verschiedensten Gestalten gesehen (s. S. 380) und selbst von seinem Gönner und Helden Cromwell manche Züge ablauschen können, während ihm für seinen Himmel ein solches Beobachtungsfeld abging, wie es Dante namentlich in den Klöstern fand. Ebenso zeichnet sich seine Schilderung der ersten Menschen, ihres Glückes und Falles durch lebensvollen Pulsschlag aus, auch hier liegen eigene Lebenserfahrungen zu Grunde.

Satan, der oberste der Teufel, ist bei M. eine riesige Erscheinung, gewaltig wie der Fels von Teneriffa oder wie Atlas; seine Gestalt ragt bis zum Himmel. Sein Schild ist so groß, wie der Mond, und seine

Lanze höher, als die höchste Fichte auf norwegischen Hügeln. Wenn er im Höllenfeuer lobert, bedeckt sein Leib manche Rute Landes; er gleicht einem Meerungeheuer: „Der Seemann, verirrt in Mitte der Finsternis, hält es für eine Insel, wirft den Anker in seine Schuppenrinde und sucht an seiner Seite Schutz gegen den Sturm, während die Nacht das Meer bedeckt.“ Einige Zeit nach seinem Sturze erwacht Satan, wie aus einem wirren Traume, aber das Selbstgefühl ist ungebrochen. Ein unbändiger Stolz preist sich glücklich, daß er noch Macht habe, an seinem Besieger Rache zu nehmen, er will lieber in der Hölle Erster, als im Himmel Knecht sein. Kein Knie will er beugen, um keine Gnade flehen und keine Macht vergöttlichen, deren Schrecken noch eben sein Arm widerstand. Noch lebt ja in ihm Götterkraft und himmlisches Wesen, und wenn auch nicht mehr durch Waffenmacht, hofft er doch, mit List Gottes Pläne zu vereiteln und im Guten Mittel zum Bösen zu finden. In allen Schmerzen tröstet das Bewußtsein der Freiheit und erquickt die Lust der Rache. Der freie Geist trägt nie die Ketten von Ort und Zeit, „ist doch der Geist sein eigener Ort und schafft sich Höll' und Himmel, wo es ihm gefällt!“

Um Satan reihen sich die Großen der Unterwelt, der schreckliche Kriegsgott, Moloch, nach Kinderblut dürstend, die wüsten Lustgötter Chemos, Baal, Astoreth und Thammuz. Der Gott der Höfe und Paläste, der witzige Kavalier der Hölle, ist Belial; für ihn erhebt sich kein Tempel und es raucht kein Altar, und doch hat er unzählige Priester, die selbst glaubenslos das Gotteshaus mit Sünde füllen.

Unter diesen Feldherrn steht ein gewaltiges Heer. Den Heuschrecken vergleichbar, die der Ostwind einst über Ägypten trieb und es verdunkelte, so zahlreich wie die germanischen Völker, die einst das römische Reich überfluteten, erheben sie sich aus, der feurigen Tiefe, wo sie so dicht wie die Herbstblätter an den Bächen von Vallombrosa lagern.

Zu einer Ratsversammlung, gleichsam einer Art Höllenparlament, vereinigt, beraten die Teufel, wie sie die Pläne Gottes vereiteln möchten und beschließen, die neuerschaffene Welt und Menschheit zum Angriffspunkt zu wählen. Satan bricht auf, macht den Weg durch die Nacht, das Chaos und den Ort, wo bald das Paradies der Narren, der eitlen Menschen und überspannten Grübler sein wird, und gelangt endlich an die Grenzen Edens. Auf breiter Hochebene dehnt sich das Paradies aus, wie mit einem ländlichen Wall (rural mound) von Grün umkränzt (enclosure green). Alle Reize des Duftes und Glanzes spielen hier, und mit Neid schaut Satan auf das wunderbare Gefilde. Wie ein Wolf vom Hunger getrieben die Schafhürden umschleicht, um einen Ort zu erspähen, wo er den Zaun überspringen möchte, oder wie ein gieriger Dieb die Fenster und Dächer des Schlosses erklimmt, dessen Thore zu dicht und wohlverriegelt sind, so erklettert der erste große Dieb die Wiege des Menschen. Als Rabe setzt er sich auf den Lebensbaum, verwandelt sich dann in einen Löwen, dem Menschen zu folgen und seine Geheimnisse zu erspähen, „wie ein Tiger, der zwei Rehe an der Grenze des Waldes entdeckt und sie verfolgt.“

Adam und Eva stellen das Ideal des Mannes und Weibes dar. Adam lächelt in höherer Liebe, er ist ganz gebildet zur Beschauung und tapferen That, diese für Weisheit und verlockende Anmut, er für

Gott allein, sie für Gott in ihm. Die schöne weite Stirn des Mannes und sein erhabenes Auge verkünden die höchste Macht, seine gelben Locken hängen wie Trauben zur Schulter herab, während das goldene Haar der Frau in wechselnden Ranken sich wendet und sie wie einen Schleier umgibt, ein Sinnbild der Abhängigkeit des Weibes, die sie mit bescheidenem Stolze, zärtlichem Widerstand und lieblichem Verzuge bewährte.

In herrlichen Worten erzählen sie einander ihr erstes Begegnen. Als Eva zum Lichte erwachte, sah sie sich unter blumigem Schatten am murmelnden Quell, da strahlte ihr im Wasser ihr eigenes Gegenbild zu und erfüllte sie mit reizvollem Schreck. Hierdurch vorbereitet, erkannte sie in Adam ihr wirkliches Ebenbild. Nur kurz ist ihre Wonne. Trotz der versteckten Warnung Raphaels läßt sich Eva umgarnen. In eine Schlange verwandelt, umtanzt Satan die Eva und preist ihre Schönheit. „Alles Lebende," sagt er, „bewundert dich, du Abbild deines schönen Schöpfers, und betet deine himmlische Schönheit an. Aber sie ist zu wenig erkannt, nur ein Mensch sieht dich, die du Göttin sein solltest, bedient von zahllosen Engeln." Eva ist verwundert, daß die Schlange spricht, aber diese sagt ihr, die Frucht vom Baume der Erkenntnis habe ihr Sprache und eine wunderbare Fülle des Verstandes gegeben. Die Eitelkeit und die Lust erwacht in Eva und ihre Bedenklichkeit, von der verbotenen Frucht zu kosten, sucht der Verführer durch weitere List zu verscheuchen. Wie gerührt von Mitleid wiegt er sich wirr, aber doch voll Anmut, und nimmt dann die ernste Haltung eines „athenischen Redners ein, der gesammelt und in regungsloser Ruhe sich Gehör erringt." „O heiligerweisheitspendender Baum," beginnt er, „ich empfinde in mir deine erleuchtende Kraft, deine Frucht gibt keinen Tod, sondern das Leben der Weisheit." „Gott hat euch, Eva, dieses Verbot gegeben, um euch immer in Unwissenheit und Niedrigkeit zu halten. Bin schon ich innerlich wie ein Mensch geworden, so müßt ihr Götter werden." Ein wunderbarer Reiz drückt der Eva den Apfel auf die Lippen, sie kostet eine ungeahnte Süßigkeit und der Gedanke an ihre Gottheit erfüllte ihre Seele. Dem dazu kommenden Adam enthüllt sie ihr erhöhtes Lebensgefühl, umarmt ihn und weint vor Freude.

Nachdem Adam durch Eva verführt die Frucht genossen hat, schwimmen beide wie berauscht von neuem Weine im Meere der Freude und glauben, es wachsen ihnen Flügel, womit sie sich über die Erde erhöben. Die fleischliche Lust bemächtigt sich ihrer, aber nach kurzem Wonnetraum erwachen sie wie von schwerer Arbeit: ihre Augen waren offen, ihre Seelen verdunkelt. Die Unschuld und die Ehre war weg, Stürme erhoben sich in ihrem Innern, der Haß, der Zorn und der Argwohn, und Thränen überschwemmten ihre Augen. Sie klagten sich einander an. Sünde und Tod ziehen ein auf die Erde.

In dem wiedergewonnenen Paradiese setzt Milton der Entscheidung Adams die Entscheidung Jesu entgegen. Hier macht sich aber der Mangel seiner Rechtgläubigkeit insofern bemerklich, als er in Christus viel zu einseitig den Menschen hervortreten läßt. Satan knüpft an die Liebe Jesu zu seinem Volke an und fordert ihn zur Befreiung heraus, dieser aber verweist auf die innerliche Befreiung, zu der er die Seelen führen wolle. Umsonst enthüllt Satan seiner Seele den Reichtum und den

Glanz des römischen und griechischen Lebens, er findet eine höhere Poesie in den Psalmen als in den Oden der Griechen, und die Propheten sind ihm edlere Volksmänner als die Redner der Griechen.

## 2. Die neue Begründung des Glaubens.

Sind die religiösen Klänge, die wir eben vernahmen, die frommen Dichtungen der spanischen und französischen Dramatiker, eines Milton und später eines Klopstock dem Abendrot der alten Weltanschauung vergleichbar? Verhält es sich mit der geistlich religiösen Neigung des Jahrhunderts wie mit seinen ritterlichen Velleitäten? Geht die gesamte alte Weltanschauung ihrem Abschluß entgegen, nur daß vielleicht das religiöse Element derselben ebenso lange das ritterliche überdauert, als es vor diesem in der Welt erschien? Daß diese Fragen alle mit Nein zu beantworten sind, wird zur Genüge aus dem folgenden sich ergeben. Die Religion ist etwas Ewiges, dem Menschen wesentlich Notwendiges und das Christentum ist eine absolute, keine relative Form der Religion, das Christentum ist ewig, wie die Religion selbst, weil es identisch ist mit der Religion in ihrer Wahrheit und Tiefe.

Der beste Beweis hierfür lag darin, daß die katholische Kirche aufs neue Geister schuf und Seelen bildete, welche an die ersten Zeiten des Christentums erinnerten. Es standen Männer auf, wie Franz von Sales, Karl Borromäus, Vincenz von Paul, Fenelon u. a., verbanden mit strengster Selbstheiligung eine Milde und Weichheit des Herzens und mit kindlichem Glauben alle Vorzüge der Bildung, so daß sie auf die weitesten Kreise wirken mußten.[1] Ihr Beispiel zog an; denn von jeher war das praktische Beispiel und der praktische Einfluß anregender und zwingender, als Lehre und Unterweisung.[2] Doch gebührt auch der Theorie ein großer Anteil an dem Umschwunge des Geistes.

Die Umkehr der Philosophie zum Glauben nahm einen eigentümlichen Umweg durch die Skepsis. Die Glaubensphilosophie nahm nicht etwa die Skepsis nur in demselben Sinne zur Voraussetzung, wie heute die Apologie eine materialistische oder rationalistische Gemütsverfassung sich zum Objekte wählt, sondern sie ließ sich im Ernst ein in die Skepsis und suchte aus ihrem Strudel kraft eigener Macht sich zu erheben. Die Apologie suchte den wirklichen Weg nachzugehen und die Gedanken nach-

[1] Von heilsamem Einfluß war es auch, daß Richelieu trotz seines laxen diplomatischen Gewissens doch innerhalb der französischen Kirche strenge auf Wissenschaftlichkeit und Frömmigkeit sah und deshalb eine gute Erziehung des Klerus verlangte.

[2] Verba movent, exempla trahunt.

zuerzeugen, in denen wohl manche Seele wieder zum Glauben der Jugend zurückkehrte. Aus der äußern Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und ihrer verwirrenden Fülle wies die Skepsis ins Innere auf jenen festen Mittelpunkt, um den sich alles Geistesleben dreht. Namentlich Cartesius ist hierfür ein Beispiel; so sehr ihn der Zweifel belästigte, war doch seine Natur zu gesund und sein Charakter zu ernst, um sich darin zu verlieren. Im Innern strahlte ihm ein Licht, von dem alle Gewißheit auszugehen schien, und im Vertrauen auf dieses Geisteslicht schritt er voran und gelangte zu einer geschlossenen Weltanschauung von durchsichtiger Einfachheit und Klarheit. Diese Weltanschauung ließ nun zwar dem Glauben eine offene Thüre und setzte ihn sogar voraus, allein sie war noch keine eigentliche Glaubensphilosophie. — Einen direkten Übergang vom Zweifel zum Glauben zeigte erst Pascal. Nach seiner Idee wird die Vernunft durch eine verwirrende Menge entgegengesetzter Lebensansichten, entgegengesetzter Sitten und Rechtsbegriffe, verschiedener Religionen umhergeführt, einzig um ihr das Selbstvertrauen und die Zuversicht auf ihre natürliche Kraft zu entleiben. So umhergeworfen, in sich uneins und zerrissen, sollte das natürliche Denken und Fühlen an sich selbst irre werden und um so demütiger und bereitwilliger sich dem Glauben und seinem übernatürlichen Inhalte ergeben. Der natürliche Mensch sollte nicht bloß nach seiner Willensseite, sondern auch nach seiner Denkthätigkeit absterben und zu neuem Leben erstehen. — Endlich konnte man durch den Hinweis auf die üblen Folgen übermütiger Denkfreiheit, durch Hinweis auf das große Leichenfeld der Philosophieen, wo es auf jedem Denksteine heißt hic iacet, die Autorität empfehlen. Nur diese sei ein sicherer Leitstern auf dem Meere des Zweifels, die Philosophie aber sei ein Irrlicht. So haben verschiedene Apologeten seit Bossuet gesprochen; ihre Sprache ist uns allen bekannt.

Der Gang der Apologie von der Negation zur Position scheint besonders dem französischen Geiste zu entsprechen, denn es ist eine allgemeine Eigenheit der Franzosen, mit den Extremen der Dialektik zu spielen. Sie gehen gerne möglichst weit in der Negation, um dann der Position ihr volles Recht zu geben.

So schildert Montaigne die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse verglichen mit dem Naturstand als widersinnig, jedoch um der Ruhe willen, und da er doch nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß, will er, daß sie geachtet und erhalten bleiben. Cartesius bezweifelt alles, um hinterher alles aus dem einen Punkte wieder herzuleiten, der dem Zweifel widerstand, dem Bewußtsein vom denkenden Ich. Pascal verweist die Vernunft auf ihre Thorheiten, um sie zu demütigen, und stützt dann auf sie die Glaubenswahrheiten. Unter den Spätern bewegt sich Chateaubriand gerne in Gegensätzen und gruppiert seine Romanfiguren und Bilder etwas gesucht nach den Gesetzen

des Kontrastes. In einem veränderten Sinne befolgen auch Bayle, Voltaire und Rousseau, der französisch frivole Heine und Renan diese Gewohnheit. Sie beugen das Knie vor dem, was sie unmittelbar vorher in den Staub gezogen und verhöhnt haben, und zertrümmern die Gegenstände ihrer Verehrung und Begeisterung.

Die französische Natur zeigt hierin, daß sie etwas Schauspielerisches an sich hat und auf den Effekt zielt. Im Schauspiel ist es Regel, zunächst alles so zu leiten, daß es die Schlußtendenz, die schließliche Absicht und den Erfolg zu vereiteln scheint, mit einem raschen Schlage aber alles wieder auszugleichen, und diese Regel befolgt auch gerne die prosaische Darstellung.

Cartesius[1] huldigte gründlich dem Zweifel, um ihn gründlich zu überwinden. Alles ist unsicher und trugvoll, was die Sinne von der Außenwelt sagen und was der Verstand mit dem Empfindungsstoff anfängt. Farbe und Ton, Geruch, Geschmack, Schwere und Dichtheit der Stoffe ist subjektiv. Das sinnliche Weltbild ist widerspruchsvoll, oberflächlich und äußerlich, ein bloßer Schein. Aber auch das, was vielleicht als wesentlich und rationell gelten könnte, Form und Ausdehnung, hält der Prüfung nicht stand und verflüchtigt sich in Schein. Es ist eben so leicht möglich, daß wir träumend wahrhaft leben und wachend träumen als das angenommene Gegenteil. Bei allem Zweifel aber bleibt wenigstens die Thatsache „ich denke" und damit der Gedanke „ich bin" bestehen, also bleibt wenigstens mein Sein (freilich leider nur wieder in subjektivem Sinne) gewiß. Dem Gedanken des beschränkten endlichen Ich entspricht als Korrelat der des unendlichen Wesens Gottes, ja die Idee des Unendlichen ist sogar früher und wesentlicher als diejenige des endlichen Ichs. Ohne das Unendliche wäre das Endliche gar nicht denkbar. Alles was mit dem Gedanken „Ich bin" und „Gott ist" verknüpft ist, oder so gewiß erscheint, wie diese Wahrheiten, muß auch gewiß sein. Da aber die primären Eigenschaften der Dinge, Form, Substanz, Lage und Bewegung mit dem Ichbewußtsein unmittelbar verknüpft sind und einfach nicht wegzudenken sind, wenn einmal der gleichfalls nicht wegzudenkende Schein einer Außenwelt gedacht und erklärt werden soll, so müssen wenigstens diese Kategorieen (oder apriorischen Stammbegriffe) gewiß und wahrheiterschließend sein. So hängt alle Wahrheit vom Ichbewußtsein, vom Geiste ab und gerade dasjenige, was oberflächlicher Betrachtung als das Zweifelhafteste erscheint, ist daher das Gewissenste, der Stützpunkt alles Denkens.

Obwohl nun freilich Cartesius streng genommen die subjektive Sphäre in seiner Gleichsetzung vom Denken und Sein nicht überschreitet,

---

[1] Zum folgenden benutze ich meine Abhandlungen in Commers Jahrbuch III, 101, 198, 329, IV, S. 477, 483, V, S. 53.

obwohl also der Ausgangspunkt: der Zweifel am realen Sein nicht eigentlich verlassen ist und alles wieder auf Zweifel hinausläuft, bemerkten doch weder Cartesius noch seine Zeitgenossen den gewaltigen Zirkel, und es war namentlich der theologische Kern und Stern seiner Ausführung, welcher viele Geister anzog und gewann. Seine Philosophie war daher als dem Glauben nicht zuwider von den neu auftauchenden Apologeten des Glaubens angenommen, so vor allem von Fenelon.

Der glänzendste, geistreichste, eigenartigste, aber auch eigensinnigste Apologet des Glaubens war Pascal. Bei ihm, dem mustergiltigen französischen Prosaisten, können wir am besten die früher (Seite 350) genannten Eigenschaften des französischen Prosastiles kennen lernen: Pascal ist kritisch, subjektiv und von anschaulicher Realistik. Er will mehr zum Herzen, als zum Kopf sprechen.

Anstatt einfach dogmatisch zu sagen, der Mensch ist von seiner frühern Höhe gefallen, sein Verstand ist verdunkelt, sein Wille geschwächt, malt er dies in plastischen, lebhaft empfundenen Bildern bis ins einzelste aus:

Die Sinne streiten gegen die Vernunft und die Vernunft gegen die Sinne. Die Phantasie und die menschlichen Meinungen verwirren den Thatbestand, unser Wille beeinflußt das Urteil. Es kommt immer auf den Standpunkt an, von wo aus wir die Dinge betrachten, dieser Standpunkte aber gibt es gar viele.

Das moralische Elend zeigt sich darin, daß jeder glaubt, er folge der Ordnung, auch der, welcher ungeordnet lebt, daß es kein Verbrechen gibt, das nicht da und dort als Tugend gegolten hätte (le larcin, l'inceste, le meurtre des enfants et des pères, tout a eu sa place entre les actions vertueuses). „Es gibt offenbar Naturgesetze, aber die schöne Vernunft hat alles verdorben.“ Daß die Gewalt (im Staate) eine Rechtsaufgabe hat, ist ein Widerspruch. Die Stoiker haben mit Recht den Menschen die irdischen Güter verachten gelehrt. Sie haben ihn aber auf sich selbst verwiesen. Und was findet er in sich als Eitelkeit, Schwäche und Elend? Der Mensch hat in seiner Eigenliebe immer sich im Auge. Wir sind nicht zufrieden mit dem Leben, das wir in uns führen, wir wollen in der Vorstellung des andern ein imaginäres Dasein führen. Auf den Ruhm und die Meinung der Leute zielen so viele thörichte Bemühungen ab. Und doch finden wir dieses Selbst, das wir andern anbieten, so leer und fehlerhaft, daß wir gern den Blick abwenden. Der Mensch sollte von Rechts wegen sich dem Nächsten so zeigen, wie er ist. Voll mütterlicher Schonung entbindet uns die Kirche von dieser Pflicht, indem sie uns gebietet, einem uns zu offenbaren, dem Priester, eine nicht genug zu schätzende Wohlthat. Es ist der Katholik in Pascal, welcher einen Blick gethan hat in das Elend der menschlichen Seele, und der uns wieder hineinblicken läßt in ihr Dunkel. Bei einem Protestanten findet man keine solche Offenheit und Rücksichslosigkeit. Man vergleiche nur etwa Goethe mit Rousseau oder Montaigne. In diesen Zusammenhang bei Pascal gehören jene oft wiederholten berühmten Beobachtungen und Bemerkungen über das Wesen des Menschen. Der Mensch vermag nicht mit sich allein zu leben. „Es ist eine unerträgliche Pein, mit sich leben und an sich denken zu müssen. All sein

Bemühen geht dahin, sich zu vergessen und die kurze und kostbare Zeit ohne Nachdenken verfließen zu lassen. Daher der Ursprung all der geräuschvollen Beschäftigungen des Menschen und dessen, was man Unterhaltung, Zerstreuung und Zeitvertreib nennt." Der Mensch lebt nie der Gegenwart, sondern immer nur der Vergangenheit und der Zukunft. Er ist umgeben von einer doppelten Unendlichkeit im Raum, der Unendlichkeit im großen und im kleinen, wovon Teleskop und Mikroskop eine Ahnung geben. Der Mensch ist ebenso unfähig, das unendlich Große wie das unendlich Kleine zu fassen: er ist für das Mittelmäßige geschaffen. Er ist ein zerbrechliches Rohr, aber ein denkendes Rohr. Er ist ein entthronter König, hat zwei Seelen, wie schon Plato andeutete, er schwankt in der Mitte zwischen dem Gott und dem Tier. Epiktet hat ihn zum Gott gemacht, Montaigne ganz entwürdigt. Beides ist einseitig. Hoheit und Niedrigkeit ist bei dem Menschen merkwürdig gemischt. Der Mensch strebt nach dem Höchsten, findet aber nur Elend. „Diese Sehnsucht (nach Wahrheit und nach dem Glück) ist uns gelassen, sowohl um uns zu strafen, als um uns empfinden zu lassen, von welcher Höhe wir herabfielen." Wir fühlen uns nur deshalb unglücklich, irrend und eitel, weil wir eine Idee der Wahrheit und der Seligkeit haben.

Wer nun den gefallenen Menschen nach allen Seiten würdigt, muß notwendig darauf kommen, daß er einer positiven Religion bedarf, wie schon die heidnischen Weisen nach einem offenbarenden Gott verlangten und ferner, daß diese Religion sinnlicher Zeichen und sichtbarer Organe bedarf, um den sinnlichen Menschen zu erziehen, den stumpfsinnigen zu erheben und den gebildeten zu demütigen. Schon lange hatten die christlichen Schriftsteller diesen Weg eingeschlagen, aber keiner hat das Problem so zugespitzt und so einnehmend gelöst wie Pascal, nur daß leider seine Ausführungen bloße Skizzen sind.

Nach Pascal ist es Kriterium der wahren Religion, daß sie die menschliche Natur in ihrer Doppelseitigkeit kennt und Mittel zur Erklärung und Lösung des Gegensatzes angibt. Die wahre Religion muß uns ferner Gott als das höchste Glück kennen und lieben lehren.

a) Die wahre Religion, bestehend aus den zwei Hauptartikeln von der menschlichen Sündhaftigkeit und seiner Heilung durch einen Messias, hat zu allen Zeiten bestanden, ist gewissermaßen ewig, und so erweist sich die christliche Religion als die absolute. Das Alte Testament lehrt, wenn man den Geist beachtet und nicht mit fleischlichen Augen, wie die Juden, liest, nichts anderes als jene zwei Fundamentalartikel. Christus einigt in sich mit der menschlichen Schwäche und dem menschlichen Elend die göttliche Hoheit des Sohnes. Denn es ist ebenso gefährlich, Gott kennen lernen zu wollen, ohne sein eigenes Elend zu kennen, wie die Deisten wollen, als nur sein Elend ohne Gott und den Erlöser zu kennen, wie die Atheisten.

b) So groß der Abstand des Körperlichen vom Geistigen, so groß ist die Kluft zwischen der Liebe und den gebildeten Geistern, denn jene ist übernatürlich. Das Fleischliche begreift nicht das Geistige, aber die vornehmen Geister begreifen auch nicht die Liebe. Die Liebe hat ihr eigenes

Reich, ihren eigenen Glanz und ihre eigene Größe. Wie blendend war der Glanz der Liebe Christi; wie wenig hatte er davon, während er nur uns dient? In seinen Reden verbindet sich die größte Erhabenheit und Klarheit mit der größten Einfachheit zu einer Naivität, bei der man meinen könnte, Christus habe gar nicht nachzusinnen gebraucht.

Noch tiefer als Pascal ist Bossuet in die Geheimnisse der menschlichen Natur und der göttlichen Offenbarung eingedrungen. Seinem gewaltigen Genius konnte nur die hl. Schrift mit ihrer erhabenen großartigen Weltauffassung entsprechen, er nährte sich von ihr und sog sie gleichsam ein. Seine Sprache erhielt orientalisches Gepräge und die zuvor klassisch platte Rede der Franzosen bekam einen feuerigen Schwung und eine kühne Fülle.

In seinen Trauerreden stellt sich Bossuet auf den erhabenen Standpunkt der Ewigkeit und betrachtet mit dem Auge Gottes die geschichtlichen Ereignisse und Personen, an deren Sarge er spricht. Auf Gottes weise Vorsicht führt er alles zurück, das Gute und Böse, die Fehler und Tugenden geschichtlicher Helden. In der Revolution Englands, dem Unglücke Karls I., und den Erfolgen Cromwells erblickt er eben so gut eine Fügung Gottes, wie in der trefflichen Begabung der Feldherrn und Staatsmänner, die Ludwig XIV. umgaben. Von Gott kommt die Reinheit der Maria Theresia von Österreich, die Gerechtigkeitsliebe und Weisheit des Le Tellier und die Tapferkeit des Condé.

Gott hebt und demütigt den Menschen, lenkt und leitet die Herzen, er hat geoffenbart, daß er allein die Eroberer schafft und seinen Absichten dienstbar macht, er erhebt die Fürsten und stürzt sie vom Throne. Ihm ist alles unterthan.

Der, welcher in den Himmeln thront und dem alle Reiche unterthan sind, dem allein Ruhm, Herrlichkeit und Macht gehört, der ist es auch allein, welcher sich rühmt, den Königen Gesetze und wenn es ihm gefällt, große und schreckliche Belehrung zu geben. Sei es, daß er Herrscherstühle errichtet oder daß er sie stürzt, sei es, daß er seine Macht den Fürsten leiht oder daß er sie ihnen entzieht und ihnen nur ihre eigene Schwäche läßt, da lehrt er sie auf eine erhabene und seiner würdige Weise ihre Pflichten kennen. Gibt er ihnen seine Macht, so befiehlt er, sie so wie er selbst zum Wohle der Welt zu gebrauchen, zieht er die Macht zurück, so zeigt er, daß alle Majestät entlehnt ist und daß man auch auf dem Throne unter seiner Macht und seiner Autorität steht.

Die Eitelkeit und Nichtigkeit menschlicher Schönheit und des Todes rasche Macht über das blühendste Leben verkündigt B. bei dem Tode der jugendlichen Herzogin von Orleans. „O Eitelkeit der Eitelkeiten, dies ist das einzige Wort, das mir bleibt, der einzige Gedanke, den mir ein zu gerechter und fühlbarer Schmerz bei einem so besondern Falle gestattet. In einem einzigen Unglück will ich beweinen all das Elend des Menschengeschlechts und in einem einzigen Tode den Tod und das Nichts

aller menschlichen Größen aufzeichnen. . . . Nach dem, was wir sahen, ist die Gesundheit nur ein Name, das Leben ein Traum, der Ruhm nur ein Schein, der Liebreiz und die Freude eine gefährliche Ergötzung, alles ist eitel in uns, ausgenommen das aufrichtige Geständnis, das wir vor Gott von unserer Eitelkeit machen, und das entschiedene Urteil, welches uns alles, was wir sind, verachten heißt. Aber sage ich die Wahrheit? Ist der Mensch, den Gott gemacht nach seinem Bilde, nichts, als ein Schatten? Ist es nur ein Nichts, um deswillen Jesus vom Himmel auf die Erde herabstieg? Erkennen wir unsern Irrtum! Dieses traurige Schauspiel der menschlichen Eitelkeit hat uns zu sehr hingerissen und die Vereitelung der öffentlichen Hoffnung stieß uns zu weit, man darf den Menschen sich nicht ganz verachten lassen! . . . Alles ist eitel im Menschen, wenn man den Lauf seines sterblichen Lebens betrachtet, aber alles ist wertvoll und bedeutsam, wenn man das Ziel betrachtet, wo es endet, und die Rechenschaft, die man davon ablegen muß."

In der Rede am Grabe der Anna von Gonzaga werden uns die Wege des Unglaubens, sein sinnlicher Reiz und seine innere Strafe ergreifend geschildert: „Glauben Sie nicht, daß der Mensch nur durch die Ungebundenheit der Sinne fortgerissen wird; die Ungebundenheit des Geistes ist nicht weniger schmeichlerisch. Wie jene bereitet sie sich geheime Freuden und erregt sich durch das Verbot." „Dieser Stolze glaubt sich über alles und über sich selbst zu erheben, wenn er sich über die lange verehrte Religion erhebt, er reiht sich zu den enttäuschten, aufgeklärten Leuten und verspottet im Herzen die schwachen Geister, welche nur andern folgen, ohne selbst etwas zu finden. Der einzige Gegenstand seiner Gefälligkeit geworden, macht er sich selbst zum Gott. . . . Ein Gott, den man nach seiner Art sich schafft, so nachsichtig und unempfindlich, wie es unsere Leidenschaften fordern, belästigt nicht. Die Freiheit, die man sich gibt, zu denken, was man will, läßt einen glauben, man atme eine neue Luft; man bildet sich ein, sich selbst und seine Wünsche zu genießen." „Aber sie sind doch voll Unruhe, ihre Vernunft bietet ihnen nur Vermutungen und Schwierigkeiten, und die Thorheiten, in die sie fallen, sind viel unhaltbarer, als die Wahrheiten, deren Höhe sie entsetzt; an Stelle unbegreiflicher Geheimnisse folgen sie unbegreiflichen Irrtümern."

Bossuet hat (im discours sur l'histoire universelle) zuerst wieder nach Augustinus einen großartigen Versuch gemacht, vom universalhistorischen Standpunkt der hl. Schrift aus die Bewegung der Völker zu überschauen. Allen Wechsel und allen Wandel hält B. für wertlos gegenüber dem Ewigen und Gleichen, um das sich alles Veränderliche dreht. Einen Fortschritt gibt es für ihn eigentlich nicht. Überall entdeckt er die gleiche Wahrheit, denselben Glauben und dasselbe Walten Gottes.

Das Wesen des Glaubens, die wahre Religion, besaß schon das Judentum. Der Glaube an die Erlösung war dem Keime nach schon in den typisch-prophetischen Messiasideen vorhanden. Christus anerkennt die bestehenden religiösen Einrichtungen und fügt sich der jüdischen Rechts-

und Religionsordnung. Aber ihr Recht erlischt mit der Verurteilung und dem Tode Jesu. „Alles ist vollbracht.“ „Mit diesem Wort ändert sich alles in der Welt: das Gesetz hört auf, seine Bilder vergehen und seine Opfer werden durch ein vollkommeneres Opfer ersetzt.“ Nun wird alles neu und das Alte enthüllt sich. „Was Schatten war, wird Wahrheit, zur Blüte entwickelt sich die Knospe und zur Frucht die Blüte.“ „Nun sind uns die unbegreiflichen Geheimnisse des göttlichen Wesens gegeben, die unsagbare Größe seiner Einheit und der unerschöpfliche Reichtum dieser Natur, die, im Innern noch fruchtbarer als nach außen, sich ohne Teilung drei Personen gleichmäßig mitzuteilen vermag.“

Das Wort Gottes, sein Gedanke, seine Weisheit hat sich mit der menschlichen Natur geeint, nicht wie die Seele sich mit dem Leibe verbindet. Denn die Seele wird vom Leibe beeinflußt, verwirrt, geschwächt und beunruhigt. Aber bei Christus beherrscht alles das Wort und bestimmt es in seinem Sinne. Alles, was Christus denkt, will und spricht, ist vom Worte belebt und geleitet, ist der Weisheit würdig und wert. „Deshalb ist alles Licht in ihm; sein Benehmen ist eine Regel, seine Wunder sind Lehren, seine Werke sind Geist und Leben.“

Die höchste Idee ist die des Kreuzes. „Das Kreuz ist der Beweis des Glaubens, die Grundlage der Hoffnung, die vollendete Reinigung der Liebe.“ Das Geheimnis des Kreuzes liegt darin, daß in ihm sich Himmel und Erde versöhnte. Mit Gott wesenhaft geeint, umfaßt Christus mit Liebe die ganze Menschheit und taucht unter in die Sündflut von Blut, in der er sich mit den Seinen taufen wollte, und läßt aus seinem Munde das Feuer ausgehen, das alle Welt entzünden sollte (Luk. 12, 49 f.).

In der Kirche hinterließ Christus eine Anstalt, in der sein Werk fortgesetzt wird. Neben der katholischen Kirche erheben zwar auch andere Kirchen einen konkurrierenden Anspruch auf Berechtigung. Allein „wenn Gott das Menschengeschlecht schuf, wenn er dasselbe, das nach seinem Bilde geschaffen war, niemals über die Mittel zu belehren verschmähte, wie man ihm dienen und gefallen könnte, so ist jede Religionspartei, die ihren Stamm nicht bis zum Ursprung der Welt zurückführen kann, nicht aus Gott.“ — „In der fortwährenden Dauer seines Volkes erblicken wir einen sichtbaren Erweis der göttlichen Macht. Wir erkennen, daß die Kirche einen immerwährenden Stamm hat, von dem man sich nicht trennen kann, ohne sich zu verderben.“

Bossuet übte mit seiner Sprache und Geistesgewalt einen großen Einfluß aus und bannte selbst einen Leibnitz und Giblon in seinen Gedankenkreis.

Leibnitz, der erste Metaphysiker Deutschlands, beherrschte auf ein Jahrhundert hinein die deutsche Philosophie, schrieb aber in der Sprache der hervorragendsten Bildungsmacht jener Zeit und reiht sich selbst in den Zusammenhang französischer Denker ein.

Seine Weltauffassung ist eine durchaus selbständige Vermittlung atomistischer und platonischer Gedanken. Mit den Atomisten ist Leibnitz darin einig, daß die Welt sich aus unteilbaren und einfachen Bestandteilen zusammensetzt, deren inneres Wesen er aber zur Höhe neuplatonischer Ideen erhebt. Diese letzten Bestandteile, Monaden, wie er sie nennt, bilden eine Stufenreihe sich immer idealer, bewußter und geistiger gestaltender Wesenheiten, ihr äußerer Zusammenhang unterliegt den mechanischen Gesetzen, die Galilei und Newton für ihn feststellten, innerlich aber wiederspiegeln sie ihr gegenseitiges Verhältnis und richten danach ihr Verhalten. Dies gilt nicht bloß für die Menschen- und Tierseele, sondern auch für Pflanzen und alle organischen und mineralischen Atome. Die Centralmonade ist Gott, die primitive Monade, aus der alle übrigen gleichsam durch Ausstrahlung entstanden sind.

Die christliche Religion ist ihm die wahre natürliche Religion, welcher Christus eine gesetzliche und dogmatisch autoritative Bedeutung gab (Jésus Christ acheva de faire passer la Religion naturelle en loi et de lui donner l'autorité d'un dogme public). In ihr wurde die Religion der Weisen zur Religion des Volkes. Die Frömmigkeit und der religiöse Eifer entbehrt aber oft des Lichtes. So geschah es, daß der wahre Geist des Christentums mit Ceremonien und dogmatischen Formen erdrückt wurde.

Daß indessen die jüdisch-christliche Religion der Forschung und Wissenschaft zugängliche Dogmen hat, bildet ihren Vorzug gegenüber den heidnischen Religionen, die fast ganz in rituellen Übungen aufgehen. Die Offenbarungsreligion ist mehr, als die Vernunftreligion. Der Glaube geht über die Vernunft hinaus. „Der Glaube ist mehr als bloße Meinung und hängt nicht ab von den Anlässen und Motiven, die ihn haben entstehen lassen; er geht hinaus über den Verstand und bemächtigt sich des Willens und Herzens, um uns mit Wärme und Freude das Gesetz Gottes erfüllen zu lassen, ohne noch an die Gründe zu denken" (th. 39). Glaubenswahrheiten gehen nicht gegen die Vernunft, insofern sie notwendige und ewige Wahrheiten enthält, sondern nur gegen den Anschein, gegen Wahrscheinlichkeiten, Vermutungen und Voraussetzungen. — L. stellte sich, so gut es seine philosophischen Voraussetzungen gestatteten, auf den christ-

katholischen Standpunkt; suchte er ja selbst im Sinne der katholischen Wahrheit eine Vereinigung der getrennten Konfessionen zu bewerkstelligen. Die Kirche dachte er sich als ein Geisterreich, die Krönung seines Monadenreiches, ein Reich Gottes, in welchem sich die Ordnung und Harmonie des menschlichen Lebens am schönsten vollzieht (Erdmann, op. ph. I, 32). Freilich sichtbar braucht dieses Reich nicht zu sein, und deshalb fällt es nicht notwendig mit der katholisch-hierarchischen Kirche zusammen. Auch außerhalb dieses kirchlichen Verbandes hielt sich L. für ein Glied der allgemeinen christlichen Kirche. Sein Vorurteil gegen das äußere Kirchentum war daher unüberwindlich und die Unionsversuche Bossuets blieben erfolglos.

## IV. Die Roheit und Frivolität der Zeiten.

### 1. Die Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Die Zeit des dreißigjährigen Krieges wird charakterisiert durch Richelieu, Tilly, Gustav Adolf, Wallenstein und Cromwell. Es waren dies mit Ausnahme Tillys lauter Männer voll leidenschaftlicher Herrschbegier, von einseitigen Grundsätzen und einem ungestümen Thätigkeitsdrange beseelt, den sie zum Unheil ganzer Völker anwandten. Innerhalb der absoluten Monarchie, die sich jetzt zu bilden beginnt, war es solchen Männern ganz anders wie im Mittelalter möglich, die Geschicke ausgedehnter Ländermassen zu bestimmen. Wenn die Persönlichkeit in der Neuzeit überhaupt eine größere Bedeutung gewann, so war dies besonders auf der politischen Höhe der Fall, zu dem sich begabte Menschen emporschwangen.

Richelieu besaß einen scharfen und feinen Verstand, große Weltklugheit und jene Konsequenz, die sich durch nichts von einem vorgesteckten Ziele abbringen läßt. Seine geistliche Laufbahn war ihm, wie dem Ximenes, eine Vorschule zum spätern Beruf, hier lernte er Herzen erforschen und beherrschen, zu warten, wo es nötig schien, und unerbittlich zu fordern, was wesentlich war. All seine Begabung und Kunst stellte er in den Dienst einer Idee, nämlich der Größe und des Ruhmes von Frankreich, ihr opferte er seine persönliche Überzeugung, sein besseres Gewissen und selbst die Religion, der er sonst aufrichtig zugethan war. Um Frankreich groß und mächtig zu machen, vernichtete er im Innern alle Freiheit und suchte in Deutschland die Zwietracht durch Stärkung der Protestanten zu verewigen. Dadurch lud er sich die Schuld an dem Verderben beider Länder auf sich und wurde zum Beweise, daß macchiavellistische Politik niemals zum Wohle der Völker dienen kann.

Richelieu war es, welcher Gustav Adolf nach Deutschland rief, nachdem ein Tilly und Wallenstein der Kirche die Gebiete wieder erstritten hatten, die ihr einst gehört hatten. Gustav Adolf war von der Religion überzeugt, der er zu Hilfe eilte, und seine frommen Übungen waren sicherlich keine Heuchelei, allein noch mächtiger als die Frömmigkeit war in ihm die Herrschgier und Eroberungssucht, und der Schutz der Religion war nicht sein erster Zweck, als er nach Deutschland kam. Seine Religiösität verhinderte ihn nicht, jenes grausame, allen Regeln des Völkerrechtes widersprechende System des Krieges einzuleiten, welches Deutschland entvölkerte und es auf Jahrhunderte in den Zustand der Schwäche versetzte.

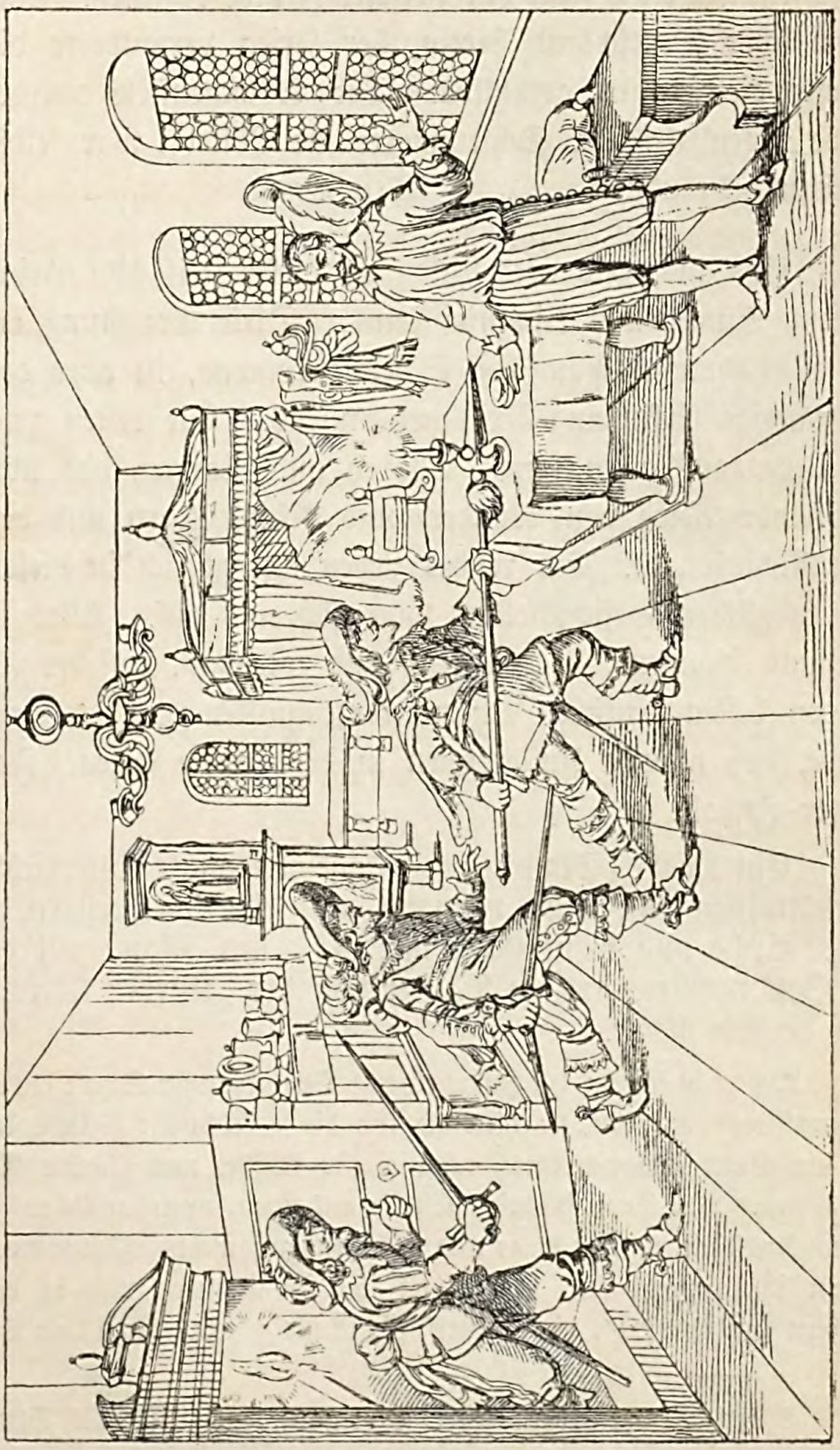


Fig. 31. Wallensteins Ermordung nach Merian.

Auf Seite des Kaisers standen Tilly und Wallenstein, beide ganz verschiedene Naturen, jener ein durchaus gläubiger, frommer und charaktervoller Mann, der in seinem Lager streng auf Sittenzucht hielt und seine

Soldaten liebte wie ein Vater, dieser eine dunkle dämonische Natur, voll Eitelkeit und Aberglauben, der Abgott seiner Untergebenen, die er mit magischer Kraft anzog. Der kaiserlichen Partei war es unmöglich, den Andrang der Fremden aufzuhalten, und so konnte sich über das arme verlassene Land die Flut barbarischer Feinde ergießen. Eine neue Barbarei brach über Deutschland herein, der Krieg verwilderte die Gemüter und machte die Herzen gefühllos. Die Soldatensitte wurde allgemein und derbe Zotenhaftigkeit, Schlemmerei und Völlerei war selbst in vornehmen Kreisen gebräuchlich.

Ein ausgezeichnetes Bild aus dieser Zeit gibt Grimmelshausen[1] in seinem Simplicius Simplicissimus. Diese Erzählung erscheint äußerlich als Nachahmung spanischer Schelmenromane, ist aber dem Inhalte nach selbständige Erfindung Grimmelshausens. Die ersten zwei Bücher geben die Lebensanschauung eines Thoren und Narren, das übrige enthält eine wechselnde Reihe von Wander- und Kriegsbildern und den Schluß bildet eine Robinsonade. Ein reiches Leben bewegt sich in diesem Rahmen, und alle möglichen Gesichtsfelder thun sich uns auf. Alles ist so eigenartig, neu und spannend, so belehrend und ideenvoll, daß der Roman mit Recht zu den besten deutschen Litteraturerzeugnissen gerechnet werden darf. Nur schade, daß manche Unflätereien in dem Buche stehen. Folgendes ist sein kurzer Inhalt.

Ein Knabe (Simplicius) wächst ohne allen Unterricht in den rohesten Verhältnissen auf, kennt niemand als seine Pflegeeltern, kein Gebet und keine Kirche und kennt Gott nur als „den Mann auf dem Helgen" an der Stubenthüre, das die Mutter von der „Kürbe" (Kirchweih) mitbrachte und dorthin klebte.

Als er in seinem 10. Jahre einmal Schweine und Schafe hütete, stieß ein Trupp „Courassirer" auf ihn, er hielt sie für die gefürchteten Feinde der Herden, wovor ihn sein Vater gewarnt hatte, nämlich für Wölfe, und glaubte Reiter und Roß sei ein Wesen. Vor ihnen flüchtig, stößt er auf einen (protestantischen) Einsiedler, von gelbem Aussehen, wildem Haar und mit einem zusammengeflickten Rocke bekleidet. Dieser nimmt ihn liebreich auf, unterrichtet ihn im Glauben und in der Kunst, mit den Büchern „zu sprechen", die er zuerst für lebendig hielt. Nach dem Tode des Einsiedlers

[1] Derselbe war ursprünglicher Protestant, später bischöflich Straßburgischer Amtsschultheiß in Renchen. Da nun damals, wie Adelbert von Keller in seiner Ausgabe des Simplicissimus (1854) sagt, alle Straßburgischen praetores, d. h. Schultheißen katholisch waren, schloß man mit Recht, er sei konvertiert. Überdem sagt sein Totenschein: „Sacramento eucharistie pie munitus obiit." Alles das scheint Keller vergessen zu haben, als er 1879 den Artikel „Grimmelshausen" für die „Allg. Deutsche Biographie" schrieb und dessen Konversion in Zweifel zog.

zieht er, trotz seines Unterrichtes noch so weltunerfahren wie Parcival, hinaus und findet alles rätselhaft und merkwürdig. Die Unmäßigkeit, Unlauterkeit, Eitelkeit und Falschheit, von der das Weltleben voll ist, gibt ihm viel zu denken. Nach seinem Natur- und Einsiedlerstandpunkt kann er nicht begreifen, daß es Menschen und Christen sein sollen, die sich so tierisch gebärden, gefräßiger als Wölfe, versoffener als Rinder, närrischer als Affen, geiler als Böcke und listiger als Füchse. Was Titel seien und das Tanzen bedeute, kann er nicht fassen, und wenn sein Herr gegen den nämlichen, den er vorher zum Teufel wünschte, seine Liebenswürdigkeit verschwendet, denkt er, ein falscher Geist müsse die Menschen zu Narren machen.

Da ihn seine natürliche Einfalt und närrische Unbeholfenheit für den Beruf eines Hofnarren zu befähigen schien, wird er vom Gouverneur von Hanau künstlich zum Narren geschult. Zu diesem Zweck werden ihm absichtlich die Nerven erregt und die Phantasie verrückt. Es wird ihm nämlich durch allerlei Gaukelspiel in nächtlichen Stunden der Wahn beigebracht, daß er Hölle, Fegfeuer und Himmel durchlaufen habe; abwechselnd bei düsterem Kellerfeuer gequält und in weichem Bette gehätschelt, wird er in ein Kalbfell gehüllt und ihm die Meinung beigebracht, er sei ein Kalb. Auf solche Weise ahmte man die natürliche Entstehung der Narrheit nach: in allen Stufen des Elendes und der Freude herumgeworfen, durch den jähen Wechsel des Glückes, die verwirrende Raschheit der Eindrücke erschüttert, sollte der Arme närrisch werden und seinem Gehirn die vernünftigen Lebensbegriffe abhanden kommen.

Diese Erzählung wirft ein eigentümliches Licht auf eine Zeit, die eine merkwürdige Neigung zum Närrischen hatte. Man gefiel sich damals in der Übertreibung und that sich auf die Narrheiten etwas zu gut. Die Phantasie wurde bis zum Wahnsinne erregt, das Leben wurde überfeinert durch die Gerichte, die man aß und von denen Simplicius sagt, sie seien durch Zusätze so verpfeffert, vermummt und vermischt gewesen, daß ihre ursprüngliche Substanz ganz verändert gewesen sei. Mit dieser Überfeinerung berührte sich dann die brutalste Natürlichkeit. Gerne versetzte man sich geistig auf den Naturstand und las Geschichten von Wilden, die Abenteuer des Robinson, wie später Rousseau, um daraus neuen Reiz zu schöpfen.

Simplicius zeigt unter seinem Narrenkleide trefflichen Mutterwitz und sagt derbe Wahrheiten.

Die geschminkte Farbe der Frauen vergleicht er mit dem Totenkopf und ihre feinen Finger mit den Händen der Zigeunerinnen, die einem in den Schubsack greifen.

Aus dem schwedischen gelangt Simplicius in das kaiserliche Lager, findet zwei verschieden geartete Freunde und besteht, des Narrenkleides ledig, viele Gefahren und viel Not. Die rohe Zeit ist rasch fertig und liefert ohne Schatten von Beweis einen bald als Spion, bald als Hexengenossen auf die Folter, an den Galgen und ins Feuer. Der Unflat und Schmutz ist groß. Als Küraßträger muß Simplicius gegen „das eigene Volk, das er aushecke", beschwerlichen Krieg führen, und dem leiblichen entsprach der sittliche Schmutz. Das Soldatenleben

ist eine Kette von fortgesetzten Schändlichkeiten; rasende Spielwut, freche Diebskünste und grauenhafte Grausamkeit machen die Charaktere teuflisch: mit teuflischer Bosheit versprechen sie gefangenen Bauern, wenn sie Gott und seinen Heiligen abschwören, werden sie frei, um sie sogleich abzuschlachten, wenn sie darauf eingehen und sie „zeitlich und ewig zu strafen". Ohne jegliche Überzeugung wechseln sie die Fahnen und ziehen der Fortuna nach. Simplicius wird auch in dieses Soldatenleben hineingeworfen, behält aber immer noch etwas Edles und Mildes, bezahlt nachträglich dem Pfarrer, was er ihm als Teufel vermummt im Kamine gestohlen, rettet Frauen und Kinder vor dem „Metzgen" der Soldaten und sehnt sich im Innersten nach endlichem Welt- und Religionsfrieden (I, 3; 4 und 5). Noch Soldat wallfahrtet er — ein schöner Zug der Zeit — nach Einsiedeln, findet die vom Krieg verschonte Schweiz in großem Wohlstand und bekehrt sich nach reumütiger Beicht. Später kauft er sich ein Bauerngut und lebt im Behagen, aber die alte Leidenschaft erwacht wiederholt und reißt ihn in den Krieg und aufs Meer.

Auf die damaligen Stände wirft ein Traumbild des Simplicius ein helles Licht. Derselbe steht offenbar in Beziehung mit ähnlichen Kupferstichdarstellungen jener Zeit. Wir sehen Bäume, auf deren Gipfeln Kavaliere und auf deren Ästen Landsknechte mit Spießen, Partisanen und Gewehren sitzen. „Die Wurzeln aber bestanden in Handwerkern und Bauern, welche laut aufseufzten, weil die ganze Last des Baumes auf ihnen lag und sie so drückte, daß ihnen alles Geld aus den Beuteln, ja hinter sieben Schlössern hervorging, wenn es aber nicht hervorwollte, so striegelten sie die Kommissarien mit Besen." Auf den untersten Ästen saßen gemeine Soldaten, zunächst über ihnen saßen alte „Hühnerfänger", über diesen „Wammesklopfer". Die höhern Stufen konnten nur Adelige erklimmen. Es war ein „unaufhörliches Gekrabbel und Aufklettern an diesem Baume, weil jeder an dem obersten glückseligen Orte sitzen wollte."

Zwischen **Bauern** und Soldaten bestand, wie der Pfarrer Veroander in „des Bauernstands Lasterprob" näher ausführt, eine natürliche Feindschaft, wie zwischen Katzen und Mäusen. „Beide stehlen und naschen gern. Die Bauern rühmen sich ihrer Mord- und Diebsstücklein, besonders wie sie diesen oder jenen Soldaten schlafen gelegt haben. Fluchen die Soldaten, so machen es die Bauern nicht besser. Schon den kleinen Kindern gehen die Flüche besser aus dem Munde, als wenn sie das Vaterunser oder das ba be bi bo in der Schule hersagen müßten. ‚Trinken die Soldaten viel Tabak, die Bauern thun desgleichen.' Gegen ihre Geistlichen sind sie unehrerbietig, ziehen den Hut nicht ab, als ob er auf den Kopf gepicht wäre, oder drehen ihn herum wie eine Hafnersscheibe, oder lesen die Fäserlein und Häckerlinge davon ab. Der Bauer kann nicht frei stehen, sondern lehnt sich irgendwo an. Wer zum Pfarrer hält, heißt Dankverdiener, Fuchsschwänzer und Heimträger. Wie Stockfische sind sie am besten, wenn sie weich geschlagen werden. Mit bloßen Worten richtet man nichts aus, es gehören Spieße und Stangen dazu. Jeder will ein Junker sein, wenn man ihm viel Gnade erweist."

Der Simplicissimus läuft zuletzt in eine Robinsonade aus. Simplicissimus wird auf eine einsame Insel verschlagen und arbeitet sich, wie der Robinson Defoes, durch listige Erfindungen aus seiner Hilflosigkeit und Not heraus. Die Erzählung von Robinson Crusoe war ein allgemein beliebter Stoff jener Tage und fand unzählige Bearbeitungen. Derselben liegt ein tieferer Gehalt zu Grunde, die Erlebnisse Robinsons sind nämlich ein Spiegelbild der Menschheit und ihres Kulturganges. Wir sehen hier Schritt für Schritt, wie der kulturlose Mensch seinen Bedürfnissen abhilft, sich allmählich mit allen Mitteln umgibt, deren er zum Leben bedarf und in diesem Sinne ist der Roman aller Beachtung wert.

---

Die sittliche Verwilderung und Verwirrung der Zeit äußert sich auch in der Sprache und dem Stil. Schon die Sprachwillkür und Wörtertortur Fischarts war geschmacklos, aber noch geschmackloser war die platte Reimerei der Sprachgesellschaften, der Bombast und Prunk der schlesischen Dichter und die Weitschweifigkeit und Breite der ersten Romane. Alles wurde künstlich forciert, bald die kühnste Willkür, bald die einschnürendste Regelrichtigkeit. Zwischen übertriebener Nüchternheit und toller Trunkenheit schwankte die Dichtung unstät umher.

In verzerrter Nachahmung der Sprache Shakespeares und Calderons geben die schlesischen Dichter Ausdrücke wie: „Es könnten meine Augen zu donnerschwangeren Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluten werden". „Diese Göttin ist der Schönheit Himmelreich, der Anmut Paradies, ein Engel, der zugleich Entsetzung in den Augen, im Herzen Lust gebiert." Der Trieb zum Bombastischen lag in der Zeit und äußert sich allgemein nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Kleidung und Baukunst. Überall brachte man einen Wulst und Schwall an, puffte und schlitzte, bog und drehte die Stoffe und träumte viel von Schnecken- und Muschelformen mit ihren künstlichen Wendungen, daher die Muschel, z. B. bei Hoffmannswaldau, eine große Rolle spielt.

## 2. Das Zeitalter Ludwigs XIV. und Leopolds I.

Ein Jahr nach dem westfälischen Frieden, der die Gleichberechtigung der Konfessionen aussprach, siegte die Revolution in England. Man pflegt heutzutage beide Ereignisse günstiger zu beurteilen, als sie gleichzeitig beurteilt wurden. Mit dem westfälischen Frieden waren weder Katholiken noch Protestanten zufrieden, er wurde unheilvoll für das Reich, nur Frankreich und Schweden mochten zufrieden sein. In der englischen Revolution aber vermochte z. B. Bossuet nichts weniger als den Sieg wahrer Freiheit zu erblicken. Man darf allerdings nicht vergessen, daß

Bossuet in der Luft des Absolutismus lebte und für Völkerfreiheit ebensowenig ein Verständnis besaß wie für die Idee des Fortschrittes, allein man darf ihm doch nicht ganz unrecht geben, wenn er es beklagt, daß England stürmischer erregt wurde als der Ozean, der es umgibt, und durch eine fürchterliche Überschwemmung von tausend sonderbaren Sekten und Parteien überflutet wurde.

England, sagt er, hat sich so verändert, daß es nicht weiß, woran es sich halten soll. Die Ursache des Unglücks Englands liege in der Häresie, sie habe jeden berechtigt, sich zum Schiedsrichter über seinen Glauben aufzuwerfen, seine Erfindungen anzubeten, seine Irrtümer zu weihen und alles Gott zu nennen, was er denkt. „Von da an hatte die Frechheit keine Grenzen, die einen gaben ihre Träume für Gottes Eingebungen aus, die andern, ermüdet von so viel tollen Gesichten, und unfähig, die Majestät der Religion noch zu erkennen, suchten eine unheilvolle Ruhe in der Gleichgiltigkeit oder im Unglauben. Um die Völker für ihr religiöses Schwanken zu züchtigen, hat Gott sie der Ausschweifung einer wahnwitzigen Neugier überliefert. Ihre Streitsucht und ihre willkürliche Religion ist die gefährlichste Krankheit. Man entnervt die Religion, wenn man sie ändert, und die Herzen werden unruhig und hartnäckig. Die Völker verlieren ihre Achtung vor dem Gesetze und werden aufrührerisch."

„Da stand ein Mann auf von großer Geistestiefe, ein abgefeimter Heuchler und geschickter Staatsmann, einer jener kühnen und beunruhigenden Geister, die geboren scheinen, um die Welt zu verändern (Cromwell). Durch den Köder der Freiheit verführte er das englische Volk und bezauberte es, indem er eben so gut den Lehrer und Propheten, als den Soldaten und Feldherrn spielte, so daß es ihn für einen Gesandten des Himmels zum Schutze der Freiheit hielt." Allein er war Englands Tyrann und ließ es das Königtum wieder ersehnen.

Ganz anders steht Frankreich in den Augen Bossuets da. Da ist alles glanzvoll, herrlich und großartig. Frankreich hat einen gotterleuchteten König, es hat einen Le Tellier und Condé. Die Heldengestalt des Condé (Fig. 32) vergleicht Bossuet mit dem jesaianischen Bilde des Cyrus.

„Seht ihr diesen Eroberer, mit welcher Schnelligkeit er sich vom Westen wie hüpfend erhebt und die Erde nicht berührt! In seinen kühnen Sprüngen und seinem leichten Gange, kräftigen und beweglichen Pferden vergleichbar, bewegt er sich mit raschen und leichten Ansätzen, und weder Berge noch Abgründe halten ihn auf. Gott hat ihm jenen unbezwingbaren Mut für das Heil Frankreichs während der Minderjährigkeit des Königs (Ludwigs XIV.) gegeben. Lasset ihn wachsen, diesen vom Himmel geliebten König, alles wird sich seinen Entwürfen fügen, den Seinigen wie den Feinden überlegen, wird er sich seiner berühmtesten Feldherrn bald zu bedienen, bald zu entschlagen wissen, er wird unter der Hand Gottes, die ihn stets beschützt, die einzig sichere Brustwehr seiner Staaten sein." — „Die Beredsamkeit erschöpft sich, die Weisheit

seiner Geschöpfe und die Ordnung seiner Finanzen zu rühmen. Was sagte man nicht von seiner Festigkeit, der selbst die Duellwut wich?[1] Die strenge Gerechtigkeit Ludwigs, verbunden mit seinen wohlthätigen Neigungen, läßt Frankreich die Autorität lieben, unter der es ruhig und ruhmreich geeint ist. . . . Das Vornehme seiner Sprache entspricht dem edlen Herzen, und seine bestimmten Ausdrücke sind das Bild der Gerechtigkeit, die in seinen Gedanken herrscht. Während er mit Kraft spricht, öffnet ihm eine überraschende Süße die Herzen und gibt, ich weiß nicht welch neuen Glanz der Erhabenheit, der sie mildert." . . „Ludwig ist der Schutz der Religion und ihr dienen seine Waffen. Aber er verbreitet sie nur deshalb nach außen, weil er sie im Innern und in Mitte seines Herzens herrschen läßt. . . . In uns selbst sind unsere wahren Feinde, und Ludwig bekämpft sie mehr, als alle andern. . . . Deshalb segnet ihn Gott und das ganze Menschengeschlecht stimmt überein, daß es nichts Größeres gibt als das, was er thut, wofern man nicht noch für größer halten will, was er nicht that, und die Grenzen, die er seiner Macht gab. Beten Sie also an, o großer König, den, der Sie regieren läßt, der Ihnen zum Siege hilft und im Siege trotz des Stolzes, den er erzeugt, so gemäßigte Gefühle einhauchte. Möchte die Christenheit ihre Augen öffnen und den Rächer erkennen!"


Fig. 32. Prinz Ludwig v. Condé.

Ludwig hatte das Glück, viele vorzügliche Diener zu finden, darunter auch Le Tellier, den Kanzler seiner Jugend. An ihm rühmt Bossuet die Verbindung staatsmännischer Kunst mit größter Gerechtigkeitsliebe und Mäßigung. Er habe, sagt er, sich mitten aus den Geschäften gerne in die Einsamkeit zurückgezogen und sich in stiller Betrachtung gesammelt. Die Ewigkeit habe sich ihm als ein würdiger Gegenstand des menschlichen Herzens dargeboten!

[1] Die Duellwut war so stark, daß ihr unter Heinrich IV. in der Zeit von 6 Jahren ca. 8000 Edelleute zum Opfer fielen, und man mußte immer schärfere Mittel dagegen ergreifen.

Es war gewiß eine glänzende, goldene Zeit, die Zeit Ludwigs XIV. Alles war prunkvoll und prächtig, seine Erscheinung und seine Umgebung. Die Sprache, die Tracht und der Baustil wiederspiegelte den Glanz, der von dem König „Sonne"[1] ausging. Doch es saß der Giftwurm an der herrlichen Blüte, das Leben ging mehr und mehr im äußeren Glanze auf und die schöne Form entbehrte des reichen erquickenden Inhaltes. Der aufgeblasene Pomp war hohl, der Flitter gar zu durchsichtig. Unter der Fürstengunst gedieh keine selbständige Kraft und die Hochsonne brütete viele Maden aus. Die Maitressenwirtschaft wirkte schlimm auf den Volkscharakter ein, die Eroberungsgier schwächte das eigene Volk und ruinierte das Land.

Diese Kehrseite des glänzenden Bildes tritt besonders bei Molière und Montesquieu hervor. Letzterer entwirft von dem alten Könige angeblich im Jahre 1713 folgende Schilderung:

„Ich habe seinen Charakter studiert und Widersprüche darin gefunden, die ich nicht zu lösen vermag: z. B. hat er einen Minister, der nur 18 Jahre alt ist und eine Maitresse, die 80 Jahre zählt; er liebt seine Religion und mag doch diejenigen nicht leiden, die sagen, daß man sie strenge beobachten muß; obgleich er das Getümmel der Städte flieht, und wenig mitteilsam ist, ist er vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit nichts beschäftigt als damit, von sich reden zu machen; er liebt die Trophäen und die Siege, aber einen fähigen General an der Spitze seiner eigenen Truppen zu sehen ist ihm ebenso schreckhaft, als hätte er ihn an der Spitze eines feindlichen Heeres zu fürchten. Er liebt es, die zu beschenken, die ihm dienen; aber er zahlt ebenso freigebig die Emsigkeit, oder vielmehr den Müßiggang seiner Höflinge, als die mühevollen Feldzüge seiner Generale; oft gibt er den Vorzug einem Menschen, der ihn auskleidet oder ihm die Serviette überreicht, wenn er sich zu Tische setzt, vor einem andern, der ihm Städte erobert oder Schlachten gewinnt.

Der König übt eine große Herrschaft über die Geister seiner Unterthanen aus, er läßt sie denken, wie er will, und braucht bloß ihnen in den Kopf zu setzen, daß ein Stück Papier Geld sei, und sie sind davon überzeugt. Der Ehrgeiz und die Titelsucht der Franzosen ersetzt ihm Goldgruben.

Zahllos sind die Pensionenbettler, die sich darauf berufen, daß sie sich täglich beim Morgenempfang seiner Majestät einfinden und sich durch stramme Haltung auszeichnen."

Molière bezeichnet es selbst einmal als seine Aufgabe, die Thorheiten seines Jahrhunderts unter komischer Maske anzugreifen. Seine Lustspiele sind denn auch ein vorzüglicher Spiegel des französischen Lebens unter Ludwig XIV., und zwar erscheint hier weniger die leichte und glänzende, als die dunkle und trübe Seite des damaligen Lebens, die hohle Leichtfertigkeit und Flitterhaftigkeit dieser merkwürdigen Zeit.

[1] Siehe I, S. 92.

Allerdings schaute Molière das Leben unter dem Gesichtspunkte des leichtblütigen und skandalsüchtigen Komödienspielers an. Sein Spiegel verzerrt die Wirklichkeit und sucht Schwächen und Lächerlichkeiten, wo der Grund doch ein ernster war. Seine moralischen Ansichten entbehren des religiösen Haltes; auf dem schlüpferigen Boden des Theaters gereift, sind sie namentlich strengen Ehe- und Ehrbegriffen und der Frömmigkeit abhold. Unter dem Theatervolk war die Erziehung und Sitte der Frauen eine äußerst freie, und die Männer mußten sich gern oder ungerne fügen. Zwar wirft M. um solch' leichtfertige Art den Mantel eines liberalen Prinzips.

„Sehr schwach steht's mit der Frauen Ehre, wenn man sie beständig bewachen muß." „Ein Weib, das man bewacht, ist halb gewonnen." „Mißtrauen, Gitterwerk und Riegel machen der Frauen und der Mädchen Tugend nicht." „Ich habe meiner Tochter nie verwehrt, an Bällen, Schauspiel und an Gesellschaft sich zu erfreuen; besser als ein Buch belehrt sie die Welt über feinen Ton und Sitte. Sie findet Freude an Kleidern, Band und Spitzen; was schadet's?"

Allein diese schönen Prinzipien entspringen allzu weichherziger Humanität und dienen nur zur Verschleierung höchst durchsichtiger Hintergedanken.

„In dem Alter, wo man liebenswürdig ist, ist nichts so schön, als lieben. Die Liebe ist die schönste aller Leidenschaften und erweckt noch hundert andere Tugenden."

Ja noch tiefer läßt uns Molière hinter die Coulissen blicken: er spricht es einmal aus, daß die eheliche Untreue die Regel bildet, und daß diesem Fluche niemand entgehe. Die bethörten Ehemänner tröstet er mit dem Beispiele Amphitryons und ruft ihnen zu: mit Jupiter zu teilen bringt keine Schmach. Molière erlebte Ähnliches selbst in schmerzlicher Weise und er wußte genau, wie lebenswahr das Bild Klimenes war, die gleichzeitig zu vier Freiern Beziehungen unterhält und hinterrücks eines jeden spottet. Wenn daher die eheliche Untreue eine gewöhnliche Triebfeder seiner Stücke bildet, so ist deshalb nicht allein die schlechte Zeit anzuklagen, sondern eine große Schuld trägt die Theatersitte und was nicht unwichtig ist, die Tradition des Schauspiels. Wie Kreiten bemerkt, waren die alten Possen und die italienischen Stegreifkomödien meistens in diesem Ideeenkreise befangen; gewöhnlich hatte Pantalon die Ehre, Hörner zu tragen. Selbst für den Heuchler Tartuffe fand er hier Vorlagen.

So ist es denn in Molières Stücken bald die adelige Frau eines reichen Bauers (Dandin), welche mit einem Standesgenossen Verhältnisse pflegt, bald ein adelsdurstiger Bourgeois (Jourdain), welcher nach einer Marquisin girrt, bald ist es ein Heuchler Tartuffe, der durch fromme Miene Einlaß begehrt.

Endlich müssen wir noch beachten, daß es Hof- und Residenzsitten sind, die Molière schildert, ja daß er von Ludwig XIV. den geheimen Auftrag hatte, die Thorheiten seiner Hofleute, denen er auf anderem Wege nicht beikommen konnte, namentlich aber die geckenhaften Marquis vollends um ihr Ansehen bei dem Volke zu bringen.

Dies alles müssen wir in Abzug bringen, wenn wir in Molières Stück die Zeit Ludwigs XIV. betrachten und die Zeitcharaktere kennen lernen wollen.

1. Einen der hervorstechendsten Charakterzüge dieses Zeitalters bildet das Precieusentum. Ihm galt das erste Stück Molières von durchschlagender Wirkung, nämlich „die lächerlichen Precieusen“. Die Precieusen waren eine Macht in Frankreich. Sie hatten einen ungeheuren Einfluß auf den Gesellschaftston, die Sitte und Sprache. Ihr Bestreben ging auf Reinigung der Umgangsformen von der Roheit, die sich ihrer in rauher Zeit bemächtigt hatte. Man unterschied Précieuses spirituelles, galantes und savantes, je nachdem ihre Salons von mehr höheren oder zarteren, schöngeistigen oder wissenschaftlichen Gesprächen wiederhallten. Aber überall schlich sich eine übertriebene Ziererei und Künstelei ein. Man stellte den Grundsatz auf: „Alles hat im Leben der Precieusen so zu sein und zu geschehen, daß es ohne weitere Idealisierung in einen Roman paßt.“ Bei Molière spricht sich eine also aus:

„Ich finde, daß man alles, was lächerlich heißt, übertrifft, wenn man sich einbildet, Geist und Witz zu besitzen und nicht bis auf die geringste Strophe alles weiß, was täglich gemacht wird. . . . Geistreiche Besuche müssen einen über die galanten Neuigkeiten benachrichtigen; man weiß dann den Augenblick, der oder jener hat was allerliebst Schönes gemacht, die und die hat den Text zu einer Arie verfaßt, ein gewisser hat ein Madrigal, ein anderer hat poetische Zeilen an eine Dame geschrieben u. s. f.“

Diese Kategorie der Kostbaren wich allmählich den „gelehrten Frauen“. „Das abgezirkelte Ceremoniell, die bombastische Sprache und romanhafte Galanterie hatte sich überlebt“ (Kreiten). Da machte sich aber das Savantentum um so breiter und Molière hielt sich für berufen, dagegen aufzutreten.

In dem Stücke „die gelehrten Frauen“ jagen diese ein tüchtiges Dienstmädchen deshalb davon, weil sie „nach dreißig Lektionen noch die Verwegenheit hatte, ihr Ohr durch ein barbarisches und niederträchtiges Wort zu beleidigen, weil sie alle Wortfügung zerstört und Kauderwelsch redet.“ Der Mann aber ist schlecht damit zufrieden: „Es ist mir hundertmal lieber, wenn sie beim Kräuterlesen das Nomen und das Verbum schlecht zusammensetzt, und hundertmal ein niederträchtiges und schlechtes Wort wiederholt, als wenn sie den Braten verbrennt und die Suppe versalzt. Ich lebe von guten Speisen und nicht von schönen Redensarten. Vaugelas lehrt keine guten Suppen machen.“ — „Ich bin mit euern unzähligen Büchern sehr schlecht zufrieden; und, ausgenommen einen dicken Plutarch, meine Halsbinden zu pressen, solltet ihr alles unnütze Zeug verbrennen, und solltet die Wissenschaften den Doktoren überlassen.“ „Ihr sollet euch gar nicht bekümmern, wie es im Monde aussieht und lieber etwas besser zusehen, was im Hause vorgeht, wo alles drunter und drüber geht. . . . Unsere Väter waren in diesem Stück sehr vernünftig; sie pflegten zu sagen, eine Frau wisse schon genug, wenn sich nur ihre Geschicklichkeit so hoch erstrecke, daß sie nähen und spinnen und eine gute Suppe kochen könne. Dem heutigen Frauenzimmer ist keine Wissenschaft zu hoch, sie weiß alles, ausgenommen was sie wissen sollte. . . . Vernunftschlüsse zu machen ist die einzige Arbeit meines ganzen Hauses.

Eine verbrennt mir den Braten, indem sie eine Historie liest, die andere sinnt auf Verse, wenn ich zu trinken fordere."

Wir müssen hierzu bemerken, daß keine Not des Lebens und keine Übervölkerung, wie heute, Anlaß war, daß sich Frauen mit höheren Studien zum Zwecke praktischer Bethätigung beschäftigten, sondern „die alles beherrschende gloire und der betäubende Duft der Gesellschaftsmacht".

Molière ist übrigens auf Gelehrsamkeit überhaupt sehr schlecht zu sprechen. Selbstbewußten Gelehrten gibt er nämlich zu verstehen: „Es deucht etlichen Lumpenkerlen, nach ihrem schwachen Gehirne, weil sie sich gedruckt und in Kalbsleder eingebunden sehen, daß sie nunmehr sehr wichtige Personen im Staate sind . . ., daß der ganze Erdboden die Augen auf sie richtet; daß der Ruhm ihres Namens überall ausgebreitet ist, und daß sie berühmte Wunder der Gelehrsamkeit sind; und warum all dieses? weil sie wissen, was andere vor ihnen gesagt haben, weil sie dreißig Jahre lang Augen und Ohren gehabt haben; weil sie neun- oder zehntausend Nächte angewendet haben, sich mit dem Griechischen und Lateinischen brav einzusudeln, und den Verstand mit der verrosteten Ausbeute solcher alten Lumpereien zu belästigen, die in den Büchern wie Kraut und Rüben durch einander liegen." So berechtigt und wahr diese Ausführungen sind, haben sie doch ihrem Urheber den Vorwurf zugezogen, daß er die Wissenschaft von einem niedern banausischen Standpunkt auffaßt. Die mangelnde Unterscheidung läßt allerdings die wahre samt der falschen Wissenschaft, den stolzen und bescheidenen Gelehrten als lächerlich erscheinen. Viel wahrer legt Goethe ähnliche Gedanken dem Mephistopheles in den Mund: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, sie ist des Menschen allerhöchste Kraft!" Man braucht dem „praktischen" Pöbel nicht erst Verachtung der Wissenschaft und anderer edlen Bestrebungen zu lehren, er hält doch alles, was über seinen „praktischen" Gesichtskreis hinausliegt, für Hirngespinst oder unfruchtbare Theorie.

Den Wasserdichtern hält der Menschenfeind vor: „Ein artiger Mann müsse allezeit eine große Herrschaft über die Begierde zu schreiben haben; wer ihn denn nötige zu reimen; ein matter Vers martere die Leute, und wenn er hundert gute Eigenschaften besitze, so sehe man ihn immer von der schlimmsten Seite an."

2. Bald nach den „lächerlichen Kostbaren" verfaßte M. auf Anregung des Königs die „Plagegeister" und verspottete darin den Theatermarquis, den Duell- und Jagdmarquis. Der erste macht sich im Schauspielhause breit und spricht viel lauter als die Spielenden; er weiß schon alles und kennt fast Vers für Vers. Ein anderer hat die Manie, alle Inschriften und Schilde von den Sprachfehlern reinigen zu wollen. Seitdem mußten die Marquis regelmäßig herhalten.

„Ach, immer diese Marquis," klagt eine Schauspielerin und M. erwidert: „Ja, immer diese Marquis! Wo, zum Henker, soll man eine bessere Theaterfigur hernehmen?" „Die Marquis bilden heute den lustigen Teil der Komödie. Wie man in allen alten Stücken einen rüpelhaften Diener haben mußte, um das Volk zu erheitern, so muß man jetzt einen lächerlichen Marquis haben."

Zum bittern Ernste wird die heitere Komik in „Don Juan" und „Tartuffe". Hier ist Orgon das Bild eines Vornehmen, der „um die Wette

wollustig und frömmelnd" bald zu Gott, bald zur Sünde eilt. Keine Moral ist ihm strenge genug und er begeht in der Frömmigkeit Excesse, wie im Laster. Don Juan ist schon weiter vorangeschritten. Seine Sittenlosigkeit hat ihn zum Freigeiste gemacht und er fühlt schon das Bedürfnis, für den Gotteshaß Anhänger zu werben. Doch nimmt er, um besser zum Ziele zu kommen, die Maske der Heuchelei vor.

„Die Heuchelei," sagt er, „ist ein bevorzugtes Laster, das mit eigener Hand aller Welt den Mund stopft und ungestört eine souveräne Straflosigkeit genießt. Der Heuchler wirft sich zum Rächer der Interessen des Himmels auf und verfolgt unter diesem bequemen Vorwande alle seine Feinde, beschuldigt sie des Unglaubens und der Gottlosigkeit und entfesselt den Zorn der Frommen. So macht sich ein kluger Kopf die Laster seines Jahrhunderts zu nutze."

Was M. hier sprechen läßt, findet bei gleichzeitigen Satirikern und Predigern seine Bestätigung. Heuchelei, sagt Bourdaloue, ist ein Modelaster, und Scarron spricht von Spitzbuben der Frömmigkeit, wie von Fabrikanten schöner Gefühle.

Im „Herrn v. Pourceaugnac" zeichnet M. den Krautjunker und in der „Gräfin v. Escarbagnas" die Landpomeranze. Diese will alles, was sie während ihres Aufenthaltes in Paris an Salonweisheit und höfischem Leben aufgeschnappt hat, in der Provinz einführen, hat aber dabei die größte Not mit der bäurischen Bedientendummheit, der die Pariser Art in ihrer verrückten Anwendung nicht in den Kopf will (Kreiten). Der eingebildete Krautjunker wird von seinem Nebenbuhler so übertölpelt, daß er es leiden muß, von den Ärzten als Hypochonder mißhandelt und als vermeintlicher Polygamist den Gerichtsdienern überliefert zu werden.

Wo möglich noch stärker nimmt M. die adelssüchtigen Bürger und Bauern mit. Ein förmlicher Größenwahnsinn benebelt dem reichen Bourgeois so den Kopf, daß er sich noch in alten Tagen durch Tanz- und Musiklehrer, einen polternden, den Boden erschütternden Fechtmeister und einen Philosophielehrer edle Bildung beibringen lassen will. Die edlen Künste oder vielmehr ihre Vertreter geraten sich über ihren Vorrang in die Haare und die Philosophie wird mißhandelt, ja, sie muß sich zum Liebesbriefsteller herabgeben, da dem Bourgeois Begriffe und Schlüsse Gähnen, Morallehren Unbehaglichkeit und physische Theorieen Verwirrung im Kopf erzeugen.

Dandin ist ein reicher Bauer, welchen der Ehrgeiz dazu treibt, sich durch eine adelige Heirat unglücklich zu machen. Aber tu l'as voulu, George Dandin, das ist seitdem sprichwörtlich geworden.

3. Noch einige andere Stände greift M. an, Ärzte, Beamte und Geistliche, diese in verdeckter, gerade deshalb aber um so gefährlicherer

Weise in dem berühmten „Tartuffe". Tartuffe ist zwar selbst kein Geistlicher und er ist zudem kein Rechtgläubiger, sondern, wie Kreiten überzeugend ausführt, einer jener jansenistischen Devoten, welche überall Unglauben und Unsittlichkeit wittern, selbst aber voll Modergeruch sind, und Ludwig XIV. gestattete die Aufführung des Stückes, weil er damit jene Hofdevoten zum Schweigen bringen wollte, die seinen Liebschaften im Wege standen. Allein das Stück wurde zu einem Skandal für die Religion selbst.

Vorbilder für Tartuffe hatte M. genug, besonders hatte er einen Streber im geistlichen Gewande (Roquette) im Auge, welcher bei dem jansenistischen Conti auf Abenteuer ging. Bei solchen Leuten war die Frömmigkeit eine Maske, hinter die sich der gemeinste Gauner verbarg, sie waren nicht einmal echte Heuchler — denn diese sind keine Erbschleicher und Verführer, wie Labruyere ausführt, sondern die Ehre ist ihr Motiv, und sie vergeben sich nichts an dem Nimbus, womit sie sich umgeben — und so ist auch ihre Kopie Tartuffe kein echter Heuchler. Um so größer ist das Ärgernis, welches dieser Gauner mit seiner frommen Miene, seinem Büßerhemd und seiner Gebetsregelung anrichtet. Die Frömmigkeit selbst litt und leidet noch unter diesem verderblichen Stücke.

Gelegentlich fällt auch ein Hieb auf die saumseligen, eitlen und geschniegelten Beamten, die mehr mit ihren Vergnügungen, mit der Jagd, der Galanterie und dem Spiel, als mit ihrem eigentlichen Berufe beschäftigt sind und darüber die Gerechtigkeit leiden lassen. Auch an Anspielungen auf ihre Bestechlichkeit fehlt es nicht. Ein alberner Rat (Tibaudier) in der Provinz „mit seinen halbreifen Birnen und lächerlichen Billets" ahmt den Ton und die Art der Precieusen nach. Der Steuereinnehmer wird als stolzer, rücksichtsloser Geldaristokrat dargestellt, der mit dem Selbstbewußtsein seiner Thaler die Blutaristokratie verachten darf. Der Notar liebt, sein ganzes juristisches Wissen auszukramen, und die Anwälte sind sehr geschäftig, wo es etwas zu verdienen gibt.

Am schlechtesten kommen die Ärzte weg. M. kennt nichts Possierlicheres, nichts Lächerlicheres, als einen Menschen, der sich damit abgeben will, einen andern zu kurieren. „Die Triebfedern unserer Maschinen blieben bis jetzt ein Geheimnis, hinter das die Menschen bis jetzt noch nicht gekommen sind, und die ganze Herrlichkeit der Arzneikunst besteht in einem hochtrabenden Gallimathias; sie verstehen gut Lateinisch zu sprechen und können alle Krankheiten griechisch benennen." Ihre einzigen Mittel sind „Klystier geben — dann auch zu Ader lassen und hierauf purgieren", wie es das „Doktorexamen" Molières mit köstlichem Humor ausführt. Wenn die Ärzte versprechen, der Natur zu Hilfe zu kommen, zu nehmen, was ihr schadet, und zu geben, was ihr fehlt, das Blut zu verbessern, die Eingeweide und das Gehirn zu temperieren, das Herz zu stärken, so sei das alles nur ein medizinischer Roman. In der That war die Arzneiwissenschaft in scholastischem Formelkram erstickt, sie sträubte sich gegen alle Neuerung, gegen neue Lehren (z. B. vom Kreislauf des Blutes) und neue Heilmittel (Antimon), regelte die Konsultation bis aufs einzelste und warnte vor den Empirikern der Provinz.

Seitdem haben die Natur- und Arzneiwissenschaften einen ungeheuern Fortschritt gemacht und eine Kritik, wie die Molières, wäre nicht mehr möglich, obwohl die eigentliche Heilkunst immer noch in Windeln liegt. Auch für ihre Zeit war diese Kritik zu übertrieben; übertrieben wie alles, was die leichten Geister der schönen Kunst gegen die Vertreter der höhern Stände, gegen Geistliche und Richter, Adelige und Beamte dachten und schrieben. M. bewegte sich zeitlebens doch in einem beschränkt philisterhaften Kreise und sah, wie die Philister zu jeder Zeit, alles, was über ihren Gesichtskreis hinausliegt, mit Mißtrauen an. Die Wissenschaft und Poesie schafft kein Brot, und die Ideale des Lebens tragen nichts ein, so denkt M. mit Bauern und Arbeitern. Das Edle und Erhabene am Menschen wußte M. nicht zu finden und zu schätzen, er glaubte deshalb auch an kein Ideal: die Tugend, die er preist, entbehrt des religiösen Grundes und Haltes und vermag daher kein rechtes Vertrauen und keinen befriedigenden Glauben zu erzeugen. Sein Beruf wies ihn täglich auf die Schwachheit, Thorheit und Falschheit der Menschen hin und daher verlor er allmählich alle Achtung vor den Menschen. Der „Misanthrop" ist das Schlußwort des Dichters; ein unbefriedigender Mißton schließt so das Leben, das zu bessern Hoffnungen berechtigt hätte.

Das Deutschland Leopolds I. bietet einen trüben Anblick. Leopold selbst war zwar ein vortrefflicher Charakter, ein frommer und sittenstrenger Mann und ein vortrefflicher Familienvater. War er auch als Regent zu wenig energisch und fortschrittsbeflissen, so gehört doch seine Regierung zu den glücklichsten Zeiten Österreichs. Im Reiche war er machtlos und er konnte dem Eindrange französischer Sitte und Schlechtigkeit nicht wehren. Auch Österreich unterlag dem französischen Einfluß. Die französische Frivolität wirkte mit ansteckender Macht auf die Nachbarvölker, besonders auf Deutschland. Die französische Litteratur wurde eingebürgert, aber gerade das Gute an dieser hielt man sich ferne, französische Sitte und französische Mode war ein notwendiges Bestandteil vornehmer Bildung, ja, man vertauschte die Muttersprache oder verwelschte sie derartig, daß sie nur noch halb deutsch war. Noch schlimmer war die Nachahmung der französischen Maitressenwirtschaft an großen und kleinen Höfen, die so weit ging, daß selbst sittenstrenge Regenten, z. B. Friedrich Wilhelm I. von Preußen, sich wenigstens den Anschein gaben, Maitressen zu besitzen.

„Heutzutage," heißt es in der 1689 erschienenen Schrift „der deutsche französische Modegeist", „heutzutage muß alles französisch sein. Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrat, französisch Tanzen, französische Musik und französische Krankheit. Der stolze, falsche und lüderliche Franzosengeist hat uns durch schmeichelnde Reden gleichsam eingeschläfert. Die meisten deutschen Höfe sind französisch eingerichtet, und wer an denselben versorgt sein will, muß französisch können und besonders in Paris gewesen sein, welches gleichsam eine Universität aller Leichtfertigkeit ist."

„O, ihr mehr als unvernünftigen Nachkömmlinge!" rief Moscherosch 1650 seinen Landsleuten zu, „welches unvernünftige Tier ist doch, das dem andern zu

Gefallen seine Sprache und Stimme änderte? Hast du je eine Katze, dem Hund zu Gefallen, bellen, einen Hund der Katze zulieb miauchzen hören? Nun sind wahrhaftig in seiner Natur ein deutsches festes Gemüt und ein schlüpfriger welscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwohl wollet ihr, unverständiger als die Tiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Hast du je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollet die edle Sprache, die euch angeboren, sogar nicht in obacht nehmen in euerem Vaterland — pfui! dich der Schand!"

Wie Moscherosch eiferte Lauremberg gegen die alamodische Tracht und Sprache.

„De adeliken junfern hebben nu begunnen,
sik do kleden als geestlike nunnen,
in langen chappeloirs (Skapulier) und schwarten engen suken (Oberkleid),
als de gewiheden von sünte Clare bruken.

Da die Bürgerstöchter sahen, daß die adeligen Fräulein schamlos entblößt gingen, machten sie es gleich nach." Nicht weniger schamlos kleideten sich wo möglich die feinen Herrn: „Der Schneider, sagt Lauremberg

mach sin vordeel hernamals gerne söken (suchen),
mit den langen wemsen und schipperbröken (Schifferhosen),
dar he einen groten latz vör flickt,
mit hundert favörn[1] und bendern dorchgestickt;
als were it ein storksnest edder badequast."

Die keuschen Wäscherinnen müssen auch etwas verdienen

„wenn se de hemde stiven und striken,
de de gecken laten ut den mowen (Ärmeln) kiken.
Se krigen noch veer schilling to waschen
vör de kruse dubbelde handtaschen (Manschetten),
welke gewest sind grotvaders twe kragen,
de he des sündags plecht to dragen,
ehr noch de groten lubben (Handkrausen) quemen vör den dach."

Bei dem atlassenen Wams und der Broke (Hose) muß „ein sammitten spannier (spanischer Mantel) sin und van kammerdoek (Kammertuch),

ein krage, groet als ein temlik wagenrat,
dar de hochwise kop recht midden inne sat.
Und darmit nicht so veel linwand würde verlaren,
würden ut halskragen stevelskragen gebaren,
de nömeden se van den canonicis canonen,[2]
dat sind twe wide büdels (Beutel), glik als twe kronen,

womit sie gleich den rauhfüßigen Tauben in Stuben und Kirchen steigen."

Mit denselben sündhaften Sitten und Gewohnheiten, welche ein Moscherosch und Lauremberg bekämpfte, hatte Abraham a Sta. Clara in Wien zu schaffen.

---

[1] Von faveurs = Zieraten, womit man bei Frauenzimmern favor erlangt.
[2] Lappenberg erklärt, es seien dies leinene Strümpfe, deren Ende man in die übergeschlagenen Stiefelkappen legte. (?)

Das Leben einer hochadeligen Dame schildert er also:

„Nachdem sie von der Sonnabendsoiree um zwölf Uhr nachts heimgekehrt, beginnt sie die Sonntagsfeier mit Schlafen bis zehn Uhr, darnach setzt sie sich vor den Spiegel, zwingt die Haare durch Pomade in die Höhe, putzt, stutzt, ziert, schmiert sich, umsteckt sich mit kostbarsten Haar- und Zitter-Nadeln, es glänzt alles von Schmuck, Silber und Gold, endlich kommt sie wie ein gestirnter Himmel gegen 12 Uhr in die Kirchen, setzt sich vornen in den großen Stuhl, damit sie jedermann sehe und von allen möchte gesehen werden. Der Lakai trägt einen rotsammeten, mit Gold reich bordierten Büchersack und legt eine halbe Bibliothek von Bet-Büchern aus, unterdessen ist der Kaplan schon informiert, daß er soll eine geschwinde Meß lesen; trifft man dann die nächste beste Jäger-Meß an, ist die Sach desto besser. Während der Meß blättert sie zwar in denen Büchern ein wenig um, gedenkt aber mehr, wie sie den Sonntag zubringen werde? Was man für eine Komödie spielen wird? Was nachmittags vor Visiten abzulegen? . . . Mithin ist die Meß vorbei. . . . Die andern Politici und Staatsleut stehen da in eingepuderten Peruquen, kehren dem Altar den Rücken, präsentieren einander Tabak, lesen Briefe, erzählen Zeitungen 2c. Mancher lainet an einer Kirchensäulen, betrachtet die neue Mode und schauet auf ein schönes Frauen-Zimmer, winkt ihr mit den Augen 2c."

Über die damalige Frauenmode klagt Abraham, daß die Kleider mit goldenen Spitzen um und um so verbrämt sind, daß ein stinkender Kohlkäfer mit Gewalt einen Goldkäfer abgeben will; die Haube muß künstlich durchbrochen sein, daß sie einem seidenen Narrenhäusle nicht ungleich, alles ist reich und verbändelt, ausgenommen der Hals: hier bekommt das Kleid die Schwindsucht; „allem nach muß nicht Quatemper sein, weil die Fleischbänk offen stehen. Um den Hals zu wenig und an dem Schweif des Rockes zu viel."

Die Edelleute erinnert Abraham, daß wir alle aus demselben Leim zusammen gepappt sind. Von Hacke und Pflug kommen die Scepter. Von den Juristen sagt er, sie seien darin Meister, daß sie ihre Satzungen und Gesetze ziehen können, wie der Schuster das Leder, und zwei Advokaten verhalten sich wie Wäscherdirnen mit der Leinwand, die eine reibt hin, die andere her, bis kein Tropfen darin bleibt.[1] Die Mauthner und Beamte seien oft gar zu barmherzig, nicht zwar in Beherbergung der Fremdlinge, wohl aber des fremden Gutes.

Die Bauern werden viel geplagt. Sie sind die Hülsen, sagt der Edelmann, die man herabschälen und schinden muß; die Schalen sind der Bürgerstand, die muß man aufbeißen, und der Kern ist der Edelstand. — Am Montag muß der Unterthan der Herrschaft ackern, am Erchtag im Weingarten arbeiten und am Mittwoch in das Schloß Holz führen. Am Pfingsttag muß er dreschen oder Stroh schneiden, am Freitag den Teich fischen oder jagen gehen, am Samstag muß er 6 Kreuzer zum Gebäu geben, am Sonntag botenweis laufen. Das ist die Robath (Frondienst). „Der Pfleger nimmt's Kalbl, heißt's in einem Lied, die Herrschaft die Kuh."

[1] In dem zu Dillingen (1732) erschienenen „Cadmus teuto-phoenix" heißt es über die Amtleute: „sie könnten nichts anderes als schinden und schaben, in ihren Amthäusern müssen Küchen und Keller, Stuben und Kammern aufs allernetteste eingerichtet sein, ihre Weiber und Kinder ziehen so toll und galant in Kleidern auf und können in ihren Reifröcken so stolz sich spreitzen, daß man keinen Unterschied mehr zwischen ihnen und rechten Adeligen spüren kann."

Die Geistlichen mahnt A., weder zu mild noch zu scharf zu sein. Da geht bei den einen alles so weich heraus, wie ein neugeschmierter Wagen oder Chaise-Rulande und polierter Braten-Wender. Anderer Mund ist mehr ein Wespennest als ein Immenhaus, sie sind stachliche Scheermesser-Zungen-Krämer. — Wenn der Bauer am Sonntag mit dem Schulmeister und Soldaten im Wirtshaus zusammenkommt, geht's über den Geistlichen her, er trinke bis 12 Uhr in die Nacht, predige vom Frieden und duelliere sich mit dem Sakristan.

A. empfiehlt den Geistlichen die Wissenschaft. „Der Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Soldat ohne Degen, wie ein Acker ohne Regen." „Gott selbst mag die Eselsköpfe nicht leiden." Nach verschiedenen Seiten beherzigenswert ist eine andere Stelle. „In einem Land nimmt alles den Krebsgang, wo der Gelehrte keinen Fortgang gewinnt, und es geschieht, was mancher Bauer in seinem Rüben-Acker verwundert, daß bei den Rüben das Beste unter sich wachset, das Schlechte über sich; also geschieht gar oft, daß gute und witzige Leut unterdruckt, und manches Unkraut in die Höhe steiget."

Abraham besaß nicht nur umfassende Kenntnisse in der Theologie, sondern war auch in der schönen Litteratur, in der Geschichte und Völkerkunde bewandert. Merkwürdig ist die Charakterisierung der einzelnen christlichen Jahrhunderte: das vierte heißt er gelehrt, das fünfte barbarisch, das sechste widersprechend, das siebente unwissend, . . ., das neunte ausschweiflich (? s. S. 59), das zehnte politisch, . . ., das zwölfte armselig, das dreizehnte zänkerisch, das vierzehnte grausam, das fünfzehnte schismatisch oder spaltig, das sechzehnte ketzerisch, das siebenzehnte mißtrauig und das achtzehnte gleisnerisch. Besser gelungen sind seine Charakteristiken der Völker. „Jede Nation hat ihre Weise, Sorgen und Kummer zu vertreiben. Der Spanier beweint sie, der Franzose besingt sie, der Italiener verschlaft sie, der Deutsche vertrinkt sie." Als Nationalfehler der Polen bezeichnet er das Rauben, der Böhmen das Lügen, der Welschen die Buhlerei, der Franzosen die Untreue, der Spanier den Stolz u. s. f.

### 3. Die Zeit der Regentschaft.

Von der französischen Gesellschaft in den ersten Jahren der Regentschaft geben die persischen Briefe des Montesquieu ein lebendiges Bild. Unter der Maske Europa besuchender Perser, die sich gegenseitig Briefe schreiben, konnte dieser ebenso geistvolle als frivole Schriftsteller alles freimütig aussprechen, was er gegen die bestehende Sitte, Regierung und Religion auf dem Herzen hatte.

Das erste, was diesen scheinbaren Orientalen auf französischem Boden ins Auge fällt, ist die größere Beweglichkeit und Freiheit des Lebens. Die Franzosen sind viel aufrichtiger, natürlicher und heiterer als die Orientalen. Bei diesen haben selbst die Vergnügungen etwas Ernstes und ihre Freuden etwas Strenges. Die natürlichen Gefühle müssen sich unter dieselbe gleichbleibende starre Gesichtsmaske verbergen. Der Ernst der Asiaten kommt von dem geringen Verkehre, den sie unter einander haben.

Das süße Gefühl der Freundschaft ist ihnen unbekannt. Ganz anders im geselligen Frankreich, wo die Frauen den Mittelpunkt zahlreicher Gesellschaften bilden! Die Frauen haben in Europa eine Freiheit der Bewegung, die den Persern unbegreiflich scheint. Sie bieten sich den Männern mit enthülltem Gesicht, auf der Straße wie in den „Moscheen". Ihre Putzsucht und ihre Sorgen um die eigene Erscheinung sind lauter Flecken ihrer Tugend. Das Vertrauen auf ihre Tugend ist deshalb geringe. Die Männer betrachten ihre Untreue als einen unvermeidlichen Stern. Ein Mann, welcher allein seine Frau besitzen wolle, werde für einen Störer der öffentlichen Freude und für einen Narren angesehen, welcher das Sonnenlicht mit Ausschluß anderer Menschen genießen wollte. Die Männer glühen für Frauen, zumal für die Frauen anderer, obwohl es Gesetz und Religion am meisten verpönt, während in Asien, wo das Gesetz Polygamie gestattet, die Männer von verzehrender Leidenschaft frei sind. Es ist, als ob die Gesetze nur da wären, den gegenteiligen Erfolg zu erzielen, als sie beabsichtigen. Denn umgekehrt verführt die Freiheit des Weingenusses in Frankreich niemand zum Übermaß, wohl aber in Persien, wo er verboten ist.

Nichts ist wechselnder als die Mode. Das einemal türmen die Frauen Haarbauten auf, dann wieder bilden die Schuhe ein hohes Piedestal. Die Baumeister müssen die Thüren den wechselnden Launen der Mode anpassen. Der Wechsel der Mode ist so rasch, daß eine Frau, welche 6 Monate auf dem Lande war, mit ganz veralteter Mode zurückkommt.

Jede Frau will jünger erscheinen, als sie ist, und hält sich dann doch darüber spöttisch auf, wenn ihre Nachbarin dasselbe Verfahren beobachtet. Die Frauen ruinieren ihren Mann, sei es durch Kleiderluxus und Kutschen oder im Spiele. Denn sie sind dem Spiele leidenschaftlich ergeben, sie treiben es in der Jugend, um eine teurere Leidenschaft zu unterhalten und im Alter, um sich zu erheitern.

Außerdem finden sie an leerem Geplauder ein großes Vergnügen. Dieses Geplauder, bestimmt für die Toilette, scheint allmählich den Charakter des Volkes zu bilden: man schwätzt im Rat, man schwätzt an der Spitze des Heeres, man schwätzt mit den Gesandten.

Die Frauen regieren den Staat und durch ihre Hände gehen alle königlichen Gnadenerweise. Es gibt keinen Bediensteten oder Beamten am Hofe oder in den Provinzen, der nicht ein Frauenzimmer hätte, durch deren Hände alle Gnaden und oft die Ungerechtigkeiten gehen, die er durchsetzen kann. Diese Frauen haben Beziehungen zu einander, helfen

sich gegenseitig und bilden eine Republik oder einen Staat im Staate. Wer daher die Minister, Beamten und Prälaten handeln sieht und die Frauen nicht kennt, welche sie beherrschen, der sieht wohl das Spiel der Maschine, aber die Räder, die sie treiben, kennt er nicht.

Was die Männerwelt anbelangt, so ist auch sie äußerst eitel, und die Eitelkeit ist die Quelle des Reichtums ihrer Könige, denn der König braucht bloß Ehrentitel zu verkaufen und er bekommt mehr Geld, als wenn er eine Goldmine besäße. Die königliche Gnade ist die Gottheit der Franzosen, der Minister ist der Hohepriester, welcher ihr viele Opfer darbringt. Die, welche sie umgeben, sind bald Opferer, bald Opfertiere, und weihen sich selbst ihrem Götzenbilde mitsamt dem ganzen Volke.

Der Ehrgeiz der Franzosen besteht mehr darin, anderen Völkern auf dem Gebiete der Mode und der Kochkunst Gesetzgeber zu sein, als in wichtigen Angelegenheiten.

Man sagt, der Mensch sei ein gesellschaftliches Wesen; in dieser Hinsicht ist der Franzose mehr Mensch als andere, denn er scheint besonders für die Gesellschaft geschaffen. Es gibt Leute unter ihnen, die nicht bloß gesellschaftlich sind, sondern die allgemeine Gesellschaft bilden.

Sie vervielfältigen sich in allen Winkeln und bevölkern in einem Augenblicke die vier Teile der Stadt. Man fragt in der Schule, ob ein Körper zugleich an mehreren Orten sein könne: sie sind ein Beweis für das, was die Philosophen bezweifeln. Sie setzen den Hausthüren mit ihren Hammerschlägen mehr zu, als Wind und Wetter. Wollte man die Besuchslisten der Thürhüter durchgehen, so würde man ihre Namen auf tausend Arten in „Schweizer" Zügen verstümmelt finden.

Es gibt Leute, die ohne Aufhören von sich selbst reden.

Ihre Unterhaltung ist ein Spiegel, der immer ihre unverschämte Gestalt zeigt, sie haben alles gemacht, alles gesehen, alles gedacht, sie sind ein allgemeines Muster, eine unerschöpfliche Quelle von Beispielen.

Jeder Franzose hat eine Leidenschaft, geistreich zu sein, und jeder Geistreiche hat die Leidenschaft, Bücher zu machen. Um sich in der Gesellschaft Aufmerksamkeit zu verschaffen, werden förmliche Verträge auf gegenseitige Beachtung und Belobung geschlossen.

Arbeiten wir zusammen, uns ein geistreiches Ansehen zu geben, sagt einer zum andern, schließen wir eine Gesellschaft dazu! Jeden Tag machen wir aus, wovon wir sprechen wollen, und wir werden uns dann so gut unterstützen, daß uns niemand unterbrechen kann. Wir bestimmen die Orte, wo der andere Teil Beifall geben, wo lächeln und wo aus vollem Halse lachen soll. So werden wir die ganze Unterhaltung beherrschen, heute wirst du glänzen und morgen wirst du mir Hilfe leisten. Ich werde einige meiner Verse heruntersagen und du wirst sagen, ich war dabei, als er sie machte, es war bei einem Abendessen und er träumte keinen Augenblick. Ich werde von einer guten Antwort erzählen, die du einem Herrn gegeben hast u. s. f.

Es gibt Alleswisser, in einer Stunde entscheidet ein solcher 3 Fragen der Moral, 4 Probleme der Geschichte und 5 Punkte der Physik. Sein Geist wird nie vom geringsten Zweifel beunruhigt. Geht man zu den Tagesneuigkeiten über, so entscheidet er über die Tagesneuigkeiten. „Ich sprach von Persien,“ sagt Rica, „da kannte er auf einmal die Straße von Ispahan besser als ich.“

Besonders vorlaut pflegt in Gesellschaften der junge Mann zu sein, dessen Beruf, wie er selbst sagt, darin besteht, einen Gatten in Wut und einen Vater zur Verzweiflung zu bringen. „Es sind einige Leute, welche die Aufmerksamkeit von ganz Paris auf ihre galanten Abenteuer ziehen und mehr Lärm machen als der tapferste Krieger.“ Durch seinen Stolz zeichnet sich der reiche Steuerpächter von niederer Herkunft aus, der sich rühmt, mit Herzogen familiär zu sein und bei Ministern aus- und einzugehen. Da ist ferner der Poet in schlechter Kleidung, er schneidet Gesichter, spricht anders als die übrigen und hat keinen Geist zu sprechen, sondern spricht, um Geist zu haben. Der alte Soldat will bei allen berühmten Schlachten früherer Zeit gewesen sein, seitdem er nicht mehr dabei ist, geht alles schlechter.

Nur eine Gesellschaftssorte unterläßt Montesquieu zu schildern, nämlich die Freigeister, die libertins, zu denen er selbst gehörte. Dagegen häuft er allen Spott auf die Mönche, die „Derwische“, die Kasuisten, die Bischöfe und den Papst. Der katholischen Religion wirft er vor, sie verhindere die Volksvermehrung und begünstige die Intoleranz. Die Toleranz, meint er, verdiene unbedingten Vorzug, weil sie den Wettkampf der Religionen fördere. Eine geduldete Religionsgesellschaft zeichne sich immer durch Sittenstrenge aus und sporne die herrschende Kirche zur Nacheiferung an. Die Einführung einer neuen Sekte sei immer ein Mittel gewesen, die Mißbräuche der alten „Sekte“ zu beseitigen. Beide Sekten bemühen sich um die Wette, den Thron zu stützen und ihm gehorsam zu sein. Die konfessionelle Minderheit bringe dem Staate großen Nutzen, indem sie ihren Eifer weniger auf hohe Ehrenstellen, als auf Erwerb richte und die Volkswirtschaft hebe. In der That zeichneten sich die Hugenotten in Frankreich und die Mauren in Spanien durch ihre Gewerbsamkeit aus und ihre Vertreibung wirkte nachteilig auf Handel und Gewerbe.

So grundlos die Angriffe Montesquieus auf die Kirche und ihre Organe sind, so vollberechtigt sind die flammenden Worte, die er mit heiliger Entrüstung über das System Laws ausspricht (s. I, 113).

„Das größte Unrecht, das ein unredlicher Minister anrichtet, besteht nicht darin, daß er seinen Fürsten betrügt und sein Volk zu Grunde richtet, sondern daß er ein schlimmes Beispiel gibt. Dadurch wurde eine edle Nation gründlich verdorben und ward das letzte der Völker. Die tugendhaftesten Menschen thaten unwürdige Dinge und brachen Verträge. Habgierige Schuldner erlogen eine Bezahlung, die sie nie gemacht hatten und stießen ihren Wohlthätern das Messer in die Brust. Ich gehe, sagt solch einer, mit einem schwarzen Manne, der ein Tintenfaß in der Hand und ein gespitztes Eisen am Ohr hat, um alle zu ermorden, denen ich Geld schuldig bin. Viele kauften Papiere oder vielmehr rafften eichene Blätter vom Boden auf, um sie an Stelle des Vermögens von Witwen und Waisen zu legen. — In einem Augenblick bildete sich eine Verschwörung des Reichwerdens, nicht durch ehrliche Arbeit, sondern durch den Ruin des Staates und der Mitbürger."

Die französische Unsittlichkeit behält immer noch etwas Elegantes, Feines und Liebenswürdiges, wenn sie auch schon weit gediehen ist. Der Franzose ist zu gesittet, um in ganz niedere und schmutzige Schlemmerei zu fallen, und verabscheut wüsten Lärm und grelle Scenen. Ganz anders ist das im „frommen" und düstern England. Wenn hier einmal das Tier im Menschen erwacht ist, wird es geiler, als ein Hund, unbändiger, als ein Stier und schmutziger, als ein Schwein. So wenigstens schildert Hogarth die englische Sitte in seinen weit und breit bekannten Stichen. Er steht aber nicht allein; was er schildert, erscheint vielmehr nur als eine plastische Übertragung dessen, was ein Rochester, Wycherly und andere Schmutzschreiber darstellen. Es ist ein bodenloser Abgrund der Sittenlosigkeit, in den uns Hogarth schauen läßt, in seinen Gemälden englischen Lebens fehlt auch jeder versöhnliche Zug, wie er bei spanischen, französischen und deutschen Satirikern sich findet. Da ist keine Spur zu finden von Geist und Witz, von Anmut, Naivität oder Gutmütigkeit, von Würde oder Stolz, wie bei jenen Satirikern. Die Leidenschaft ist herzlos und die Liebe ist frostig. Es war die Zeit der „kalten Herzen und kleinen Geister", wie Macaulay sagt, in welcher Hogarth aufwuchs, das goldene Zeitalter der Feiglinge, Lüstlinge und Sklaven, der „zwerghaften Talente und der riesigen Laster". Die Herren und Damen des Hofes trugen ihre Schamlosigkeit zur Schau und es war in vornehmen Kreisen Mode, sich zu berauschen und sich dabei seiner Schlechtigkeiten zu rühmen (vgl. S. 379 ff.).

In dieser Zeit machte Hogarth seine Studien und schilderte, was er schaute, mit geistreichem Witze und galligem Humor. Die Zustände und Personen, die er vorführt, spielen meistens in vornehmen Kreisen, stehen aber auf der tiefsten Stufe der Moralität. Das Laster überwiegt so sehr das Gute und Edle an seinen Menschen, daß man sich mit Abscheu von ihnen wegwendet, und seine Schilderungen haben deshalb eine moralische

Wirkung, so unmoralisch ihre Stoffe sind. Sie zeigen das Laster ohne Schminke und decken die Schande ohne Scheu auf. Wer daher noch einen Kern gesunden und ehrlichen Sinnes hat, der muß mit Widerwillen und Ekel vor diesem Leben erfüllt werden.

Die Buhlerin, deren Lebenslauf uns Hogarth in sechs Blättern vorführt, stammt aus einer ehrbaren Familie. Ihr Vater ist ein armer anglikanischer Vikar, der von einem reichbepfründeten Pfarrrektor für den Kirchendienst um elenden Lohn gemietet war. Die Armut und Not führte sie nach London, wo sie gleich in die Klauen einer schlechten Wirtin gerät und von einem berüchtigten Schandmenschen ausgenützt wird. Von diesem weggeworfen, fällt sie einem reichen Juden in die Hände und unterhält gleichzeitig mit andern Männern Beziehungen. Sie sinkt immer tiefer im Dienste der Venus pandemos, wird zur Diebin und Betrügerin, kommt vor Gericht und wird hier ins Arbeitshaus zum Hanfklopfen verurteilt. Hogarth führt bei dieser Gelegenheit eine saubere Gesellschaft von Züchtlingen vor, die man sehen muß und nicht beschreiben kann. Aus dem Arbeitshaus entlassen, bewegt sich die Dirne in schmutzigster Gesellschaft und stirbt mit Hinterlassung eines rachitischen Kindes. An ihrer Leiche streiten sich zwei Ärzte, ein spindeldürrer hektischer Franzose und ein dicker wassersüchtiger Deutscher, und über ihrem Sarge halten ihre Zunftgenossinnen ein fröhliches Bankett.

Der Liederliche hat als Student ein Mädchen verdorben und will sie mit elendem Gelde abfinden, wie das erste Gemälde darstellt. Sein Vater, ein Geizhals erster Größe, ist eben gestorben und der Sohn ist mit dem Gerichtsschreiber in sein Allerheiligstes eingedrungen. Die Geldkisten stehen reich beladen umher, dazwischen hängen und liegen elende Lumpen, Krücken, Küchengeschirr und schlechte Speisen und entstellen den eisig kalten Raum, welcher nach einem halben Jahrhundert zum erstenmal wieder geheizt wird. Der Gerichtsschreiber ersieht einen günstigen Augenblick, zu plündern, da der Liederliche sich eben eine Trauerhose anmessen läßt. Im nächsten Bild ist er bereits viel weiter in der Eleganz und Kultur vorangeschritten; schon im Morgenanzug umgeben ihn gleichzeitig acht Lehrer, lauter Meister edelster Künste: der Fecht- und Boxkunst, der Gärtnerei und Musik, ein Tanzmeister, ein Bravo und ein Jockey. In dieser Gesellschaft wird der Morgen verbracht, nachts umgibt ihn eine zartere Gesellschaft, die ihn nach allen Richtungen „auszieht“. Sein riesiges Vermögen ist rasch verthan, er fängt an, Schulden zu machen, aber bewegt sich immer noch in vornehmen Kreisen. Eben läßt er sich in einer Sänfte zum Geburtsfest der Königin nach St. James tragen, als ihm durch die Polizei ein Arrestzettel überreicht wird. Das Mädchen, welches er als Student verdorben, springt ihm für die augenblickliche Not bei, aber er wird dadurch nicht gerührt, sondern heiratet eine häßliche Witwe mit großem Vermögen. Ausgezeichnet ist der das Paar kopulierende Geistliche und der Küster dargestellt. „Man meint,“ sagt Lichtenberg, „den Küster sein langweiliges Amen eben wie ein Uhrwerk herabschnappen zu hören.“ In die Kirche ist bereits ein Hauch der Aufklärung eingedrungen, ein Spinngewebe hängt über der Öffnung der Armenbüchse und der dienende Knabe aus der mit der Kirche verbundenen Armenschule gleicht einem Bettler. Sein erheiratetes Vermögen hat der Liederliche bald durchgebracht, er verspielt den letzten Rest in Whites Kaffeehaus, einer berüchtigten Spielhölle in London. Da sitzt er, von Verzweiflung krampfhaft gefaßt,

auf dem Boden, die Perücke von sich schleudernd, die Faust geballt gegen den Himmel haltend, und um ihn stehen und sitzen seine Spielgenossen, die einen voll Kälte, die andern voll Schadenfreude oder voll Mißmut und Schrecken. Ein ferneres Bild stellt ihn im Schuldturm dar, vor dem er sich vergebens durch Abfassung von Theaterstücken zu retten sucht, neben ihm ein Alchimist und ein verlumpter Poet. Das Ende ist das Narrenhaus.

Eine derartige Heirat nach der Mode, wie sie der Liederliche einging, hat Hogarth noch eigens behandelt. Ein armer Adeliger muß eine reiche Bürgerstochter heiraten. Schon am Heiratstage kehren sich die beiden den Rücken und der Prokurator oder Notar knüpft ein zärtliches Verhältnis mit der Braut an. Das zweite Bild zeigt das edle Paar nach durchschwelgter Nacht, sie hatte Gesellschaft gehabt, und er hatte sich außerhalb des Hauses herumgetrieben. Alles ist Schlaffheit und Verkommenheit an ihnen. Der Haushofmeister wollte eben die Haushaltungsrechnung bereinigen lassen, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Beide treiben so ihre Liederlichkeit eine Zeitlang, bis der Mann von seinem Nebenbuhler, dem erwähnten Notare, erstochen und dieser dafür hingerichtet wird.

Hogarth hatte in der Litteratur einen ebenbürtigen Genossen, Jonathan Swift. Swifts Satire kennt ebensowenig eine Grenze als diejenige Hogarths. Gehen doch auch die Laster der Zeitgenossen über alles Maß hinaus! Er findet in der menschlichen Gesellschaft bald ein zwergenhaft kleinliches Treiben, bald einen riesengroß angewachsenen Dünkel, eine aufgedunsene Hohlheit und maßlose Üppigkeit und schildert sie, indem er als reisender Gulliver das Zwergenvolk der Liliputaner und das Riesengeschlecht in Brobdingnag besucht. Alles ist verdorben vom König, der alle Laster versteht, und dem Minister, dem öffentlichen Kuppler, bis zur Hefe des Volkes. Die alles verschlingenden, taumelnden Yahoos sind das Abbild der Menschheit, und es stände um diese nicht schlimmer, wenn einmal Insassen des Irrenhauses an ihrer Spitze ständen. Denn Narren sind alle großen Genies. Swift macht daher den Vorschlag, es einmal zu versuchen.

„Da ist ein Student, der sein Stroh zerreißt, der flucht, lästert, mit Schaum im Munde an seinem Gitter rüttelt und sein Nachtgeschirr den Zuschauern ins Gesicht wirft; möge die hochwürdige Prüfungs-Kommission ihm ein Regiment Dragoner geben und ihn mit den übrigen nach Flandern schicken. . . . Da ist ein anderer, der ernst sein Hundeloch ausmißt, ein Mann von Voraussicht und Einsicht, der gravitätisch stets in gleichem Schritt einhergeht, viel von schlechten Zeiten, von Steuern und von der babylonischen Hure redet, pünktlich um acht Uhr den hölzernen Laden seiner Zelle zuriegelt und von Feuer träumt. . . . Zu welcher Bedeutung würden sich alle diese Fähigkeiten erheben, wenn man den Besitzer in die city schickte mitten unter seine Brüder."

Auch über die bestehenden Religionszustände gießt Swift seinen Spott aus. Er vergleicht die Katholiken, Anglikaner und Puritaner mit drei Söhnen, welchen ein Vater je ein Kleid hinterließ, mit der Bedingung,

es nicht zu ändern, sonst weiche der Segen von ihnen. Die Söhne kehren sich aber wenig um das Gebot, verdrehen das Testament in sophistischer Weise und setzen dem Kleide goldene Borten, Silberfransen, bauschige Schulterstreifen und samtnes Futter an. Zwei der Brüder, Martin (der Anglikaner) und Johann (der Puritaner), bekommen zuletzt Gewissenszweifel; der erste entfernt einige auffallende Stücke, der letztere reißt alle Zuthaten weg, geht in Lumpen und wird halb verrückt.

Trat Swift seiner Zeit mit der Miene Demokrits entgegen, so faßte Addison seinen Beruf als denjenigen des Sokrates auf. Er wollte bessern, aufklären und erziehen, und zwar in milder, einschmeichelnder und sanfter Form. Daher wählte er den leichtesten Stil, verpflanzte die zwangslose Plauderei der Franzosen in die Litteratur und wandte die mildeste Form der Ermahnung an. Seine Absicht spricht er teilweise in folgenden Zeilen aus:

Man berichtet von Sokrates, daß er die Philosophie vom Himmel zu den Menschen gebracht habe. Ich strebe nach keinem andern Ruhm, als daß man von mir sage, ich habe die Philosophie aus den Studierzimmern und Bibliotheken, aus den Schulen und Universitäten in die Klubs und Versammlungen, an die Theetische und in die Kaffeehäuser verpflanzt. Deshalb empfehle ich ganz besonders meine Betrachtungen allen wohlgeordneten Familien, die jeden Morgen eine Stunde für Thee und Butterbrot reservieren; und ich fordere sie auf, sich dieses Blatt pünktlich servieren zu lassen und es als einen Teil des Theegerätes zu betrachten.

Die „fahrenden Ritter“ des Lasters erinnert er daran, daß sie sich selbst erniedrigen und verächtlich machen. Die Frauen ermahnt er, sich weniger die Nacktheit als Unschuld ihrer Stammmutter Eva zum Vorbild zu nehmen. Er verzweifelt daran, die weiblichen „Salamander“, welche im größten Feuer der Leidenschaft keusch bleiben wollen, zu bekehren, aber diejenigen, welche noch keine Salamander sind, bittet er, das zu vermeiden, was die Religion Versuchungen und die Welt Gelegenheit nennt. Er verherrlicht das genügsame und zufriedene Leben eines englischen Freisassen und Familienvaters.

„Wenn ich einen meiner Landsleute sich in seinem kleinen Kohlgarten vergnügen sehe, so betrachte ich ihn naturgemäß wie eine wichtigere Person, als den reichsten Weinbergbesitzer in der Champagne. Es ist ein unnennbares Vergnügen, etwas sein eigen zu nennen.“

„Nichts ist für das Mannesherz angenehmer, als Macht oder Herrschaft, und diese glaube ich als Familienvater in reichlichem Maße zu besitzen. Fortwährend bin ich beschäftigt, Befehle zu geben, Pflichten vorzuschreiben, Parteien anzugehören, Recht zu sprechen, Belohnungen und Strafen zu erteilen. . . . Kurz, ich betrachte meine Familie als einen patriarchalischen Staat, in dem ich zugleich König und Priester bin.“

Seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts verbreitete sich der Kaffee und das Kaffeehaus in Europa.[1]

Aus dem Jahre 1713 berichtet Montesquieu: „Der Kaffee ist sehr im Gebrauch in Paris und es gibt eine große Menge offener Häuser, wo man ihn ausschenkt.“ Der Dramatiker Goldoni läßt den Diener eines Kaffeehauses sprechen: „Man muß frühe aufstehen, und alle bedienen. Zu guter Stunde kommen die, welche Reisen zu machen haben, die Arbeiter, die Schiffer und Matrosen, und alles, was sich frühe erhebt. Früher war Branntwein im Gebrauch und jetzt ist es der Kaffee. Man möchte vor Lachen bersten, sagt der Diener, daß selbst die Lastträger kommen, ihren Kaffee zu trinken. Jene Frau, zu der ich alle Morgen den Kaffee trage, bittet mich jedesmal, ich möchte ihr für vier Dreier Holz kaufen, und doch will sie Kaffee trinken.“

Die Kaffeehäuser wurden ein beliebter Versammlungsort für Hohe und Niedere. Hier erfuhr man die ersten politischen Neuigkeiten, besprach die Aufführungen des Theaters und die Werke der Dichtkunst. Ja, man verstieg sich sogar zu gelehrten Disputen und stritt z. B., wie Montesquieu sagt, über den größern und geringern Wert des Homer. Der Streit konnte so lebhaft werden, daß man sich in aller Gemütlichkeit die gröbsten Beleidigungen und den bittersten Spott sagte, während man einen ehrlichen Bürger ohne Einsprache verunglimpfen ließ. Aber was noch schlimmer war, die Kaffeehäuser wurden auch zu einer Brutstätte der Frivolität, des Libertinismus und der Spielwut. Viele Kaffeehäuser wurden Spielhöllen und ruinierten den Wohlstand und die Sittlichkeit ihrer Besucher.

Kaffeehaus und Spieltisch erscheinen besonders häufig in den Lustspielen Goldonis, die Geist und Sitte der italienischen Gesellschaft in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts getreu widerspiegeln. Es ist ein leichter und leichtsinniger Geist, der hier herrscht, der Geist des Spieles und Abenteuers. Das Spiel ist ein gewöhnliches Motiv seiner Stücke. An das Spiel knüpfen sich Liebesaffairen, häusliche Zwistigkeiten, drückende Not und Unglück, und so rückt es selbst in den Mittelpunkt der Handlung. Die Spielwut führt zum niedersten Abgrund der Sittenlosigkeit. Die Besitzer von Spielhäusern leisten der Leidenschaft Vorschub, leihen um Wucherzinsen neue Summen, lassen sich in betrügerische Spiele ein und zerstören so das Lebensglück von Männern und Jünglingen. Um Geld aufzubringen, mißbraucht der Kaufmannssohn den Kredit seines Vaters, läßt sich von einem armen Dienstmädchen und einem alten Arzte ihr erübrigtes Vermögen leihen, verschwendet und verspielt es aber in einer

[1] Das erste Kaffeehaus gab es 1671 in Marseille, 1672 in Paris, 1683 in Wien, 1686 in Nürnberg und Regensburg, 1687 in Hamburg, 1712 in Stuttgart, 1721 in Berlin. Zur Würdigung des Kaffeegenusses s. S. 50.

Stunde wieder. Die Affenliebe des Vaters freilich gibt ihn nicht auf, obwohl er an den Rand des Bankerottes gerät, wenn ihn der offenherzige, gerade, aber ehrliche holländische Freund nicht retten würde.

Eine andere Form des Spieles ist das Abenteurerleben, wie es nach Art der spanischen Schelmenromane geschildert wird. Da spielt der aventuriere onorato bald die Rolle eines Sekretärs, bald eines Schulmeisters und Theaterdichters, bald eines Arztes, bald eines Advokaten oder Kanzlers des Kriminalgerichtes, in allen Fächern sattelfest und so gewandt, daß er einem durch gelernte Advokaten bereits verlorenen petitorischen Prozeß durch die Wendung in ein possessorium wieder aufhilft, dem Statthalter von Sicilien die weisesten Regierungsmaßregeln zu geben versteht und bei einer reichen Witwe alle Freier, Marquis und Grafen, mühelos verdrängt. Schlecht ergeht es dagegen einem andern Abenteurer, welcher sich für einen Grafen ausgibt und einen adeligen Gimpel samt seiner Frau und Tochter fängt. Er lebt flott auf ihre Kosten und spielt mit einigen neuen Betrügern, einem Doktor und einem Antiquar, unter einer Decke, um durch Betrug mit alten Gemälden &c. jenem dummstolzen Manne sein letztes Geld aus der Tasche zu jagen. Doch am Ende wird ihm durch seinen ehrlichen Vater ein Strich durch die Rechnung gemacht, und er muß mit Schanden abziehen.

Den Krieg behandelt jugendlicher Leichtsinn, z. B. in dem Stück „la guerra“, wie ein Spiel. Die Soldaten und Offiziere setzen ihr Leben ebenso kühn aufs Spiel, als ihr Vermögen, und gehen sorglos von den Würfeln weg in den Sturm. Der Kriegskommissar und die Marketenderin kann den Krieg nicht genug loben, auch einfache Bauersleute werden pfiffig und lassen ihre Tochter mit Eiern und Käse ins Lager, damit sie zugleich auch anderes feilbiete.

Wie noch heute sucht ein großer Bruchteil der italienischen Bevölkerung auf Kosten des andern, sei es mit Betrug, sei es durch aufdringlichen Bettel oder Nötigung zu leben. Der Hang zur Bequemlichkeit und zum Spiel macht sich in allen möglichen Formen geltend. Viele belästigen wochenweis ihre freundlichen Wirte mit ihrem Quartier, ohne einen Heller zu zahlen, und was treiben die Gäste? Tändeleien. Da hat ein solcher Gast zwei Töchter, die eine Dichterin, die andere Komponistin, er selbst lebt von lauter Entzücken über ihre schönen, aber fruchtlosen Talente. Die alte Witwe hält einen Salon mit der unvermeidlichen Spielbank und steckt schöne Gewinne ein. Die schöne, kluge und vorsichtige Gastwirtin (locandiera) läßt sich Geschenke von zahlreichen Freiern

geben, hält sie aber alle für Narren, und die Bauersfrauen, weniger zart, spekulieren auf die Leidenschaften ihres reichen Lehensherrn.

Allein es wäre einseitig, nur die Schattenseiten des damaligen italienischen Lebens zu zeigen. Es findet sich noch viel Ehrlichkeit und Einfachheit. Die Gemeindevertretung des Dorfes in dem Stück „Il feudatario“ (Lehensherr), welches seinen neuen Herrn empfängt, ist zwar nicht übermäßig klug, ihre Beratung schweift jeden Augenblick auf ihr Geschäft, ihre Weinberge und die Jagd ab, lächerlich ist ihr Rangstreit und übertrieben ihr Huldigungserweis, allein die Bauern sind ihrer Herrschaft ergeben und die Zeit der Auflehnung ist ferne. „Wie ehrlich ist der Kaffeewirt von Venedig“! Derselbe sucht den Glücksspieler und den Spielwirt, seinen Nachbar, auf bessere Wege zu bringen, leiht selbst etwas her, um seinen Freund aus der Klaue des Wucherers zu bringen, und macht alles wieder gut, was der gewissenlose Schwätzer an der Ehre schadet.

Dieser Schwätzer Marzio ist ein interessantes Original venetianischer Sitte. Alles sucht er auszuschnüffeln und sieht überall gleich Schlechtigkeit. Da der offene Verkehr einer Sängerin keinen Argwohn veranlaßt, weiß er von einer geheimen Hintertreppe zu berichten, wo es hin- und zurückströmt. Flusso e riflusso: das ist nun seine Parole, die er selbst aus der Barbierstube, den Schaum auf der Lippe, jedem zuruft, der es hören will. Eine Pilgerin will er schon einmal in anderer Gestalt gesehen haben und behauptet dreist das Schlechteste. Alle Geheimnisse plappert er aus, er leidet aber zuletzt die verdiente Zurechtweisung.

Durchaus ehrlich, tüchtig und besorgt ist der venetianische Advokat. Im Widerstreit mit seiner Herzensneigung folgt er seiner Pflicht und verteidigt seinen Klienten gegen die Geliebte und zu deren Schaden. Bei dieser Gelegenheit führt Goldoni einen ganzen Prozeß im Theater auf und läßt seine juristischen Kenntnisse wie auch sonst einigemal glänzen.

Die Sache war die: Ein kinderloser Mann hatte ein Mädchen, eben die jetzige Geliebte des Advokaten, adoptiert und ihr sein Vermögen geschenkt. Nachher wurde ihm ein Sohn geboren. Bei seinem Tode aber unterließ er, genauer zu testieren, und es handelte sich nun darum, ob jene Schenkung durch das gesetzliche Erbrecht jenes Sohnes aufgehoben sei. Der Richter bejahte dies nach einer langen Rede des genannten Advokaten, in der einleitend das venetianische über das römische Gesetzbuch gestellt wird. In anderer Gestalt, als bei Goldini erscheint bei Goethe („Italienische Reise“) der venetianische Advokat. Hier heißt es:

„Der Advokat war alles, was ein übertriebener Buffo nur sein sollte. Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorspringendes Profil, eine Stimme wie Erz, und eine Heftigkeit, als wenn es ihm aus tiefstem Grunde des Herzens ernst gewesen wäre, was er sagte. Der Prozeß ist eine Komödie, weil alles wahrscheinlich schon fertig ist, wenn diese öffentliche Darstellung geschieht: die Richter wissen, was sie sprechen sollen, und die Partei weiß, was sie zu antworten hat.“

## V. Die Wandlungen der modernen Ideen.

### 1. Der Rationalismus.

1. Unter Ludwig XIV. bewegte sich das Leben immer noch in gewissen Formen der Zucht und des Anstandes, auch wenn es innerlich faul geworden war. Während der Regentschaft aber wurde die Genußsucht zur Lebensmaxime und die Liederlichkeit zur öffentlichen Sitte, allerdings eine feine, formvolle und nervöse Liederlichkeit, weit entfernt von der Roheit und Brutalität, mit der sie kurz vorher noch in der höheren Gesellschaft Deutschlands geherrscht hatte.

Ein neuer Epikureismus verbreitete sich, ein Streben nach Verfeinerung der Genüsse und Rechtfertigung des Genußlebens. Der Ernst und die Gewissenhaftigkeit verschwand aus dem Leben und der Lebensauffassung. Der Beruf und das Geschäft wurde wie ein Spiel getrieben und ein schwindelhafter Spekulationsgeist bemächtigte sich der Unternehmungen. Das Gewissen, durch freche Genußsucht betäubt, schwieg auch zu dem Betrug und zur Unehrlichkeit im Geschäftsbetrieb. Das Glaubensleben starb ab und die Religion verflüchtigte sich zu einer blassen Erinnerung. Ganz freilich ließen sich nicht alle religiösen Antriebe betäuben. Die Jugenderziehung hatte die religiösen Begriffe zu tief ins Herz gesenkt. Daher erklärt es sich, daß auch den sinnlichen Menschen ein gewisser idealer Trieb nicht verließ und im Zweifel das Bedürfnis nach einer festen Position, im Unglauben der Drang nach einem neuen Glauben erwachte. Man begnügte sich weder mit reiner Verneinung noch mit resultatloser Skepsis oder vollständiger Gleichgiltigkeit, sondern sah sich nach einer neuen Weltanschauung um. Im 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts hätte man zu diesem Zwecke irgend ein antikes Lebenssystem gewählt, das der Begehrlichkeit keine zu schweren Schranken gesetzt hätte. Dazu war aber die Zeit vorüber. Dem jetzigen Stande der Wissenschaften, deren oberflächliche Resultate bereits der Backfisch sich aneignete,[1] entsprach eine solche Aushilfe nicht mehr. Es gab bereits mehrere Systeme der Weltanschauung, welche die Resultate der fortgeschrittenen Wissenschaft in sich aufgenommen hatten, nämlich die Systeme des Cartesius, Spinoza, Leibnitz und Locke.

Diese Systeme gingen alle von dem Streben aus, die Welt- und Lebenserscheinungen möglichst einfach und natürlich zu erklären, nichts, was dem gemeinen Verstand widerspricht, aufzunehmen, und das Gebiet

[1] cf. Destouches, la fausse Agnès.

des Übervernünftigen möglichst einzuschränken oder ganz zu beseitigen. Die neuen Systeme stützten sich auf eine fortgeschrittene Wissenschaft, eine neue Natur- und Geschichtserkenntnis.

2. Die Natur- und Geschichtsforschung hatte seit der Renaissance einen ungeahnten Aufschwung genommen. Galilei, Kepler und Newton begründeten die mechanische Weltauffassung und schränkten die alte Ansicht von einer dynamischen Innerlichkeit und einer durchgängigen Zweckmäßigkeit auf ein enges Gebiet ein. Aus der Natur der wirkenden Einzel- und Gesamtkräfte, der Atome und Weltkörper folgen nach dieser Anschauung all ihre Bewegungen und Verbindungen von selbst, ohne höherer Eingriffe zu bedürfen. Ein unverbrüchliches Naturgesetz, der Ausdruck des Wesens der Dinge bestimmt alle Veränderung und so wenig die Erscheinungen zu ihrer Erklärung einer transcendenten Ursache bedürfen, so wenig lassen sie sich durch übernatürliche Kräfte, durch transcendente Eingriffe in ihren Wirkungen wunderbar hemmen oder verstärken. Das Wunder als Durchbruch der Naturordnung ist daher unmöglich. Alles geht natürlich zu und Wunderberichte sind natürlich zu deuten oder aus dem Irrtum der Erzähler zu erklären.

Dieser letzten Annahme kam die historische Kritik entgegen. In den Schulen der Mauriner herangereift, war die Kritik zu einer Macht geworden. Sie wurde bald auch auf die heilige Schrift übertragen und bekanntlich ist Richard Simon, ein Oratorianer, der erste, der dies that. Bald darauf verfiel der Arzt Astruc auf jene verhängnisvolle Hypothese, wonach die Bücher Mosis aus zwei Quellenschriften zusammengesetzt seien. Bald wurden auch die Evangelien dieser Kritik unterworfen.

Noch einschneidender und gefahrvoller als diese mehr formale Thätigkeit der Kritik war der materiale Versuch, aus der Geschichte alles Übernatürliche ebenso zu beseitigen, wie aus der Natur. Wenn einmal in der Natur kein höherer Zweck mehr herrschen darf, dann ist er folgerichtig auch aus der Geschichte zu verbannen. Es gibt dann keine göttliche Lenkung des geschichtlichen Menschenwillens, keine Verstärkung, Verbindung und Erhebung geschichtlicher Kräfte mehr, die ihnen nicht schon von Haus aus eigen gewesen wäre. Gott kann sich dann auch weder im Innern des Menschengeistes noch unter sinnlicher Erscheinungshülle an einem bestimmten Orte und in bestimmter Zeit offenbaren. Denn dies würde den Gesetzen unseres Denkens, Sehens und Hörens widersprechen. Der erste, der diese Schlüsse mit unerbittlicher Logik zog, war Spinoza. Konsequent, wie wenige, hat er nicht nur in der Philosophie der Natur,

sondern auch in der Philosophie der Religion mit der mechanischen Weltauffassung Ernst gemacht, während sich Leibnitz nie über die Tragweite der mechanischen Verkettung seiner Monaden klar wurde.

Spinoza leugnet nicht nur die Thatsächlichkeit und Möglichkeit, sondern auch allen Wert und Nutzen eines Wunders. Auch zugegeben, daß ein Wunder möglich wäre, meint Spinoza, so wäre es doch unnütz zum Erweise Gottes und seiner Macht. Denn

a) Gottes Dasein gründe sich für uns auf feste, unerschütterliche Gründe über einen ebenso festen Bestand und eine sichere Ordnung der Natur, auf die ewig giltigen Gesetze der Natur. Ein Wunder bringe nur Verwirrung in die Ordnung der Dinge und Gedanken.

b) Geschichtliche Thatsachen seien nie so sicher und so allgemein bekannt, um eine Vernunftwahrheit darauf zu bauen. Eine solche müsse sich auf allgemeine, an sich klare und bekannte Begriffe (communes notiones per se certae et notae) stützen.

Nec fides historiarum, quantumvis certa, Dei cognitionem, et consequenter nec etiam Dei amorem nobis dare potest. Amor enim Dei ab eius cognitione oritur; eius autem cognitio ex communibus notionibus per se certis et notis hauriri debet.

Endlich haben die alttestamentlichen Ceremonien keinen Wert, als höchstens blinden Gehorsam zu erzeugen.

Quae ex solo mandato et instituto bona sunt, vel ex eo quod alicuius boni sint repraesentamina, ea nostrum intellectum perficere nequeunt, nec aliud nisi merae umbrae sunt nec inter actiones, quae quasi proles aut fructus intellectus et sanae mentis sunt, numerari possunt (tr. th. p. IV, 18 ff.).

Gegen diese Ansicht ist zu erwidern, daß historische Erscheinungen göttlicher Thätigkeit uns mannigfache Belehrung über eine Seite seines Wesens geben[1] und daß die Ceremonien manches schöne Gefühl in uns erwecken können. Allerdings trifft dieser Einwurf Spinoza deshalb nicht, weil er keinen lebendigen Gott kennt, zu dem man in engere Beziehungen treten kann.

3. Mit der Scheu vor dem Wunder ist die vor dem Geheimnisse nahe verwandt. Unserem Alltagsverstand ist beides unbequem. Gewöhnt, nur natürliche Dinge und Vorgänge zu sehen, und auf der regelmäßigen Bahn alltäglicher Erscheinungen seinem kausalen Instinkte zu folgen und Gleiches mit Gleichem zu verbinden, versteht sich unsere Vernunft schlecht auf die Daseins- und Wirkungsformen des Übernatürlichen. Das göttliche Insichsein und Insichleben liegt weit hinaus über

[1] So erschien die Gerechtigkeit Gottes in der Sündflut, die Liebe auf Golgatha.

ihren Gesichtskreis und sie kommt hier mit ihrem drei und eins nicht aus. Nicht weniger entgeht ihr die tiefere Art und Weise, wie das Göttliche die Naturkräfte zum Wunder steigert und wendet, wie das Göttliche mit dem endlichen Willen in der Gnade sich verbindet und wie es sich endlich im Fleische verleiblicht (Christus).

Wem der seelische Schwung und die geistige Kraft abhanden kommt, sich ins Übernatürliche unmittelbar zu versenken, dem Unendlichen sich anheimzugeben und von hier aus das Endliche zu fassen, wer am Endlichen haften bleibt und sich hier im Kreise dreht, der wird im Dunkel des Geheimnisses nie heimisch. Er kann aber immerhin noch in doppelter Weise Stellung zu dem Geheimnisse nehmen. Entweder hält er das Dogma für einen frommen Wahn oder er faßt die Glaubenslehren als symbolische Verhüllung und deutet z. B. die Trinitätslehre dahin, daß sie ein parabolischer Ausdruck der Wahrheit ist, daß Gott will, denkt und fühlt, d. h. die ewige Macht, Weisheit und Liebe ist, die Christologie dahin, daß Christus eine göttliche Sendung in sich fühlte u. s. f.

Letztere Stellung nimmt Locke ein, wenn er sagt, die Offenbarung biete mühelos und früher Wahrheiten, welche die Vernunft viel später und schwerer findet. Insofern sich eine solche Stellung darüber besinnt und bewußt wird, daß ihre Deutung nicht der eigentlich gemeinte Sinn ist, muß sie diesen Sinn selbst als Unsinn und Wahn betrachten und insofern sich der ersten Ansicht nähern, wie sie von den übrigen Freidenkern Englands gehegt wurde.

Diesen Wahn selbst hat man früher als absichtliches Erzeugnis betrügerischer und selbstsüchtiger Priester angesehen, erst das 19. Jahrhundert hat ihn einer absichtslos Mythen bildenden Phantasie zugeschrieben. Strauß war der erste, der diesen Begriff aus der wissenschaftlichen Mythologie herübernahm und damit den verhängnisvollen Schritt that, Offenbarungsreligion und Mythologie auf eine Stufe zu stellen. Denn vordem hatte man beides als verschiedene Dinge angesehen.

4. Es war ein altes Verfahren der Apologeten, das Christentum als die natürliche und ursprüngliche Religion darzustellen. Denn nur dasjenige, was von jeher und immer, wenigstens von den Besten und Weisesten der Völker geglaubt wurde, schien den Anspruch auf Absolutheit erheben zu dürfen, daher das Bestreben schon im Alten Bunde, dann bei den Griechen, Ägyptern, Babyloniern und Persern, die Geheimnisse des Christentums finden zu wollen. Mit dem Gedanken der Entwicklung war man wenig vertraut und selbst Bossuet und Leibnitz haben trotz allen historischen Sinnes demselben wenig Raum gegeben. In der protestantischen Kontroverse handelte es sich immer darum, was die Urkirche

geglaubt hatte, und in der deistischen, ob die christliche Religion die ursprüngliche oder natürliche ist. Wie die Protestanten haben die Deisten von diesen Voraussetzungen aus das Ursprüngliche in jener Gestalt, wie sie es fanden, festzuhalten gesucht, das Christentum und die Naturreligion, frei von spätern Zuthaten.[1] Die Deisten hielten dafür, daß in einer monotheistischen Vernunftreligion nicht nur alle Völker und Zeiten in erfreulicher Weise übereinstimmen, sondern daß eine solche auch den Bedürfnissen des Herzens und Verstandes genüge. Es war zuerst Herbert von Cherbury, welcher in seiner Schrift über die Religion der Heiden (de religione gentilium) den Nachweis zu liefern versuchte, daß alle Religionen in folgenden Grundsätzen übereinstimmen.

1. Es ist ein Gott. 2. Diesem muß man dienen. 3. Frömmigkeit und Tugend ist der hauptsächlichste Teil seines Dienstes. 4. Wir müssen unsere Sünden bereuen, und wenn wir das thun, so vergibt sie uns Gott. 5. Es gibt eine Belohnung für die guten Menschen und Strafen für die Bösen, sowohl in diesem als im andern Leben.

Alles, was darüber hinausgeht, seien es nun heidnische Mythen oder christliche Dogmen und Satzungen, ist überflüssig, äußerlich und vergänglich, ja verderblich und schädlich. Nur soweit es mit jenen Grundsätzen übereinstimmt oder in Übereinstimmung gebracht werden kann, ist es haltbar; das Christentum kann daher nur in dem Grade fortdauern und sich forterhalten, als es sich jener Forderung anpaßt.

„In den späteren Zeiten des Heidentums," sagt Herbert, „machten Platoniker, Stoiker, überhaupt alle Philosophen den Versuch, die Religion auf Tugend und Pietät gegen Gott und Menschen zurückzuführen. Indem nun die Christen in jenem Zeitalter die besseren und reineren Lehren jener Philosophen herauszogen und bestätigten, fiel die ganze heidnische Religion saft- und kraftlos zusammen. Allein die Kirchenväter brachten es bald selbst wiederum dahin, daß an die Stelle der anfänglichen Glaubensartikel andere gesetzt wurden, welche, ob sie gleich einige Jahrhunderte hindurch nur erst langsam Glauben fanden, doch zuletzt herrschend wurden, und es zum Teil heute noch sind. Ebenso ist die Hierarchie stehen geblieben, welche die Auktorität in religiösen Dingen in Anspruch nimmt."

5. Der Philosoph Locke hat dem Deismus neue Stützen gegeben. Zwar läßt er Wunder zu, sofern sich ihrer eine höhere Macht und Weisheit bedient, um für ihre neue Lehre Vertrauen zu gewinnen, ja er schreibt dem Glauben an Jesus den Messias (nicht Gottessohn) eine rechtfertigende Kraft zu. Allein der eigentliche Inhalt und Kern des Christentums ist ihm das Sittengesetz, und die Aufgabe Christi und

---

[1] In diesem Sinne sprach schon der deutsche Humanist Mutian von einem Christentum vor Christus (Strauß, Hutten I, 46).

des Christentums bestand nach ihm darin, das Sittengesetz eindringlich und anziehend zu machen Sich selbst überlassen hätte die Vernunft sich nur langsam und schwer von der Notwendigkeit des Sittengesetzes überzeugt. In einem so vereinfachten Glauben, hofft Locke, werden sich die konfessionell getrennten Christen vereinigen lassen. Um diesen Zweck zu erreichen, soll der Staat die verschiedenen Konfessionen neben einander dulden und mit Absehen von allen trennenden Besonderheiten nur auf Bewahrung des Sittengesetzes drängen.

Mit der Proklamierung des Sittengesetzes, als eigentlichen Zweckes der christlichen Religion, war im Grunde allem Übernatürlichen der Boden entzogen. Denn das Sittengesetz folgt aus unserer Natur und Vernunft; dies zu beweisen, mühte sich eine Reihe von Moralphilosophen ab [Shaftesbury, Butler, Hutcheson, Clerk, Wallaston, Ferguson] (s. S. 113).

Wenn jede übernatürliche Einwirkung Gottes an bestimmten Orten des Raumes und der Zeit, also Wunder, Erleuchtungen und Gnadenmittel bestritten werden, so muß auch die Lehre von Gottes allumfassender Weltregierung fallen und Gott muß entweder als eins mit der Natur oder als ein Weltbaumeister gefaßt werden, der das Haus, nachdem es einmal gebaut ist, sich selbst überläßt. Letztere Idee legte sich besonders dem neuauftauchenden Freimaurerorden nahe, da er Gott in der Gestalt eines Baumeisters vorzustellen lehrte. Auf dem Standpunkt der mechanischen Weltanschauung des Naturforschers verfiel man auf die Analogie einer Uhr und eines Uhrmachers. Nachdem die Uhr — die Welt — einmal gemacht und aufgezogen ist, dachte man, läuft sie von selbst ab und braucht keiner weiteren Hilfe mehr. Besonders Voltaire und Rousseau verbreiteten den Deismus in dieser Form. Mit Bezug hierauf verspottet Heine den Deismus als eine Religion für Uhrmacher, für Genfer.

„Die Schüler Rousseaus, die ganze Genfer Schule denken sich Gott als einen weisen Künstler, der die Welt verfertigt hat, ungefähr wie ihr Papa seine Uhren verfertigt, und als Kunstverständige bewundern sie das Werk und preisen den Meister dort oben."

6. Mit der überlieferten Religion schien die grausame Ketzer- und Hexenverfolgung verknüpft zu sein, welche vielen Tausenden das Leben kostete. Gegen diese Verfolgung lehnte sich nun das humanere Gefühl auf, das sich allmählich allgemein verbreitete, und wandte sich zugleich gegen die damit verknüpfte Religion. Das Grundprinzip der neuen Sittlichkeit, die Menschenliebe, drängte überhaupt auf Milderung der Strafe hin. Man verabscheute eine Zeit und eine Gesinnung, welche Andersdenkende mit Kerker und Tod verfolgte. Man hatte sattsam erfahren,

daß alles doch nichts mehr nütze, und wurde in konfessionellen Fragen gleichgiltig. Vom nationalökonomischen und politischen Standpunkt aus schien sich sogar möglichst weitgehende Duldung zu empfehlen (s. S. 430). Wer daher Duldung predigte, fand bereitwilliges Gehör. Auf dieser Zeitstimmung beruht zum größten Teil der Einfluß eines Voltaire. Indem er sich zum Anwalt aller Verfolgten, besonders aller Opfer der Inquisition aufwarf, gewann er europäisches Ansehen und verschaffte damit auch seiner religiösen Ansicht Eingang. Obwohl er an Gott und die Unsterblichkeit glaubte oder zu glauben vorgab, verfolgte er das Christentum mit dem bittersten Ingrimm. Er sah hier nur Aberglaube und Verfolgungssucht und zog den Islam vor. Es ist gar nicht zu sagen, bis zu welcher Höhe des Hohnes und Hasses seine teuflische Bosheit sich erhob, wie sie sich in Blasphemieen erging, an die wir kaum zu denken wagen, und wie er gelegentlich wieder schändliche Heuchelei trieb.

---

Ein wirkliches Verdienst erwarben sich die rationalistischen Philosophen um die Förderung des allgemeinen Wohles. Mit einem nie gekannten Eifer wurden Schulen und Anstalten gegründet, das Los der Angeklagten, der Sträflinge, Taubstummen, Blinden 2c. erleichtert, für öffentliche Gesundheit, Reinlichkeit und leichteren Verkehr gesorgt.

Die Gefängnisse waren in den meisten Ländern, mit Ausnahme Hollands und einiger Teile Deutschlands, elende Winkel voll Dunst und Feuchtigkeit, die Nahrung war schlecht und die Aufsicht willkürlich. Das Verdienst, diese Zustände ans Licht gebracht und auf ihre Besserung hingewirkt zu haben, gebührt dem edlen Menschenfreund Howard.[1] Für Milderung der Strafen wirkte nebst anderen Aufklärern der Italiener Beccaria. Der Schöpfer des Taubstummenunterrichtes ist Abbé de l'Epée, und die erste Blindenschule gründete Hay (1786).

Daran schloß sich eine Menge allgemeiner kultureller und wirtschaftlicher Verbesserungen (Straßenbau, Straßenpflasterung und Beleuchtung, Einführung neuer Gewächse), ein erhöhter Sicherheitsdienst u. s. f.

Bei näherem Zusehen verringert sich indessen das Verdienst der Aufklärung um ein Beträchtliches. Ihre Sorgfalt erstreckte sich fast ausschließlich auf irdische und leibliche Wohlfahrt und keineswegs darauf, der Seele Aufklärung über ihr wahres Ziel zu bringen, sondern die „Philosophen“ wollten, wie sie vorgaben, Licht in das Dunkel des Aberglaubens und des Wahnes bringen und statt auf den Himmel auf die Erde Anweisung geben. Ja, die Aufklärung in Hofkreisen ging so weit, dem Prediger statt religiöser wirtschaftliche Belehrung zur Pflicht zu machen.

Was eigentlich Berechtigtes an den Wohlfahrtsbestrebungen der Aufklärungszeit anzuerkennen ist, stammt aus christlicher Quelle. Dies wird dann und wann auch anerkannt, so z. B. von Turgot.[2]

---

[1] Vgl. S. 373 und Fieldings Amelia.

[2] Cantu stor. univ. documenti III, biogr. die Turgot (Reynaud).

Endlich stehen den humanen Bestrebungen des aufgeklärten Despotismus die schändlichsten Handlungen der Unterdrückung gegenüber (I, 93). Diese Erscheinung darf uns nicht überraschen, denn die Wohlfahrtsidee wurzelte nicht in dem festen Grund christlicher Liebe und des christlichen Sittengesetzes, sondern auf der wechselnden Flut rein natürlicher Gefühlsstimmungen oder in dem Eigennutze eines Herrschers, der zu seinen Ruhmesplänen eines reichen und kräftigen Volkes bedurfte.

Unbarmherzig hat Rousseau den häßlichen Hintergrund jenes bildungsbeflissenen Jahrhunderts aufgedeckt. Er hat der Aufklärung den gleisnerischen Schein und täuschenden Schleier vom Gesichte gerissen und die ganze Häßlichkeit des unerzogenen Innern enthüllt. Alles, sagt er, trägt den Schein des Wohlwollens und der Wohlanständigkeit, und man könnte glauben, die Menschen beschäftigten sich vom Morgen bis zum Abend, sich gegenseitig zu verpflichten, aber unter der glatten Oberfläche verberge sich der Argwohn, der Haß und Verrat, es gäbe keine wahre Freundschaft, keine wirkliche Achtung und kein gegründetes Vertrauen mehr. Man rühme sich zwar nicht mehr selbst, aber man erniedrige das Verdienst anderer, man schmähe nicht mehr gröblich den Feind, sondern verleumde ihn mit Geschick. Der Nationalhaß erlösche, aber auch die Liebe zum Vaterland.

## 2. Die Sentimentalität.

Einseitige Verstandesbildung kann den Menschen nicht befriedigen; reine Aufklärung ist zu öde und kahl und das Licht der Erkenntnis zu scharf. Der Mensch bedarf auch des Dunkels und des Geheimnisses, man will nicht immer die Sonne über sich leuchten sehen, auch die Nacht ist willkommen, die zu stiller Sammlung einlädt und rege Empfindung weckt. Dieses Bedürfnis machte sich nun auch mitten in einer Zeit geltend, in welcher die Aufklärung mit siegesgewisser Zuversicht einherschritt und das Tageslicht mit tausend Zungen gepriesen wurde, vor dem die Gespenster der alten Finsternis scheu davon flogen. Man wollte nicht bloß denken, sondern auch empfinden und fühlen, nicht bloß verstehen und begreifen, sondern auch anstaunen und bewundern, nicht bloß altklug lächeln über der Menschen Leidenschaften, über Gute und Böse, sondern auch lieben und hassen. Man wollte sich begeistern, schwärmen und schwärmerischer Trunkenheit sich hingeben für die Ideale, welche die Menschenherzen zu jeder Zeit wärmer schlagen ließen. Natur und Vaterland, Freundschaft und Liebe, Heldengröße und Opfermut weckten aufs neue die Begeisterung und wurden im Gesange verherrlicht. Auch die Religion fand ihre Herolde, freilich war ihr Preis nicht so geistreich, tief und bewegt, wie in früheren Jahrhunderten. Das Gewässer der Aufklärung verflachte die Empfindung und verblaßte den hellen Glanz des Glaubens.

Dieser Umschwung des poetischen Geistes von rationalistischer Verständigkeit zu sentimentaler Empfindsamkeit knüpft sich einerseits an die

Namen Pope, Thomson und Young, andererseits an Richardson, Fielding und Sterne. Im Zeitalter Popes war man allgemein mit Boileau einverstanden, daß die Dichtung nicht so fast Sache der Phantasie und Empfindung, als des berechnenden und ordnenden Verstandes sei. Man schätzte weniger das Natürliche und Naive, als das Künstliche und Durchdachte. Allein die Stoffe der Dichtung und die dichterische Tradition, der Geist eines Tasso und Milton war mächtiger als die Regel; die lebendige Vertiefung in große Stoffe steigerte Phantasie und Gefühl und in Pope, Thomson und Young erhoben sich wider Willen die Ergüsse eines warmen Gemütes. Thomson dichtete sich in die Naturschwärmerei hinein, und Young versammelte[1] um sein einsames Lager in stiller Mitternachtsstunde die Geister abgeschiedener Freunde und weihte ihnen seine schwermütigen Gedanken, sie weiterspinnend zu bewegten Betrachtungen über Zeit und Ewigkeit, Leben und Geschichte. Zwar wirken ihre Dichtungen wenigstens auf heutige Leser durch ihre didaktische Breite und philosophische Flachheit allmählich nicht weniger ermüdend, als die langen Romane Richardsons. Allein jene Zeit verschlang sie freudiger, als man heute Dahn und Ebers liest. Der Zeitgeist konnte sich in ihnen mit allen seinen Tugenden und Fehlern spiegeln; sowohl jenes eigentümliche Schillern zwischen plattem philosophischen Räsonnement und überwallender Empfindung, als die moralisierende und behaglich belehrende Tendenz war ein Ausdruck der Zeit. Namentlich der Roman ging darauf aus, ridendo dicere verum, im Scherze oder spielend zu belehren, die Stunden in behaglichem Geplauder zu kürzen. An Stelle des Ritterromans mußte jetzt eine rührende Familiengeschichte zu diesem Zwecke dienen, und darin lag ohne Zweifel ein bedeutender Fortschritt. Die neue Kunstgattung führte die Dichtung und Phantasie von unwahrscheinlichen und übertriebenen Lebensgemälden zu der realen Wirklichkeit zurück, schärfte den Blick für die tausend Einzelheiten des Lebens und bereicherte sie mit neuen Charakteren. Dieser Übergang von Ritterromanen zur bürgerlichen Geschichte fiel auf englischen Boden, weil hier namentlich in ländlichen Kreisen das Familienleben wie nirgends sonst ausgebildet ist. Bekannt ist der englische Spruch: „Mein Haus ist meine Burg“, die Familie ist ein rechtlich und gesellschaftlich geschütztes Heiligtum, in das niemand eindringen darf. In diesem engen Kreis bewegt sich auch der gebildete Engländer mit Behagen, und die Kleinigkeiten dieses beschränkten Lebens

[1] In den night-thougts.

interessieren ihn nicht weniger als große Staatsaktionen. Hier übte sich jener Sinn fürs Kleine, jene minutiöseste Beobachtungsgabe, von der uns Fielding, Sterne und Goldsmith wunderbare Proben ablegen. Eines war dabei freilich nicht zu vermeiden, daß gar zu viel Rührung und Empfindung auf unwichtige Ereignisse gelegt wurde und daß uns daher die Familienromane durch ihre Breite allmählich langweilen.

Viel natürlicher und kräftiger spricht die Empfindung in jenen Volksdichtungen, welche eben damals ans Licht drangen: Ossian und Percys Liedersammlung. Die Dichtungen der altschottischen Barden sind Ergüsse tief durch Schmerz und Erhebung erregter Gemüter, sie hauchen weiche Melancholie, süßen Schmerz und gedämpfte Heldenlust. Ein dämmeriger Mondschein leuchtet über den Gestalten oder es umfließt sie ein düsterer Nebel. Die ganze Stimmung ist eine schwermütige, und nur dann und wann bricht, wie durch schwarze Wolken, der helle Sonnenschein der Freude.

Diese Dichtungen entsprachen der Zeit und sie wurden jubelnd begrüßt. Von ihnen ging ein anregender Strom sympathischer Erneuerung aus. Das lange lodernde Feuer der Sentimentalität schlug in hellen Flammen aus. Besonders in Deutschland zündete das Feuer. Hier war schon in Klopstock zuvor ein Geistesverwandter der alten Barden aufgestanden und hatte Begeisterung in jugendlichen Herzen geweckt. Der Rationalismus hatte diesem jugendlichen Idealismus freie Bahn gemacht, während ihn die starre orthodoxe Erziehung erstickt hätte. Das Herz bekam im Jüngling mehr Recht und es durfte sich seiner idealen, aber unklaren und unbestimmten Schwärmerei frei überlassen. Jedermann kennt diesen physiologisch und psychologisch leicht erklärbaren Jugendidealismus mit seiner eigentümlichen Mischung religiöser, patriotischer und erotischer Elemente, jeder weiß, wie er den Menschen so himmelhoch hebt und trunken macht, wie er mit unnennbarer schmerzlich süßer, melancholisch wollüstiger Wonne erfüllt. Diesen Idealismus führten einige begabte Jünglinge in die Dichtung ein. Ihr schwärmerischer Freundschaftsbund verstärkte durch Assoziation das gemeinsame Gefühl. In ihren Versammlungen herrschte eine weiche, elegische Stimmung, die sich gelegentlich in „tausend Thränen“ zu entladen pflegte. Da gab es Thränen des Wiedersehens und Abschiednehmens, Thränen der Wonne und des Entzückens, Thränen der Trauer und Entsagung. Die meisten Genossen, ein Stolberg, Hölty und Claudius, waren erfüllt von edelster und reinster Gesinnung, aber bei vielen ward die Weichheit zur Weichlichkeit und die Liebes-

trunkenheit zur Liebesleidenschaft. Obwohl daher Wielands Idris in feierlicher Versammlung verbrannt wurde, stand mancher, z. B. Bürger und in gewisser Beziehung auch Voß, gar nicht so weit ab von diesem frivolen Schriftsteller.

Im übrigen war Klopstock das Haupt der Schule. Klopstock ist nach Bones Ausdruck der Patriarch der klassisch-deutschen Dichtung, eine erhabene Erscheinung, die durch ihre Nachfolger leider etwas verdunkelt wird. Seine religiösen Lieder und Hymnen haben unvergängliche Bedeutung und werden nie veralten. In ihnen spricht sich eine Hoheit der Gesinnung, eine Kühnheit des Schauens und Hoffens aus, welche auf empfängliche Gemüter nie ihre Wirkung verfehlen wird. Freilich sind sie von der herrschenden Stimmung der Sentimentalität angehaucht und vieles ist übertrieben nervös — gar oft erbebt, zittert und zuckt der Nerv der Wonne in dem hohen Schwunge der Gedanken bis zum Zerschmelzen — allein man vergißt diesen sentimentalen Beigeschmack über dem unzweifelhaft edlen Kern, der großartigen Fülle der Bilder und der Höhe des Gedankens. Das Gefühl der Frömmigkeit nahm in ihm eine geistvolle und großartige Gestalt an, er hat seine Einbildung an den Psalmen und Propheten gebildet und erhebt sich mit der Leichtigkeit eines Dante in himmlische Regionen.

Es erinnert an Michelangelo, wenn er uns das herrliche Gesicht enthüllt, wie der Hand des Allmächtigen die Erden entquollen, die Ströme des Lichtes rauschten und Siebengestirne wurden. Der Hocherhabene, der Erste, der nicht begann und nicht aufhören wird, säete unzählbare Welten in den Ozean der Unendlichkeit aus und füllte sie mit Heerscharen Unsterblicher, daß sie ihn liebten und selig werden durch ihn. Der Mensch ist vom Staube geboren, doch „wohnt ein Unsterblicher in Verwesungen und denkt Gedanken, daß Entzückung durch den erschütterten Nerv [Körper] schauert. Auch du wirst einmal mehr wie Verwesung sein, der Seele Schatten, und anderer Schauer Trunkenheiten werden dich dort, wo du schlummerst, wecken." „Nicht will ich mich jetzt in den Ozean der Welten stürzen, schweben nicht, wo die Jubelchöre der Söhne des Lichts tief anbeten und in Entzückung vergehen. Nur um den Tropfen am Eimer, um die Erde nur will ich schweben und anbeten." „Ich versinke, gehe unter im Ozean der Unendlichkeit," wie der Pilot, den der Sturm überrascht. — Der Dichter hat den erschütternden und niederdrückenden Gedanken des Unendlichen in der Ode „die Welten" weiter entwickelt. Regelmäßig schließt sich der Gedanke der Unsterblichkeit an seinen religiösen Aufschwung. „Sei stark," ruft er der Seele zu, „stark, nicht fürchte durchs finstere Thal zu wallen, nah an des Thales Nacht ist Licht. O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit dies Leben reift, noch nie besuchter Acker für ewige Saat, wo bist du? Wie wird mir's sein, wenn ich mich in den Ruf der frohen Halleluja dränge, der laut Entzückung ruft!" „Der Unsterblichen Leib gleicht heiteren Düften, aus denen sanfter Schimmer sich gießt, ähnlich dem Blick des Forschers in seligen Empfindungsstunden."

Mit dem dunklen Gebiete der Sünde und ihrer Höllenqualen ist Klopstock weniger vertraut, als Milton, und er ist von diesem vollständig abhängig, wenn er z. B. den Gottesleugner schildert, der in der Feldschlacht stirbt: „Das Geschrei und der Tötenden Wut, und der donnernde Himmel stürmen auf ihn: er liegt dumm und gedankenlos unter den Toten und glaubt zu vergehen: drauf erhebt er sich wieder und ist noch und denkt noch und fluchet, daß er noch ist."

Die Sentimentalität fand besonders in protestantischen Pfarrhäusern Pflege und die meisten Gefühlsdichter gingen aus solchen hervor oder hatten wenigstens mit ihnen Beziehungen. Kein Wunder, daß das Pfarrhaus selbst zum Gegenstand der Poesie wurde. Man schilderte das gemütliche Familienleben der Landpfarrer, welches ebenso frei von städtischer Unruhe und Leidenschaft, als von bäuerischer Roheit war. Besonders bekannt ist in dieser Hinsicht Voßens Idylle, die „Luise" (1784). Aber schon 18 Jahre zuvor war in England ein anderes Pfarrhausidyll von Goldsmith: „The vicair of Wakefield", erschienen, und dieses verdient, sowohl was die Wahrheit als die Lebendigkeit der Darstellung betrifft, entschieden den Vorzug. Der Dichter verschweigt nicht die Fehler seiner Helden: der Pfarrer ist eitel auf seine Schrift über die Unerlaubtheit der zweiten Priesterehe, die Frau auf ihre Kochkunst und die Tochter auf ihre Schönheit. Frau und Töchter streben hoch hinaus und kommen darüber zu Falle, aber auch der Pfarrer stolpert über seiner Eitelkeit. Die Familie gerät immer tiefer ins Unglück, zuletzt aber wird alles wieder gut. Voll Anmut sind die Schilderungen der ländlichen Abendfeier mit Tanz und Gesang. Fleißige Handarbeit erhält die Seele frisch und munter; der Prediger treibt Feldbau und seine Familie, auch der studierende Moses, muß mithelfen. Die ganze Haushaltung ist ländlich und nur der Sonntag und einige wenige Gelegenheiten zeigen den gebildeten Prediger.

Noch mehr als bei Goldsmith tritt bei Voß der priesterliche Charakter zurück. Der behagliche Pfarrer von Grünau bei Voß ist durchaus rationalistisch und frei von jedem asketischen und mystischen Anflug. Angesichts solcher Gestalten dürfen sich die Katholiken ihres Mangels an Pfarrhausidyllen nicht schämen und dem Vorwurf ruhig entgegensehen, ihre Pfarrhäuser entbehrten aller Poesie. Denn die wahre Poesie des Pfarrhauses ist die Frömmigkeit und der Seeleneifer. Ein inniger Verkehr mit Gott muß den Priester hinausheben über die Alltäglichkeit und Roheit des Lebens und er muß im Spiegel der Vorsehung das Leben betrachten. Im übrigen steht auch den katholischen Priestern die Natur, die Kunst und Wissenschaft offen, sich an ihr zu erfreuen und rein zu erhalten.

### 3. Der Naturalismus.

Die Sentimentalität und der Rationalismus sind nicht wesentlich von einander verschieden, sie sind auf demselben Boden, aus demselben Grundgedanken des Humanismus erwachsen und ergänzen sich gegenseitig. Sie gehören zusammen, wie Verstand und Gefühl, und erst miteinander entwickeln sie den Menschen zu jener Vollendung, welche dem Humanismus vorschwebt. Freilich gelang ihre Verbindung nur wenigen. Zu diesen wenigen gehören Rousseau und Herder; unter ihnen selbst wieder entspricht Herder am besten dem humanistischen Ideale der harmonischen Ausbildung von Vernunft und Gemüt, wie er denn auch der klassische Vertreter der Humanitätsidee ist, Rousseau dagegen stellt sich auf den Naturstandpunkt, verneint alle Ideen der Kultur und sucht das Menschheitsideal nicht vorwärts in der höchsten Steigerung der Kultur, sondern rückwärts in der Barbarei. Das Tier, der Wilde stellt den natürlichen Zustand dar, weil dieser seine Triebe und Neigungen frei gehen lassen darf, ohne sich um Sitte und Religion zu kümmern.

Rousseau gleicht in mancher Beziehung Molière. Beide waren aus schlichten bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen, und so groß ihr Bildungsbedürfnis war, so mußten sie sich lange in untergeordneten Stellungen bewegen, nahmen hier etwas von spießbürgerlicher Gesinnung in sich auf und wandten sich gegen die höhere Bildung, jener als Prediger der Bühne, dieser als Prophet der Natur. Ein angeborener Widerwille gegen Geschäfts- und Gesellschaftszwang und die weichliche Nachgiebigkeit gegen alle natürlichen Regungen hielt R. auf dem Boden der Natur fest. So oft ihm Gelegenheit geboten wurde, durch Ausdauer innerhalb der Verwicklungen gesellschaftlicher Kulturordnung sich einen festen Platz zu erringen, sträubte sich dagegen sein unruhiges Naturell und er blieb Naturkind. Jeglicher Unterricht schien ihm ein Joch[1] und wie viele Männer von Geist und Phantasie scheute er die Gesellschaft.

Sein Leben war äußerst wechselvoll und ähnelt etwas dem Leben eines spanischen picaro, wie denn die ganze Selbstbiographie Rousseaus mit jener Offenheit und jenem leichten Stile geschrieben ist, den die Verfasser von Schelmenromanen handhabten.

Vom Vaterhaus geht Rousseau der Reihe nach in ein protestantisches Pfarrhaus, eine Gerichtsstube und eine Kupferstecherwerkstatt. Flüchtig kommt er zu der Konvertitin Warens in Annecy, die ihn nach Turin in eine Konvertitenanstalt schickt. Eine Zeitlang Lakai in einem vornehmen Haus, wird er später durch Frau Warens

[1] Oeuvres, Genève 1782 t. 19, p. 234.

veranlaßt, Priesteramtskandidat zu werden, was er aber bald aufgab. Hierauf finden wir ihn bald als Musikschüler, bald als Dolmetsch, Musiklehrer, Erzieher, Sekretär, und endlich als Schriftsteller, stets ohne Rast und Halt, launisch, leichtsinnig und verliebt. Seinen Lebensabend brachte er in einer Umgebung und einem Zustand zu, den er sein Leben lang sich ersehnt hatte, nämlich in idyllischer Einsamkeit, die mit ihm das Naturkind Therese teilte.

Schon in frühester Jugend hatte die Lektüre in ihm eine Traumwelt erzeugt, die ihn verhinderte, das Leben anzufassen, wie es ist. Die Empfindung überwog immer den Verstand und die Phantasie lähmte die praktische Thatkraft. Der Charakter war schwach, es fehlte die strenge Zucht und der edle Gedanke, daher unterlag er wiederholt ehrloser Versuchung und leidenschaftlicher Übereilung und ward so Ursache, daß andere in tiefes Unglück stürzten. Die Begriffe von „mein" und „dein" waren ihm nie klar und heilig. Der höhere Kulturberuf blieb ihm fremd und in die Religion lebte er sich nie recht ein. Auf Grund dieser persönlichen Erfahrung und Seelenstimmung entwarf nun sein lebhafter, früh geweckter und überflüssig genährter Geist ein phantastisches Gemälde von einer neuen Daseinsform, welcher all die rechtlichen, wissenschaftlichen und religiösen Einrichtungen der bestehenden Gesellschaft abgingen. Der „Wilde" schien ihm allein dem wahren Ziele und Zwecke der menschlichen Natur zu entsprechen. Alle die Erfindungen der Kultur, Eigentum, Kunst und Wissenschaft sind nach seiner Ansicht Quellen der Unsittlichkeit, des Hochmuts und Neides. Sobald der Mensch gesellig wird, so wird er schwach, boshaft und kriechend, nur der einsam auf sich stehende Naturmensch ist tüchtig und zufrieden.

Während die Reden Rousseaus „über die Wissenschaften" und „über die Ungleichheit" seine Ideen mehr negativ entwickeln, erhalten diese in spätern Schriften, z. B. im „Emil", mehr eine positive Wendung. Der Mensch soll sich vollständig seiner Natur überlassen. Alles ist gut, wohin ihn die Triebe führen: die Stärke der Liebe und die realistische Sinnlichkeit der Lebensauffassung, der Thätigkeitsdrang und die Scheu vor Abstraktion. Man solle den Trieb zum Handeln nicht durch Gelehrsamkeit und Bildung ersticken, der Mensch ist zum Handeln, nicht zum Denken auf Erden. In der Erziehung und im Leben herrsche die größte Freiheit. Jeder sehe, sich selbst überlassen, wie er's treibe, und werde ein selbständiger Mensch.

In der „neuen Heloise" schildert R., wie die Liebe sich auf natürlichem Wege zur Tugendgesinnung und Pflichterfüllung erhebt. Den Übergang von zügelloser Liebessehnsucht zu ernstem Pflichtenvorsatz verlegt zwar R. merkwürdiger Weise in die Kirche, allein von

einer übernatürlichen Erleuchtung und Stärkung kann dennoch keine Rede sein. Die diesbezügliche Stelle kann höchstens als unfreiwilliges Zeugnis für die Wahrheit in gutem Sinne gedeutet werden und sie mag deshalb hier folgen.

„In der Kirche [zum Zwecke der Trauung] angekommen," erzählt Heloise, „fühlte ich mich von einer Bewegung ergriffen, die ich nie empfunden hatte. Ich weiß nicht, welcher Schreck meine Seele befiel in dieser schlichten, hehren Halle, die ganz erfüllt war von der Majestät dessen, dem man darin dient. Ein plötzlicher Schauder schüttelte mir die Glieder; zitternd, einer Ohnmacht nahe, hatte ich Mühe, mich bis zum Fuß der Kanzel zu schleppen. Während der Ceremonie wuchs meine Verstörung, statt sich zu mildern, und wenn sie die Dinge erkennen ließ, geschah es nur, um mein Entsetzen zu steigern. Das dämmerige Halbdunkel des Gebäudes, die tiefe Stille der Zuschauer, ihre andächtige, gesammelte Haltung, der lange Zug all meiner Verwandten, der imponierende Anblick meines verehrungswürdigen Vaters, alles das gab dem Vorgang eine Feierlichkeit, die mich zur Andacht und zur Ehrfurcht rief und die mich hätte schaudern machen beim bloßen Gedanken an einen Meineid. Ich glaubte den Arm der Vorsehung zu sehen, die Stimme Gottes zu hören, als der Priester ernsten Tones die heilige Liturgie sprach. Die Worte der heiligen Schrift über die Reinheit, die Heiligkeit der Ehe, ihre züchtigen und erhabenen Pflichten, die so wichtig sind für das Glück, für die Ordnung, den Frieden, die Zukunft des Menschengeschlechts, und deren Erfüllung an sich so süß ist; das alles machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich in meinem Innern einen plötzlichen Umschlag zu fühlen glaubte. Eine unbekannte Macht griff ein, um mich mit einem Schlag zu heilen von unreinen Begierden und meine Neigung in Einklang zu setzen mit dem Gebot der Pflicht und der Natur. Das ewige Auge, das alles sieht, sagte ich zu mir selbst, liest jetzt auf dem Grunde meines Herzens; er vergleicht meinen verborgenen Willen mit der Antwort meines Mundes; Himmel und Erde sind Zeugen der heiligen Pflicht, die ich übernehme; sie werden auch Zeugen sein der Treue, mit der ich sie erfülle. Welches Recht wird unter den Menschen derjenige achten, der es wagte, das erste unter allen zu verletzen? . . . Das heilige Band, das ich knüpfen sollte, betrachtete ich wie einen neuen Zustand, der meine Seele läutern und all ihren Pflichten wiedergeben sollte. Als der Pastor mich fragte, ob ich Gehorsam und Treue geloben wolle dem, den ich zum Gatten nehme, da gab ich das Versprechen mit Herz und Mund. Ich werde es halten bis zum Tode."

Damit stellt sich Rousseau auf den Boden der englischen Sentimentalität mit ihrer Tugendschwärmerei. Diese Tugendschwärmerei war selbst nur eine andere Form der Liebesverzückung, wie sie schon lange den gewöhnlichen Gegenstand des Romans bildete. Unter Tugend verstand man die Aufopferung, die selbstlose Hingabe für ein anderes Wesen, in ihr sollte jene uneigennützige, der Selbstliebe entgegengesetzte Neigung zum Wohlwollen gebildet und entfaltet werden, und manche philosophische Schule suchte auf diesem Triebe eine Moral zu begründen, welche die stoische Resignation vermied, ohne in den Fehler des Hedonismus zu verfallen.

Dem verzärtelten Herzchen sollte kein Wehe geschehen, und darum bestreute man den Pfad zur Tugend mit Blumen. Der Gegenstand, dem man sich hingab, brauchte nichts Übersinnliches und kein jenseits des sinnlichen Ichs liegendes Wesen zu sein. Es genügte an einer irdischen Persönlichkeit, und die Dichter ermangelten nicht, ihren Tugendhelden und Tugendheldinnen möglichst reizende Geschöpfe in die Hände zu spielen. Auch Rousseau überkam die Tugendschwärmerei, aber sie bestand nur in einer erneuerten Hingabe an jene erträumte Phantasiewelt des ungekünstelten Naturzustandes, die ihn schon lange begleitet hatte. Seine Gedanken erhielten nur ein neues Kleid, und wie bei allen frauenhaften Naturen — dies war sicherlich der reizbare, empfindsame und launische Rousseau im Grunde seines Herzens — wirkte auch bei ihm die neue Umkleidung entzückend und steigerte das ganze Lebensgefühl. Daher verstehen wir vollständig, wenn er schreibt:

„Bis dahin," sagt er, „war ich gut gewesen; von da ab war ich tugendhaft oder wenigstens berauscht von der Tugend. Dieser Rausch hatte in meinem Kopfe angefangen, war aber in mein Herz übergegangen, der edelste Stolz erkeimte darin über den Trümmern der entwurzelten Eitelkeit. Ich heuchelte nichts: ich wurde wirklich der, als der ich erschien. Nichts Großes und Schönes kann in ein Menschenherz kommen, dessen ich nicht fähig war zwischen dem Himmel und mir. Daher entstand so plötzlich meine Beredsamkeit; daher das wahrhaft himmlische Feuer, das sich in meinen ersten Schriften ergoß und von dem in vierzig Jahren nicht der kleinste Funke aufgezuckt hatte, weil es eben noch nicht entzündet war. Ich war wirklich neugeschaffen: meine Freunde, meine Bekannten erkannten mich nicht mehr. Ich war nicht mehr der schüchterne, mehr blöde als bescheidene Mensch, der sich nicht zu zeigen, nicht zu sprechen wagte, den ein Scherzwort außer Fassung brachte, ein Weiberblick erröten machte. Keck, stolz, unerschrocken trug ich überall eine um so festere Zuversicht zur Schau, als sie einfach war und mehr in meiner Seele als in meiner Haltung ruhte."

Bei dieser Schilderung erinnert man sich an pietistische Schilderungen von der Sinnesumkehr, der innern Erleuchtung, welche den alten Adam innerlich zugleich erneuert und umgestaltet. Wenn nun aber R. so eingenommen und ganz durchdrungen von selbstlosester Liebe war, wenn er sich ganz umgewandelt und erneuert fühlte, warum hat er seine Ungebundenheit nicht aufgegeben, mit der er Jahrzehnte lang in wilden Verhältnissen umherschweifte? Das bleibt ein Widerspruch, aber noch größer ist der Widerspruch, der uns in Rousseaus Emil auffällt.

Wie kann man alle Bildung und Kultur verwerfen und doch einen ausgedehnten Erziehungsplan in großen Bänden entwerfen, da doch alle Erziehung ein über der bloßen Natur hinausliegendes Stadium als Ziel ins Auge faßt? Wie sollte man eine Natur, die aus sich gut und recht ist, noch lange bilden und erziehen müssen? Der Widerspruch wäre nun freilich so klaffend und grell, daß man Rousseau des

Unsinns zeihen müßte, wenn er sich darauf beschränken würde, den bestehenden Erziehungsweg und das traditionelle Bildungsziel einfach anzunehmen und nur unwesentlich abzuändern. Da aber in der That seine Ideen darauf hinauslaufen, die Erziehung im bisherigen Sinne überflüssig zu machen, wird der Widerspruch weniger fühlbar.

Im Emil gibt R. folgende Prinzipien zum besten: Die körperliche Ausbildung muß der geistigen vorangehen und sie bedingen, zuerst muß das Handeln und dann das Denken gelernt werden, daher das Kind früh im Feldbau und im Handwerk unterrichtet werden soll. Bücher müssen ihm ferngehalten werden, der Knabe soll alles von selbst finden und lernen. Die Eltern und Erzieher sollen sich weder zum dienstbaren Werkzeug kindischer Launen hergeben, noch das Kind einschnüren, einzwängen und beherrschen wollen, das eine erzeugt einen herrschsüchtigen und eigensinnigen, das andere einen furchtsamen und sklavischen Charakter. Der Mensch soll selbständig und selbstgenügsam werden. Die Bedürfnisse und Fähigkeiten müssen ins Gleichgewicht kommen und weder darf die Kraft die Bedürfnisse noch das Bedürfnis die Kraft übersteigen, im einen Falle wird der Mensch zu stark, im andern zu schwach.

Die Erfahrung soll alleiniger Lehrmeister sein, doch soll alles so geleitet werden, daß die Erfahrungen von selbst den Knaben freiwillig zu dem anleiten, was er gezwungen nur ungern und unvollständig lernen würde. Der freiwillige Antrieb leistet in allem viel mehr als der Zwang verlangt.

So lernt der Mensch spielend lesen und schreiben, und vor allem auch die Natur erkennen. Die Gegenstände des Wissens kommen an ihn erst heran, wenn die Aufmerksamkeit erregt, das Verständnis hierfür reif ist.

Die Gedanken Rousseaus haben etwas Bestechendes, umsomehr, als der ganze Plan nichts anderes ist, als eine Nachahmung der göttlichen Erziehungsmethode. Wie Gott alle Ereignisse des Lebens so lenkt, daß der Mensch daraus besser und klüger hervorgehe, so soll es auch der menschliche Erzieher machen. Die Erziehung soll keine künstliche und übereilte, sondern eine natürliche sein. Dabei wird aber vergessen, daß der Mensch die Ereignisse nicht in der Hand hat und daß das Bestreben, die Erfahrung in die Hand zu bekommen und zu leiten, erst recht zu Künsteleien führt, wie auch die gegebenen Beispiele zeigen. Der Mensch steht dem Menschen ganz anders gegenüber, als Gott, und wenn es Gott für nötig hielt, ihn ausdrücklich zu belehren, warum sollte es nicht auch der Mensch thun und dem Zöglinge den Weg abkürzen, auf welchem er zum Ziele kommt? Die Menschheit hat Jahrhunderte gebraucht, um zu ihrer Kultur zu gelangen; selbst der weiseste Erzieher würde es nicht dahin bringen, daß der klügste Schüler in einem oder zwei Jahrzehnten diesen Weg durchlaufen könnte, ohne daß er die Mühe der Erfindung abkürzte.

### 4. Der Klassicismus.

Der Naturmensch war nicht nach aller Geschmack, er war ihnen zu roh, aber sie wollten doch nicht zu weit von ihm abgehen und wählten sich daher den Griechen. Schon vor Rousseau hatte sich eine der Renaissance

ähnliche Bewegung der Geister bemächtigt, jetzt faßte man aber den antiken Menschen viel wahrer und angemessener auf, als in einer Zeit, wo selbst noch der Humanismus in scholastischen Windeln steckte. Der Klassicismus der Renaissancezeit war zu oberflächlich und formal. In einseitig äußerlicher Nachbildung antiker Vers- und Sprachformen, antiker Philosophieen und Religionsansichten glaubte man damals des Antiken habhaft zu werden. Die neue Auffassung ging im selbständigen Nachbilden und freien Nachdenken der alten Ideen auf. So entstanden nicht nur Denksysteme und Dichtungen, welche nicht einfache Wiederholungen antiker Weisen waren, sondern es begann eine ganz neue Würdigung antiker Schönheitsformen. Ein selbstloses Hineinleben in die antiken Geistes- und Kunsterzeugnisse schuf die Voraussetzung zu einem richtigen Verständnisse des Altertums.

Ein selbstloses Hineinleben in das Antike gelang zuerst den Deutschen, einem Klopstock, Winckelmann und Lessing.

1. Schon vor Klopstock hatten die Anakreontiker treffliche Nachahmungen antiker Liedformen gebracht, aber sie erreichten die Vollendung noch nicht und ihr Einfluß blieb ein beschränkter. Erst Klopstock erlangte die Palme. Eine treffliche Erziehung hatte ihn in der hellenischen Welt vertraut gemacht und frühe plante er Nachahmungen antiker Versformen, der Oden und Hymnen. Aber das Antike war ihm doch nur Form, nicht eigentlicher Inhalt. Den Inhalt, das Gefühl schöpfte der reine, sittenstrenge und fromme Jüngling aus seiner eigenen Brust. Er kleidete christlichen Geist und christliche Gedanken in eine antike, faltenreiche und doch abgemessene Gewandung. So steht am Anfang der klassischen Bewegung ein christlicher Dichter, wie an ihrem Ende Chateaubriand. Klopstock beschließt die Reihe jener christlichen Dichter, eines Racine und Milton, welche gleichfalls sich an antiken Vorbildern geschult hatten, aber das Antike im Sinne ihrer Zeit erfaßten. Chateaubriand aber eröffnet eine neue Generation von Dichtern, in denen der Inhalt über die Form hinausragt.

2. Mit einem anderen Geist als Klopstock trat Winckelmann an das Altertum heran. Winckelmann wurde selbst Grieche, um die griechische Kunst zu verstehen, und ließ von seinem Kunststandpunkt aus ein überraschendes Licht auf griechische Kultur und griechische Eigenart fallen.

Unter der Beleuchtung Winckelmanns erhielt das Griechentum ein zauberhaftes Ansehen, das Altertum erstand gleichsam aufs neue aus dem Schlummer und zeigte sich in seiner reizenden Herrlichkeit vor den entzückten Augen des Dichters und Künstlers und man vergaß darüber alle Schatten des Altertums und allen Reichtum des mittelalterlichen Geistes-

lebens. Das Schöne sah Winckelmann weniger in der Malerei als in der Plastik verwirklicht, worin die Alten ihre Meisterschaft erreicht hatten; weniger schätzte W. den Ausdruck als das Ebenmaß der Linie und weniger die Charakterverschiedenheit als die festbestimmte Formenharmonie. Im Sinne Platos vergleicht er die höchste Schönheit mit einem aus der Materie durchs Feuer gezogenen Geist, welcher Gestalten nach dem Ebenbilde der im Verstande der Gottheit entworfenen ersten vernünftigen Schöpfung zu bilden und zu erzeugen erstrebe, sie ist wie die Idee Platos selbstgenügsam, unsinnlich und beständig. Diese Schönheit geht über Naturwahrheit; Mannigfaltigkeit, Bewegung, Affekt und Leidenschaft ist ihr ferne, und wo je der Affekt erscheint, muß er durch Geistesgröße gebändigt sein, wie im Laokoon.

3. Im Geiste Winckelmanns schrieb Lessing und hielt der Dichtung ein Ideal vor, das über dem Zwiste der Schulen stand. Wie jener dachte und fühlte Lessing als antiker Mensch und haßte das Schwärmen für den Frühling und die schöne Natur, mochte die Empfindsamkeit musikalischer Naturen nicht leiden und verstand den Reiz der Farben nicht zu würdigen. In all dem ist er dem mittelalterlichen Menschen gerade entgegengesetzt: der Minnesänger kannte nichts Schöneres als den Frühling, der mittelalterliche Maler verstand sich besser auf die Farbe, als auf die Form, und die Musik war ein willkommener Ausdruck überwallender Gefühle.

Obwohl er keinen neuen Gedanken in die Welt warf, wurde er doch zum Bahnbrecher der neuen Zeit, indem er mit großer Energie und glänzender Darstellungsgabe alle Gedanken ergriff, die da und dort zerstreut lagen. So wurde er ein Apostel der Antike wie Winckelmann, ein Skeptiker wie Bayle und ein Toleranzprediger wie Locke und Voltaire. Bald war Spinoza,[1] bald Leibnitz sein Meister.

Er schien sich den Katholiken zu nähern, indem er dem Buchstaben der hl. Schrift die Tradition und den Geist gegenüberstellte, allein es geschah nur, um dem Christentum das moderne Evangelium deistischer Menschenliebe zu unterschieben. Hätte er die heutige Bibelkritik gekannt, dann hätte er nicht nach der katholischen Traditionslehre zu greifen brauchen, er hätte dann vermittelst dieser Kritik in dem Evangelium von Gott dem Vater und von den Menschen als Gotteskindern den eigentlich historischen und allein sichern Kern aus der Umhüllung der spätern „Zusätze“ herausgefunden!

---

[1] Von diesem entlehnte er den oben S. 440 citierten Satz und gab ihm die bekannte Wendung: Historische Wahrheiten können nicht zum Beweise von Vernunftwahrheiten dienen (s. meine Abhandlung in der Tübinger theol. Quartalschrift 1888, S. 615). Streng genommen steht mit diesem Satze der weniger offenbarungsfeindliche, von Locke entlehnte Satz im Widerspruch: Die Offenbarung bietet mühelos bälder dasselbe, was die Vernunft schwerer und langsamer findet.

Auf litterarischem Gebiete wird es Lessing hauptsächlich zum Verdienst angerechnet, daß er anstatt französischer englische Vorbilder empfahl, aber hierin hatte er schon in Bodmer einen Vorgänger. Seine eigene Schreib- und Denkweise selbst aber war mehr französisch als deutsch. In vielem folgte er Diderot, auf seine Anregung führte er das bürgerliche Element in die Dichtung ein (Minna von Barnhelm).

Minna von Barnhelm ist wohl die bedeutendste und anerkennungswerteste Arbeit Lessings. Hier hat er lebenswahre Charaktere aus der Zeit des siebenjährigen Krieges geschaffen und weder zu Gunsten noch zu Ungunsten eines bestimmten Standes und Glaubensbekenntnisses unwahr gezeichnet, wie im Nathan und teilweise in Emilia Galotti. Der französische Glücksritter mit seinem gerabebrechten Deutsch, der neugierige, grobe und unterthänige Wirt, der treue Diener Just und Wachtmeister Werner, der ehrenhafte und wohlmeinende Major, das sächsische Fräulein und ihr Kammermädchen entwickeln ihren Charakter vortrefflich, da ihre Wege sich kreuzen und ihr Geschick sich verwickelt. Nur sind die Soldaten fast etwas zu edel, treu und uneigennützig dargestellt. Das Stück ist zugleich das einzige klassische Lustspiel der Deutschen.

4. Ein ganz anderer Charakter als Lessing ist Herder. Wo jener zerschneidet und unterscheidet, verbindet dieser, wie bei der Grenzbestimmung zwischen Malerei und Skulptur, zwischen der natürlichen und historisch christlichen Religion. Was Lessing zurückstößt, nimmt Herder auf und möchte alles versöhnen; wo jener sucht, glaubt dieser alles schon gefunden zu haben. Die energische Subjektivität Lessings setzt sich gegen alle Welt und prüft zuerst, ehe sie etwas zuläßt, Herder umfaßt von Anfang mit Liebe, was ihm entgegenkommt. Er gibt sich ganz dem Objekte hin, versenkt sich darein und gleicht in dieser Hinsicht Goethe.

Wo menschliches Empfinden sich einen schönen Ausdruck geschaffen, sei es in bewegter und erregter orientalischer oder in düsterer geheimnisvoller nordischer Poesie, da empfand sich Herder mit wunderbarer Geschmeidigkeit und Freiheit des Gefühles hinein und übertrug es in deutschen Ausdruck. Er begeisterte sich für den edlen Rittersinn des spanischen Volkes im Cid, für den Gedankenreichtum und den formellen Glanz der neuhorazischen Gedichte Baldes und die Schwermut Ossians. Mit Feinsinn zeigte er die poetischen Schönheiten der hl. Schrift auf, die Frische des Naturgefühls im Schöpfungsbericht, die psychologisch inhaltsreiche Geschichte des ersten Werdens der Kultur und der menschlichen Beziehungen in der Patriarchengeschichte, den Ausdruck des Erhabenen bei den Propheten und überschwellender Liebe im Hohenlied. Zum Verständnis des Übernatürlichen, der Offenbarung Gottes in Israel und Christus erhob sich Herder dagegen nie recht, so gläubig er den Erlöser und den Auferstandenen zu predigen und zu besingen liebte. Es ist nur das poetisch Erhabene, Glanzvolle, das

Lieb- und Trostreiche im Leben Jesu, nicht aber das Schmerzvolle und der Kreuzweg der Buße und des Leidens, was seine Sympathie erweckt. Übrigens war hieran auch seine Umgebung schuld. Goethe hatte Herder nach Weimar berufen, um durch ihn die strenge Partei der Orthodoxen zu stürzen und jedes Hindernis zu beseitigen, welches dem ausgelassenen Treiben der Schöngeister im Wege stand. Herder mußte in seinen Predigten jeden Anstoß vermeiden und so verwaschen predigen, daß sogar Schiller sich durch den Mangel des entschiedenen Christentums angewidert fühlte. Ebensogut hätte Herder in einer Moschee predigen können, meinte Schiller.

5. Goethe und Schiller bezeichnen den Höhepunkt der deutschen Litteratur. Über beide ist schon soviel geschrieben worden, daß wir uns kurz fassen können. Goethe ist mehr der objektive, Schiller der subjektive Dichter. Jener ist ein klarer Spiegel der Dinge und schaut mit ahnungsreichem Tiefsinn in das Innerste der Welt. Dieser lebt in einer idealen, übersinnlichen Welt, in der Welt des Bewußtseins und der Freiheit, und möchte die Natur und Welt nach seinen Idealen gestalten. Er ringt daher mit dem Stoff und sein Schaffen wird künstlich. Das poetische Empfinden, die mannigfachen Reize der Gefühle, welche bei Goethe so durchaus angemessen sich sprachlich verleiblichen, verlieren bei Schiller durch zu viel Reflexion und durch die glatte und gefeilte antike Form an ihrer Kraft. Schiller ist Kunstdichter und verherrlicht den Kulturmenschen, den Menschen in der Gesellschaft und in umfassender Wirksamkeit. Goethe besingt den natürlichen Menschen in seinem Lieben und Leben, im stolzen Selbstbewußtsein eines Prometheus und Faust. Der „Wanderer im Sturmlied", der „Harzreisende" und der „Seefahrer" offenbaren diese stolz erhabene Gesinnung, die den „Olympier" als „Göttliches" beseelte. Schiller preist den Menschen, wie er sich losreißt vom Naturdasein, wie er sich bildet und gesellt und Werke der Kultur schafft (Ideale und das Leben, der Spaziergang, die Glocke u. s. w.). In seinen Dramen, für die er deshalb ungleich mehr veranlagt war, stellt er das erfolgreiche und erfolglose Ringen hochstrebender Geister mit dem unerträglichen bestehenden Zustand der Gesellschaft dar. Er ist vor allem Befreiungsdichter und verdankt dieser Eigenschaft viel von seinem Ruhm. Die Räuber, Fiesco, Ferdinand, Don Carlos, Wallenstein und Tell, alle wollen unerträgliche Zustände des Staates aufheben; auch die Jungfrau von Orleans beseelt ein ähnlicher Enthusiasmus für Befreiung des Vaterlands. In der Jungfrau und in Maria Stuart findet sich ein erfreuliches Entgegenkommen, eine Art Annäherung an die katholische Kirche. Doch soll eigentlich mehr das von Ideen erfüllte und begeisterte, liebeglühende Weib als das Gefäß und Wunderwerk des echtkatholischen Glaubens geschildert werden.

Zuerst einem verschwommenen Pantheismus huldigend, wandte sich Schiller später Kant zu, dessen Emanzipation der Vernunft von allen bloßen Annahmen und Neigungen des natürlichen Menschen Schillers idealem Sinn vor allem zusagte, während Goethe seinem Naturell gemäß zeitlebens mehr Spinozist blieb. Kants abstrakte Vernunftforderungen suchte indes Schiller im Sinne einer ästhetischen Weltbetrachtung zu ermäßigen. Die französische Revolution hatte ihm gezeigt, zu welcher Tyrannei der Fanatismus für abstrakte Vernunftprinzipien führt. Seine ästhetische Moral, welche den Menschen durch die Formen spielend bezähmen will, sollte vor allem von der Schaubühne aus, gleichsam einer Art Kirche der Zukunft, gepredigt werden. Die spezifisch christliche Grundlehre von der Verderbtheit der Natur, der Schwäche des Willens und dem Dunkel des Verstandes, von der Notwendigkeit einer Erlösung und Überwindung der Natur blieb Schillers Geistesleben fremd. Sein edles sittliches Streben soll damit natürlich nicht unterschätzt werden. Auch mag es sein, daß Schillers innerliches Leben viel christlicher war, als er es sich selbst zu gestehen wagte, und gegen sein Lebensende hin sich immer mehr dem lebendigen Christus zuwandte, wie Frau von Wolzogen berichtet.

Ungünstiger als über Schiller muß über Goethe vom sittlich religiösen Standpunkt aus geurteilt werden. Trotz einer herrlichen Abhandlung über die Sakramente der katholischen Kirche, trotz des Schlusses von Faust, trotz schöner Aussprüche über Christus und die Unsterblichkeit (bei Eckermann) blieb seine Gesinnung heidnisch und sein Leben und Schaffen zeigt den unheilvollen Einfluß dieser Gesinnung.[1]

Zu den vorzüglichen Leistungen Goethes gehören sein „Hermann und Dorothea", „Iphigenie" und „Faust". Im ersten Stücke[2] wird uns

[1] Wie befangen Goethe in konfessionellen Dingen war, hat er durch folgendes Gespräch mit Eckermann sattsam bewiesen: „Die Katholiken vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunden gleich, die sich untereinander beißen, aber sobald sich ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind."

[2] Den Stoff und Gang der Erzählung entnahm Goethe der Schrift: „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten" (S. 33). Die Handlung spielt hiernach in Altmühl in der Grafschaft Öttingen und es mag mir daher gestattet sein, darauf kurz einzugehen. Es gibt zwar keine Stadt Altmühl im Öttingischen und aus der zahlreichen Litteratur, die über die Salzburgische Emigration erschien, ist nicht zu ersehen, was für ein Ort es sein soll, aber es läßt sich vermuten, daß Pappenheim oder Gunzenhausen an der Altmühl gemeint ist, wo die verschiedenen Auswandererzüge eine regelmäßige Haltstation machten. Es waren 17 größere Züge, welche fast alle ihren Weg über die Grafschaft Öttingen nahmen, wie die „Ausführliche Historie der vertriebenen Lutheraner" (1732) berichtet. Diese Schrift rühmt die gute Aufnahme, welche sie im katholischen Donauwörth und bei dem Grafen Öttingen-Spielberg fanden. Die Auswanderer durften in Bürgerhäusern ungestört ihre Lieder singen und der Graf lud einen Teil zu seiner Tafel. Auf dem Wege wurden wiederholt Paare getraut, so in Nördlingen und Weißenburg, aber die hier fragliche Geschichte taucht nicht mehr auf.

Die Salzburger Emigration erregte großes Aufsehen, obwohl sie nur eigentlich der Schlußakt einer seit 1648 fortwährenden Auswanderung aus Österreich ist. Die Protestanten sahen es wie ein Wunder an, daß mitten im Papsttum die Sehnsucht nach dem „lautern Evangelium" erwachte und daß die Neugläubigen kein Hindernis scheuten, ihr Verlangen zu stillen. Die Katholiken aber stellten sie als Aufrührer dar und namentlich hat ein Geistlicher (wahrscheinlich ein Jesuit) in der schon oben (S. 426, Anm.) erwähnten volkstümlichen Schrift „Cadmus teuto-phoenix oder

das Innere eines halb bürgerlichen, halb bäuerlichen Hauswesens erschlossen. Der Hausvater, ein Gastgeber mit Landwirtschaft, ist bei aller Behaglichkeit und Selbstbefriedigung doch strebsam und rührig.

Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menschen zu handeln,
Weiß zu bewirten die Herren und Frauen, daß sie zufrieden
Von mir weggeh'n; ich weiß den Fremden gefällig zu schmeicheln.

Der Ehrgeiz städtischer Ämter hat ihn angelockt, er war lange Bauherr im Rate und suchte sich Beifall und Dank zu erwerben. Im Sinne der neuen wohlfahrtsbeflissenen Verwaltung sorgte er für Reinlichkeit, Gesundheit und Verkehrserleichterung der Stadt und spricht mit Wärme vom neuen Pflaster, von Kanälen und Chausseen. Anders geartet ist der Sohn, er gehörte schon einer anderen Generation an, als der noch in der Zopfzeit und ihrem äußern Schimmer und Scheine befangene Wirt und Apotheker. Die neue Zeit will nichts mehr wissen von „der Stuccatur der weißen Schnörkel im grünen Felde“, von dem künstlichen Grottenwerk mit schön geordneten Muscheln und Korallen; es spazieren keine geputzten Herren und Damen mehr im Garten umher und reichen mit spitzigen Fingern die Blumen; die weißen Latten und glatten hölzernen Bänke kamen aus der Mode. Man kehrt zur Natur und zum Natürlichen zurück. Der Bauernstand kommt zu Ehren und nicht allein der, welcher vorwärts strebt, erscheint als preiswürdig, sondern auch wer ruhig beharrt,

Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet,
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des g'raden Verstandes. . . .
Glücklich, wem die Natur ein so gestimmtes Gemüt gab!
Er ernährt uns alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket,
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter.

Zwischen den verschiedenen Charakteren des Vaters und Sohnes vermittelt die Mutter und in einem noch höheren Sinne schlichtet der Geistliche die Gegensätze. Der Pfarrer ist ein Mann nach dem Herzen Goethes, tolerant und nachsichtig in einem so hohen Grade, daß er nicht nur Einseitigkeiten, sondern auch Fehler zu entschuldigen geneigt ist. Die heiligen Schriften sind ihm wert, sofern sie „der Menschen Geschick und

späte Nachwehen und Nachgeburt der lutherisch-evangelischen Kirche“ die geheimen Motive dieses Abfalls mit Geschick und in lebhafter Darstellung enthüllt. Es würde zu weit führen, wollten wir Gründe und Gegengründe abwägen, jedenfalls bleibt zu bedenken, daß es edler gehandelt heißt, Andersdenkende ziehen zu lassen, als sie zu einem Bekenntnisse zu nötigen.

ihre Gesinnung enthüllen", und er kennt die besten weltlichen Schriften. Allem versteht er eine gute Seite abzugewinnen, wie sein Original Herder, und weiß, daß mit dem Mangel des Fortschrittsdranges Zufriedenheit und mit der Neugierde Teilnahme verknüpft ist; mitten in der Verwirrung und dem Toben der Leidenschaften sucht er nach Thaten heroischer Aufopferung, die er dort immer zu finden gewohnt ist. Wir haben das Ideal eines Apostels der Humanität, keinen Apostel Christi vor uns, und wir fragen billig, ob es solchen Grundsätzen wohl gelingen mag, bessernd und läuternd, erziehend und bildend auf die Leidenschaften einzuwirken, von deren verheerender Macht eben damals die französische Revolution ein handgreifliches Beispiel gab.

In „Iphigenie" stellt Goethe die höchste Idee des Weibes, in „Faust" die höchste des Mannes dar. Jene ist bis zu einer Heiligen verklärt, sie ist frei von aller Schwäche, vollständig auf sich ruhend und in sich befriedigt. Nur eine Schwäche haftet ihr an, das Heimweh.

„O wie beschämt gesteh' ich, daß ich Dir mit stillem Widerwillen diene, Göttin, Dir, meiner Retterin." „Welch Leben ist's," ruft sie aus, „das an der heiligen Stätte, gleich einem Schatten um sein eigen Grab, ich nun vertrauern muß."

Und dann empfindet sie es schmerzlich, daß ihr die Selbständigkeit des Mannes abgeht, der sich selbst das Gesetz gibt und gegebene Schranken durchbricht.

„Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg! Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet. Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!" „Drückt denn Unmögliches nur der Mann an die gewalt'ge Heldenbrust? Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd dem immer wiederholenden Erzähler, als was mit unwahrscheinlichem Erfolg der Mutigste begann?"

Trotz dieser Schwäche ist die Seele Iphigeniens eine wohllautende Harfe, welcher die herrlichsten Empfindungen und Gedanken entströmen. Sie hat den Frieden im Herzen und gießt ihn aus über die wilden Barbarengemüter.

Ganz anderer Art, voll Unruhe und Fortschrittsdrang, ist Faust, eine echt protestantische Natur, die bei keinem Ergebnis stehen bleibt, sondern weiter grübelt und weiter strebt (s. S. 343 u. 381). Bitter fühlt er die Grenzen seiner Kraft, des menschlichen Wissens und menschlichen Könnens. Verhüllt und verschlossen liegt vor ihm das Unendliche und er fühlt den ganzen Druck der ungelösten Rätsel. Er möchte die Schranken durchbrechen und im Anschauen und Genusse des Ewigen sich sättigen. Mit jugendlichem Idealismus glaubt er noch an das Wahre, Gute und Schöne, aber er erkennt bald die Unmöglichkeit, das Ziel zu erreichen. Er

sieht ein, daß, wie vollendet auch die Idee des Höchsten in ihm ist, es doch immer nur eine Selbstbespiegelung und Selbstanschauung ist. „Du gleichst dem Geist," ruft ihm der Naturgeist zu, „den du begreifst, nicht mir."

Dem idealen Drang stellt sich das Böse verkörpert im Mephistopheles entgegen. Wir erkennen in diesem Zuge, wie Goethe trotz aller heidnischen Gesinnung der Wahrheit darin Zeugnis gibt, daß er das Erbsündliche und das radikal Böse in der Menschenbrust kennt und darstellt, während seine Gesinnungsgenossen, selbst Herder und Schiller, es nicht bemerken wollen. Im Charakter des Mephistopheles selbst sind alle schlechten und zersetzenden Tendenzen des 18. Jahrhunderts vereinigt. Mit einem Stück Voltaire und Friedrich II. verbindet er etwas von Rousseau: voll Frivolität und bitterer Ironie verspottet er Glaube und Wissen, Bildung und Sittlichkeit. Er spornt Faust rastlos vorwärts, zerstört ihm jegliche Illusion und allen Idealismus.

Zuerst wird die duftende Blume reiner Schönheit als Gretchen Ideal des Faust, später sucht er es in der klassischen Vollendung Helenas; dann jagt er nach politischer Macht, endlich drängt er vor in das Reich der Mütter und schaut die ewige Wesenheit der Dinge, wie Plato im Phädrus, aber Ruhe und Befriedigung findet er erst in der That und sittlichen Arbeit für das Wohl der Gesellschaft.

Nicht in Gott läßt Goethe sein eigenes Abbild Faust Ruhe und Frieden finden. Goethe hielt es immer mit der Natur und ihrem dunklen mephistophelischen Triebe. Zu seiner Vollendung, Befreiung und Abklärung wollte er keiner Gnade bedürfen. Es bedarf seiner Ansicht nach nur eines lebendigen Strebens, eines Vorwärtstriebes, und er wird, wenn er auch im Streben irrt, gerettet und erlöst, vollends „wenn an ihm die Liebe von oben teilgenommen". Wie Beatrice über dem Lebensgange Dantes, so waltet die verklärte Gestalt Gretchens als ein leitender Stern über den dunkeln Wegen Faustens, und dieses „ewig Weibliche zog ihn hinan". Auch der Iphigenie liegt diese Idee zu Grunde, daß das Weib die wilde Leidenschaft bezähmt und das reine Menschentum herausbildet. Die Iphigenie hat nicht bloß die wilden Taurier durch ihren besänftigenden und milden Einfluß zu Menschen gemacht, sie zerreißt auch das Gewebe der Lüge, womit ihr Bruder und Brudersfreund ihrem Geschicke guten Ausgang geben wollen, und heilt den verdüsterten Sinn des Bruders. Nicht also Christus, sondern das Weib brächte uns die Erlösung! Es gäbe eine natürliche und dazu so angenehme Art, sich zu bilden und zu läutern! Wie thöricht wären doch alle die, welche in der Unterdrückung

und Fesselung des natürlichen Menschen ihre Rettung suchten! Und doch muß auch Goethe wieder insofern wahr und gerecht sein, als er sowohl im Faust als noch mehr bei Iphigenie einen objektiv göttlichen Hintergrund hervorscheinen läßt.[1]

Sein künstlerisches Ideal hat Goethe in „Wilhelm Meister“ verkörpert. W. Meister strebt, die Brust voll Idealen, nach einer harmonischen Bildung, einem adelig freien Leben, das keine Fähigkeit verkümmern läßt und eine künstlerische Selbstdarstellung gestattet, wie es etwa einem vornehmen Griechen vorschwebte. In diesem Streben verfällt jedoch Meister in ein ungebundenes Vagabundenleben voll Abenteuer, und das Schlußergebnis ist dürftig.

Auch Schiller huldigt dem griechischen Lebensideal, aber nicht in individueller, sondern in sozialer Ausbildung (S. 458). Am besten erhellt dies aus seinem „Spaziergang“, worin er den Kulturgang der Menschheit klassisch schön geschildert hat (man vergleiche hiermit die Stelle aus Homer S. 147 ff. und Sophokles' und Calderons ähnliche Gedichte S. 158 und 396).

Nach einem einleitenden Gang durch Wiesengründe und Waldesdunkel führt uns Sch. in diesem Gedicht auf eine blühende Stätte des Ackerbaues, in dessen Mitte sich ein Dörfchen versteckt, und weist auf die Grenzlinien der Felder und die Straßen als erste Bedingung der Kultur hin.

„Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.“

Schiller preist am Ackerbau die innige Beziehung zur Natur, welche ihn schützt vor den üblen Folgen der Hyperkultur.

„Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz;
Deine Wünsche beschränkt der Ernte ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab.“

Schon in diesen Worten liegt die Andeutung auf andere Zustände, und mit dieser Andeutung vermittelt er den Übergang zu der höheren Kultur, welche die stete Tendenz zur Überschreitung ihrer Grenzen in sich birgt.

Der Sitz der feineren Bildung wird die Stadt. Zunächst sieht man sie nur von außen. Die Regelmäßigkeit ihrer Gebäude, Alleen und Ummauerung erinnert daran, daß hier alles auf freier Wahl, auf Sinn und Gedanken beruht:

„Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung.“

[1] Ich habe in Commers Jahrbuch f. Phil. (IV, 246) und in der Beilage zur Augsb. Postztg. 1889 Nr. 23 diesen objektiven Hintergrund ausführlich aufgezeigt und verweise hier darauf.

Der Pappeln[1] stolzer Zug und „geordneter Pomp", die Kuppeln und Tempel erwecken die Gedanken an das Staatsoberhaupt und die Gott geweihte Religiösität.

„Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh! da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund."

Sch. läßt nun antike und moderne Städtereminiscenzen auftauchen, doch so, daß der allgemeine Gedanke überall zutrifft und ein ideales Bild der Stadt sich entwickelt, die zugleich Staat ist wie im Altertum. Die seligen Götter, als die Mächte der Kultur, läßt er Wohnung nehmen in den Tempeln: Ceres bringt den Pflug, Hermes den Anker, Bacchus die Traube, Minerva den Ölbaum und Poseidon das Roß. In wilde Länder sendet die Stadt ihre Kolonieen, Kolonisten als „Pflanzer der Menschheit". Doch auch Kriege umtoben sie. Lieber verweilt aber Schiller bei den Werken des Friedens. Er schildert uns in reizenden Bildchen den Holzhau, einen Steinbruch, die Metallfabrik, das Spinnen und Weben.

„Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer;
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel;
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff."

Was Schiffahrt und Handel aus- und einführt, bildet den Inhalt weiterer Verse. Immer höher steigt die Kultur. Malerei, Bildhauerei und Baukunst verschönern das Leben und es treten Dichter, Denker und Geschichtsschreiber auf.

„Aber in stillem Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Preist der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt."

Aber der Gedanke entfesselt die Geister und die Hyperkultur verdirbt das Geschlecht. Schiller zeichnet die Folgen dieser Bildung nach Rousseau (s. S. 445) und weist wie dieser auf die Natur hin, aus der wir Heilung schöpfen können. Nur gibt er dem „sentimentalen" Gedanken Rousseaus, in der Terminologie Schillers zu reden, eine antik klassische Wendung. „Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns."

[1] Die schnurgeraden Pappelalleen sind charakteristisch für den französisch aufgeklärten Absolutismus, der sie überall einführte (vgl. Riehl, Land und Leute).

Als Dichter der Kultur und Kenner ihrer Geschichte war Schiller von selbst zum Drama mehr veranlaßt, als Goethe, und erreicht auch ein höheres Ziel. Trotz seiner streng klassischen Schönheitsbegriffe und seines idealen Zuges wurde Schiller auch dem Leben gerecht und wußte z. B. in Wallensteins Lager in eine Gesellschaft einzuführen, welche ihm noch ferner lag, als uns, er traf sogar den Lokalton im Tell und auch Maria Stuart ist im allgemeinen den Zeitverhältnissen angepaßt.

Im übrigen leidet das neue deutsche Drama fast allgemein an dem großen Fehler, daß seine Charaktere viel mehr Männer des Gedankens und der Empfindung, als der That sind. So sind auch die Helden der Goetheschen Schauspiele viel zu beschaulicher und innerlicher Natur und es fehlt ihnen wechselvolle und bedeutsame Handlung. Der Grund hiervon liegt in einer dem Ausgang des 18. Jahrhunderts eigenen Überschätzung des individuellen Lebens, der schöpferischen Persönlichkeit und des plastischen Charakters. Auf das Persönliche wurde ein ungemeiner Wert gelegt, der Brief und die Unterhaltung gehörten zu den gepflegtesten und berechnetsten Äußerungen eines Charakters. Dagegen wurde das äußere Wirken in Staat und Kirche wenig geschätzt, zu politischer Thätigkeit fehlte der Spielraum und zu wirtschaftlicher der Assoziationstrieb. Indem nun so der Thätigkeitstrieb lahm gelegt war, konnte man auch nicht mit den verwickelten Kausalverhältnissen der Wirklichkeit vertraut werden, die sich dem Handelnden von selbst aufdrängen und deshalb fehlte dem Drama lebensvolle Handlung; die Macht der Leidenschaft und der Idee aber vermochte jene Erfahrung nicht zu ersetzen.

Dieser Mangel macht sich in eigentümlicher Form bei Grillparzer, dem größten deutschen Dramatiker nach Schiller, geltend. Der charakteristische Zug seines Wesens und dramatischen Schaffens ist nach Volkelts treffender Bezeichnung „die dem Leben nicht gewachsene Innerlichkeit“. Wie er selbst der Wirklichkeit als einer unheimlichen, durch eine Art Verkettung des Fatums bestimmten Macht gegenüberstand, so zeichnet er auch seine Helden, eine Sappho, einen Kaiser Rudolf II. und Libussa. Besonders in dem Stücke „Das Leben ein Traum“ hat er die Scheu und Angst geschildert, womit ein in sich gekehrter, sinnender und schaffender Geist den Lebensmächten gegenübersteht; wenn er sich mit ihnen in eine That einließe, fürchtet er ängstlich, der eigenhaltige Kausalzusammenhang möchte ihm unbeabsichtigte Folgen aufdrängen und unterläßt lieber die verschuldende That. Solche Naturen, wie Libussa und Kaiser Rudolf II., auf einen Punkt gestellt, wo es mit fremdem Willen und objektiven That-

sachen zu rechnen, in sie einzugreifen, zu lenken und zu handeln gilt, geraten aus dem Gleichgewicht und verlieren für ihr Handeln das richtige Maß. Immer am unschicklichen Platze abstoßend und herablassend, bedenklich und unvorsichtig, verderben sie alle Geschäfte und ernten Mißerfolg und Abfall.

Daß die Wirklichkeit von Begriffen beherrscht wird, daß in der Geschichte Ideen und Gesetze wirken, kommt individueller Innerlichkeit nicht in den Sinn, ihr fehlt der Trieb nach begrifflicher Beherrschung der Erscheinungen, der anschaulichen Phantasie widerstrebt das Unsinnliche und Allgemeine des Begriffes. Daher hatte Grillparzer für das Logische eine ebenso große Abneigung als für Massenwirkungen und das Einzelne absorbierende Gesetze und deshalb hat er in seinen historischen Dramen die Macht der Ideen und der Massen nicht gewürdigt.

## 5. Der philosophische Idealismus.

Die Philosophie der Aufklärung endete zuletzt in dem flachsten Materialismus. Zunächst wurde dem Geiste jeder aktive Anteil an der Erkenntnis abgesprochen und die Seele zur Unthätigkeit verurteilt, und zuletzt wurde mit der Seele überhaupt aufgeräumt. Man gründete die Erkenntnis rein auf Erfahrung und Wahrnehmung. Zwar der erste Empiriker Locke stimmt scheinbar noch mit Cartesius vollständig überein: wie dieser kennt er nicht bloß die Sinnesempfindung (Sensation), sondern auch das Nachdenken (Reflexion) und das natürliche Licht (lumen naturale), die Quelle aller Sicherheit. Allein bei Locke ist diese Sicherheitsquelle nicht im Subjekt, sondern im Objekt, der Gegenstand des Denkens ist es, welcher sich selbst erhellt und evident macht. Die Denkgesetze sind Gesetze der Denkgegenstände, nicht der denkenden Thätigkeit. Locke weiß nichts von der idealen Natur des Geistes, weder von einem apriorischen Besitz oberster Denkkategorieen und Denkaxiome, noch von seinem Unendlichkeitsdrange, der sich in der Idee des Guten und Wahren und zuletzt im Gottesbegriff ausspricht. Nur unmerklich weiter geht Hume. An einem speziellen Fall, nämlich an der Kausalität, zeigt er, wie uns hier allein die Sinneserfahrung leitet. Wir sehen, wie der Arm den Stein bewegt, und schließen aus der Bewegung des Armes und der darauffolgenden des Steines, jene sei die Ursache, diese die Wirkung, schließen also aus einem post hoc auf ein propter hoc. Allein, wie diese Wirkung erfolgt und ob sie immer erfolgt, ist zweifelhaft und a priori nicht festzustellen, das kann allein die Erfahrung zeigen.

Mit einem kühnen Griffe beseitigt Condillac aus dem Erkenntnisvorgang jegliche Eigenthätigkeit der Seele und verwirft die Lockesche Reflexion. Der Sinneseindruck (die Gesichts-, Gehörs- und Gefühlswahrnehmung) erzeugt die Vorstellung (idée) und, wenn er besonders stark ist, die Aufmerksamkeit und das „Bewußtsein der Seele“ genannte Gehirnphänomen. Die Aufmerksamkeit — wer merkt denn hier auf? — hat zur Folge, daß die dem Eindruck entsprechende Vorstellung auch in der Seele bleibt, wenn der Sinneseindruck schon vorüber ist, und bildet die Einbildung und Erinnerung. Wenn sich im Gedächtnis eine Menge von Vorstellungen gesammelt hat, entsteht ein Vergleichen, Verbinden und Trennen der verschiedenen Vorstellungen, mit andern Worten, die Reflexion und das Urteil. Das, was den sog. Geist zur Vergleichung der Ideen und zum Urteil antreibt, ist das Interesse, und zwar das gemeinste Nützlichkeitsinteresse. Denn die Erkenntnis steht ganz im Dienste des Begehrungsvermögens. Das Wollen führt, wie schon bei Cartesius, den Primat im Seelenleben, nur daß dieses Wollen bei den Materialisten einer ganz niederen Stufe angehört. Als einziges sittliches Motiv ließen sie die Selbstsucht gelten. Alle Leidenschaften sind nach ihnen notwendig und berechtigt, ihnen verdankt der Mensch jede Tugend und Tüchtigkeit. Helvetius stellt sogar die Behauptung auf, ein Mann verdanke seiner Maitresse ein gutes Teil seiner Tugenden.

Was läßt sich gegen diese vielverbreitete und unheilvolle Philosophie einwenden? Sehen wir von der Frage ab, ob die Seele, der Geist wirklich so wenig bedeutet und so nieder steht, wie es die Materialisten uns glauben machen, und fassen wir nur die Sinnesempfindung und den Erkenntnisvorgang ins Auge!

A) Hier ist nun vor allem festzustellen, daß 1. erwiesenermaßen die Gegenstände der Wahrnehmung in der Seele ganz anders erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Die Sinnesphysiologie hat bewiesen, daß es außer uns keine Farben, Töne, Gerüche, Schwerkräfte und Dichtigkeitsverhältnisse in dem gleichen Sinne gibt, wie sie unsere Seele empfindet, und daß die äußeren Eindrücke von der Seele in ihre eigene Sprache übersetzt werden. 2. Zu dieser psychischen Veränderung gesellt sich eine noetische. An sich sind die Gegenstände der Wahrnehmung, das, was wir schon zu weit gehend Dinge nennen, a) nur einzelne, b) nur äußerliche und oberflächliche und vergängliche und zufällige Erscheinungen ohne Halt, Dauer und festen Grund. Zusammengefaßt zu allgemeineren Vorstellungen, ergänzt durch den Gedanken

des bleibenden Wesensgrundes, der die sinnlichen Erscheinungen, Eigenschaften und Wirkungen mit Notwendigkeit bindet, werden die Erscheinungen erst durch den Geist, dessen unbewußte und bewußte Thätigkeit an dem Objekte der Wahrnehmung.

Allerdings hat der erste Schritt hierzu nichts besonders Auffallendes, es ist nichts Wunderbares, daß aus sinnlichen Einzelbildern verblaßte Allgemeinbilder entstehen, daß also der Anblick eines Hundes, Pferdes, Tisches im Kinde eine schemenhafte Erinnerung von bestimmteren oder unbestimmteren Umrissen erzeugt, an welche sich dann weitere Erfahrungen anschließen, wiewohl die Biegsamkeit und Sicherheit überrascht, mit welcher eine einmal gegebene, oft von dem bisherigen ganz verschiedene, Vorstellung alles Gleichartige an sich zieht. Mit Hilfe weniger Grundvorstellungen, die das Kind in seiner Umgebung gelernt hat, findet es sich im bunten Chaos der Erscheinungswelt zurecht, wie es im Grunde wenig Wörter sind, mit welchen der primitive Mensch die Welt geistig beherrscht. Immerhin wollen wir auf dies frühe Auftreten und die gleichsam mechanische Bildung dieser Grundelemente des Erkennens, die Allgemeinvorstellungen, kein weiteres Gewicht legen; auf dem Boden des Vorstellungslebens, im Gebiete der Allgemeinvorstellungen ist von metaphysischer Realität und wissenschaftlicher Allgemeingiltigkeit und Notwendigkeit noch nicht die Rede. Diese beginnt erst mit dem Begriff oder mit dem, was ich Wesenschauung nennen möchte. Was ist darunter zu verstehen?

Analysieren wir einen Begriff, den wir uns zum Bewußtsein gebracht haben, z. B. den des Menschen, genauer, so kommen wir auf letzte Bestandteile, welche allgemeinster Natur sind: der Mensch ist ein sinnlich vernünftiges (körperlich-geistiges) Wesen; Körper und Geist ist zu einer Substanz geeint und der Mensch ist körperlich und geistig — im Denken und Wollen — thätig. Das Tier ist ein sinnliches Wesen, auch hier ist die Seele (als Form) mit dem Körper substantiell geeint, es zeigt sich in Bewegungen, im Schreien, Schauen &c. als thätig. Ähnlich ist die Pflanze ein thätiges Wesen, ja auch in anorganischen Aggregaten (Stein, Lehm) sind die letzten Atome einheitliche thätige (attraktive, repulsive) Wesen bezw. Substanzen. In diesen Definitionen ist ein doppeltes Moment der Apriorität enthalten, 1. das formale Element der urteilsmäßigen Verknüpfung von Subjekt und Prädikat, von Substanzen und Attributen, 2. die prädikativen (kategorischen) Gattungsbegriffe allgemeinster Art: Wesen, Sein, Thun, Einheit. Jene urteilende Synthese will notwendig und wahrheitsgetreu sein, obwohl die sinnliche Wirklichkeit

weder eine Trennung noch eine Verbindung von Ding, Eigenschaft und Thätigkeit zeigt. Diese Forderung und Voraussetzung der Notwendigkeit ist vielmehr apriorischer Natur. Die Prädikate aber führen uns auf die Kategorieen, die obersten Gattungsbegriffe. Unter den Kategorieen selbst nimmt Sein und Wirken die höchste Stelle ein, insofern von ihnen sich alle anderen Kategorieen ableiten lassen. Welches sind diese Kategorieen?

Alles Sein stellt sich bei näherem Zusehen schon a priori als eins oder vieles, als ein so- oder soseiendes (hart, weich, licht, dunkel, angenehm, unangenehm), als ein notwendig- oder möglichseiendes, als ein thätiges, wirkendes oder ruhendes, als ein fürsichseiendes (Substanz) oder in einem andern seiendes (Teil, Attribut) dar — daher z. B. Spinoza das Axiom aufstellen konnte: alles was ist, ist entweder in sich oder in einem andern.

Wenn wir also z. B. die Begriffe eines Tieres oder des Menschen bestimmen wollen, müssen die Kategorieen der Quantität, Qualität, Relation und Modalität den allgemeinen Rahmen abgeben, in welchen wir die Merkmale einreihen, oder wir werden die Fragen beantworten: Sind diese „seienden" Dinge eins oder vieles, sind sie für sich oder für ein anderes, sind sie notwendig oder bloß thatsächlich, wie beschaffen sind sie, in welchen Wirkungen äußern sie sich und in welchen Beziehungen stehen sie? Die wichtigste Frage wird die nach der Substanz, dem Wesen und der Beschaffenheit sein.

Mögen wir wie immer uns das tiefere Wesen und Sein der Dinge denken, eins steht fest, daß die äußere Erfahrung uns die Frage nach dem Wesen nicht lösen kann. In der Erscheinungswelt treffen wir weder die Begriffe des Eins, Seins und Wirkens, noch der Notwendigkeit und Möglichkeit so an, wie wir sie doch allen Realbegriffen zu Grunde legen müssen.

Wir sehen außer uns nie eine richtige Einheit, sondern nur begrenzte, unendlich teilbare Flächen, betragen sie auch nur ein Zehntel Millimeter oder noch weniger. Einer Einheit werden wir erst bewußt, wenn wir aus dem Kontinuum des bunten Gesichtsfeldes, das dem Kinde als gleichmäßige Fläche erscheint, aktiv und geistig bestimmte Gruppen und Gestalten herausheben.

Ebensowenig sehen wir den Übergang einer Kraftwirkung von der Ursache zur leidenden Substanz. Die Kraft ist kein Ding, das ablösbar wäre, wie ein Teil, eine Frucht oder eine Hülle, sie haftet vielmehr wie eine untrennbare Eigenschaft an Dingen und wenn sie sich überträgt, fragt es sich, was ist ihr Träger oder wie findet sie ihren Weg,[1] wo ist die Öffnung, durch welche die Kraft hervorfährt und wo fährt sie hinein?

Die apriorische Natur des Seinsbegriffs zeigt sich darin, daß uns alles Sein in seelisches oder nichtseelisches, immaterielles oder mate-

[1] Über dieses Problem und seine Lösung s. Commers Jahrb. f. Phil., VI. B. 4. H.

rielles zerfällt. Wir können das seelische Sein sich abtönen lassen bis zum dumpfen halb- oder unbewußten Insichsein der Mollusken oder Infusorien oder dem empfindungs- und selbstlosen Formsein der Pflanzen, aber was jenseits der Schwelle liegt, das bleibt uns unverständlich. Das materielle Sein hat für uns keine Unterschiede mehr. Wir können ihm freilich wieder Kräfte, Wirkungen beilegen, aber damit gehen wir schon wieder in ein höheres Gebiet über. Was Kraft oder Wirken sei, das haben wir noch nie gesehen; wo wir eine solche annehmen, liegt sie hinter der Oberfläche der Dinge. Was Kraft und Wirken ist, erleben wir in uns selbst, ebenso was Denken, Empfinden, was das Insich- und Fürsichsein ist u. s. w.

Auf Grund dieser Thatsachen kommen viele zu der Annahme, daß das Sein, Thun und Leben, welches man hinter den Erscheinungen sucht, nur ein Reflex oder eine Projektion unserer eigenen seelischen Thätigkeit ist. Wir würden dann die Dinge unserer Seele verähnlichen, nicht umgekehrt, wie die Scholastik sagt. Eine solche Ansicht kann sich darauf berufen, daß der Dichter sagt, ins Innere der Natur dringe kein erschaffener Geist, daß die Scholastik deshalb von qualitates occultae sprach und daß die Philosophen in die verborgene Tiefe der Dinge nach Willkür immer so viel und so Verschiedenes legen, als ihnen gut dünkt (z. B. selbst Empfindung, Vorstellung und Weltspiegelung in anorganische Stoffe).

Wird nun durch das Zugeständnis dieser Apriorität unseres Eins-, Seins- und Wirkungsbegriffes nicht alle Erkenntnis illusorisch, da sie auf Schritt und Tritt auf diese Begriffe angewiesen ist? Ich denke, mit nichten. Ein solches Zugeständnis schadet dem Realismus so wenig, wie das scholastische Zugeständnis, daß der Mensch alles erfasse secundum modum percipientis, daß also der Geist das Maß alles Erkennens ist. Der Geist paßt sich ebenso weit den Dingen an, macht sich zur Form aller Dinge, als die Dinge selbst sich in den Geist erheben lassen, also selbst noetischer Natur sind und begriffliche Elemente enthalten.

B) Unser Denken besteht nicht allein im Begriffsbilden, sondern in mannigfacher Verbindung und Trennung von Begriffen, Eigenschaften und Thätigkeiten.[1] Der denkende Geist urteilt und schließt. Der Geist trennt zuerst und verbindet dann wieder Erscheinungen und Dinge, welche in Wirklichkeit stets beisammen sind oder in ferner Wechselwirkung stehen. Er schaltet frei über das Thatsachenmaterial, bald eindringend bis in die tiefsten Fugen des Seins, bald alles überschauend und zusammenfassend, was zeitlich und räumlich weit auseinander liegt. Darf er sich hierbei nun willkürlich gehen lassen oder hat er ein Gesetz zu befolgen? Dürfte der Geist willkürlich schalten und walten, dann hätte

[1] S. darüber mehr in meinem Aufsatz: „Die logischen Gänge des Denkens“. (Phil. Jahrb. IV, 271 ff.)

sein Denken keine objektive, d. h. keine allgemeingiltige und notwendige Bedeutung. Das Denken muß vielmehr objektiv, allgemeingiltig und notwendig sein und daher einem Gesetze folgen und zwar einem Gesetze, welches in den Dingen selbst und im Geiste liegt. Da der Verstand frei verbindet und trennt, muß diese verbindende und trennende Thätigkeit selbst durch ein Gesetz beherrscht sein, welches ihm die Dinge nicht aufnötigen können, aber indem er diesem Gesetze folgt, muß sein Denken zu einem sich mit der Wirklichkeit deckenden Resultate gelangen. Solche Gesetze gibt es nun in der That, man hat sie zusammengefaßt in die Gesetze der Identität und des Grundes, und es handelt sich jetzt nur noch darum, ob diese Gesetze empirischer Erfahrung entspringen, wie die Sensualisten sagen, oder apriorischer Natur sind. Gleich zum voraus sei hier bemerkt, daß dies eine ganz andere Frage ist, als die, ob die Denkgesetze objektive Geltung haben oder nicht.

Hierauf ist nun die Antwort zu geben, daß die Denkgesetze aus der Erfahrung nicht nur unableitbar sind, sondern sie werden auch durch eine Erkenntnislehre nicht befriedigt, die nur auf Empirie sich stützt.

Die Erscheinungswelt hätte uns wohl kaum die Meinung beigebracht, daß Gleiches sich stets gleich verhalten und alles seine Ursache haben müsse. Hier sehen wir viele „scheinbar sich selbst überlassene Dinge, die doch sich nicht gleich bleiben, Veränderungen, deren Ursachen und Folgen uns entgehen“ (Lotze). Daher muß das Gesetz der Identität und Kausalität apriorisch sein.

Um alles zusammenzufassen, die Erfahrung (und empiristische Theorie) bringt es nie zu allgemeinen und notwendigen Begriffen und Urteilen, sondern höchstens zu einer komparativen Allgemeinheit, denn sie kann das Gleichartige nicht erschöpfen, die Erfahrung erzeugt nur die Vermutung oder Erwartung, nicht aber die sichere Überzeugung, daß sich Ähnliches oder vielmehr Gleiches sich gleichartig verhält, sie kann überhaupt nicht von logischen Begriffen, sondern nur von verschwommenen Allgemeinvorstellungen und verblaßten Generalisationen, nicht von Gesetzen, sondern nur von Regelmäßigkeiten sprechen. Ein streng begriffliches Wissen muß sich auf apriorischem Boden aufbauen, weil nur dasjenige, was angeboren ist, sich allen in gleicher Weise mit Notwendigkeit aufdrängt und der Forderung der Allgemeingiltigkeit entspricht. Wir wären der Objektivität, der Allgemeingiltigkeit oder Übereinstimmung im Denken am sichersten, wenn allen Denkenden die Ideen der Dinge gleichmäßig angeboren (Plato) oder vermöge ursprünglicher unmittelbarer Schauung

in der Weltvernunft oder Gott zugänglich wären (Malebranche). Allein einer solchen Annahme widerspräche das deutlichste Bewußtsein und der Apriorismus muß daher notwendig beschränkt werden. Kant beschränkte ihn auf die Formen oder die Existenzmöglichkeiten (Kategorieen) der Dinge, der Inhalt aber und die Wirklichkeit geht uns nach ihm in der äußern Erfahrung auf. An und für sich hat eine solche Annahme vieles für sich und sie läßt sich auch ganz wohl mit der scholastischen Abstraktionstheorie vereinigen, wie dies neuerdings Schmid gezeigt hat.

Wenn Aristoteles sagt, der thätige Verstand präge auf Grund der äußern Anregung die *νοητά* (*ἀδιαίρετα, ἄμεσα*) in dem passiven Verstande aus, so enthalten diese *νοητά* auch die Kategorieen, und wenn es heißt *δυνάμει πώς ἐστι τὰ νοητὰ ὁ νοῦς*, so liegt der ergänzende Gedanke nahe, daß die Erhebung des Sinnenbildes zum Vernunftbegriff eben in der kategorischen Bestimmung des Sinnenstoffes, in der Formung und Aufnahme desselben in das kategorische Fachwerk besteht.

Wenn man freilich einmal dem Apriorismus in was immer für einer Gestalt die Thüre öffnet, besteht die Gefahr, daß er das ganze Haus in Besitz nimmt, dies war bei Kant der Fall, und nur wenn man die Kategorieen oder apriorischen Formen mit irgend welchem Seinsbestande, am besten wohl mit der Seinsidee, verbindet, wie sie als eine unmittelbar evidente Thatsache in uns liegt, sie also auf eine unmittelbare Erfahrung gründet und damit die Vernunftnotwendigkeit zur Seinsnotwendigkeit erhebt, gelingt es, den verheerenden Apriorismus hintanzuhalten. Bei Kant aber fehlt diese prinzipielle Verbindung, die apriorischen Formen lasten wie ein Verhängnis über der Seele und es steht ihnen ein durchaus irrationeller, chaotischer Wirklichkeitsstoff gegenüber, von dem wir weder wissen, ob er zu den Formen paßt oder ob er überhaupt existiert. Denn alles, was wir über die wirklichen Dinge denken, ist zuletzt subjektiv.

Veranschaulichen wir uns einmal an einem konkreten Beispiele die Ideen Kants.

Eine Rose z. B. ist rot, wohlriechend und weich zum Anfühlen — das berichten uns die Sinne; sie nimmt ferner im Raum eine bestimmte Größe ein — und dies wissen wir vermöge der Anschauungsform Raum; die Rose ist endlich eine Einheit oder Vielheit, je nachdem man die Sache auffaßt, sie ist ein Sein, eine Substanz oder besteht aus Substanzen und besteht in Wechselwirkung mit andern Stoffen, mit dem Boden, mit Luft und Licht — die Begriffe Sein, Substanz, Wirken, Einheit und Vielheit gehören aber zu den Denkformen.

Nun sind aber nicht bloß diese Denkformen oder Kategorieen, sondern auch die Anschauungsformen subjektiv, und eine gewisse Realität bietet nur die Empfindung, Gesicht, Geruch und Tastgefühl, allein hier

entsteht erst recht die Vermutung bloßer Subjektivität. Schon lange hatte man den Farben, Tönen, Gerüchen ꝛc. die reale Bedeutung abgesprochen, aber man glaubte wenigstens in den sogenannten primären Eigenschaften, in der Raumgröße und Bewegung der Wirklichkeit habhaft zu werden. Damit war es seit Kant gründlich vorüber, und so ist es nicht zu verwundern, daß man von Dingen an sich etwas zu wissen verzweifelte, ja das Ding an sich als caput mortuum ganz beiseite schob und alles ins Subjekt verlegte.

So entstand der eigentliche Idealismus eines Fichte und seiner Nachfolger. Nach diesen ist alles Sein aus dem Geiste abzuleiten, und die Welt oder die Allgemeinvernunft, von welcher das Einzelbewußtsein nur ein Ausschnitt ist, ist der eigentliche Ort und Träger der Welt. Der Geist der Gesamtmenschheit, das hyperempirische Ich erschafft in seiner unbewußten Tiefe das Weltganze. Alles, was wir sehen, hören und tasten, ist nichts Stoffliches, Materielles, sondern ist durch und durch geistig, logisch und psychisch.

Diese Philosophie ist das gerade Widerspiel des französischen Materialismus. Dieser läßt den Geist aus der Natur hervorgehen und hält ihn für einen Reflex der Körperlichkeit: wie ein Regenbogen über den Wolken oder der Ton über der Harfe, schwebe die Seele substanzlos über der Materie. Alles ist mechanisch bestimmt und es gibt keine Freiheit, keine Tugend. Der deutsche Idealismus behandelt nun umgekehrt das Materielle und Sinnliche als Schatten des Geistes, die Welt als Abbild und Spiegel der Allvernunft, in der wir uns alle geistig zusammenfinden. Erst darin bewährt sich die Freiheit und das Leben, daß wir den Stoff als nichtig und alle Schranken als aufhebbar erkennen. Es gibt im Grunde genommen nichts Stoffliches, alles ist Einbildung der Weltphantasie und Gedanke der Weltvernunft (Hegel) oder Erscheinung des Weltwillens (Schopenhauer). So ehrend dieser Idealismus für das deutsche Gemüt ist, fehlt ihm doch nicht allein alle Wahrheit, sondern auch diejenige Bescheidenheit gegen das Gegebene, diejenige Unterordnung unter die Gesetze des Denkens und Seins und diejenige Achtung vor den Grenzen unseres Kennens und Könnens, welche dem endlichen Wesen geziemt. Man schwindelte sich zu Gott empor und lauschte der Schlangenlockung: „Ihr werdet sein wie die Götter.“ Schöpfer und Erzeuger des All deuchten sie sich, vollkommen, frei, selbstgenügsam und sich selbst Gesetz wollte ein Geschlecht sein, dem die erste Bedingung dazu, die Zucht, fehlte. So weit brachte es die protestantische Idee der Selbstforschung, Selbstverantwortung und Selbst-

erlösung. Möchte man immer dieser Folgen gedenken, wenn man die Reformation dafür rühmt, daß sie der mittelalterlichen Weltanschauung eine andere, auf persönlicher „Freiheit des Gedankens" und Gewissens gegründete, entgegensetzte.

## 6. Der politische Idealismus.

Was die Philosophen dachten, das wollte die Revolution durchführen, sie wollte einen vernünftigen Staat und eine vernünftige Gesellschaft schaffen, einen Staat, in welchem die volle Selbstherrlichkeit des Individuums anerkannt wäre, einen Staat der Humanität und reiner Menschlichkeit. Nichts anderes, als eben dies war der Sinn der Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie der Idee der Tugend, welche sich die neuen Republikaner zum Leitstern machten. Jedes Individuum sollte seine Triebe und Neigungen frei spielen lassen, alle seine Kräfte frei entfalten und frei ausbilden und nur soweit an das Gesetz gebunden sein, als seine Privatvernunft es als nötig erkennen würde. Nur das selbstgegebene Gesetz hätte den einzelnen verpflichten dürfen. Diese Autonomie und Selbstherrlichkeit hielten die neuen Gesetzgeber für die Bedingung aller Sittlichkeit und aller Tugend. Daher erwarteten sie von der befreiten Menschheit neue Fähigkeiten und Vollkommenheiten. Ein neues Geschlecht sollte aus einem Zustand hervorgehen, welcher den Neigungen freien Spielraum sicherte. Dies war der feste Glaube und die sichere Hoffnung der neuen Idealisten, ihre neue Religion, für die sie Tausende gewannen. Ihr Idealismus war dem Wesen nach mit dem Idealismus eines Kant, Fichte und Hegel nahe verwandt. Es war dasselbe Ich, welches sich dort anmaßte, die Welt durch und durch zu erfassen und hier den Staat zu erbauen und im Staat vollständig souverän zu schalten. Eine neue geistige und sittliche Welt wollte das Ich aus sich gebären und in dieser Welt sich als Schöpfer anstaunen lassen. Es war ein übermenschlicher noch nie dagewesener Stolz, welcher dieses Geschlecht erfüllte, ein kühner, verwegener Enthusiasmus trieb und drängte es vorwärts auf neuen Wegen — und was war das Ende? Ein schmählicher Mißerfolg, wie es nicht anders sein konnte. Das gerade Gegenteil trat ein. Das Individuum ging im Despotismus und die Humanität im Menschengemetzel unter. Da schlug die Stimmung plötzlich um, der Zeitgeist nahm eine entgegengesetzte Richtung ein. Einen ungläubigen Laharpe bekehrte unter den Schrecken des Gefängnisses und Todes die hl. Schrift. Der unersättliche René,

das Ebenbild eines Robespierre und St. Just, wird zu Chateaubriand, dem Verfasser des „Geistes des Christentums", und aus dem Anhänger Fichtes wird Schlegel zum begeisterten Katholiken. Die Romantik bricht an, sie wirft nieder, was die Aufklärung aufbaute, und erhebt aus dem Staube, was sie zu Boden warf.

Es war ein eigentümliches Wiedererwachen, als man eines Tages Robespierre und seine Genossen gestürzt und den Schrecken vorüber sah. Es war, wie wenn ein Kranker, der am Rande des Grabes stand, wieder genest und sich inmitten der prangenden Frühlingsnatur unter den leuchtenden Himmel versetzt findet. Alles schien sich wieder zu beleben. Die kranke Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts hatte ihre Krisis vollendet und ein neues Geschlecht wuchs heran, frei von dem Aberglauben der Aufklärung, begeistert von der Idee der Freiheit, noch mehr aber von dem Glanze des Ruhmes. Der Kriegsruhm, die militärische Ehre wurde der neue Zauber, der die Gemüter fesselte und die Herzen verjüngte. „Die Völker," sagt Bonald, „gehen in den Boudoirs zu Grunde; im Feldlager leben sie wieder auf." Eine neue Periode des Lebens brach heran, und zunächst war Bonaparte ihr Meister.

Ein alter französischer Soldat sprach sich über die große Veränderung der Ideen und des Volkscharakters im Kriege also aus:

„Wenn du mich fragst, wie diese Bauern, Handwerker, kleine Bürgersleute, die sich in Masse erhoben hatten, um die Freiheit zu verteidigen, Männer, die gerne ihren letzten Blutstropfen für die Republik vergossen hätten, wie sie vollständig den Begriff der Menschenrechte verloren, und die Hälfte der Welt unter das Joch eines Soldaten beugen wollten: — wenn du mich fragst, wie diese Dinge möglich waren? so antworte ich dir: das alles kam von der unmäßigen Liebe der Franzosen für den Ruhm.

Wir Alten von der Rhein-Armee wurden verwirrt, wenn wir auf den Weg zurückblickten, den wir gegen unsere eigenen Ideen eingeschlagen hatten. Wir mußten uns betasten, um zu wissen, ob wir noch dieselben Menschen wären. Es lief uns kalt über den Rücken. Aber der eine oder der andere rief dann aus: es stand einmal so geschrieben! oder wer recht klug sein wollte, bemerkte: nur Schwächlinge bleiben immer auf demselben Fleck.

So lange die Dinge gut gingen, war Vater, Mutter, Weib, Kind, alles war vergessen. Kaum hörte man hin und wieder: ich muß doch einmal nach Hause schreiben. Der Anblick des Kaisers mit seinem kleinen Hut und grauen Rock, hoch zu Roß, ersetzte uns die Familie, man riß den Mund bis an die Ohren auf, um zu schreien: es lebe der Kaiser!"

Napoleon war eine großartige Erscheinung, selbst mancher hochstehende Deutsche unterlag dem Zauber seiner Persönlichkeit, z. B. Joh. Müller, Hegel und Goethe. Er trägt das Gepräge eines erhabenen

Ungeheuers, schreibt Arndt, eines Ungeheuers, das noch größer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Taine vergleicht ihn mit den italienischen Condottieren und Tyrannen der Renaissancezeit, mit denen er dem Blute nach verwandt war. Er war ebenso gewaltthätig, erbarmungslos und eisern, wie diese, äußerlich glatt und liebenswürdig, die Seele voll Menschenverachtung und von schlimmen Plänen bewegt, er glaubte wie ein Mann der Renaissance an das Verhängnis und bezeichnet einmal die Politik als das Schicksal. Die fremden Völker köderte er durch die Lockspeise der Freiheit, aber was er brachte, war die Knechtschaft. Die Franzosen erwiesen sich als feile Diebe, frivole Spötter und eitle Gecken, fielen bei den Italienern, wie bei den Deutschen, bei den Spaniern, wie bei den Holländern in Verachtung. Das nationale Gefühl wurde auf allen Seiten wach und die Völker erinnerten sich auf einmal, was sie waren. Die nationale Sprache und Sitte erhielt auf einmal wieder eine neue Bedeutung, nachdem sie schon im 14. und 15. Jahrhundert sich geltend gemacht hatte, aber im Verlauf der Neuzeit dem kosmopolitischen Geiste gewichen war. Eine neue Idee, die Nationalitätsidee, entflammte die Gemüter und verband sich mit der Freiheitsidee. Diese wurde dadurch aus ihrer abstrakt philosophischen Höhe herabgezogen und bekam eine konkretere Form. Namentlich in Deutschland suchte man die Freiheit nicht mehr in einem nach der Vernunft konstruierten, künstlichen Staatsgebäude, sondern in dem historischen Ausdruck des Volksgeistes, in dem uralten Reichsbaue, den das Mittelalter aufgebaut, aber die Neuzeit leider verunstaltet hatte. Das Mittelalter erschien auf einmal in anderer Beleuchtung, als zur Zeit der Aufklärung.

## 7. Die Neuromantik.

Das 17. Jahrhundert hatte seine Romantik gehabt, es hatte das Rittertum und den alten Glauben verherrlicht, noch strahlender und glänzender aber ist die Neuromantik des 19. Jahrhunderts. So taucht immer wieder das Gegnertum der modernen Weltanschauung auf. Die siegbewußten Träger der modernen Ideen mögen sich daraus die Lehre schöpfen, daß auch ihre Herrlichkeit nicht mehr gar zu lange dauern wird, noch kurze Zeit und auch sie werden sich zu ihren Vätern Voltaire, Rousseau u. a. versammeln müssen. Bereits weht eine Luft, welche das Nahen des neuen Tages verkündet, und es mehren sich Anzeichen, daß ein Umschlag nicht mehr ganz ferne ist.

Allerdings ist die Generation noch nicht einmal ganz ins Grab gestiegen, welche die Blüte der neuen Romantik erlebt hatte, und es scheint fast, die Romantik des 20. Jahrhunderts dürfte noch einige Zeit ausbleiben, da es ja auch eines Jahrhunderts bedurfte, ehe auf einen Pascal und Bossuet ein Chateaubriand und Möhler folgte. Allein die Zeiten gehen rascher und auch dort reicht sich die Romantik des 17. und 19. Jahrhunderts die Hand durch Männer wie Klopstock und Stolberg.

### a) Die philosophische Grundlage der Romantik.

Man bekam allmählich, wie schon oben S. 445 ausgeführt wurde, an der einseitigen Verstandesbildung des Rationalismus satt. Das Gefühl und Gemüt sollte auch wieder sein Recht nicht nur in der Dichtung, sondern auch im Denken erhalten. Unter englischer Einwirkung setzte sich eine angesehene Dichterschule die Pflege sittlicher Gefühle zur Aufgabe und verpönte die gemüt-zerstörende Frivolität, nur daß sie zu weit ging an Rührung und Empfindsamkeit.

Gleichzeitig mit dieser dichterischen liefen philosophische Bestrebungen, den kritischen Verstand und gemütlosen Rationalismus zurückzudrängen und die unmittelbare Empfindung und Erfahrung zur Geltung kommen zu lassen. Der Verstand, hieß es, führe nicht zur Wahrheit, er vermöge ebenso wenig das Dasein der Dinge zu beweisen als ihr Wesen zu erfassen. Hauptsächlich Hamann und Jacobi betonten diese Thatsache. Hamann erklärte, der Verstand sei bloß formal, er spiele mit Einbildungen und Bildwörtern, z. B. mit dem Begriffe Substanz (Spinoza), denen er künstliche Selbständigkeit zuschreibe. „Alles Erkennen und Handeln aber müsse von der Konkretheit der Sachen und aus unserer persönlichen Konkretheit mit den Sachen (Glauben) hervorgehen.“ Der Verstand sei auch ganz unfruchtbar und improduktiv und hinke hinter der Sprache einher; zuerst sei der Natur- und Empfindungslaut als eine That, ein Schaffen aus der gottebenbildlichen Seele entsprungen und die Reflexion erst darauf erfolgt. Das Schaffen und Thun ist also das Erste und Wesentliche (davon geht später Fichte in seiner Wissenschaftslehre aus), auf dem weiteren Wege muß der Verstand immer aus der Erfahrung schöpfen (dies wird später Schelling zur Grundlage seiner positiven Philosophie machen). Hamann ist ganz damit einverstanden: nil in intellectu, quod non antea in sensu, das Denken hat sich auf die Natur und die Offenbarung zu stützen. Aus sich gelangt der Verstand nur zu willkürlichen Abstraktionen und zu einem Götzenbild, das wohl der eigenen

Einbildung, nicht aber der Gottheit entspricht. Was Gott aus sich und in sich sei, kann man nicht aus seinen äußerlichen Werken, aus der Natur erkennen, sondern nur aus seinen geschichtlichen Handlungen und seinen Offenbarungen. Nur vermittelst des Glaubens setzen wir uns „in unmittelbarer innerlicher Weise mit den Sachen in Einheit und Konkretheit", er ist notwendig und daher auch ein Grundtrieb unserer Natur.

Den letzteren Gedanken entwickelt Jacobi weiter. Er billigt weder das kritische Verhalten gegen die äußere, noch gegen die innere Erfahrung, wie es Kant verlangt, ihm bietet sowohl die Wahrnehmung des äußeren Sinnes, als das „Vernehmen" der übersinnlichen Vernunft objektive Wahrheit, erkennt aber wohl, daß das nicht bewiesen und leicht bezweifelt werden kann, daher man es glauben muß. Dieser Glaube besteht in der innern Nötigung des Subjekts, das Vorhandensein gewisser Dinge und Zustände außer sich anzunehmen und er setzt daher die unmittelbare Einwirkung der Dinge auf den Geist voraus. Das Glauben in diesem erweiterten Sinne wird nun Prinzip sowohl der Metaphysik als Moral und Ästhetik. Das Wahre, Gute und Schöne wird unmittelbar ergriffen und das Unendliche in seiner Selbstoffenbarung im Gemüte, in der „schönen Seele" geglaubt. Wenn man mit dem Verstande beweisen will, kann man nur vom Endlichen zum Endlichen weiter schreiten und auch das Unendliche wird zum Endlichen herabgesetzt. Hier muß man also glauben, nicht beweisen und räsonnieren.

Diese Sehnsucht, das Unendliche und Ewige unmittelbar zu ergreifen, führt folgerichtig auf eine Vermischung des Unendlichen mit dem Endlichen hin. Wir erfahren und schauen das Göttliche nicht unmittelbar, sondern unter der Hülle und in der Form des Endlichen. Wohl berührt Gott unsere Seele, sie spiegelt sein Wesen wieder und hat selbst etwas Unendliches an sich; ferner ist Gott in den Naturgesetzen und Naturzwecken wirksam, allein weder die Seele noch das Naturgesetz ist selbst Gott und daher führt jeder Versuch, Gott unmittelbar in seelischer oder Naturanschauung fassen zu wollen, zu einer pantheistischen Vergöttlichung der Seele oder Natur hin. Dies zeigte sich sogleich bei Schleiermacher und Fichte, die mit der Romantik in näherer Berührung standen, als man aus oberflächlicher Kenntnis derselben schließen würde. Die Begeisterung für das Schöne und Wahre führte beide unter den eigentümlichen Bedingungen ihres Lebens darauf hin, dasselbe unmittelbar in schöner Form und im Menschengeiste zu suchen. Daher regte nach dem Geständnis Schleiermachers eine schöne Gestalt in ihm unmittelbar die Idee des

göttlichen Universums an, und jeder tiefere Innenblick, jede unsinnliche Selbstbeschauung schien ihm ein Unendliches zu erschließen. Fichte aber erhob die Forderung, das Göttliche und Unendliche ins irdische Tagewerk zu verflößen, im Gemüt soll sich Erde und Himmel, Sichtbares und Unsichtbares gegenseitig durchdringen.

In religiöseren Geistern, wie Schlegel, Tieck und Novalis, nahm diese pantheistische Forderung eine religiös mystische Wendung. Das Unendliche sollte nach ihrer Ansicht nicht ins Endliche eingeengt werden, sondern das Irdische unter die Beleuchtung ewiger Schönheit gerückt, das Sichtbare mystisch vertieft, mit dem Helldunkel eines ewigen Geheimnisses umgeben und das Endliche zum Ewigen verklärt und empor geläutert werden.

---

Der französischen Romantik fehlt diese bewußt philosophische Begründung und Voraussetzung, sie verdankt ihre Entstehung einer fast ausschließlich poetischen Bewegung. Und doch gleicht auch hier der Umschwung insofern dem deutschen Vorgang, als schon vor der Revolution sich eine starke Rückwirkung gegen die flache Verstandesbildung der Aufklärung bemerklich macht. Die Sentimentalität hatte auch in Frankreich ihren Einzug gehalten und Anhänger, besonders in der Schule Rousseaus, gefunden. Sie erscheint hier bald im schäferlichen Aufzug der Rokokoidylle, bald in gefühlvoller Naturschilderung, deren Meister Rousseau war, bald in der schwermütigen Melancholie eines Volney, welche über den Ruinen von Palmyra und an den Stufen der Pyramiden über das Menschenelend seufzt. Freilich fehlt jener ideale Hauch der Empfindsamkeit, jene reine Glut heiliger Begeisterung und jene thränenreiche, salbungsvolle Rührung, welche uns in Deutschland begegnet. Wenn der Franzose soweit käme, würde er zum Spötter an sich selbst, dagegen weiß er mit Geist und Witz über die sanften Regungen seiner Empfindung zu reden und entdeckt, daß nicht bloß der Verstand, sondern auch das Gefühl zum Dichten gehöre. Besonders die Landsleute Rousseaus, die Genfer, allen voran Necker und seine Tochter Stael, verteidigen das gute Recht des Gefühls.

„Frau von Stael,“ sagt Julian Schmidt, „trat ein für die Anerkennung der freien Individualität der Völker wie für die der einzelnen, für die Unmittelbarkeit der Empfindung gegen die Gemeinplätze der Konvenienz, für den Enthusiasmus gegen die Nüchternheit des Verstandes, für die Genialität gegen die nivellierenden Spöttereien der Gesellschaft.“ „Man könnte glauben,“ sagt sie, „nach der herrschenden Ansicht bestände die Pflicht im Opfer ausgezeichneter Fähigkeiten, die man besitzt, und der

Geist sei ein Unrecht, das man austilgen muß, indem man immer das gleiche Leben führt, wie die desselben entbehren. Mittelmäßige Leute führen die Pflicht im Munde, um dem Talente Stillschweigen aufzulegen und um sich des Enthusiasmus und des Geistes zu entledigen."

Der Vater der Frau von Stael, Necker, der 1777 Minister gewesen war, veröffentlichte noch vor der Revolution 1788 eine Schrift: „Sur l'importance des idées religieuses", worin er die rationalistische Abneigung gegen die Religion und religiöse Gefühle bedauert und das Christentum preist.

„Das Christentum redet eine Sprache, welche die Gesetze nicht kennen, erwärmt die Empfindung, welche selbst der Vernunft vorangehen muß, sie wirkt wie das Licht und die innere Wärme, sie dringt überall ein und ist das verborgene Band, welches in der Gesellschaft viele Teile verbindet, die sich durch eigene Verwandtschaft zu halten scheinen, die aber sogleich sich trennen würden, wenn die Kette risse." — „Je mehr man die Welt und ihren falschen Glanz kennen gelernt hat, destomehr hat man das Bedürfnis einer großen Idee, die Seele über so viele Ereignisse zu erheben, welche sie entmutigen oder welk machen", m. a. W. das Herz bedarf des Unendlichen und Ewigen, es begnügt sich nicht mit dem beschränkten Umkreis des Lebens, welches ihm die Aufklärung anwies.

Es spricht sich in diesen Zeilen dieselbe Sehnsucht nach dem Ewigen und Unendlichen aus, welches in mehr philosophischer Form die deutschen Denker, einen Hamann und Jakobi, Fichte, Schleiermacher und Schlegel, durchdrang. Einen noch romantischeren Anstrich bekommt diese Sehnsucht in den Erzählungen Chateaubriands, namentlich im René. René ist eine faustische Natur, von einem unbezähmbaren Drange nach dem Unendlichen erfüllt, ebenso ideal als wonnedurstig, mit nichts zufrieden, ewig unruhig und unerschöpflich in neuen Phantasieen und Wünschen. Schon mit sechzehn Jahren steckt sein Kopf voll Bildern der Schönheit, er schwärmt für seine eigene Schwester und so frühe von der Leidenschaft verzehrt, wird er lebenssatt und spielt mit dem Selbstmord. Zwar hält ihn seine Schwester davon ab, aber sein Herz bleibt vergiftet, er kann ebenso wenig sich freuen als arbeiten. Im Genuß quält ihn die entsetzliche Leere des Herzens und die Vorstellung des Todes greift mitten hinein in den Taumel.

„Aus diesem Herzen," schreibt er an Celuta, „gehen Flammen aus, welche der Nahrung entbehren, welche die Schöpfung verschlingen würden, ohne sich zu sättigen und dich selbst verschlingen würden. Nimm dich in acht, Frau der Tugend, und weiche zurück vor diesem Abgrund, laß ihn in meiner Brust. . . . Ich hätte dich erdolchen können, um das Glück in deiner Brust zu fesseln, das ich dir gab. . . ."

Diesen Trieb und Drang hatte Chateaubriand selbst empfunden. Er kannte den Zustand solch schwärmerischer Melancholie aus eigener Erfahrung und erklärt ihn in seinem „Geist des Christentums“ aus dem Mißverhältnis und der Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit. Man nährt den jugendlichen Geist, sagt er, mit herrlichen Phantasieen und die Einbildung wird üppig und zauberhaft, das Leben aber ist trocken und nüchtern. Die Bücher, welche den Menschen und seine Empfindungen behandeln, machen geschickt ohne Erfahrung. Die Erfahrung aber enttäuscht das Herz. Man lebt mit vollem Herzen und leerer Welt. Ohne etwas genossen zu haben, ist man von allem enttäuscht. Hier gibt es nunmehr nur noch einen Ausweg: man glaubt anstatt an die Welt an den Himmel und wirft die Hoffnung auf das Ewige jenseits dieses Erdenlebens. Nicht im Endlichen und Irdischen ist das Unendliche zu suchen, sondern jenseits aller Schranken. Der Glaube ist die Rettung aus der Verzweiflung und so endet der Skepticismus und Pessimismus des 18. wie des 16. Jahrhunderts mit dem Glauben.

### b) Die historische Grundlage der Romantik.

Dem 18. Jahrhundert fehlte im ganzen der historische Sinn. Zwar war die historische Forschung und Kritik durch die kirchlichen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts mit rühmlicher Sicherheit angebahnt und in der Folgezeit weiter fortgesetzt worden. Allein die historischen Studien beschränkten sich auf gelehrte Kreise und auf ein begrenztes geschichtliches Gebiet; es dauerte noch lange, bis die geschichtliche Betrachtung allgemeiner und volkstümlicher wurde und in weitere Gebiete eindrang. Dem kritischen Scharfblick der Historiker fehlte noch die warme Hingebung, das liebevolle Versenken und das verständige Sichhineinleben in der Zeiten Geist und die Bedeutung historischer Einrichtungen, kurz das, was man als den historischen Sinn bezeichnet. So blieb der Zeit im ganzen ein unhistorisches Streben nach abstrakten vernunft- oder naturgemäßen Zuständen in Kirche und Staat eigen.

Und doch war es gerade der Rationalismus, welcher dazu veranlaßte, in den national und zeitlich auseinanderliegenden Gesellschafts- und Rechtsordnungen den vernünftigen Sinn aufzusuchen (Montesquieu). Man forschte nach dem „Geiste der Gesetze“ und fand diesen Geist entweder in bewußter Reflexion oder in dem eigenartigen Naturell und unbewußten Triebe der Volkscharaktere, oder endlich in einer faktischen, d. h. historisch begründeten Notwendigkeit. Als Voraussetzung solcher

historischer Notwendigkeiten galt der Volksgeist, die geographische Lage und die dadurch bedingte Beschäftigungs- und Erwerbsart.

Aber all diese Versuche beherrschte eine Tendenz, entweder die Tendenz, alles zu rationalisieren und in ein System zu bringen ohne genügende positive Unterlage oder die Tendenz, historische Erscheinungen einer Kritik zu unterwerfen und nach einem moralischen oder sozialen Maßstab zu messen. Daher konnte der Rationalismus der geschichtlichen Wirklichkeit nicht gerecht werden, er hatte immer seine Vernunftpostulate, seinen Vernunftstaat und seine Vernunftreligion im Auge und schaute in ihrem Lichte das geschichtliche Leben an.

Besser als in rationalistischen lagen in konservativen Kreisen die Bedingungen für das Verständnis der Geschichte. Hier stand England und in England selbst wieder die konservative Partei obenan. Es ist kein bloßer Zufall, daß die bedeutendsten englischen Geschichtsschreiber des 17. Jahrhunderts der Torypartei angehörten, z. B. ein Clarendon und Hume.[1] Der geschichtliche Sinn ist notwendig mit einer gewissen Pietät gegen die Tradition, mit einer maßvollen Achtung vor dem geschichtlich Gebildeten und Gegebenen verbunden. Nur eine solche Gesinnung wird objektiv genug sein, um nicht an Stelle des Vorgefundenen und Überlieferten die eigenen Einbildungen und Gedanken zu setzen. Diese historisch konservative Gesinnung war in England so verbreitet, daß selbst Männer, die prinzipiell mit den Aufklärungsphilosophen Frankreichs übereinstimmten, wie Gibbon und Burke, doch vor den ungeschichtlichen Vernunftversuchen der Revolution zurückschreckten und eine eifrige Gegnerschaft gegen ihre verheerenden Wirkungen entwickelten. Nicht als ob ihnen die wahren Begriffe der Freiheit gefehlt hätten; gerade der maßvolle Freiheitssinn war eine andere Bedingung des geschichtlichen Sinnes der Engländer. Innerhalb eines freisinnigen Staatswesens war eine größere Teilnahme des geschichtlichen Lebens möglich, und wie im Altertum haben hier die Historiker nicht bloß Geschichte geschrieben, sondern auch selbst Geschichte machen dürfen. Die Teilnahme und das Interesse am geschichtlichen Leben war entwickelter und das Verständnis gereifter.

Unter Anregung Montesquieus, der englischen Historiker und Publicisten schrieb nun J. Möser in Deutschland seine geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Studien. Er war der erste, welcher mit vorurteilslosem Blicke die historisch überkommenen Zustände des Mittelalters zu

[1] Hume ist theoretisch und religiös durchaus radikal, politisch aber konservativ wie Hobbes, Strauß und Renan (s. S. 365).

würdigen verstand. Der Grund hiervon war nicht bloß die konservative Gesinnung, der christliche Glaube dieses Mannes, sondern auch der äußerliche Umstand, daß auf dem westfälischen Boden, wo er wirkte und lebte, der Feudalismus von weniger Mißständen begleitet war, als anderwärts. Er schaute daher nicht mit demselben trübseligen Blicke feudale Verhältnisse an, wie die Mehrzahl der Aufklärungsmänner, die sich von Frankreich die Parole geben ließen. Im Gegenteil erblickte er in der Gebundenheit des Bauernstandes, des Handwerks und Handels durch Hörigkeits-, Zunft- und Monopolzwang eine Schutzwehr gegen unehrliche, untüchtige Arbeit; nur innerhalb dieser Schranken sieht er die Kraft und Blüte der wirtschaftlichen Arbeit gewährleistet. Es gefällt ihm nicht, daß an Stelle Leibeigener und höriger Bauleute wechselnde Heuerleute treten, welche mit dem Boden nicht verwachsen und jeglichen Antriebes für Verbesserung des Wirtschaftssystemes entbehren. Die Gemeinde soll größeres Recht bekommen, untüchtige Elemente ferne zu halten, und Handwerk und Handel soll von den Dörfern wieder in die Städte gezogen werden, wo mehr Aussicht für Teilung, Erleichterung und Verstärkung des technischen Gewerbes besteht. Mit Wehmut gedenkt er der alten Zeit der Kaufmannsgilden und des Hansabundes, wovon die Blüte des Gewerbes (besonders des Tuchgewerbes) in Westfalen abhing. Der mittelalterliche Staatsaufbau hat seine ganze Sympathie, er vergleicht ihn mit einer Deichgenossenschaft: wie hier an den Besitz eines Grundstückes die Deichpflicht, so sei dort die Kriegspflicht daran geknüpft gewesen. Allmählich haben aber die alten Pflichtigen ihre Arbeit verlernt und es seien Mietlinge und Söldlinge an ihre Stelle getreten, was ihm nicht gefällt. Die alten Formen, sich Recht zu schaffen, die Veme, das Duell und die Fehde, das schiedsrichterliche Urteil, findet alles seinen Beifall und er bekümmert sich wenig um die häufige Grausamkeit und Willkür oder Wirkungslosigkeit, die mit diesen Einrichtungen verknüpft war. Auf dem Grunde dieser mittelalterlichen Vorurteile, nicht auf dem moderner Freiheitsideen erwuchs in ihm der Wunsch nach Schwurgerichten und Volksbewaffnung.

Auf dem gleichen Boden, wo J. Möser den Stoff zu seinen Wirtschafts- und Gesellschaftsstudien fand, spielt jenes kernige und tüchtige Bauernleben, welches Jung Stilling in seiner Selbstbiographie (und später Immermann) so anziehend schildert. Ein tiefes Gemüt, eine warmherzige Frömmigkeit birgt sich hinter der rauhen Schale des Lebens. Die seichte Aufklärung liegt diesen Kreisen noch ferne, und wir glauben noch echt mittelalterliches Leben anzutreffen, so schlicht und naiv ist alles.

### c) Der religiöse Charakter der Romantik.

Die poetische Wiederbelebung des religiösen Ideals durch die Dichter des 17. und des anfangenden 18. Jahrhunderts verlief nicht im Sande. Das religiöse Volkslied, die Dichtungen eines Tasso, Racine, Milton und Klopstock verfehlten nicht ganz ihre Wirkung, sondern entzündeten in gleichgestimmten Seelen das poetische Feuer. Nicht umsonst hatten die Dichter die erhabenen Gestalten der Martyrer und Heiligen, der Engel und Christi geschildert. An diesen Gestalten lernte man den unwiderstehlichen Reiz der erhabenen Tugenden entsagungsvoller, opferfreudiger Liebe, Keuschheit und Mäßigkeit schätzen. Die religiöse Begeisterung belebte sich aufs neue; wo aber einmal der unverfälschte religiöse Sinn wach ist und wo er namentlich auch sittlich stark ist, macht er sich bald in katholisierender Richtung geltend. Man ahmt entweder das Katholische nach oder geht zum Katholizismus über. Ein Hindernis des Übertritts und vollen Bekenntnisses bildeten nur noch die äußeren Formen, die hierarchische Ordnung der Kirche, deren harter Eindruck sich in der Ferne verstärkte. Wen das Leben, wie Stolberg und die späteren „Nazarener", in unmittelbare wohlthuende Berührung mit geistvollen warmen Vertretern des katholischen Glaubens brachte, dem gelang der Schritt verhältnismäßig leicht.

1. Es waren besonders Claudius und Stolberg, beide aus der Schule Klopstocks, welche das von Klopstock entzündete heilige Feuer nährten und für Religion und Tugend schwärmten. Claudius schöpft unmittelbar aus seinem volkstümlichen Bewußtsein; er schreibt so herzlich, naiv und einfach, daß er den Eindruck unmittelbarster Natürlichkeit macht. In seinen Schriften spricht sich das immer noch mittelalterliche, durch die Reformation nicht berührte Volksgemüt aus.

„Der Mensch ist hier nicht zu Hause," heißt es in einer Schrift von Claudius, „und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur; alle andern Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand." — „Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach ihr richten." — „Christus ist Erretter aus aller Not, von allem Übel, ein Erlöser vom Bösen, ein Helfer, der umherging und wohlthat und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzte und segnete; der bei Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben; der aber an die Elenden im Gefängnis gedachte und verkleidet in die Uniform des Elendes zu ihnen kam, um sie mit seinem Blute frei zu machen;

der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tod am Kreuze, daß er sein Werk vollende; der in die Welt kam, selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging."

Nicht minder kräftig und gesund war in Stolberg das religiöse Gefühl. Er war noch entschiedener, konsequenter und klarer als Claudius, welcher doch manchmal etwas schwankend war. Seiner klaren Entschiedenheit und Entschlossenheit entsprach es, daß er einen Schritt wagte, vor dem viele Gleichgesinnte unter besseren Verhältnissen zurückbebten.

Es ist nicht reiner Zufall, daß von den Brüdern Schlegel und Stolberg je der feurigere, fruchtbarere und vorwärtsdrängendere auf Wege sich begab, vor denen ihre weicheren Brüder zurückschreckten. Der dichterische Drang war übermächtig in ihnen und die Flamme der Begeisterung trug sie hoch hinaus über den Gesichtskreis anderer Menschen, es schien, als wollte sie ihre Brust zersprengen, so wühlte das leidenschaftlich erstrebte Ideal den See ihrer Seelen auf, selbst die Sprache erlahmte, wenn sie dem Gedankenflug folgen wollte:

„Oft ist das Wehen der Begeisterung," schreibt Stolberg, „mit zündendem Strahl für denjenigen, welcher der Begeisterung fähig ist, begleitet. In solchen trifft er oft feuerfangende Ideen, die bald in Flammen auflodern, bald unter der Asche glimmen, bis das Säuseln der Begeisterung oder ihr Sturm auch sie zur Flamme anfacht." — „Du gabst, Natur, dem Adler Flug und den Sonnendurst! dies Toben in der Brust, dies Staunen, welches durch jeglichen Nerv zittert, wenn schon die Seelen werdender Lieder mir das Haupt umschweben, ehe das nachahmende Gewand der Sprache sie umfließt, ohne den geistigen Flug zu hemmen!"

Diese idealen, feurigen Naturen suchten sich mit Sturmesdrang von der unschönen Wirklichkeit frei zu machen, von der sie sich gefesselt fühlten. Bald suchten sie Erfüllung ihres Traumes unter dem schönen Himmel Griechenlands, oder in der Kunstwelt Italiens, bald unter den Rittern und Mönchen des Mittelalters, im glühenden Spanien oder unter der Märchennacht des Orients. Schon als Adeliger betrachtet Stolberg mit teilnehmender Liebe die Eisenpanzer, Schwerter und Speere, wo er sie auf seinen Reisen in Sammlungen trifft. Er dichtet das ritterliche Lied: „Sohn, da hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer, nimm den Schild und dies Geschoß!" Und diese Liebe zum Mittelalter macht ihn auch gegen die Kirche unparteiischer.

Im Jahre 1800 erfolgte der Übertritt Stolbergs, und im Jahre 1801 erschien der „Geist des Christentums" von Chateaubriand, unmittelbar nach dem Abschlusse des französischen Konkordates, welches der deistischen Staatsreligion ein Ende machte und den Katholizismus wieder herstellte.

2. Chateaubriand, dieser klassische Schriftsteller Frankreichs, vereinigt nach der einen Seite in sich alle Tendenzen des 18. Jahrhunderts, vor allem Rousseaus Naturalismus und den klassischen Formensinn, nach der andern Seite eröffnet er eine neue Zeit, welche dem Christentum ein neues Verständnis entgegenbringt. Durch alle seine Werke geht die Absicht hindurch, das Christentum von dem Naturstandpunkt Homers aus zu fassen. Gleich in seinen ersten Meisterwerken: „Atala“ und „René“ ist diese dreifache Tendenz klar ausgesprochen. Die Grundstimmung ist diejenige Rousseaus und St. Pierres: eine etwas sentimentale Begeisterung für unverfälschte Natur, Überdruß an der verwickelten Kultur Europas und Liebe für einfache Verhältnisse; allein diese Stimmung geht unmittelbar in die christliche über und die Empfindungen, welche der Schriftsteller an die Natur- und Lebensbilder des amerikanischen Urwalds mit seiner melancholischen Stille und seinen mächtigen Strömen knüpft, schillern zwischen naturalistischer und christlicher Färbung. Die Sprache ahmt zugleich diejenige Homers und der Bibel nach, ohne daß jedoch unter dieser Mischung die Einheit und Gleichförmigkeit der Zeichnung not litte.

In seinem „Geist des Christentums“ rückt er die kirchliche Lehre und Praxis, ihre Gebräuche und ihre charitative Thätigkeit unter die Beleuchtung der Idee des Schönen. Nicht bloß gut und wahr, auch schön und anziehend ist nach ihm alles, was die Kirche thut, denn in ihr wohnt und waltet der Geist Gottes, der Geist ewiger Wahrheit, Güte und Schönheit; sie verklärt alle natürlichen Gefühle der Liebe, der Freude und Wehmut. Die Gatten-, die Eltern- und Kinderliebe entfaltete sich erst im Christentum und in der christlichen Dichtung, wie Ch. im einzelnen nachweist.

In den „Martyrern“ schildert Chateaubriand den Lebenslauf eines vornehmen christlichen Griechen, wie er fiel und Buße that, wie sich eine heidnische Priestertochter seiner Liebe und seinem Glauben ergab, und wie die Christenverfolgung unter Diokletian beide dem Martyrertod überlieferte. Die Sprache ist von einem außerordentlichen Wohllaut, voll origineller Wendungen, überraschender Gedanken und reizender Bilder.

3. Wie Chateaubriand, so wurde auch Schlegel von der ästhetischen Seite des Katholizismus angezogen, während Stolberg von einem ungemischt religiösen Bedürfnisse in seine Arme getrieben wurde. Stolberg sehnte sich nach einem echten Christentum, Schlegel aber nach schönen Formen, welche Sinn und Geist enthielten, er wollte die Idee verleiblicht sehen und fand dies im katholischen Kultus. Dazu kam der Zusammenhang

der Kirche mit der Blütezeit deutscher Dichtung im Mittelalter, der man auf einmal eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit schenkte. Unter dem Drucke der Fremdherrschaft besannen sich die Deutschen wieder ihrer herrlichen Vergangenheit, der Kunst, Dichtung und Staatengröße des Mittelalters. Selbst verstandeskalte Philosophen, wie Fichte und Hegel, wurden vom Hauche romantischer Begeisterung berührt. Nachdem schon Goethe am Straßburger Dom die Herrlichkeit der Gotik aufgezeigt hatte, nachdem Tieck, Arnim, Brentano und Schlegel die Minne- und Volkslieder, den Freidank u. a. herausgegeben hatten, erging man sich mit Vorliebe in dem mondscheinbeglänzten Lustgarten der Vorzeit. Es begann die eigentlich romantische Schwärmerei.

Mit Roman und romantisch bezeichnete man zunächst eine aus der romanischen Litteratur geschöpfte Dichtung, bald umfaßte der Begriff aber auch das, was man eher germanisch hätte nennen sollen, und zuletzt kam das schon oben bestimmte philosophische Moment hinzu. Wie im Roman sollte die Poesie zur Prosa des Lebens werden, die Poesie sollte gelebt und das Leben zu einem Kunstwerk umgebildet werden. Schon die „Precieusen" hatten etwas Derartiges erstrebt, sie wollten so leben, daß ihr Leben unmittelbar einen Roman darstelle. Allein das romantische Ideal der Precieusen war doch ein ganz anderes als dasjenige der Schlegel und Tieck, dort war alles zierlich, gemessen und schäferlich angehaucht, hier war alles kräftig, tief und ursprünglich, dort herrschte die Begrenzung, hier das Unendliche und Unbegrenzte. Die neue Romantik sah im Leben ein tiefes Geheimnis und in jedem Momente ein Ewiges. „Die Unendlichkeit des Subjekts wird zum Spielraum, worin die Objektenwelt wie in einem Mondlicht ihre Grenzen verliert" (Jean Paul).

Nicht bloß die Grenze zwischen Endlichem und Unendlichem, zwischen Poesie und Prosa, sondern auch zwischen Wissenschaft und Dichtung und den verschiedenen Arten der Dichtung sollte niedergerissen werden.

„Die Romantik," sagt Schlegel, „will die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen und durch die Schwingen des Humors beseelen."

Über diese Nebenabsicht ist die Zeit mit Recht hinwegegangen, ohne sie weiter zu beachten.

### d) Die Romantik und der historische Roman.

Die Romantik, hauptsächlich aus geschichtlichen Antrieben erwachsen, hat sich der Geschichte selbst wieder mannigfach förderlich und hilfreich

erwiesen. Sie hat den historischen Sinn belebt und der Vergangenheit in allen ihren Gestaltungen Liebe und Teilnahme zu schenken gelehrt. Ihr hauptsächlich verdankt der historische Roman im modernen Sinne seine Pflege, der historische Roman aber hat, man mag sonst über ihn urteilen, wie man will, sicherlich in manche Kreise historisches Interesse hineingetragen, die sonst der Geschichte fremd geblieben wären.

Der Meister des historischen Romans ist Walter Scott. Schon von Natur mit einem seltenen geschichtlichen Anschauungsvermögen ausgestattet, fand sich Scott inmitten eines großen Reichtumes historischer Erinnerungen und Denkmälern aller Art. Die Geschichte mußte sich von selbst zu konkreter Wirklichkeit beleben. Freilich eine nur auf Denkmäler sich aufbauende geschichtliche Anschauung wird dem Innern der geschichtlichen Bewegung immer etwas fremd bleiben, und man merkt es Scott auch an, daß sich sein Hauptaugenmerk auf die äußere Seite des Lebens bezieht. Allein es ist vielleicht besser, man achtet treu und gewissenhaft auf diese Außenseite, als daß man nach Ideen oder einem Geiste jagt, von dem es heißen müßte, es sei der Herren eigener Geist. Eine Kostüm- und Wohnungsstudie führt uns dem Leben der Vorzeit oft näher, als eine Spekulation über die treibende Idee eines Zeitalters. Ein Romantiker, wie Scott, kann daher am Ende so gut eine Anschauung über vergangene Zeitalter erwecken, als irgend ein vielgerühmter Historiker vom Fache, dessen einzige Wissenschaft darin besteht, diplomatische Verwicklungen zu entwirren und den Schachzügen der Politik zu folgen. Allerdings findet die historische Treue des Romantikers bald eine Grenze, sie muß gerade da endigen, wo die Dichtung eigentlich angeht. Die dichterische Freiheit ist mit der historischen Gebundenheit auf die Dauer unverträglich und frei entworfene Gestalten sind niemals historische Porträte. Da aber im Romane als dichterischem Erzeugnisse die freien Entwürfe und Verwicklungen überwiegen, kann nur der allgemeine Hintergrund historisch treu bleiben und der geschichtliche Dichter wird daher immer gut thun, zu seinem Haupthelden keine historische Persönlichkeit zu wählen, über die seine Phantasie keine Macht besitzt. Dies hat denn auch Scott wohl gefühlt und nur den Hintergrund seiner Gemälde mit geschichtlichen Umrissen erfüllt. Wie er dies that, bleibt immer musterhaft. Mit großer Klarheit und Wahrheit hat er z. B. den Stammesgegensatz zwischen Angelsachsen und Normannen in „Ivanhoe“, den schleichenden, unritterlichen und devoten Charakter Ludwigs XI. von Frankreich in „Quentin Durward“, die strahlende, aber schwache Natur Leicesters

in „Kenilworth“, den rätselhaften, schwärmerischen und berechnenden Geist Cromwells in „Woodstock“ entwickelt und zur Anschauung gebracht.

Walter Scott fand viele Nachahmer, in Frankreich Vikt. Hugo, Alfred de Vigny (Cinq Mars), Soumet u. a., in Italien Alessandro Manzoni, in Deutschland Jos. Viktor Scheffel und Gust. Freytag. Den besten Klang unter diesen Namen hat Manzoni. Durch Manzoni wird W. Scott noch weit übertroffen. Die „Verlobten“ Manzonis zeichnen sich ebenso durch historische Treue als künstlerische und psychologische Vollendung aus. Manzoni wird nie weitschweifig und langweilig in Detailangaben, wie Scott, er spart die Reflexionen, und wo er solche einflicht, sind sie immer genial und voll Bilderreichtum und Lebenskenntnis. Er besitzt eine wunderbare Fähigkeit plastischer Veranschaulichung und zeichnet Scenen voll Leben und Naturfrische. Dazu die tiefgehende psychologische Motivierung! Wie weiß er uns alle Gedanken und Seelenregungen eines Don Abbondio und eines Fra Christofero, des Renzo und der Lucia bis ins einzelnste offen zu legen – wie entwickelt sich das eine aus dem andern mit vollendeter Folgerichtigkeit! Diese Kunst der Motivierung glänzt am schönsten, wenn die seelische Umkehr, die Wendung der Gedanken zum Bessern geschildert werden, wie bei Pater Christoph und bei dem ungenannten Ritter, welcher Lucia gefangen hielt.

Die Zeitlage, in welche Manzoni seine verlobten Landleute versetzt, nämlich der Anfang des 17. Jahrhunderts, hat er gut gezeichnet. Die mittelalterlichen Zustände voll Unsicherheit und Gewaltthat sind durch die fortschreitende Bildung noch nicht überwunden. Die spanische Verwaltung und Justiz ist machtlos gegenüber den feudalen Ansprüchen und Angriffen der Großen, und nicht besser vermag sie der Hungersnot Herr zu werden. Ihr Einschreiten entbehrt der Umsicht und organisatorischen Sicherheit, es ist noch etwas willkürlich und oft übereilt. Die Kirche erfüllt ihre Aufgabe besser, obwohl ihre Organe in ihrer Abhängigkeit von weltlichen Machthabern oft üblen Zwecken dienen müssen (z. B. Don Abbondio, die Herrin von Monza). Dagegen machen Kirchenfürsten, wie Kardinal Borromeo und ein Pater Christofero alles wieder gut und helfen den armen Menschen, welche in die tiefsten Gefahren gerieten, wieder aus der Schlinge.

Manzoni geistig ebenso nahe wie W. Scott steht Wiseman, dessen Leben sich zwischen Italien und England teilte. Sein vielgelesener und viel nachgeahmter Roman „Fabiola“ versetzt uns in die kirchliche Urzeit, mitten hinein in die religiösen Gegensätze der Kaiserzeit. Diese Gegensätze werden in der Geschichte einer vornehmen römischen Familie mit

ihrem großen Verwandten- und Bekanntenkreise in lebhaften Farben veranschaulicht. Der Gegensatz zwischen dem alten und neuen Geiste, der alten und neuen Religion ist ungemein tiefgehend. So nahe sich die Menschen dem Blute und Orte nach stehen, so himmelweit verschieden sind ihre Ansichten und Charaktere, man möchte fast glauben, der Gegensatz sei zu grell gezeichnet und den Christen in einseitiger Weise nur Tugenden, den Heiden nur Laster angedichtet. Allein auf anderem Wege wird man eben niemals die Angaben der Geschichte zu begreifen vermögen, daß neben den ausschweifendsten Orgien der Sinnenlust die erhabensten Gedanken und Thaten der Liebe und des Opfersinnes stehen. Das Christentum offenbarte eine überraschende Umgestaltungskraft und verwandelte die Herzen im tiefsten Grunde, darüber läßt uns die Geschichte nicht im unklaren. Zu der spannenden Art, wie Wiseman diese Gegensätze entwickelt, gesellt sich das archäologische Interesse, das er mit spielender Gewandtheit zu erwecken und durch die eingehendsten antiquarischen Mitteilungen hindurchzugeleiten weiß.

Die hervorragendsten Vertreter des historischen Romans in Deutschland sind V. Scheffel und G. Freytag. G. Freytag gebietet über ein großes historisches Wissen, das er auch in rein historischen Werken an den Tag legte. Seine geschichtlichen Erzählungen „Die Ahnen“ haben nicht nur eine echte nationale Färbung, eine anheimelnde Form der Darstellung und eine duftige Frische der Charaktere, sondern sind auch reich an bedeutsamen Ideen und werfen treffende Lichter auf die geschichtlichen Verhältnisse, mit denen sie sich befassen. Allein sie dienen leider einer ausgesprochenen antikatholischen Tendenz und verunstalten im Interesse dieser Tendenz die ehrwürdigsten Gestalten eines hl. Bonifaz und wissen von Klöstern nur Schlimmes zu erzählen.

Gerecht, wenn auch nicht vollständig gerecht, ist in dieser Hinsicht V. Scheffel. Man sieht bei diesem, wieviel in Klöstern gearbeitet und gebetet wurde. Der Humor, den er seinen Mönchen leiht, hat nichts von jener Roheit, ihr Religionseifer nichts von jener Härte und Rigorosität, in der Freytags Mönche sich gefallen. Sie haben kein schlechtes Gewissen, wie diese. Einen Pater Ekkehard hätte Freytag nicht schaffen können. Ekkehard unterliegt zwar halb und halb der verlockendsten Versuchung, aber er ist vorher und nachher der edle ideale Mensch voll Bildung und rettet sein besseres Wesen, nachdem der sentimentale Zug seines Charakters ihn eine Zeitlang irre geführt hatte. Dagegen thut Scheffel der heiligen Einsiedlerin Wiborada entschieden unrecht, und auch die Mönche von Reichenau behandelt er unglimpflich.

Zur vollen Würdigung des geistlichen Lebens fehlt den meisten Verfassern historischer Romane, auch Scheffel, die unerläßliche Voraussetzung: ein gleich gestimmtes, religiös begeistertes Gemüt. Wenn nur derjenige einen Homer oder Cäsar hinreichend würdigen kann, der an dichterischem Geiste jenem, an diplomatischer Feinheit diesem kongenial ist, so gilt Gleiches für Würdigung religiöser Geister. Wer nicht religiös warm werden, wer nicht asketische Wege wandeln und sich zur Anschauung Gottes emporheben kann, möge darauf verzichten, Heilige oder Geistliche zu schildern, welche hoch über sie erhaben sind. So gut es daher Scheffel meinen mochte, seine Mönche sehen immer etwas weinselig aus, sein Schwarzwaldpfarrer im „Trompeter von Säkkingen" ist ein gemütliches Haus, das viel auf Keller und Küche hält. Andere Dichter von besserer Art, wie Lamartine, geben ihren geistlichen Helden ihr eigenes liebedürftiges und liebesüßes Herz. Das sind nun zwar sehr strebsame und feingebildete Herren, wie z. B. Jocelin, stille Naturen mit tiefem Geist und Gemüt, aber es fehlt ihnen das evangelische Salz, um sie genießbar und verehrungswürdig zu machen. Sie stehen nicht auf der erhabenen Höhe des religiösen Geistes, sie stellen keine Autorität dar, zu der man emporsehen könnte und müßte. Sie stellen wohl das Schöne, nicht aber das Erhabene dar, welches ihr Beruf verlangt. Ein Diener Gottes aber muß erhaben und edel sein, wie Gott, sein Herr, er muß Achtung und ehrfurchtsvolle Liebe erwecken. Da nun aber eine solche Person niemals den Mittelpunkt einer romantischen Erzählung abgeben kann, welche weichere Gefühle und menschliche Verwicklungen nicht entbehren kann, so darf sie nur im Hintergrund erscheinen, wie bei Manzoni oder F. W. Weber. Sie darf sich nur wie von ferne zeigen, auch wenn sie einen mächtigen Einfluß auf die Geschicke der Hauptpersonen hat. In der Nähe tritt viel zu sehr das rein Menschliche hervor und wird manche Schwäche sichtbar. Auch darf ein religiöser Charakter sowenig wie ein bekannter, fest bestimmter historischer Charakter einer unmittelbaren dichterischen Schöpfung sein Dasein verdanken, der Dichter darf nicht nach seinen subjektiven Idealen unwahre Personen erfinden, wie es trotz allem z. B. Ekkehard und Jocelin sind, er ist vielmehr durch Geschichte und Tradition gebunden.

Ganz diesen Anforderungen entspricht Webers „Dreizehnlinden". Das rein menschliche Interesse wird hier durch Elmar und Hildegunde wachgerufen und wacherhalten. Indem jedoch ein Kloster in deren Geschicke bedeutsam eingreift, wird uns auch dieses näher gerückt, aber es

ist Elmar, der Held des Stückes, der die Klosterpforte öffnet und in dessen Seele wir den mächtigen Eindruck der klösterlichen Genossenschaft und ihrer Anschauungen bemerken können. Ähnlich ist es nur die Einwirkung auf die Geschicke Elmars, welche einen Einblick in die politischen und allgemein kulturellen Verhältnisse der betreffenden Zeit veranlaßt. In vorzüglicher Weise wird das Ringen des alten und neuen Geistes, der Gegensatz zwischen Franken und Sachsen, zwischen den alten Göttern und der neuen Lehre geschildert. Bei aller Liebe zu heimischer altsächsischer Art wird der Dichter doch der fremdländischen überlegenen Kultur gerecht, preist den fränkischen Grafen und die fränkischen Mönche und vermählt in Elmar und Hildegunde sächsisches und fränkisches Wesen. Nur der hinterlistige Sendbote Gero vertritt die schlimmen Seiten im fränkischen Wesen und wird zum Ausdruck aller gemeinen und falschen Züge in dem fränkischen Charakter.

### 8. Die Romantik der Leidenschaft.

Mitten in der romantischen Bewegung erstand eine Gruppe von Dichtern, deren praktische Endabsicht auf das gerade Gegenteil des eigentlich romantischen Zieles hinauslief: auf die Entfesselung aller Leidenschaften. Sie stimmten mit den eigentlichen Romantikern darin überein, daß die akademische Regel und das klassische Maß aufgegeben werden müsse, daß die Empfindung sich frei in ihrem Wogen und Stürmen aussprechen müsse und daß die Natur mehr sei, als die Kunst. Man wollte kein künstliches Gefühl, keine anempfundene Dichtung mehr sehen, die Natur sollte in ihrer erhabenen Schönheit zwangslos sich darstellen. Davon war auch ein Schlegel und Tieck ausgegangen, allein sie suchten die wahre Natur in ihrer idealen Erscheinung, wie das Mittelalter, die Spanier, die Araber und Indier sie kannten, andere fanden ihren Ausdruck in der Renaissance oder im Altertum, nur sollte das Altertum anstatt durch das Medium der akademischen Regel, in seinem eigenen natürlichen Lichte angeschaut werden. So wie das Altertum und Mittelalter die Natur je in seiner eigenen originellen Art gefaßt hatten, so sollte es nun auch die Neuzeit thun und sich hierbei bloß durch ihren eigenen Trieb leiten lassen. Sie soll die Kinder des 19. Jahrhunderts schildern wie sie sind, voll von ihren Illusionen und ihrem Wissen.

Der charakteristische Zug der neuen und neuesten Zeit ist nun aber die hohe Steigerung der Reflexion, des Bewußtseins und Wissens (I, 76). Das geistige Leben hat sich immer höher hinaufgeschraubt und

den Menschen schwebt ein unendliches Ideal der Schönheit und Wonne vor. Das Unendlichkeitsbedürfnis ist eher gewachsen, als verkümmert und der Drang nach dem Ewigen ist verbreiteter, als man nach der Kulturstatistik glauben sollte (vgl. I, 166). Allein man sucht dieses Unendliche in der Leidenschaft, wie die Helden Byrons, Manfred und Childe Harold, Schlegel in der „Lucinde" und Musset in dem „Bekenntnis eines Kindes des Jahrhunderts". Die Leidenschaft der Liebe, des Schönheitsgenusses und der Ruhmgier glühte so heftig in diesen Seelen, daß ihnen nichts Sättigung gab. Man genoß nicht unbefangen wie die Alten und die Italiener der Renaissance, man ging nicht auf im Genuß und glaubte weder an die Illusion der Liebe noch des Ruhmes. Die Natur war zu ideal, um sich damit zu sättigen, das Wissen zu weit, um sich in die Schranken dieses Glaubens einschließen zu lassen und das Unendliche stand zu hoch über dem Staub. Daher bemächtigte sich eine gewaltige Enttäuschung dieser Seelen, ein gähnender Abgrund öffnete sich, die Herzen wurden hohl und blasiert und die Blasiertheit ward ihre Hölle. Byrons „Manfred" ist ein typisches Beispiel dieser Seelenstimmung, all sein Denken und Reden ist ein Schrei der Verzweiflung, er kennt die Hölle in seiner Brust und windet sich vergebens, ihrer los zu werden. Auch alle übrigen Helden Byrons, Kain, Faust, Don Juan tragen das gleiche Geistesgepräge; es sind dämonische Naturen voll Lebensdrang und Lebensüberdruß, mit Adlerflügeln streben sie aufwärts[1] und bleiben kläglich am Stoffe hängen. Die Prometheuswunde blutet in ihrem Herzen und in ihrer Qual schreien sie fluchend zum Himmel.

„Mög' Gott Stern an Sterne reihen," ruft Luzifer, — „laßt ihn nur herrschen und sich im Elend selbst vertausendfachen. Mög' er Welten schaffen, um seine ungeteilte Einsamkeit und sein unendlich Dasein erträglicher zu machen."

Unter Byrons Einfluß schufen Englands, Frankreichs und Deutschlands Dichter ähnliche Gestalten des blasierten Weltschmerzes. Viktor Hugo, zuerst Romantiker im edlen Sinne des Wortes, bekehrte sich zu Byron und dichtete nunmehr Geschichten gräßlichster Art. Sein bedeutendster Roman „Notre-Dame de Paris" setzt einander gegenüber: ein reizendes, liebliches und naturfrisches Zigeunermädchen und einen wissens- und weltüberdrüssigen Priester. Den zuvor edlen und wohlthätigen Priester verwandelt die Leidenschaft für die Geheimwissenschaften (Astrologie und

[1] „In unserem Drange, stark zu sein und groß, reißt unser Schicksal sich vom Staube los und heischt Verwandtschaft mit den Sternen. Denn diese tragen Schönheit und Ewigkeit in ihrem Schoß, danach so mächtig unsere Sehnsucht ragt, daß Glück, Ruhm, Leben, Macht sie Stern zu nennen wagt" (Byron).

Alchimie) in einen düstern Grübler, und in seiner blasierten Seele entfacht ein Funke von Liebesleidenschaft das quälende Höllenfeuer der Verzweiflung, der Rachsucht und des kleinlichen Hasses. Viktor Hugo legt alles darauf ab, den Priester nicht nur abscheulich, sondern auch lächerlich und kleinlich zu machen.

Priester und Adelige — das sind die verabscheuten Feinde der neuen Schriftsteller. Geistlichen und Edelleuten gegenüber ist seit Aufhebung der Censur alles erlaubt, Lüge und Verleumdung, Hohn und Verspottung. Wehrlos müssen diese Vertreter altehrwürdiger Stände den Schimpf von ehrlosen Schreibern und Judenbuben über sich ergehen lassen, während der Bourgeois behaglich dazu lacht und die Schmeicheleien seiner Diener entgegennimmt. Der Bourgeois, der Fabrikant und Händler ist das Schoßkind der neuen Litteratur, er stellt das Ideal der Bildung dar, auf seiner Höhe leuchtet das volle Licht der Kultur, während das „Pfaffen- und Junkertum" den Ausbund der Finsternis bildet. Ein Schimmer von diesem Lichte fällt sogar auf den Handelsreisenden, daher an öffentlichen Orten, in Hotels und Eisenbahnwagen niemand das Recht hat, vorlauter und frecher zu sein, als Bourgeois und Commis. Trotzdem die neueste Zeit das Bourgeoistum wiederholt an den Pranger gestellt hat, dauert doch dessen Übermut noch fort, bis erst vielleicht ernstere Zeiten eine gründliche Belehrung bringen. Die großen Städte sind und bleiben die Hochburgen des bürgerlichen, adels- und religionsfeindlichen Geistes, und leider sind zunächst kaum schwache Anzeichen vorhanden, daß dies in nächster Zeit anders wird, es müßte denn nur sein, daß die Regierungen ihren Bund mit der liberalen Bourgeoisie endlich völlig lösen und einsehen würden, daß ihr Bestand nicht auf den Städten und dem Bürgertum, sondern auf dem Bauerntum beruht.

### 9. Die Stellung des Glaubens in der neuesten Zeit.

1. Im Mittelalter war die Menschheit noch jugendlich, oft kindlich naiv, jetzt bemächtigte sich ihrer ein nüchterner Geschäftsgeist (I, 165; II, 345). Die Jugend liebt das Außerordentliche, sie lebt in einer Phantasiewelt, ähnlich war es im Jugendalter der Menschheit. Da lenkte sich alle Aufmerksamkeit auf das Außerordentliche und Wunderbare, jetzt will man überall Regel und Gesetz vor sich haben. Der Zufall und das Wunder darf sich nicht mehr sehen lassen. Das Leben soll nach allen seinen Seiten sicher und regelmäßig verlaufen und die Wissenschaft forscht in allem nach dem Gesetz, nach den Gesetzen der Natur- und Geistes-

erscheinungen. Diese Tendenz erstreckte sich sogar bis auf die Theologie. Aus dem Bestand fester Natur- und Geschichtsgesetze folgert man Gottes Dasein und das geistliche und Gnadenleben soll der Regel folgen, die man bis ins einzelnste festsetzt.

Dieses Streben nach Gesetzmäßigkeit ist zwar älter, als die neueste Zeit, sie reicht ins 16. und 17. Jahrhundert zurück. Allein hier herrschte sie mehr nur vereinzelt und unbewußt, sonst wäre jene allgemeine Ausdehnung des Hexen- und Aberglaubens nicht möglich gewesen, wie es thatsächlich in jener Zeit bestand. Erst das 18. und 19. Jahrhundert hat damit aufgeräumt, wiewohl es nicht alle Reste zu beseitigen vermochte. Leider stand diese Bewegung gegen den Aberglauben mit einer blind rationalistischen Wunderscheu in Verbindung. Es sollte überhaupt nichts Außerordentliches mehr anerkannt werden, nachdem einmal diese Voraussetzung zu Mißbräuchen und abergläubischen Vorstellungen geführt hatte. Es half nichts, daß die Theologen genauer unterschieden und Kriterien zwischen echten und unechten Wundern aufstellten. Man warf alles zusammen und ließ keinen Unterschied mehr gelten.

Die Ursache davon ist die, daß sowohl Freunde als Feinde des Glaubens zu allen Zeiten schwer jene Grenzlinie fanden, wo sich Glaube und Aberglaube, Gottesdienst und Götzendienst scheiden. Im allgemeinen gesagt, ist es wahr, daß der Mensch mit Hilfe des Teufels Außerordentliches wirken kann, daß umgekehrt Gott an Zeichen und Formeln Gnadenwirkungen knüpft, allein wie leicht kann man sich hier täuschen, sobald das Gebiet der Bibel und des strengen Dogmas überschritten wird und man überall Hexen wittert oder von Amuletten und Worten Wirkungen erwartet, die das Dogma nicht daran knüpft! Wer andererseits vom Übermaß des Glaubens an wunderbare Dinge abgeschreckt wird, der wird leicht den Wunderglauben an sich dafür verantwortlich machen, und wer den Mißbrauch bekämpft, wird leicht auch das Wahre angreifen. Nun ging aber der Kampf wider Hexen- und Kometenwahn gerade von Männern aus, die auch in echten und eigentlichen Glaubenssachen Skeptiker waren und aus Vorsicht ihren Angriff auf die vermeintlichen Vorwerke des Glaubens beschränkten (Montaigne, Balthasar Bekker, Bayle). Ihre Nachfolger durften schon dreister sein und Glauben und Aberglauben kecklich in eins vermengen. So blieb es, bis allmählich sich der Glaube in die neue Sachlage fand. Die Apologeten bestimmten den Kreis des Wunderbaren genauer und suchten alles Übertriebene und Bedeutungslose zu entfernen. Im enger bestimmten Sinne muß ein Wunder einem höhern Zweck dienen, der Beglaubigung einer Offenbarung, der Stärkung des Vertrauens zu heiligen Personen. Die Möglichkeit eines Wunders kann aber niemand bezweifeln, wer an einen persönlichen Gott glaubt. Wenn der Mensch die Natur verändert und sie zu außerordentlichen Wirkungen veranlaßt, so ist zu erwarten, daß dies in viel höherem Grade auch Gott, ihr Schöpfer und Herr, zu thun vermag.

2. Die Feinde des Glaubens drangen allmählich zerstörend ins Innere ein. Sie bezichtigten die Glaubenslehren des Widerspruches und des

Unsinns. Drei könne nicht eins sein, hieß es, der Mensch nicht Gott, das Brot nicht Fleisch und der Wein nicht Blut. Denn das Unendliche und Endliche, Ewige und Vergängliche schließen sich aus und Konträres lasse sich in einem Satze nicht verbinden. Es war nicht schwer, den vermeintlichen Widerspruch zu beseitigen, es sollte nicht ein Subjekt in ein und derselben Hinsicht mit dem konträr entgegengesetzten Prädikate verbunden werden: nicht in derselben Hinsicht ist Gott einfach und dreifach, nicht als Mensch ist Christus Gott und nicht als Brot ist die Hostie der Leib Christi. Wenn sich nach der Glaubenslehre mit dem Endlichen Unendliches verbindet, so ist damit nicht gesagt, daß das Unendliche im Endlichen aufgehe. Auch in seiner Menschwerdung ragte der Sohn Gottes weit hinaus über die durch Zeit und Raum beschränkte Erscheinung, welche die Apostel sahen, und gerade darin ruhte die Bedeutung dieser Erscheinung, daß sie den Blick der Jünger in ungekannte Fernen, Tiefen und Höhen lockte, wo ihre eigentliche Heimat war.

Die Erscheinung Jesu muß an und für sich schon etwas Ahnungsreiches und Geheimnisvolles für alle gehabt haben, die dafür Sinn hatten, und Blick und Wort mußte von einer andern Welt kündigen, sonst hätten ihn Augenzeugen gewiß nicht für Gottes Sohn erklärt. Um aber dies zu erkennen, gehörte eine gleichgestimmte Seele. Wenn es uns nur bei jenen ganz wohl wird, welchen wir uns als verwandt fühlen, und wenn man nur diejenigen voll zu würdigen weiß, denen man kongenial ist, so gilt das Gleiche auch von der Beurteilung Christi und der Heiligen (s. S. 491), nur hängt es hier weniger von der gegebenen Anlage, als vielmehr vom Willen ab, ob man sich zu einer Kongenialität erheben kann und soll. Man kann hier von jedem verlangen, daß er einen solchen Willen habe und seine Forderungen befolge.

Gegen die Sittenlehre der Kirche erhoben die Glaubensfeinde die Beschuldigung, sie unterdrücke die edelsten Triebe, Freiheit, Freundschaft und Liebe, verhindere den Aufschwung feiner Bildung, freier Kunst und Wissenschaft und habe in der Inquisition gegen die geistreichsten Köpfe gewütet. Gegenüber diesen Anschuldigungen war es Aufgabe der Apologeten, die Verdienste der Kirche um Bildung und Gesittung nachzuweisen. Sie mußten das Prinzip der Humanität zu dem ihren machen und mit diesem Lichte die Kirchengeschichte beleuchten. Besonders glänzend that dies Balmes. Er führt in seinem Buche „Protestantismus und Katholizismus“ den ausführlichen Nachweis, daß das Christentum die Sklaven und Frauen erhoben, daß es den Völkern die Freiheit gebracht und die Wissenschaft gepflegt habe.

3. Infolge dieser und anderer Werke verstummte der alte Vorwurf, und man preist das Christentum jetzt allgemein ob seiner Verdienste um

die Kultur. Selbst für die evangelischen Räte der Armut, Keuschheit und des Gehorsams fehlt der Gegenwart nicht aller Sinn, man erkennt ihre Idealität an, nur daß man ihre treue Befolgung da für unmöglich hält, wo man keine nähere Erfahrung und Anschauung von ihrer Erfüllung hat.

Das religiöse Innenleben der Andacht, Erbauung und Glaubensbeseligung genießt alle Achtung. Selbst wer die Religion für einen bloßen Wahn, einen schönen Traum hält, gesteht zu, daß sie zu den Bedürfnissen der menschlichen Natur gehört und dem Menschen so notwendig ist, wie Wissen und Freundschaft. Es kann niemand entgehen, wie erhebend und erquickend die Religion auf betrübte Seelen wirkt, wie sie das rohe Herz erweicht, die Leidenschaft, den Zorn und die Unzufriedenheit bannt. Das religiöse Gefühl als solches wird also nicht oder nur selten verworfen. Anders ist dies aber mit den Gegenständen und Wahrheiten, an denen sich das Gefühl entzündet. Da meinen manche, das Gefühl brauche gar kein Objekt, es müßte wie eine sich selbst nährende Flamme aus sich selbst leben und weben. Wohl dürfe es sich an der Idee des Unendlichen und Ewigen emporranken, aber diese Idee soll in keiner objektiven Person und keinem objektiven Verhältnisse angeschaut werden. Denn eigentlich sei nur im Innern der Seele das Ewige und Unendliche, und alles Objektive sei nur eine Heraussetzung und Veräußerlichung dessen, was innen lebt. Andere gestatten es, das Unendliche in Gott zu schauen, zu lieben und zu erstreben, aber es dürfe auf keinen Menschen übertragen werden, denn es werde dadurch immer eingeengt oder gar entstellt und führe eigentlich zum Götzendienst. Diese Beschuldigung wird besonders dann laut erhoben, wenn sich die Andacht zur Gottesmutter Maria und zu den Heiligen wendet. Die Verehrung einer Person führe zu ihrer Vergöttlichung und man schreibe ihr Allwissenheit, in beschränktem Grade auch Allmacht zu, sonst wäre ihr ja Hilfe nicht möglich. Die Folge hiervon sei die Anbetung und die abgöttische Verehrung auch alles dessen, was mit der angebeteten Person in Berührung stand oder gestanden haben soll, wie z. B. der Nägel Christi.

Was das Gefühl sagt, das verarbeitet der Verstand, kleidet es in bestimmte Vorstellungen und Begriffe. Die unbestimmten und schwankenden Regungen des Gemütes sucht er zu ordnen und zwischen den verschiedenen Elementen zu vermitteln. So soll es nun auch beim christlichen Religionsleben der Verstand gemacht haben, er soll die dunkeln und hellen Bewegungen der Seele, ihren Abscheu und ihre Liebe in bestimmte

Formeln — Dogmen — gebracht haben und zwar mit Hilfe der Begriffe seiner Zeit. Die Wertschätzung Christi, sagt man, führte in der römischen Kaiserzeit zu seiner Apotheose und die lebendige Erfahrung des kirchlichen Geistes zu seiner Hypostasierung. Indem nun das Denken mit Hilfe platonischer und stoischer Begriffe[1] Ordnung in die gegenseitigen Beziehungen des alttestamentlichen Gottes, Christi und des hl. Geistes brachte, entstand das Dogma von der Trinität. Indem der Verstand die Erhebung Christi zu Gott anerkannte, zugleich aber auch die historische Thatsächlichkeit berücksichtigen mußte, bildete sich das christologische Dogma. Das Fortleben nach dem Tode konnte man sich im Geiste der Zeit nur auf physischer Grundlage denken, daher das Dogma von der Auferstehung des Fleisches. Die Strafe des Todsünders, dachte man, muß eine ewige sein, daher die ewigen Höllenstrafen u. s. f.

Die Neugläubigen meinen nun, diese Dogmen haben wohl für ihre Zeit gepaßt, allein sie widersprechen dem modernen Bewußtsein. Das Gefühl, das ihnen zu Grunde liege, sei freilich immer wahr, allein es hieße der Gemeinde Eis statt lebendigem Wasser bieten, wollte man anstatt das religiöse Gefühl zu erregen, die entsprechenden Dogmen auseinandersetzen. Nicht Belehrung und Aufklärung, sondern Erbauung wolle die Gemeinde und hier handle es sich vor allem um persönliche Anregung. Zweck und Ziel dieser Anregung soll die erhabene Stimmung der Gottesergebung, die Anschauung des Lebens unter dem Gesichtspunkt des Ewigen, Hoffnung und Liebe sein. Der Quellpunkt dieser Anregung aber sei Christus, von ihm laufe wie durch eine elektrische Kette der Geist der Erbauung und Andacht durch die Jahrhunderte herab. Er stelle das Ideal jenes Zustandes dar, dem alle Religion notwendig zustrebt, das Ideal einer harmonisch gestimmten Seele voll Klarheit und Kraft, voll Sanftmut und Liebe. Er habe Gott in sich gefunden und wie er sollen auch wir ihn finden. Es kann nicht geleugnet werden, daß diese moderne Theologie, wie sie ein Schleiermacher begründet und in neuester Zeit von dem Verfasser des Büchleins „Im Kampf um die Weltanschauung", von Carriere, Dreyer, Kaftan u. a. vertreten wurde, ganz den bessern Tendenzen der Gegenwart entspricht und daher auf viele Kreise bestechend wirkt. In noch höherem Grade als die Reformation schmeichelt sie dem Subjektivismus und Freiheitstrieb, indem sie dem einzelnen in seinen Vorstellungen und Gefühlen den weitesten Spielraum läßt. Sie huldigt ferner der

---

[1] λόγος, πνεῦμα; ὑπόστασις, οὐσία.

Entwicklungsidee, dem Lieblingsgedanken der Neuzeit, wenn sie erklärt, in jedem Zeitalter solle sich die Formulierung des gläubigen Gefühles der geläufigen Begriffe bedienen und sich dem Stande des Wissens anpassen. Am allergefährlichsten aber ist ihre aufrichtig christliche Miene, ihre zum Teil sachgemäße Hervorhebung des Erbaulichen gegenüber einem doktrinären und moralisierenden Rationalismus, welcher das Herz leer läßt, und ihr Dringen auf das Wesen anstatt auf die Form.

Nichtsdestoweniger muß diese Theologie unbedingt verurteilt werden, denn sie ist unwahr und unpraktisch. a) Eine Religion, auch ein religiöses Gefühl ohne dogmatische Grundlage ist unmöglich. Jedes Gefühl bedarf eines Objektes und besteht dann in der Beziehung dieses Objektes zu dem eigenen Befinden, die Religion aber bedarf erst recht einer solchen Beziehung zu einem Objekte, wie schon ihr Name verlangt, und zwar muß das Objekt viel mehr enthalten, größer, mächtiger und höher sein als das eigene Ich, damit es Kraft und Erhebung aus ihm schöpfen kann. Ferner muß das Objekt mit der Seele seinerseits in Verbindung treten, denn wenn schon zwischen Menschen unerwiderte Liebe erkaltet, um wieviel mehr zwischen einem endlichen Geschöpf und einem unendlichen Objekt! Das Christentum bietet nun b) solche Objekte, und das Dogma bestimmt ihr gegenseitiges Verhältnis, sowie auch die Form, wie der Mensch mit ihnen verkehren und sich Gnade und Hilfe erschließen soll. Diese Dogmen sind jedoch nicht erst geworden, sondern waren in der Offenbarung Gottes in Christo enthalten, wie jeder Katechismus und jedes Religionshandbuch lehrt. Sie sind daher ursprünglich und wesentlich mit dem Christentum verknüpft und niemand kann Christus verehren, der ihm nicht in allem glaubt und folgt. Die Dogmen sind keine bloßen Formen und nicht so unwesentlich, wie es sich die modernen Theologen träumen.

c) Eine Entwicklung der Dogmen, wie es diese Theologen annehmen, eine Entwicklung, die Wesentliches verändert, widerspricht schon dem Begriff der Wahrheit und widerspricht der Erwartung, die wir an Gottes Offenbarung stellen. Was Gott uns offenbart, muß so wahr sein, unveränderlich und ewig wahr sein, wie er selbst. Dieser Wahrheit müssen wir uns beugen, ob sie auch in der barbarischen Sprache der Urzeit und in uns unverständlichen Begriffen gefaßt ist. Gerade je altertümlicher sie ist, desto mehr erweckt sie Vertrauen, daß sich an ihr nicht Menschenwitz versuchte.

Das ist allerdings richtig, wir sollen die Dogmen nicht als tote Formeln annehmen, sie ohne Denken nachsprechen und ohne Empfindung

als Antiquität wieder beiseite legen, ohne uns im Tagewerk um sie zu bekümmern. Die Dogmen wollen durchdacht, durchlebt und durchempfunden sein. Wir sollen mit dem Geiste ringen, der in ihnen lebt, mit stolzer Demut uns dem Geheimnisse nähern, ohne die Vermessenheit, sie zu ergründen, aber auch ohne Denkscheu und Schlaffheit.

4. So wird auch auf Seite des Glaubens, zumal in der Gegenwart, die Forderung erhoben, Herz und Gemüt dem Geheimnisse des Glaubens zu öffnen, und es wird ferner auf die persönliche Anregung großes Gewicht gelegt. Insofern stehen wir alle unter dem Einflusse des modernen Geistes und sind wir alle Kinder des 19. Jahrhunderts, ohne aufzuhören, Kinder einer neunzehnhundertjährigen Mutter zu sein.

a) In der neuesten Zeit überwiegt die apologetische Behandlung des christlichen Glaubens — selbst die neuesten Dogmatiken werden mehr zu Apologieen —, die Apologie aber geht von dem Gemütsbedürfnis des Menschen aus und zeigt, wie schön, erhebend und trostreich der Glaube ist, wie umgekehrt der Unglaube den Menschen geistig und sittlich verdirbt, ihn unglücklich und trostlos macht.

b) Mehr als je legt man ferner auf die geistige und asketische Bildung des Klerus Gewicht. Mit vollem Recht! Die Kirche hat Männer nötig, in denen sich Wissenschaft mit Charakterstärke und Frömmigkeit eint. Die Weisheit, Sittlichkeit und Liebe der autoritativen Vertreter der Kirche und der wahrhaft Gläubigen überhaupt muß das Vertrauen der Zweifelnden und Irrenden erzwingen. Dazu gehören Männer, denen man sich geistig hinzugeben, anzuschließen, zu gehorchen bereit ist, mit einem Wort, denen man glauben kann. In diesem Einswerden und dieser geistigen Hingabe gründet der Glaube. Das heute noch erfahrbare Wirken der Vertreter der Kirche gewährleistet uns die Wahrheit und den Wert der gesamten kirchlichen Tradition, es läßt uns den Trägern dieser Tradition Glauben schenken und versetzt uns über die Schranken der Zeit und des Raumes bis in die unmittelbare Gegenwart der Heilsthatsachen. Durch diese Vermittlung werden wir geistig eins mit den Propheten und Aposteln, die Gott selbst schauten, wir erleben das, was sie uns schildern, erfahren gleichsam an ihrer Statt Gottes Wirken und Offenbarung und vermögen weiter zu zeugen.

Freilich das eigentliche Motiv des Glaubens ist Gottes Wort und Gottes Wahrheit, eine in uns unabhängig von der positiven Offenbarung zeugende oder wenigstens davon abtrennbare Idee, und diese Idee selbst führt uns zur wahren Religionsgesellschaft und zu den wahren Heilsthatsachen, jedoch nur deshalb, weil

gerade diese positive Religionsgestalt der vorausgesetzten Gottesidee entspricht. Die Vermittlung zwischen dem Gottes- und dem historischen Glauben, zwischen einer metaphysischen Idee und geschichtlichen Ereignissen bilden eben solche Männer, wie wir sie oben geschildert haben.

Der Gnade Gottes verdankt die Kirche eine Reihe solcher Männer, auf die sie stolz sein kann. Es ist hier nicht möglich, sie alle aufzuzählen, nur einige seien genannt: Sailer, Hirscher, Overberg, Diepenbrock, Wiseman, Ketteler, Roh, Stolz, Newman und Manning. Unter den Laien haben sich um die Kirche große Verdienste erworben: Görres, Brentano, Montalembert, Falloux, Mallinckrodt, Frankenstein, Windthorst u. s. w.

Es erschien eine Reihe trefflicher Apologieen, unter welchen diejenigen von Möhler, Lacordaire, Nicolas, Hettinger und Schanz einen hervorragenden Platz einnehmen. Besonders bei Möhler, Lacordaire und Hettinger verbindet sich der Reiz der Darstellung und der Glanz der Sprache mit der Klarheit und Tiefe der Gedanken und der Glut der Empfindung. Ein Herz, das nicht ganz verdorben ist, muß sich unwiderstehlich von dem erhabenen Schwung der Gedanken, der Höhe und Großartigkeit der Auffassung und dem Universalismus des Denkens ergreifen lassen, die in den Schriften jener Männer sich findet. — Auch die Schriften und Abhandlungen Linsenmanns sind hierher zu zählen, sie zeichnen sich alle durch eine vorzügliche Sprache, einen großen Gedankenreichtum und apologetische Tendenzen aus.

In neuester Zeit wird besonders emsig auf dem Gebiete der Philosophie und Geschichte gearbeitet.

Ich nenne unter den Philosophen Bach, Commer, Gutberlet, Cathrein, Haffner, Hardy, Hertling, Isenkrahe, Langhorst, Pesch, Pohle, Schell, Schmid, Stöckl und Wolff, unter den Historikern Beissel, Bellesheim, Binder, Denifle, Finke, Funk, Grauert, Hefele, Helfert, Hüffer, Höfler, Janssen, Jörg, Jostes, Knöpfler, Pastor, Sdralek, Schnürer, Weiß und Zimmermann. Andere Namen wurden gelegentlich angeführt.

Leider ist auch die Thatsache zu konstatieren, daß die katholischen Gelehrten besonders in Deutschland nicht jene Anerkennung finden, die sie verdienen. Das Volk schätzt die Wissenschaft nicht, die gebildeten katholischen Laien halten die katholische Litteratur für nicht fein und gediegen genug, und die Akatholiken bekümmern sich von vornherein um nichts Katholisches. Im Gegenteil sucht man die Erzeugnisse katholischer Wissenschaft tot zu schweigen oder herunter zu setzen, und viele Litteraturblätter pflegen ein Urteil zu fällen, ohne genügende Einsicht genommen zu haben. Daraus erklärt es sich, daß in keinem Lande schwerer wie in Deutschland der katholische Gelehrte oder Dichter eine allgemeine Anerkennung erntet.

Trotz aller Kunst hätte ein Lacordaire, Lenormant, Ozanam, Dupanloup oder Didon in Deutschland es nicht so weit gebracht, wie in ihrem Heimatland. Auch in England ist der Ton katholischen Schriftstellern gegenüber viel achtungsvoller, man behandelt sie nicht von vornherein als unwissenschaftlich und verachtet ihre Ansichten nicht als puren Unsinn.

Trotzdem ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß die Zukunft gegen das Katholische gerechter werden wird. Man wird wieder einzusehen lernen, nicht nur was für eine mächtig konservative Macht die katholische Kirche ist, sondern welche reiche Quelle reinster Poesie und erhabenster Anschauung ihre Glaubenslehre ist. Gerade von dem rein menschlichen Standpunkt aus, den die Gegenwart einnimmt, vom Standpunkt der Philosophie und Geschichte, erhebt sich die Sehnsucht nach einer übersinnlichen und übernatürlichen Macht, welche dem Leben tiefen Inhalt gibt. Das rein Natürliche, das Durchsichtige und Diesseitige langweilt auf die Dauer, man will etwas Jenseitiges, Unbegreifliches und Geheimnisvolles. Wo man alles begreift und durchschaut, findet die Begeisterung, der dem Menschen natürliche Unendlichkeitsdrang und sein Verehrungsbedürfnis keine Nahrung. Der Schönheits- und Geniekultus kann dieses Bedürfnis nicht stillen, ihm entspricht nur die Offenbarung Gottes, seine alttestamentliche Majestät, seine Liebe und Gnade in Christo und seine allumfassende Fürsorge in der Kirche.

# Register.

## D.



## E.

## F.

## G.

## H.

## J.

## K.

## P.

## S.

## T.



## U.

## X.



## Y.



## Z.

Grupp, Georg,

System und Geschichte der Kultur

Bd.: 2

Paderborn 1892